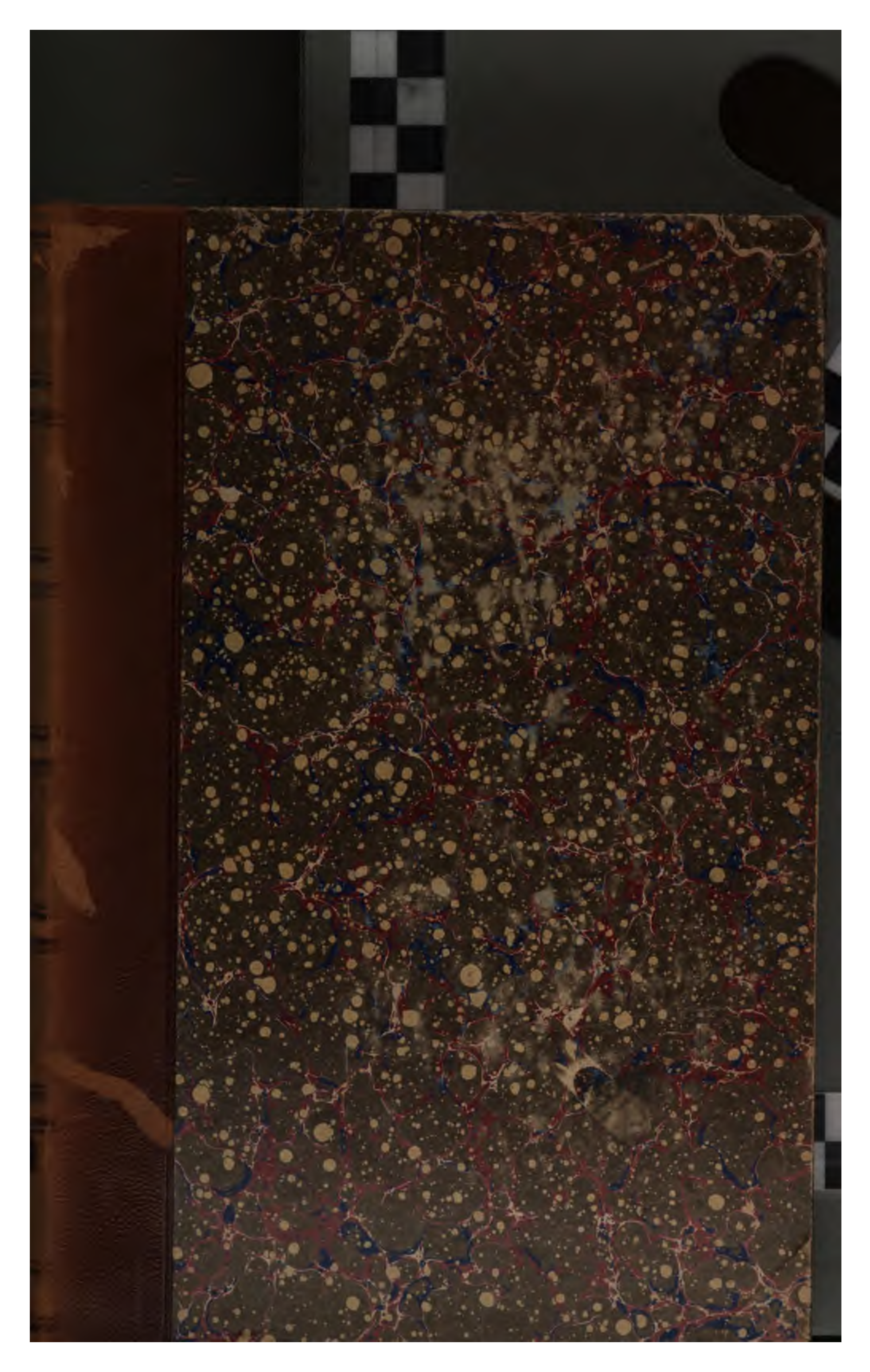
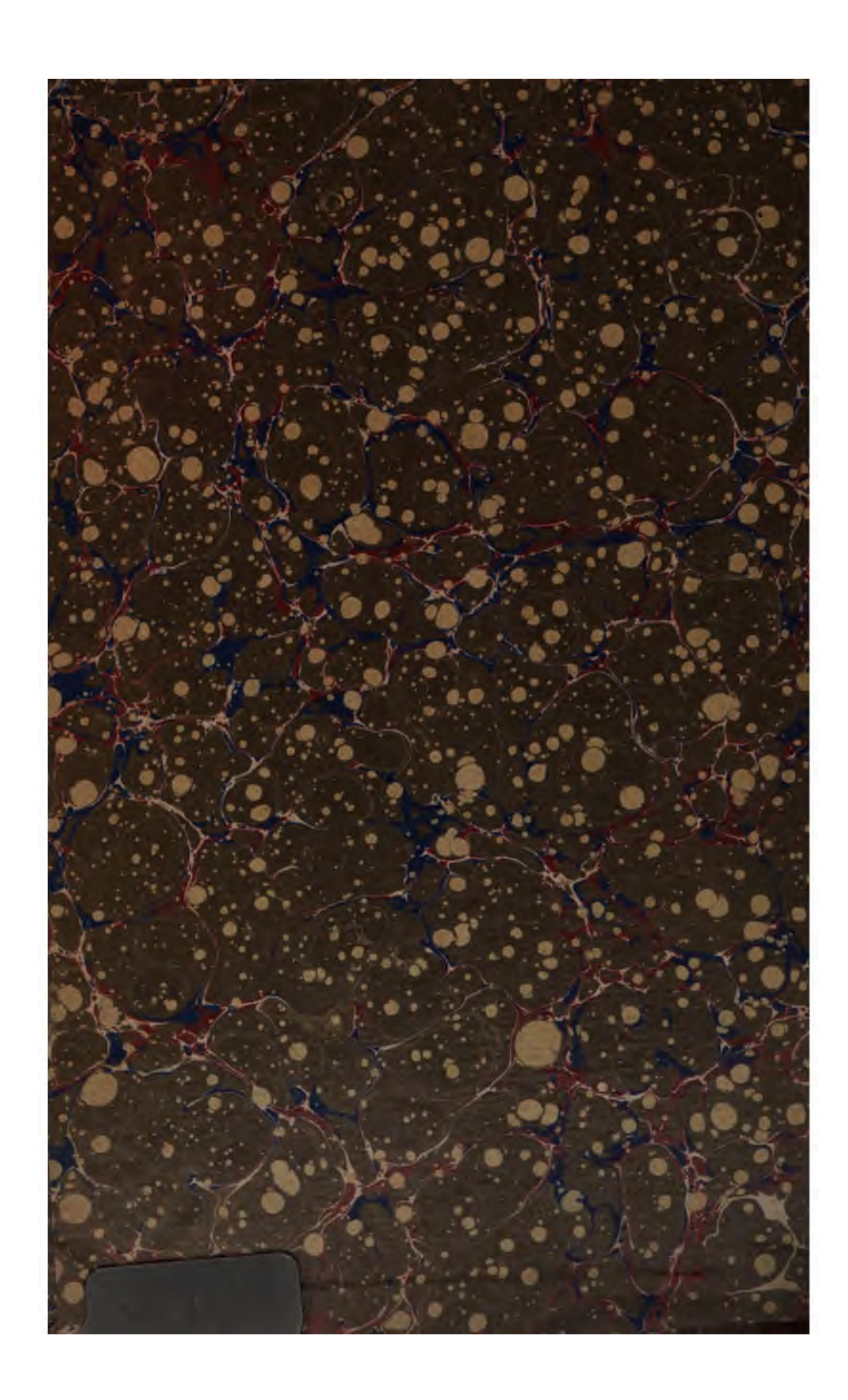
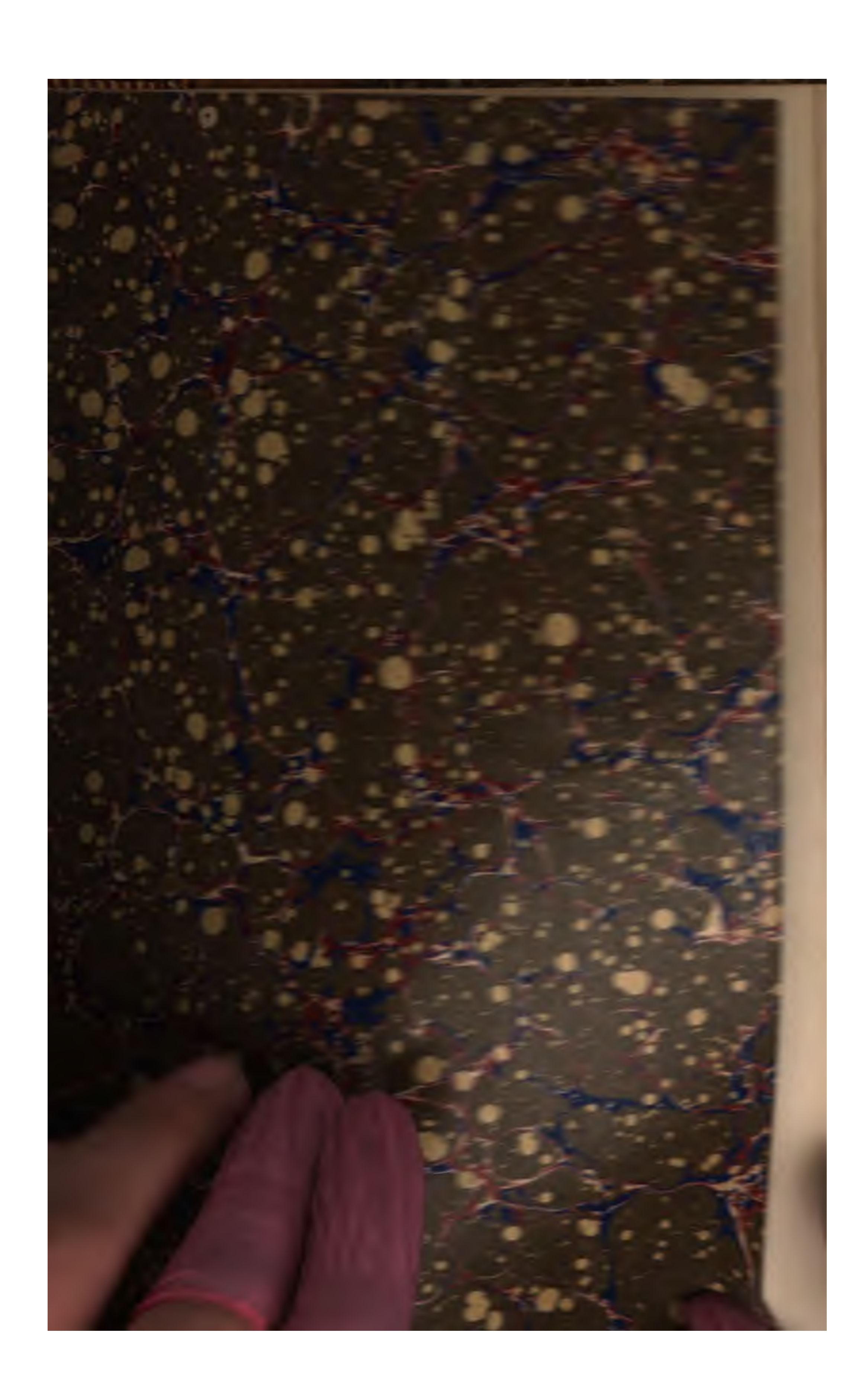








ZEITSCHRIFT

FÜR

DEUTSCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON JULIUS ZACHER

HERAUSGEGEBEN

VON

HUGO GERING UND OSKAR ERDMANN

FÜNFUNDZWANZIGSTER BAND

HALLE A. S.

VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES.

1893.

INHALT.

Seite

Zum Eckenliede. Von F. Vogt 1
Liederhandschriften des 16. und 17. jahrhunderts II. III. Von J. Bolte . . 29
Ungedruckte briefe Herders und seiner gattin an Gleim. Von J. Pawel . . 36
Zur Klage. Von J. Bieger 145
Zwei berichte über eine Jerusalemfahrt (1521). Von R. Röhricht . . 163. 475
Über Wielands Geron. Von L. Singer 220
Über Goethes bruchstücke des gedichtes „der ewige Jude". Von H. Düntzer 289
Das nhd. pronomen. Von A. Jeitteles 303
Deutsche wandertruppen in Dänemark. Von J. Paludan 313
Hans Sachs als moralist in den fastnachtspielen. Von G. Duflou 343
Die quellen von Klingers „Derwisch". Von K. O. Mayer 356
Þiðreks saga und Niflunga saga. Von R. C. Boer 433
Johann Sebastian Mitternacht. Ein beitrag zur geschichte der schulkomödie im 17. jahrhundert. Von G. Ellinger 501
Mitteilungen über handschriften der Zweibrückener gymnasialbibliothek. Von A. Englert 537
Lied, genant: das menschliche leben ein traum. Von A. Jeitteles . . 544

Nekrologe.

Friedrich Zarncke. Von F. Vogt 71
Matthias v. Lexer. Von K. Weinhold 253
Theodor Wisén. Von G. Cederschiöld. 362

Miscellen.

Zur geschichte des begräbnisses *more teutonico*. Von K. Maurer. 139
Zum drama vom verlornen sohn. Von Th. Odinga 140
Nochmals *dribolde scheren*. Von M. Pappenheim 140
Zu W. Müllers romanze „Est est". Von R. Sprenger 142
Gardinenwiese. Von R. Sprenger 286
Noch einmal *täte* im bedingungssatze. Von G. Bötticher und O. Erdmann 431
Zu den neutralen engeln. Von Ph. Strauch 566
Die zeichen > und <. Von H. Gering 566

Litteratur.

A. Schultz, das höfische leben, angez. von J. Meier 91
G. v. d. Gabelentz, die sprachwissenschaft, angez. von H. Oldenberg . . 113
Hench, the Monsee fragments, angez. von H. Wunderlich 117
Herzfeld, die rätsel des Exeterbuches, angez. von E. Koeppel 120

Seite
Bielschowsky, geschichte der deutschen dorfpoesie I; Hartmann, Heselohers lieder, angez. von F. Vogt 121
Seegers, textkritik von Hartmanns Gregorius, angez. von G. Rosenhagen . 125
Weiland, die Angeln, angez. von O. Bremer 128
Bolte, de düdesche Schlömer, angez. von H. Brandes 130
Schaub, nd. übertragungen des Lutherschen N. T.; angez. von demselben . 132
Bötticher und Kinzel, denkmäler der älteren deutschen litt. III, 2—4, angez. von G. Kawerau 137
Schönbach, altdeutsche predigten III, angez. von F. Bech. 256
Genelin, unsere höfischen epen, angez. von H. Suchier 265
Zimmerli, die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz, angez. von demselben 266
Schepss, Conradi Hirsaugiensis dialogus, angez. von H. Althof 267
M. v. Waldberg, Venusgärtlein, angez. von G. Ellinger 273
Braitmaier, Goethecult und Goethephilologie, angez. von O. Erdmann . . 287
Bechtel, hauptprobleme der indogerm. lautlehre, angez. von H. Möller . . 366
Ranisch, Vǫlsunga saga, angez. von B. Sijmons 394
E. H. Meyer, eddische kosmogonie, angez. von F. Kauffmann 399
Weede, diu Wârheit, angez. von H. Wunderlich 402
Garke, prothese und aphaerese des *h* im ahd., angez. von demselben . . . 403
Lichtenberger, poème et légende des Nibelungen, angez. von F. Vogt . . 405
Hauffen, Caspar Scheidt, angez. von G. Ellinger 417
Heine, schauspiel der deutschen wanderbühne, angez. von demselben. . . 419
Kraus, böhm. puppenspiel von dr. Faust, angez. von demselben 421
Bolte, der bauer im deutschen liede, angez, von demselben 423
E. Voigt, Egberts von Lüttich Fecunda ratis, angez. von R. Peiper. . . . 423
Müllenhoff, deutsche altertumskunde III, angez. von O. Bremer 546
Heusler, zur geschichte der altdeutschen verskunst, angez. von F. Kauffmann 552
Kraus, „Vom rechte“ und „Diu Hochzeit“, angez. von H. Löbner 560
Reuling, die komische figur in deutschen dramen, angez. von Bolte . . . 563
J. Reicke, zu Gottscheds lehrjahren in Königsberg, angez. von O. Erdmann 565
Neue erscheinungen. 143. 287. 431. 567
Nachrichten 144. 288. 432. 568
Berichtigungen 144. 568

Register von E. Matthias. 568

ZUM ECKENLIEDE.

Uns seit von Lutringen Helfrich	Hiemali tempore	
wie zwene rechen lobelich	dum prata marcent frigore	
Ze saemine bechomen	et aquę congelascunt	
Erekke unde ouch her Dieterich	concurrunt in ęstuario	
Sie waren beide vraislich	qui regnant cum Decio	5
da von sie schaden namen	et postquam convalescunt	
Als vinster was der tan	socius a socio	
da si an ander funden	ludus incitatur	
Her Dietrich rait mit mannes chrafft	qui vestitus venerat	
den walt also unchunden	nudus reparatur	10
Ereke der chom dar gegan	ei trepidant divitię	
er lie daheime rosse vil	cui paupertas	
daz was niht wol getan.	semper servit libere.	

Die metrische übereinstimmung obiger strophen der Carmina Burana ist lange unbemerkt geblieben, obwol doch in der handschrift auch hier die deutsche strophe unmittelbar hinter dem entsprechenden lateinischen liedchen steht (Bl. 90 und 90[b]; Schmeller nr. 180. CLXXX[a]), von dessen drei strophen ich hier probeweise die erste mitteilte. Martin führt vielmehr Ztschr. f. d. a. 20, 47 die strophe des Eckenliedes ausdrücklich unter denjenigen deutschen auf, welche „keine lateinischen gegenstücke haben“, und weder Burdach noch Meyer haben bei ihren bemühungen, teilweise die priorität der deutschen strophen der CB vor den mit ihnen zusammengestelten lateinischen gegen Martin zu verteidigen, jenes versehen berichtigt. Und doch handelt es sich gerade hier um einen fall, in welchem die deutsche strophe gewiss die ursprüngliche ist und dem lateinischen liede nur als schema der bekanten deutschen weise angehängt wurde, nach welcher jenes gesungen ward. Denn abgesehen von algemeinen erwägungen, die es unwahrscheinlich genug machen, dass eine der beliebtesten weisen der deutschen volksepik aus einem kleinen lateinischen spielerliedchen herstammen solte, zeigen die lateinischen verse hier in dem dreimaligen fehlen der senkungen (véstés mittántúr 2, 10; heí hęc

est régulá 3, 11) eine eigentümlichkeit, die Martin selbst a. a. o. s. 56 fg. als kenzeichen für die nachbildung eines deutschen musters auffasst. Der schlussvers hat im Eckenliede die gewöhnliche form der epischen langzeile: 3 hebungen mit klingendem oder 4 mit stumpfem ausgange in der ersten, 3 hebungen mit stumpfem schluss in der zweiten hälfte. Nach der ersteren, herschenden form könte auch in dem lateinischen liede der schlussvers der 1. und 3. strophe gelesen werden *cui paupertas semper servit libere, per quam nobis cutis erit morbida;* aber der schluss der zweiten *cui sors magis aut fortuna faveat* nötigt anzunehmen, dass die cäsur hinter die auf die zweite hebung folgende senkung verschoben wurde, so dass sich also der typus 3◡ + 3 zu 2◡ + 4 wandelte[1].

Aber nicht allein für die frage nach dem verhältnis der vagantenlyrik zur deutschen dichtung, auch für die beurteilung des Eckenliedes selbst ist die in die CB aufgenommene strophe von grosser bedeutung. Zupitza, der in der Lassbergischen handschrift (L) die „älteste gestalt“ des Eckenliedes sieht, tut im Deutschen heldenbuch V, XXXV den kritischen wert der Benedictbeurener str. (B) allerdings mit der bemerkung ab: „ihre fassung weicht von L so bedeutend ab, dass nicht zu zweifeln ist, dass sie aus dem gedächtnis aufgezeichnet worden“; aber noch in seinen Prolegomena ad Alberti de Kemenaten Eckium s. 16 scheint er nicht abgeneigt, B den vorrang vor L zu lassen. In der tat stelt meines erachtens die vergleichung beider überlieferungen die ursprünglichkeit von B ausser zweifel. Vers 9 und 10 liest nämlich L: *her Dietrich und der küene man wol an denselben stunden.* Das sind durchaus nichtssagende flickverse, während B hier bestimte angaben bietet, die volständig am platze sind: Dietrich kent den wald, durch den er in nächtlichem dunkel ziehen muss, tatsächlich nicht; und vor allem, was hier im gegensatz zu vers 11 entschieden bemerkt werden muss, er reitet, während Ecke zu fusse geht. Das Dresdener heldenbuch (d) stimt mit L überein; die dritte, durch den Augsburger und den Strassburger druck vertretene version (as) liest vers 7—10: *Ja also finster was der than Da zů den selben stunden Herr Eck der wolt nie abelan Den weg het er gefunden.* Was den anlass zu diesen ungeschickten änderungen gegeben hat, ist klar: der cäsurreim solte eingeführt werden, während in der ursprünglichen form der Eckenstrophe zeile 7 und 9 reimlos waren. Diese echte gestalt der Eckenweise liegt allein in den CB vor; in der lateinischen nachbildung bleiben die entsprechenden zeilen ebensowol konsequent ohne reim wie in der deutschen strophe, während alle volständigen

überlieferungen des deutschen gedichtes diesen ohne ausnahme eingeführt haben; keine von ihnen kann also die ursprüngliche fassung des Eckenliedes darstellen. Zu diesem ergebnisse war schon vor 20 jahren Wilmanns (Altdeutsche studien s. 97 fgg.) auf ganz anderem wege gelangt. Er hatte, was insbesondere die form betrift, bemerkt, das L, d und as auch bei sonstiger übereinstimmung der reimwörter doch in denen des siebenten und neunten verses in der regel von einander abweichen; und er hatte den schluss daraus gezogen, dass diese drei texte auf eine verlorene quelle zurückgehen müsten, in welcher jene zeilen noch nicht mit einander gereimt waren. Die strophen der CB hatte auch er nicht berücksichtigt; sie geben seiner annahme eine glänzende bestätigung, wenn anders es einer solchen noch bedurfte.

Wer die deutsche strophe der CB unbefangen und ohne rücksicht auf die anderweitige überlieferung des Eckenliedes liest, dem wird sie sicherlich als der anfang desselben erscheinen; und dass gerade sie als vertreterin seiner weise dem lateinischen liede in der Benediktbeurener samlung angehängt ist, würde sich natürlich am einfachsten erklären, wenn das deutsche gedicht wirklich mit ihr begann. Aber in L gehen ihr 68, in d 77, in as 62 strophen voran. Diese berichten, wie Ecke von drei königinnen ausgesant und ausgerüstet wird, um ihnen den Dietrich von Bern zu bringen; wie er diesen dann zu Bern und anderswo vergeblich sucht, bis er einen von Dietrich tötlich verwundeten ritter findet, der ihn erst vor dem kampfe mit dem gefährlichen helden warnt, dann aber auf die richtige fährte weist. Dieser todwunde wird in L Helferich von Lune, in D Helferich von Lone, in as Helferich von Lutring genant; er gilt allen überlieferungen als einunddieselbe persönlichkeit mit dem in der eingangs mitgeteilten strophe genanten gewährsmanne der erzählung vom kampfe Dietrichs mit Ecke. In as begint diese strophe freilich ohne nennung des namens *Wir funden hye geschriben stan Wie das zwen vnuerzagte man In einen wald dar kamen;* aber hier wird vorher str. 62 und nachher str. 90, 6 Helfrich ausdrücklich zum heimlichen zeugen des kampfes gemacht, und str. 130 fg. lässt ihn diese version nach beendigung des kampfes hervorkommen und von Dietrich mit der nachricht über das vorgefallene nach Bern geschickt werden.

Von einer solchen verbindung dieser person mit den späteren ereignissen wissen nun L und d durchaus nichts. Helfrich wird nach der in rede stehenden strophe (L 69 d 78) überhaupt gar nicht wider genant; und selbst mit der vorangegangenen erzählung von Helfrichs verwundung steht jene strophe von Helfrich dem gewährsmann in die-

sen beiden versionen eigentlich in gar keinem zusammenhange. Während as str. 62 zu erzählen weiss, dass Helfrich, der sich vorher wie ein sterbender gebärdete, zu den kämpfenden schleicht, indem er sich seine wunden mit einem rasenstücke zuhält, lässt d (74—77) ihn durch ein zwerglein geheilt werden, so dass er am fünften morgen von dannen reiten kann — wohin wird nicht gesagt, und man gerät nicht auf den gedanken, dass er noch zu Eckes und Dietrichs kampf gekommen sein solte, da dieser doch nicht erst am fünften tage nachdem Helfrich den Ecke zu Dietrich gewiesen hatte erfolgt sein wird. Nach as 78, 11—13 begint der kampf Dietrichs mit Ecke vielmehr in der auf seinen kampf mit Helfrich folgenden nacht, und die mit dieser strophe eng zusammenhängende as 79 findet sich auch in d (117). d wird durch die erzählung von Helfrichs heilung wol die tatsache haben erklären wollen, dass der todwunde überhaupt am leben blieb und so der gewährsmann für die folgenden ereignisse werden konte; darüber aber, auf welche weise er sie erfahren, hat der urheber dieser version sich augenscheinlich keine gedanken gemacht. An eine gemeinsame quelle für die berichte in as und in d ist natürlich nicht zu denken; und so enthält denn auch L, die in der ältesten handschrift überlieferte und zugleich (so viel muss man meines erachtens Zupitza entschieden zugeben) die verhältnismässig ursprünglichste dieser drei redaktionen, keinen von beiden. Auch jene strophe as 79 d 117, welche den der begegnung mit Ecke vorangegangenen kampf Dietrichs mit Helfrich und dessen drei begleitern voraussezt, fehlt in L ganz. Das einzige, was hier möglicherweise einer vorbereitung der strophe, die den Helfrich als gewährsmann nent, ähnlich sehen könte, ist die mit d übereinstimmende kurze bemerkung 68, 2, dass Ecke den wunden Helferich verbunden habe, insofern nun doch wenigstens dessen heilung noch möglich gemacht scheint; da aber as etwas derartiges nicht enthält, vielmehr bestimt voraussetzt, dass Helfrich ohne verband bleibt, so ist es sehr zweifelhaft, ob in der quelle Ldas schon eine entsprechende strophe stand.

Jedesfals haben wir, was d und vor allem was as gegen L über Helfrich angeben, als selbständige zutaten anzusehen, die wenigstens in as deutlich dem zwecke dienen, eine in der quelle vermisste verbindung zwischen der geschichte des verwundeten Helfrich und der berufung auf Helfrichs erzählung vom kampfe Dietrichs mit Ecke herzustellen. In der gemeinsamen grundlage von Ldas hat sich nichts derartiges gefunden; in ihr bestand — mögen wir nun L 68 für älter oder für jünger halten — ein erträglicher zusammenhang zwischen der

oben mitgeteilten strophe L 69 und dem vorangegangenen so wenig wie in L. Wie der zum tode verwundete, schon mit dem sterbesakrament versehene Helfrich dazu komt, den kampf der beiden helden zu erzählen, ist ganz unerfindlich; Dietrich und Ecke aber werden vollständig neu eingeführt, als wären sie noch gar nicht genant, als wäre von Eckes langem suchen nach Dietrich nirgend die rede gewesen, und ebensowenig davon, dass er ein pferd verschmähte. Dass es nacht ist, wird von dieser strophe an vorausgesezt, während von ihrem anbruch vorher in Ld nicht die rede war; vielmehr war in L die lezte zeitbestimmung der morgen (52, 1 vgl. auch d 55, 12. 56, 1); nur nach der auch hier auf herstellung eines besseren zusammenhanges bedachten version as ist es abend 43—44, nacht 58. Ich kenne keine einzige stelle im inneren eines unserer volksepen, an der so deutlich und unvermittelt der anfang eines augenscheinlich selbständigen gedichtes mitten in die erzählung hineinfährt. Selbst in as fängt bei allen veränderungen die strophe doch noch wie von vorne an. L zeigt nur eine für die frage nach ihrer selbständigkeit bemerkenswerte abweichung von B: es schreibt als erstes wort *êrst* statt *uns*. Das kann hier nichts anderes heissen, als „erst jezt“. Der urheber dieser version sezt also voraus, dass man das durch *êrst* eingeleitete eigentlich schon früher erwarten konte. Aus der vorausgegangenen erzählung aber ergibt sich nicht der mindeste grund, weshalb Helfrich schon früher seinen bericht hätte bringen sollen; nicht durch sie, sondern nur durch eine ältere tradition kann daher jene erwartung begründet sein, durch die tradition, nach welcher das Eckenlied eben mit dieser strophe begann. Der redaktor geht also hier von der jüngeren vorgeschichte zu dem älteren anfange über, indem er sagt: „erst jezt komt die (bekante) erzählung des Helferich von Lune“; und er kenzeichnet dadurch zum überfluss noch ausdrücklich die stelle, an der die alte dichtung begann.

So weiss denn nun auch die Þiðreks saga (c. 96 fg.) von der ganzen scene zwischen Ecke und dem verwundeten ritter durchaus nichts, und nirgend in der ganzen erzählung von Ekka wird Hjalprikr auch nur genant.

Fand sich also der name Helferich von Lutringen oder von Lune ursprünglich allein in der oben mitgeteilten strophe, der ersten der alten dichtung, so fragt es sich, was er dort zu bedeuten hatte. Schon frühe ist die ansicht geäussert, dass der name des dichters dahinter stecke; ohne dass man aber deshalb die vorausgegangene erzählung vom verwundeten Helfrich für jünger erklärt hätte. Und zwar haben bekant-

lich Lassberg und Uhland angenommen, dass *von Lûne Helferich* entstelt sei aus *von Linouwe Heinrich*, so dass der verfasser des Eckenliedes demnach identisch wäre mit jenem Heinrich von Lînouwe, welcher nach der litterarischen stelle in Rudolfs von Ems Alexander *den wallære* verfasste. nach der im Wilhelm von Orlens *Ekkenis manheit hât getihtet und geseit: daz ist der wallære*. Bächtold hat in seiner Litteraturgeschichte der Schweiz s. 108 u. anm. diese vermutung wider aufgenommen. Da aber *Ekkenis* oder *Ekkenes* nicht der genetiv von *Ekke* ist, andrerseits der vers an der stelle, wo jene namensform steht, drei silben erfordert, so habe ich in Pauls Grundriss II, 323 nach den von Wackernagel LB I⁴, 607 mitgeteilten varianten *Eggen*, *Ereckes* frageweise *ern Ecken* vermutet. Die ganze hypothese wird jedoch widerlegt durch eine stelle, durch die Bächtold sie gerade stützen zu können meint. Er beruft sich a. a. o. auf die ihm aus einer abschrift bekanten verse 7084 fg. des Wilhelm *swer hât vernomen oder gelesen von dem wallære hern Ekkenes mære*, aus denen hervorgehe, dass unter dem Waller Ecke gemeint sei. Ich weiss nicht, wie sich das aus diesen versen eher ergeben soll, als aus den längst bekanten litterarischen stellen im Wilhelm und Alexander. Jedesfals beweisen die verse, welche den von Bächtold mitgeteilten in den handschriften unmittelbar folgen, und deren abschrift ich der freundlichkeit des herrn dr. V. Zeidler in Graz verdanke, dass der *wallære* unmöglich der Ecke des volksepos sein kann. Der dichter fährt nämlich im satze fort:

dem ist wol kunt, wie iegelich
ein turnei dâ hebet sich
in der mitten ougsten zît,
und wie ein sperwer dur strît
aldar ûf gesetzet wirt.

Demnach gehörte der held dieses gedichtes, wie schon Docen, Misc. II, 292 in berichtigung seiner eigenen früheren ansicht (ebenda I, 75) bemerkte, „in einen ganz anderen fabelkreis“. Freilich steht die namensform in den älteren handschriften nicht fest; von 5 pergamenthandschriften bietet nach Zeidlers mitteilung nur eine *Ekkenes*, die anderen *erkeynes, eikenes, klies, ereckes*. Die erwähnung des *dur strît* aufgesezten sperbers legt es ja nahe, *Ereckes* für das ursprüngliche und *wallære* dann für eine verderbnis von *Ouwære* zu halten; aber in *wallære* stimmen die handschriften überein; da wäre es denn doch merkwürdig, wenn der name des albekanten verfassers des Erec in ihrer gemeinsamen quelle in dieser weise entstelt wäre, und wenn dann weiter alle handschriften diesen namen eines gar nicht existierenden dich-

ters gläubig hingenommen, für sein werk aber an stelle des bekanten Erek der vorlage auf ganz verschiedene namensformen geraten hätten, statt vielmehr Erek beizubehalten, für den entstelten namen seines verfassers aber die bekante richtige form einzusetzen. Die abweichungen der handschriften würden sich viel eher erklären, wenn es sich um den namen eines wenig bekanten gedichtes handelte. Und so finden sich denn auch nach Wackernagel a. a. o. 605 in der litterarischen stelle des Wilhelm zu *Ouwere* und *Ereckes* gar keine abweichungen, während zu *Ekkenis* ganz ähnlich wie hier die teilweise schon aufgeführten varianten *eggenis ekkeins eikins eygen*, ja auch *ereckes* auftreten. Von Erec aber kann in dem dort vorliegenden zusammenhange unmöglich die rede sein. Wir werden daher dieser lesart auch an der anderen stelle keine entscheidende bedeutung beilegen dürfen. Dazu komt nun noch, dass bei Hartmann nicht von der *mitten ougsten zît*[2] und auch nicht eigentlich von einem turnier, sondern nur von einem einzigen zweikampf die rede ist. Es handelt sich also augenscheinlich um ein sonst unbekantes höfisches epos, und Heinrich von Linouwe wird mit dem Eckenliede nichts zu tun haben. Der vorname der fraglichen persönlichkeit lautet auch nach dem zeugnis aller handschriften und drucke Helferich; als die form des zunamens ist durch die übereinstimmung der ältesten und ursprünglichsten aufzeichnung B mit der von ihr ganz unabhängigen version as *von Lutringen (Lutring)* am besten verbürgt.

Dieser name komt sonst nur noch einmal in der litteratur vor: nach Dietrichs flucht 5156 heisst einer der fremden fürsten an Etzels hof *Helphrich von Lutringe.* Dass wir hier nichts über diese persönlichkeit erfahren, dass er anderswo überhaupt unbekant ist, beweist an sich noch nicht, dass er nicht wirklich der sage angehört haben kann. Zu den sagenmässigen überlieferungen haben sicher auch genealogien und namenverzeichnisse gehört, ohne dass deshalb über leben und taten jedes in ihnen vorkommenden helden auch weitere traditionen bestanden haben müsten. Ein solcher held könte Helfrich von Lutringen gewesen sein. Der verfasser des Eckenliedes könte ihn als gewährsmann erdichtet haben, lediglich um durch die berufung auf einen altüberlieferten, mit Dietrich von Bern in zusammenhang stehenden namen, mit dem man doch frei schalten konte, da man sonst nichts rechtes von ihm wuste, seiner erzählung ein ehr- und glaubwürdiges aussehen zu geben. Nach der lesart B *uns seit* scheint man ja auch annehmen zu müssen, dass der redende, also doch wol der dichter, nicht von sich selbst, sondern von seinem gewährsmanne spricht.

Und wenn dessen name wirklich der alten sage von Dietrich und Etzel angehörte, so konte das dann späterhin dazu führen, ihm auch an dem hier erzählten abenteuer Dietrichs durch zudichtung einen anteil als handelnde person zu verschaffen.

Trotzdem und trotz ztschr. f. d. a. 6, 438 fg. kann ich bedenken gegen die annahme nicht unterdrücken, dass dieser Helfrich von Lutringe wirklich der alten heldensage angehörte. Ob dem zeugnisse des gedichtes von Dietrichs flucht eine selbständige bedeutung beigelegt werden darf, ist sehr zweifelhaft, da Heinrich der Vogeler das Eckenlied gekant und benuzt haben wird. Die verse von Ortnîts tod

daz hât man iu ouch geseit,
wie in der wurm slâfent vant
vor einer wilden steinwant.
er truoc in hin in einen berc.
die würme sugen in durch daz werc
(Dietrichs flucht 2238 fg.)

stimmen mit keiner der überlieferten Ortnît- und Wolfdietrichdichtungen überein, auffällig dagegen mit dem Eckenliede. In jenen wird ausnahmelos erzählt, dass Ortnit nicht an einer felswand, sondern unter einer linde eingeschlafen ist, als ihn der drache findet; ein rosentragender anger umgibt den baum nach Ortnît DHB. III str. 565—567, eine breite heide, eine au, ein gefilde nach HB ed. Keller 293, 38. 294, 1. 23. Nun weicht Dietrichs flucht freilich auch sonst in ihren mitteilungen aus Ortnits geschichte von den überlieferten versionen ab; aber einerseits steht denselben nirgend so wie hier eine ganz bestimte angabe aller in betracht kommenden Ortnît- und Wolfdietrichtraditionen gegenüber, und andrerseits klingen die verse so wörtlich an Eckenl. 21, 9 fg. an —

ein wurm slâfende in zeiner zît
vant vor eins steines wende.
der truoc in in den holen berc
und leite in vür die jungen:
die sugen in durch daz werc —,

dass doch entschieden die annahme am nächsten liegt, Heinrich der Vogler habe diese verse des bekanten, auch von seinem stamm- und zeitgenossen Ottokar (Grimm HS 170) erwähnten gedichtes im kopfe gehabt, als er die fragliche stelle schrièb. Da aber jene verse nicht in der erzählung von Dietrichs und Eckes kampf, sondern in der einleitung stehen, so hat er ebenso wie Ottokar schon die erweiterte

fassung des liedes gekant, konte ihr also auch die vorstellung entnehmen, dass Helfrich von Lutringen ein held der sage sei. Als solchen stelte er ihn dann am angeführten orte als blossen statisten neben den Helferich von Lunders, ähnlich wie er neben den Witege noch den Witegouwe und Witegîs sezte. Für den genossen, den er analog dem Eckewart beigibt, mag er den sonst nicht bezeugten namen Eckenot widerum dem erweiterten Eckenliede entlehnt haben (Dietrichs flucht 4151 fg. 9715 fg. vgl. 5860; Ecke 210 fgg.).

Ist es somit höchst zweifelhaft, ob die echte sage jemals einen Helfrich von Lutringen gekant hat, so verdient die frage, ob der name nicht einfach so, wie er überliefert ist, der des dichters sein könne, umsomehr erwägung, als es denn doch immerhin ohne beispiel sein würde, dass ein sagenheld unmittelbar als erzähler der sage, zu welcher er selbst gehört, vom dichter eingeführt würde. Das „*uns seit*“ müste man sich, wenn Helfrich der verfasser wäre, im sinne des vortragenden spielmannes gesprochen denken, ebenso wie die Morolf CXXXVII behandelten formeln und wie vermutlich vers 1840 fg. von Dietrichs flucht *der uns daz mære zesamne slôz der tuot uns an dem buoche kunt* — wenn in diesem lezten falle nicht eine interpolation der handschrift P vorliegt. Auch die nennung des Albrecht von Kemenaten Goldemar str. 2 passt mehr in den mund eines reproduzierenden als in den des dichters[3]. Lutringen (Lutringe DFl., Lutring as) würde als zuname des dichters wol nicht auf das land, sondern auf einen ort zu deuten sein. Noch heute gibt es ein dorf Lüttringen in Westfalen (kreis Soest); als heimat des dichters könte etwa das heutige Liggeringen (aus Liutgeringen) bei Konstanz in betracht kommen, welches in der form Lutteringen in Gallus Oheims Chronik von Reichenau (Lit. Ver. 84) 48, 21 vorkomt.

Die ehre, von dem erweiterer zu einem helden der Dietrichsage gemacht zu werden, würde dann dem dichter dadurch widerfahren sein, dass, wenn auch nicht gerade ein Helfrich von Lutringen, so doch ein Helfrich tatsächlich zu ihr gehörte. Er ist einer von Dietrichs getreuen (nach DFl. ursprünglich einer der unter Etzels schutz stehenden fürsten), und er findet nach dem Nibelungenliede in den kämpfen mit den Burgunden an Etzels hof, nach der Þiđrekssaga in denen mit Ermanrich seinen tod, während DFl. und Rabenschlacht nur von seinem tätigen anteil an den lezteren wissen. Nibelungen, Alphart, Þs. nennen ihn schlechtweg Helpfrich (Hjalprikr), DFl. und Rabenschlacht teilweise ebenso, teilweise Helfrich von Lunders. Dass es dieser getreue dienstmann oder bundesgenosse ist, der durch Eckenlied 59 in die

vorgeschichte zu Dietrichs und Eckes kampf hineingezogen wird, kann nicht zweifelhaft sein, da ihm dort genossen beigegeben werden, die in den gedichten von Dietrichs kämpfen gegen Ermanrich mit ihm gemeinsam im bundes- oder dienstverhältnis zu dem Berner stehen, nämlich Hug von Tenemark, der im Alphart, Ortwin von Metz, der in DFl und Rabenschlacht, und Liudegast, der wenigstens DFl 5900[4] in dieser stellung auftritt. Dazu passt es denn freilich schlecht genug, dass eben diese recken im Eckenliede von Dietrich, man weiss nicht aus welchem grunde, bekämpft werden, dass er den Helfrich zum tode verwundet, die drei anderen, die hier — widerum ganz gegen die sonstige tradition — als feiglinge erscheinen, sogar totschlägt. Ich vermute, dass es sich hier um eine ganz willkürliche verwendung dieser namen handelt. Der beiname *von Lune*, welchen Ld an stelle des von Lutringen dem Helfrich beilegen, macht die sache nicht besser. Ein held dieses namens tritt sonst nur noch in der Virginal auf, aber unter verhältnissen, die widerum mit den im Eckenliede gegebenen umständen ganz unvereinbar sind. Er herscht als herzog (Virg. 538, 12) *von Septmer uf die Tiune*, nimt Dietrich und Hildebrand, der seinen sohn Rentwin aus dem schlunde eines drachen befreit hat, freundlich auf seiner burg *ze Arone* auf und freut sich noch den tag erlebt zu haben, dass er den Berner von angesicht zu angesicht sieht (184, 8). Dann schliesst er sich ihm und Hildebrand als treuer begleiter und mitkämpfer auf ihren weiteren fahrten an. Also für jenen kampf Helfrichs mit Dietrich, von dem die einleitung des Eckenliedes zu erzählen weiss, ist auch hier nirgend raum.

Solte dies motiv demnach lediglich zu dem zwecke erfunden sein, um dem in der anfangsstrophe des alten liedes (L 69) genanten Helfrich, dessen namen man als den eines helden der sage kante, auch einen anteil an der handlung zu geben, so müste man freilich erwarten, dass die episode in einen bessern zusammenhang mit jener strophe gebracht wäre, als er nach den obigen darlegungen besteht. Nun wird aber der durch Dietrich verwundete recke überhaupt nur in einer strophe Helfrich genant — auf Eckes befragen nent er seinen namen und die seiner erschlagenen gefährten — und die strophe hängt so lose mit ihrer umgebung zusammen, dass Ld einerseits und s anderseits sie ohne nachteil an ganz verschiedenen stellen aufnehmen konten; weder an der einen noch an der anderen wird sie durch das vorangegangene vorbereitet, durch das nachfolgende vorausgesetzt, und der name des verwundeten ritters kann ebenso wie die seiner gefallenen genossen ungenant bleiben, ohne dass man etwas wesentliches vermisst.

Ich halte es für nicht unmöglich, dass sie ursprünglich auch wirklich ungenant blieben. Der verfasser der vorgeschichte hatte dann weiter keine absicht, als das alte lied von Dietrichs und Eckes zweikampf durch die ausführliche vorbereitung ihrer begegnung zu erweitern. Ein sehr brauchbares motiv dafür war das zusammentreffen des den kampf mit dem Berner suchenden Ecke mit einem durch den gesuchten verwundeten recken, der ihm die fährte weist, zugleich aber durch den lebendigen beweis, den seine wunden für Dietrichs fürchterliche heldenkraft geben, durch die erzählung vom schicksal seiner gefährten und durch die eindringliche warnung, die er an Ecke richtet, nur umsomehr die erwartung auf den bevorstehenden kampf der beiden spant. Dies motiv findet sich nicht hier allein. Ebenso wird schon Parz. 504, 7 fg. von Gawan erzält, wie er einen todwunden ritter findet, dem er beistand leistet, der ihm dann den siegreichen gegner nent und ihn eindringlich vor dem kampfe mit demselben warnt, während Gawan sich so wenig wie Ecke einschüchtern lässt und auf der fährte des verwundeten dessen überwinder verfolgt. Den in der vorgeschichte zum Eckenliede ursprünglich namenlosen verwundeten mag also erst ein interpolator mit dem Helfrich identificiert haben, welcher in der auf diese scene folgenden strophe genant wurde, da er diesen namen aus der Dietrichsage kante; den beinamen *von Lutringen* übertrug er dabei um so eher auf den recken, als dieser nach str. 57 vom Rheine kam; und er legte seinen gefährten namen von genossen des Helfrich der sage bei, ohne sich weiter darum zu kümmern, welche rolle diese 4 helden sonst in Dietrichs umgebung spielen und ohne durch weitere zusätze oder gar änderungen einen besseren zusammenhang mit dem anfange des alten liedes herzustellen. Erst die version as erstrebte dann die engere verbindung zwischen der erzählung von dem verwundeten Helfrich und der nennung desselben als berichterstatter über Dietrichs und Eckes zweikampf, ohne doch das wunderliche der ganzen kombination beseitigen zu können. Ld bemühten sich nicht die kluft auszufüllen, änderten aber das der sage nicht entsprechende *von Lutringen* in *von Lune.*

Was die vorgeschichte sonst noch enthält — Eckes gespräch mit Vasolt und Ebenrot, sein beschluss mit Dietrich zu kämpfen, sein gelöbnis ihn vor die 3 königinnen nach Jochgrimm zu bringen, seine ausrüstung durch diese, sein langes suchen nach dem Berner (sein kampf mit dem meerwunder in Ld) — alles das ist gleichfals für den kern der dichtung, Eckes und Dietrichs zweikampf, entbehrlich, und es fehlt ebenso wie die Helfrich-episode in der Þiđreks saga. Die kurze einleitung, welche diese der begegnung der beiden helden

vorausschickt, weicht von der unseres Eckenliedes so volständig ab, dass an eine gemeinsame quelle hier nicht zu denken ist. Dass Ecke durch die königinnen zum kampf mit Dietrich ausgerüstet ist und ihn als gefangenen vor sie bringen will, erfahren wir freilich auch in der Þiđreks saga; aber wir erfahren es hier nicht in der einleitung, die Eckes zusammentreffen mit Dietrich als ein zufälliges erscheinen lässt, sondern es ergibt sich erst aus Eckes und Dietrichs zwiegespräch; und ebenso wird dies im alten liede der fall gewesen sein. Dieses noch aus der überlieferung völlig herauszuschälen ist allerdings nicht möglich. Schon die gemeinsame grundlage von Ldas kann nicht mehr hergestelt werden, da ja jeder text durch das einführen der cäsurreime den wortlaut der quelle wesentlich geändert hat, zudem aber auch noch augenscheinlich durch die ungenauigkeit einer zwischen den verschiedenen stufen schriftlicher aufzeichnung liegenden mündlichen überlieferung bedeutende umgestaltungen erfahren hat. Und weiterhin deckte sich jene nächste quelle von Ldas, wie auch Wilmanns schon annahm, nicht mehr mit dem original; wie in ihr zu diesem die vorgeschichte hinzugekommen war, so kann sie natürlich auch andere zusätze und veränderungen erfahren haben, eine möglichkeit, die überall zu erwägen ist, wo innere gründe die durch Ldas beglaubigte version verdächtig machen, oder wo die Þiđreks saga abweicht. Denn diese stimt in der erzählung von der herausforderung Dietrichs durch Ecke und dem beginne ihres kampfes mit den deutschen gedichten stellenweise so überein (ohne sich doch von ihnen oder ihrer nächsten grundlage irgend abhängig zu zeigen), dass hier der erste teil des originalliedes als die allen gemeinsame quelle zu betrachten ist. Nach massgabe dieser umstände aber aus der vergleichung der erhaltenen texte den inhalt jenes originalliedes zu erschliessen, muss versucht werden, wenn die hypothese, dass dasselbe erst mit strophe 69 begonnen habe, sich bewähren soll.

Ob auf diese eingangsstrophe von vornherein schon ein den strophen L 70—73, d 79—82, as 58—61 entsprechender passus gefolgt ist oder nicht, lässt sich schwer entscheiden. Es wird hier erzählt, dass die beiden helden durch den glanz ihrer das waldesdunkel hell durchstrahlenden rüstungen zusammengeführt seien, dass Dietrich den Ecke gefragt habe, warum er ihm nachlaufe, und dass er auf dessen entgegnung, er sei von drei königinnen nach dem Berner gesant, sich als diesen zu erkennen gibt. Für die ursprünglichkeit dieses stückes spricht, dass Dietrich sich sonst nirgend nent, während ihn doch Ecke im folgenden kent; ferner dass in str. 74 vorausgesezt, str. 69 aber nicht ange-

geben wird, dass Ecke hinter ihm herläuft. Dagegen fält ins gewicht, dass str. 74 mit den worten *als Ecke Dieterîchen vant, dô rief er über schildes rant* sich an die erste erwähnung der begegnung der beiden, also an 69, doch zweifellos besser anschliesst, als an die erzählung von ihrem ersten wortwechsel; und dass in as diese folge (69 L = 63 as, 74 L = 64 as) wirklich vorliegt, während die fraglichen strophen hier vor 69 L 63 as stehen (70—73 L = 58—61 as), wo sie entschieden noch weniger am platze sind. Betrachtet man sie daher als einen zugleich mit der vorgeschichte gemachten zusatz, der in der einen version hier, in der anderen dort untergebracht wurde, so muss man annehmen, dass der dichter, wenn er erzählte, dass sich die beiden fanden, nicht für nötig hielt anzugeben, wodurch sie sich erkanten; wie denn auch Ecke tatsächlich seinen namen nicht nent, ohne dass es klar würde, dass Dietrich mit einem unbekanten gegner kämpfte, auch wenn man die strophen in L, in welchen er ihn bei namen anredet, mit Wilmanns für zusätze hält. Dass Ecke den Dietrich verfolgt, kann dann erst aus str. 74 entnommen werden. Die þidreks saga weicht hier zu stark ab, als dass sie helfen könte die frage zu entscheiden. Zwar nent sich auch in ihr Dietrich auf Eckes frage, aber er gibt sich, um ihm zu entgehen, zunächst für Heime aus; davon, dass die beiden durch den glanz der rüstungen zusammengeführt werden, findet sich nichts, und die scene ist, augenscheinlich erst durch den sagaschreiber, mit dem vorangehenden kapitel von Dietrichs kampf mit Viđga in verbindung gebracht. Jedesfals war die strophe *als Ecke Dieterîchen vant* ursprünglich nicht wie in L durch die verse *ân alliu ros ich her bin komen durch die drî küneginnen, alsô du selbe hâst vernomen* mit der lezten strophe des fraglichen passus verknüpft, denn die entscheidenden worte sind erst zugleich mit dem cäsurreim hineingebracht, vgl. *on ross so pin ich komen her durch drey her konigine, die santen mich noch dem Perner* d, *on rossz so bin ich kommen dann, mich sandten drey küniginne nach dir du wunderküner man* as — lesarten, welche es sehr wol möglich erscheinen lassen, dass die erste erwähnung der drei küniginnen ursprünglich erst hier statfand.

Mit dieser sicherlich aus dem originalliede geflossenen strophe begint nun auch schon Eckes anpreisung seiner waffen, durch die er Dietrich zum kampfe zu locken sucht. Ihre einzelnen abschnitte haben in den verschiedenen texten eine sehr verschiedene reihenfolge. In L: brünne 75—77, helm 78, schwert 79—86, brünne (und sahs) 91. 92, ponit 93—95. In d: schwert 85—88, helm 89, brünne 91—92,

schwert 93—95. In as: brünne 65, schwert 66—67, brünne 74. In Þs.: helm, brünne, schild, schwert, geldgurt. Wilmanns hat wol mit recht vermutet, dass ursprünglich wie in as die die brünne betreffende ablehnende antwort Dietrichs (as 65, d 92, L 92) vorangestanden hat, wenn sich auch bei den starken abweichungen der einzelnen texte ihr wortlaut nicht mehr herstellen lässt. Aber zwischen ihr und der algemeinen erwähnung der *sarwât* am schlusse von as 64, L 74 mag doch eine strophe gestanden haben, in der Ecke seine brünne insbesondere angepriesen hat; wenigstens deutet darauf, dass eine solche strophe existiert habe, die übereinstimmung der verse *Er sprach genendâ her an mich, eine brünne trage ich* L 77 und *Nun kere Held daher an mich, von gold ein Brinn die trage ich* as 74, während die übrigen verse dieser strophe ganz auseinander gehen und weder nach der version L, welche die brünne als weiss (nicht, der sonst herschenden vorstellung gemäss, als golden) bezeichnet, noch nach der version as, welche hier schon zum beginne des kampfes übergeht, dem original entsprechen können. Sehr bemerkenswert ist es, dass nach der übereinstimmenden angabe der drei versionen in der vorgeschichte Ecke die berühmte brünne des Ortnit trägt, während in dem der alten dichtung entsprechenden teile nirgend darauf hingedeutet wird. Nur L nimt im gespräche zwischen Dietrich und Ecke einmal auf diese vorstellung bezug in einer strophe (91), die ihr ganz allein eigen ist, die an ungehöriger stelle noch einmal wider auf die schon abgetane brünne zurückkomt und die in ihrem ersten teile nichts weiter ist als eine variation von L 87 as 72. Auch die ebenfals nur in L überlieferten strophen 75 und 76 scheinen schon darauf hinaus gewolt zu haben, ohne doch zum ziele zu kommen; wie unpassend sie sind, hat schon Wilmanns nachgewiesen. Die einfügung dieser strophen in L zeigt gerade, dass man hier den zusammenhang mit der vorgeschichte noch vermisste. d suchte in einer gleichfals die brünne, zugleich aber auch das schwert betreffenden strophe in ganz anderer weise einen solchen herzustellen (d 91. 93, 1 vgl. 24. 35); und ähnliche versuche finden sich hier an anderen stellen. as fügt viel später zwei strophen ein, in denen Ortnit als früherer besitzer der brünne genant wird (124. 125); und wie eben diese version auf ganz eigenem wege durch die auf Helfrich von Lutring bezüglichen zusätze eine bessere verbindung zwischen hauptteil und einleitung zu erzielen strebte, haben wir gesehen.

In den lezten versen der die brünne betreffenden strophe (L 92, 7—13, as 65, 10—13) hat Dietrich sich bereit erklärt zu kämpfen,

jedoch erst am nächsten morgen. Ecke fährt fort ihn zu reizen durch den hinweis auf sein begehrenswertes schwert. In der den ursprung desselben betreffenden ersten hälfte dieser strophe stimmen die drei texte überein (L 79, 1—6, d 85, 1—6, as 66, 1—6); in der zweiten hälfte gehen as schon zu der aufforderung zum kampfe über, welcher Dietrichs entgegnung folgt (as 67 = L 84), während L und d hier und in 4 (bezw. 3) weiteren strophen zunächst noch in der geschichte des schwertes fortfahren. Dass dabei L und d in den schlussversen von L 79 d 85 und in strophe L 82 d 87 auf eine gemeinsame vorlage zurückgehen, ist nicht minder sicher, als dass der text in d gröblich entstelt ist. d 86 weicht von L zwar sehr erheblich ab, aber sie ist doch augenscheinlich nichts weiter als die unsinnige verarbeitung einer ganz ungenauen überlieferung von L 80. 81. Und auch in d 88 blickt bei aller verschiedenheit von L 83 doch in den versen *do er den rissen groß erschlug, er thet im laides gar genug* schliesslich noch dieselbe quelle durch wie in L *dâ mite er Hugebolden sluoc und worhte wunders gar genuoc ... der ... was ein rise unmâzen grôz.* Der ganze abschnitt in d wird also nur auf eine unzulängliche und ebenso ungeschickt wie wilkürlich ergänzte überlieferung derselben strophen zurückzuführen sein, welche in L im wesentlichen getreu widergegeben sind. Dagegen hat d in 94 eine strophe vor L voraus, die, von den entstelten anfangsversen abgesehen, aus dem original stammen wird. Sie ist in d von den übrigen auf das schwert bezüglichen strophen durch die, welche von helm, brünne und ortband handeln, getrent, stimt aber in den schlussversen mit as 66 überein: *nun streit mit mir, du werder man ... gewinest duß mit deyner hant, dich furchten alle konige, vnd die doch ye gewunnen landt* d; *wilt du darumb mein warten, erstreitst du das in deine hand, dich förchtend alle künig vnd die ye gewunnend land* as. Vers 6 und 7 eben dieser strophe lauten in d: *kein helm wart so vesten* (*: pesten* v. 3), *man schrit in do mit als ein swan* (lies *swam*). An ihrer stelle stehen in as verse, die sich noch auf die bereitung des schwertes beziehen, und deren erster (as 66, 6) *in einem holen berge* mit L 79, 6 d 85, 6 buchstäblich übereinstimt, also zweifellos noch ebenso wie die ihm vorangehenden 5 verse aus der quelle Ldas geflossen ist. Andrerseits aber müssen auch die verse d 94, 6. 7 schon in der quelle von d und as an der stelle gestanden haben, wo sie d überliefert; denn auf sie bezieht sich übereinstimmend in der folgenden strophe d 95, 7 as 67, 9 *so es durch alle helm einschlecht.* Danach ist as 66 jedesfals aus 2 strophen zusammengezogen, die den anfang und das ende von Eckes schwertanprei-

sung enthielten und von denen die eine L 79 d 85, die andere d 95 entsprach. Freilich ist damit, dass die zweite der grundlage von d und as angehört hat, noch nicht schlechthin bewiesen, dass sie auch schon in der quelle Ldas enthalten gewesen sein muss. Da sie aber hier der rede Eckes entschieden einen besseren abschluss gibt als L 83, so wird es doch im hohen grade wahrscheinlich. Dann haben natürlich in Ldas die verse 84, 1. 2 auch gelautet: *sît daz dîn swert ist alsô guot dazz allen künegen schaden tuot* und v. 9: *daz man ez durch die helme sleht.*

Dass as mit der beschränkung der schwertrede Eckes auf nur eine strophe nicht das ursprüngliche bietet, hat sich eben gezeigt. In der gemeinsamen quelle kann die strophe, deren erste hälfte as 66, 1—6 entspricht, noch nicht wie as in die erneute ausforderung ausgelaufen sein; Ld müssen hier das richtigere überliefern, indem sie in der erzählung vom schwerte fortfahren; die ausforderung machte dagegen so wie in d den zweiten teil einer späteren strophe aus. Ist also hier in as gekürzt, so ist es auch von vornherein viel wahrscheinlicher, dass as dasselbe verfahren auch sonst in diesem abschnitte beobachtete, als dass die andere version hier interpolationen erfahren habe; dass also die für die quelle Ld nachgewiesenen strophen L 80—83 nicht in Ld zugesezt, sondern in as fortgelassen wurden, vermutlich weil der einer alten, damals wenig bekanten sage entstammende inhalt derselben wie auf d so auch auf as schon in unzulänglicher und unverstandener gestalt gelangt war.

Die ursprünglichkeit dieser strophen wird nun aber auch durch die Þiđreks saga bestätigt, die gerade hier bis ins detail hinein mit L übereinstimt. Vergleiche: *der worhte im knoph und helzen klâr als ein spiegelglas* L 79, 12, *oc eftra hialtit er scygt sem gler* Þs. 98; die scheide *worhtens ûzer golde, der vezzel was ein porte guot* L 80, *oc oll vmgerđ fra hioltom oc til odz er međ ravđo gvlli logđ. oc fetlar allir ero gvlli lagđir* Þs. Das schwert heisst *Eckisax* Þs., *ein sahs* L 80, dieses gewiss statt eines ursprünglichen *Eckesahs* (vgl. *her Ecken Sachs* d 205), wonach denn dem berühmten schwerte dieser name schon eigen war, ehe Ecke es bekam; auch Þs. leitet den namen nicht von Ecca ab, sondern bringt ihre eigene kuriose etymologie. Weiter tragen dann nach beiden versionen die zwerge (oder der zwerg), von denen es geschmiedet ist, das schwert durch neun königreiche, bis sie an das wasser kommen, in welchem sie es härten; dies heisst die *Drûl diu dâ ze Troige rinnet* in L, die *Treya* in der Þs. Dann geht es in teilweise wörtlicher übereinstimmung fort:

Daz swert daz was vil lange verholn,
iedoch sô wart ez sît verstoln
von einem argen diebe.

der kam geslichen in den berc
reht alsam ein wilde getwerc.
dem künge Ruotliebe
dem wart ez sît ze handen brâht:
der kunde ez wol behalten.
... unz daz sîn sun wuohs zeinem man
der wart dâ mite ze ritter,
des menger nôt gewan.

En þat sverð var stolit
oc leynt lengi.
en þat gerði Alfricr dvergr
hinn micli stelari.
Hann com i þat berg ... leynilega.
oc gaf hann siðan
kononge Rozeleif.
þar var þat vel varðveitt.
þar til er hinn ungi

Rozeleif bar þat.
oc þar með drap hann margan mann.

Eine L 83 entsprechende strophe mag Þs. nicht bekant gewesen sein, im übrigen aber wird man hier die übereinstimmung zwischen L und Þs. einfach aus der allen erhaltenen versionen gemeinsamen quelle, dem alten Eckenliede, ableiten. Ich kann also Wilmanns nicht in der annahme beipflichten, dass das L und Þs. gemeinsame zwar alt, aber doch nicht beiden aus dem originale zugeflossen sei, dass vielmehr die nächste grundlage von L das die betreffenden strophen nicht enthalten habe und dass sie erst in L aus einer abweichenden version, die eine ausführlichere beschreibung des schwertes gab und die auch der Þiðrekssaga zu grunde lag, in den text eingefügt seien. Wir haben gesehen, dass sich spuren der fraglichen stücke auch in d zweifellos zeigen, ja dass solche auch in as noch erkenbar sind. Dass der inhalt dieses abschnittes aber auf uns den eindruck einer „überflüssigen weiterung macht“, was an sich gewiss richtig ist, kann meines erachtens nur wider einmal beweisen, wie wenig wir solchen eindrücken bei der kritik unserer volksepen trauen dürfen. Wir müsten sonst auch in der Þiðrekssaga das stück für ein einschiebsel halten, denn in ihr scheint die viel knappere darstellung in noch weit auffälligerer weise durch diese ausführliche geschichte des schwertes unterbrochen und aufgehalten. Die alte sage vom Eckesahs galt dem dichter des Eckenliedes gewiss nicht für überflüssig; und er brachte sie an, wo sich ihm die erste gelegenheit dafür bot.

Auf die anpreisung des schwertes erwidert Dietrich in L 84 d 95 as 67 übereinstimmend, dass er jezt, wo er wisse, eine wie gefährliche waffe er gegen sich habe, ein tor sein würde, wenn er sich noch auf den kampf einlassen wolte, zu dem er vorhin schon geneigt gewesen.

Seiner furcht vor dem schwerte gibt er auch in der Þs. ausdruck: *hvi ma ec þitt sverð flyia, meðan ec ma eigi sialvan þic sia;* aber diese worte leiten hier nicht zur ablehnung des kampfes, sondern zu einer drohenden widerholung der erklärung über, dass er den Ecke bei tagesanbruch bestehen werde. Es ist unsicher, wie sich hier das weitere gespräch ursprünglich abgewickelt haben mag. Nur in L 85 entgegnet Ecke auf jene weigerung Dietrichs, er habe die treflichkeit seines schwertes nur erlogen; aber der schluss dieser strophe, der eine verwünschung des kampfscheuen gegners enthält, stimt wenigstens in den versen *du maht wol heizen Dieterîch: dem vürsten dâ von Berne tuost aber nicht gelîch* mit d 97, 12 fg. überein. Besser verbürgt scheint schon die folgende strophe (86); denn wenn auch ihr hauptteil, in welchem der Berner Ecken den übermut seiner worte vorwirft, L allein unter den deutschen texten eigen ist, so schilt doch in der Þs. Dietrich ebenfals nach der schwertepisode Eckes prahlrede, und den schluss (86, 11 fg.) *doch beite unz mornunt kome der tac: ich lîd von dînen handen, swaz mir geschehen mac* bietet ausser L nicht allein die version d (106), sondern auch as (69). Auf diese schlussverse folgt in as (70) die L 99 entsprechende strophe, welche begint (der wortlaut nach L): *Her Ecke zorneclîchen sprach, ich hæte ouch gerne guot gemach, möhte ez sich gefüegen ... nâch dir ich vil geloufen hân.* Das ist gewiss die ursprüngliche verbindung, denn diese worte enthalten die unmittelbare erwiderung auf die in 86, 11 fg. (as 69, 11 fg.) liegende aufforderung Dietrichs an Ecke, ihn bis zum morgen in ruhe zu lassen. Völlig deutlich aber wird das erst durch den nur in L vorausgehenden vers 86, 9, in welchem der Berner Ecken vorwirft, dass er ihn nicht *mit gemache* lasse. Es wird hier also in L der alte text, in as die alte folge erhalten sein, sodass sich L 99 ursprünglich an L 86 anschloss. Dazwischen müsten dann freilich schon in L das die strophen 97. 98 nachträglich eingeschoben sein; denn es kann nicht wol auf zufall beruhen, dass die folge L 97. 98 1—3. 99 der reihe as 68. 69 1—5. 70 entspricht und dass auch d diese anordnung wenigstens noch durchblicken lässt. In str. 97 weist Ecke den Berner darauf hin, dass sein lob, wenn er den kampf meide, bei den jungfrauen zu schanden werde und dass er auch seinen bruder Fasolt, der ihn als einen mann gelobt habe, lügen strafe. Worauf denn Dietrich in str. 98 zunächst mit einer Fasolts lob betreffenden wendung begint. In den übrigen versen dieser strophe gehen alle texte volständig auseinander: L 98, 4—13 stimt mit L 125, 4—13 (= as 106 d 159) fast ganz wörtlich überein; d, welches ebenso wie L die eingangswendung in der form

eines dankes gegen Eckes bruder überliefert, faselt in diesem tone auf eigene faust noch die ganze strophe hindurch; as geht schliesslich in die vorhin angeführten, L 86, 11—13 entsprechenden verse über. Wilmanns, der meint, dass Fasolts erwähnung schon in der einleitung jüngeren ursprunges sei, hält (a. a. o. 135 fg.) dem entsprechend auch die strophen 97—98, die einzigen in der erzählung von Dietrichs und Eckes kampf, welche den Fasolt nennen, für später eingefügt. Zu der gleichen annahme wird natürlich neigen, wer die ganze einleitung überhaupt für einen zusatz hält; denn obgleich ohne diese die erwähnung Fasolts hier an sich wol möglich wäre, so liegt es doch am nächsten, sie dem zuzuschreiben, welcher die strophen 8 fgg. gedichtet hatte; und dazu komt nun, dass sie zwischen zwei ursprünglich zusammengehörigen strophen stehen. Sie werden also in der tat schon in Ldas interpoliert sein. Wie es aber nicht selten vorkomt, dass als schluss einer interpolation zur erleichterung des überganges zum folgenden die ihr zunächst vorangehenden echten verse mit oder ohne variation widerholt werden (vgl. das in dieser zeitschrift XXII, 488 fg. über Orendel 2207—32. 587—628. 1315—26 bemerkte), so mögen auch in unserem falle, der lesart as 69, 11 fgg. entsprechend, die verse *doch beit unz mornunt kome der tac,* welche schon die str. 86 abschlossen, zugleich den schluss der interpolation 97—98 gebildet haben.

Von den übrigen strophen, welche in L die strophe 86 von 99 trennen, finden sich 87 und 88 mit teilweise erheblichen abweichungen des wortlautes in allen drei versionen an ganz verschiedenen stellen, ohne eigentlich irgendwo zu passen. Ecke verwünscht hier die wege, die ihn zu dem feigling Dietrich trugen, und dieser erwidert darauf. Das folgt in as ganz ungehörig hinter str. L 100 as 71 d 104, in welcher, nach der in dieser beziehung zweifellos ursprünglichen version Ld, Dietrich sich endlich bedingungslos bereit erklärt zu fechten. In d zerreissen die beiden strophen die nach dem eben ausgeführten bereits in der nächsten quelle von Ldas aufeinander folgenden L 98. 99, as 69. 70, d 100. 103. In L schliessen sie sich wenigstens in der hier vorliegenden, auch durch d bestätigten fassung *er sprach: scheid ich alsus von dir, sô solt du wol gelouben mir, ich möhte sanfter sterben* schlecht genug an 86, 11 fg. an, wo Dietrich eben gesagt hat, dass er morgen mit Ecke kämpfen wolle. Viel besser würde das auf die völlige ablehnung des kampfes in 84 folgen; 87 allein würde hier an stelle der mangelhaft verbürgten 85 sehr gut am platze sein, aber 88 würde nirgend mehr passen und sie etwa für später als 87 zu halten existiert sonst kein grund. Ich komme auf diese beiden strophen,

für die Wilmanns s. 128 übrigens jüngeren ursprung vermutet, noch zurück. — Die ausschliesslich in L überlieferten, an sich durchaus entbehrlichen strophen 89. 90 sind zu schlecht verbürgt, als dass man sie schon der quelle Ldas zuweisen könte. Dass für str. 91 nicht allein dasselbe gilt, sondern dass auch ihr erster teil nur eine schlechte variation der grundlage von L 87 d 101, der zweite ein hier ganz ungehöriger versuch ist, die zurückführung der brünne Eckes auf Ortnit aus der einleitung heranzuziehen, hat sich schon oben gezeigt; ebenso, dass str. 92 zwar alt sein wird, aber nicht hierher, sondern hinter 74 bezw. hinter eine 77 entsprechende strophe gehört.

Str. 93—96 sind dann wider L allein eigen. In ihnen preist Ecke dem Dietrich noch ein von den königinnen köstlich geschmücktes *ponit* an, welches er vor der brust trage, erwähnt dann noch einmal die brünne, beschwört Dietrich um aller frauen ehre willen zu kämpfen und geht dann mit der bemerkung, dass man ihn mit unrecht lobe, zu dem inhalte der schon besprochenen str. 97 über. So wie diese strophen vorliegen sind sie gewiss erst in L ausgeführt, aber der keim, aus dem sie erwuchsen, wird schon im original vorhanden gewesen sein. Was das *ponit* eigentlich ist, wird trotz seiner ausführlichen beschreibung nicht klar, und in einer bedeutung, die hier aufschluss geben könte, ist das wort sonst nicht nachgewiesen, vgl. Zupitzas anm. und Schultz, Höf. leb. I, 39. Aber an entsprechender stelle, nämlich als lezter der gegenstände, die Ecke dem Dietrich rühmt, wird in Þs. ein geldgurt genant, und Ekka sagt, wie das gold in diesem, so brenne und glühe sein herz, weil er ihn nicht erreichen und mit ihm fechten könne; aber wenn Dietrich es um des goldes und der waffen willen nicht tun wolle, so möge er doch um der courtoisie der 9 königinnen willen kämpfen; und aus diesem grunde zeigt sich denn Dietrich auch endlich bereit. In as wird nach den waffen kein weiteres stück mehr genant; statt dessen komt Dietrich zum schluss ganz unvermittelt noch einmal auf die brünne mit den versen as 74, 1. 2 zurück, die, wie wir sahen, sicher nicht hierher gehören (vgl. L 77). Dann fährt er, wider ohne übergang, vers 5 und 6 fort: *mein hertz ist heisser dann ein glůt, vor zorn so will es brinnen,* worauf denn Dietrich v. 7—13 erklärt, nun wolle er mit ihm kämpfen *doch allermeist durch werde weib und auch durch gottes ehre so wag ich den meinen leib,* was abermals mit dem zunächst vorhergehenden in keinem befriedigenden gedankenzusammenhange steht. Diesen gewinnen wir erst durch Þs. Sicher hat im originale Ecke zulezt noch einen mit gold versehenen gegenstand genant, gesagt dass sein herz noch mehr als

dies gold (vor kampfgier oder vor zorn) glühe und dass Dietrich, wenn nicht wegen dieser kostbarkeiten, so doch um der edlen frauen willen mit ihm sich schlagen möge, worauf denn Dietrich einwilligt. Daraus erwuchs einerseits die breitere ausführung in L, andrerseits die aus trümmerhaften reminiscenzen zusammengestückte strophe as 74. Und auch in d schimmert wenigstens in Eckes worten 108, 4 fg. *wie wee das meinem hertzen thut: es print vor gir recht als ein glut* und in denen Dietrichs 104, 11 fg. *vnd auch durch alle reine weib vnd hie durch got von himel so wil ich wagen meinen leib* eine schwache erinnerung an die gemeinsame quelle durch. In as folgt nun jene strophe (74) unmitelbar auf die vorhin besprochenen, in den drei deutschen texten an verschiedener stelle überlieferten L 87. 88. Und in L schliesst sich an eben diese beiden strophen jener abschnitt über das *ponit* (93—96), wenn wir von den erst in L dazwischen getretenen strophen 89—92 absehen. Strophe 87. 88 mögen also schon in Ldas mit dem eben besprochenen passus, der as 74 und L 93—96 zu grunde lag, zusammengehört haben, ihm unmittelbar vorausgegangen sein. Auch dann würde sich 87 an 84 gut anschliessen; aber das ganze würde sich gleichwol nicht in den zusammenhang der überlieferten dichtung einfügen, denn keine der vorliegenden strophen würde geeignet sein es fortzusetzen. Die vergleichung der angezogenen stellen von as, d und Þs. kann es kaum zweifelhaft erscheinen lassen, dass Dietrich wie hier so auch ursprünglich auf die beschwörung um der edlen frauen willen den kampf aufnimt. Andrerseits aber verbürgt die übereinstimmung von L 99/100, d 103/104, as 70/71 für die nächste vorlage von Ldas die version, nach welcher Dietrich daraufhin den kampf aufnimt, dass Ecke auf gottes hilfe verzichtet. Dass sich daran wie in L so auch schon in jener vorlage die erzählung vom beginne des kampfes (L 101 as 75 d 113) anschloss, scheint sicher, denn es zeigte sich bereits, dass die in as dazwischen stehenden strophen nicht hierher gehören, und über die törichten einschiebsel d 105—112 lohnt es nicht ein wort zu verlieren. Man wird demnach annehmen müssen, dass in der quelle von Ldas zwei berichte über den schluss des zwiegespräches zwischen Dietrich und Ecke neben einander bestanden: einer, welcher in den wichtigsten punkten mit der Þs. übereinstimte und den strophen L 87. 88. 93 fg., as 72—74 zu grunde lag; ein anderer, geistlich gefärbter, welcher wesentlich den strophen L 85. 86. 99. 100 (d 97, 11 fg. 106, 11 fg. 103. 104; as 69, 11 fg. 70. 71) entsprach; dieser leztere muss dann als der jüngere gelten; er wird im folgenden mehrfach vorausgesezt und wird bestimt gewesen sein, den

anderen, älteren zu verdrängen, der dann aber doch neben ihm beibehalten wurde.

Die ursprüngliche reihenfolge der strophen vom anfange des originalliedes bis zum beginne des kampfes würde also in der nächsten grundlage von Ldas diese gewesen sein (ich bezeichne zweifelhaftes durch runde, schon in Ldas interpoliertes durch eckige klammern, strophen, die nur teilweise die quelle durchblicken lassen, durch den exponenten x): 69. (70—73). 74. 77ˣ. 92. 79—83. d 94ˣ. 84: darauf a) 87. 88. 93ˣ—96ˣ bezw. as 74ˣ — b) 85ˣ. 86. [97—98]. 99 fgg.

In derselben weise auch noch die erzählung von Dietrichs und Eckes kampf bis ins einzelne zu verfolgen, halte ich, da es sich ja doch nicht mehr um eine widerherstellung des echten handeln kann, für unnötig. Die vergleichung der drei texte, die Wilmanns durch eine tabelle s. 138 fg. erleichtert, zeigt, dass die strophenfolge in den einzelnen überlieferungen hier weniger gestört ist, dass aber jede von ihnen selbständige interpolationen enthält, und dass der wortlaut der gemeinsam überlieferten strophen widerum sehr starken schwankungen unterworfen ist. Für das verhältnis zur einleitung komt eine stelle in betracht, wo Wilmanns der version as vor der meines erachtens ursprünglicheren L den vorzug gibt, nämlich as 77—84, L 103—107. Nachdem Dietrich nach seiner langen weigerung endlich eingewilligt hat, nicht erst am nächsten morgen, sondern sofort, trotz der finsternis zu kämpfen, schlagen nach as 77. 78 die beiden auf einander los, dass die hellen funken stieben, die äste von Eckes streichen von den bäumen fliegen und dem Berner zahlreiche hiebe helm und schild versehren. Da fleht dieser Ecken inständig, dass er ihm, der den tag über gekämpft, von hunger und müdigkeit erschöpft, von vieren gar sehr verwundet sei, doch bis zum nächsten morgen ruhe gewähren möge (as 78—79). Ecke erfült diese bitte sofort. Zunächst legt er sich nieder und Dietrich hält wache; nach mitternacht weckt ihn Dietrich. Dann schläft dieser, während Ecke wacht; als der tag naht, schreckt Ecke den Berner durch einen fusstritt aus dem schlafe und der kampf begint von neuem (as 80—84). Da ist es denn doch sehr auffällig, dass Ecke, der zuvor Dietrichs wunsch, ihm die nacht noch ruhe zu lassen, hartnäckig und höhnisch abwies, nun plötzlich ohne jede widerrede darauf eingeht; nicht minder, dass Dietrich mit dem grunde, dass er durch den vorangegangenen kampf und die dabei erhaltenen wunden erschöpft sei, erst jezt und nicht schon bei seinem früheren verlangen nach aufschub zum vorschein komt, wozu er doch umsomehr veranlassung hatte, als Ecke seinem verlangen nach nachtruhe gegenüber darauf hinwies,

dass er selbst durch das laufen nach ihm müde genug sei und dennoch derselben nicht bedürfe. Und vollends unpassend scheint es, dass Dietrich jezt den Ecke wie ein kampfunfähiger um schonung bittet, nachdem er ihm eben erst (L 102 as 76) unter der bemerkung, dass er nicht fingerzahm auch nirgend am leibe lahm sei, mit zornigem drohen seine überhebung verwiesen hat. Wenn nun der durchschnitlich zweifellos ursprünglichere text L diese wunderlichen dinge nicht enthält, sondern statt dessen eine gut zusammenhangende erzählung bietet, so wird es gewiss richtiger sein, diese für die ursprüngliche, als sie mit Wilmanns für die spätere zu halten, die erst der redactor L an stelle des ihm zu auffälligen abschnittes der quelle eingesezt hätte. Anschaulich treten nach L in der erzählung des kampfes die einzelnen momente des überganges von der nacht zum morgen hervor. Als die helden in der finsternis auf einander loshauen, sehnen sie sich beide nach dem anbruch des tages (103) — nicht vor der zeit, wie Wilmanns annimt, denn seine voraussetzung, dass der kampf schon am abend begonnen hätte, ist durch den zusammenhang nicht begründet (s. oben s. 5); erst späte interpolationen in d (106. 110) trugen diese vorstellung gegen den zusammenhang hinein —. Dann lassen sich die ersten vorboten des nahenden morgens, die vöglein vernehmen, ohne dass die kämpfenden ihrer achten, bis die erschöpfung sie zu kurzer rast zwingt (104). Darauf hauen sie mit erneuter kraft auf einander ein; die streiche dröhnen wie donnerschläge, das feuer aus ihren helmen entzündet die äste, dass rauch wie nebel emporsteigt, das gras wird niedergetreten, dass es aussieht, als hätte nie etwas dagestanden (105—107). Nun zeigt sich ihnen das licht des tages. Dietrich erhält einen gewaltigen schlag durch den schild (108). Die sonne steigt in das gebirge empor: da ist Dietrich ganz ohne schild und muss weichen (110). — Die version as enthält nur die beiden lezten momente, d alle vier, bringt aber zwischen dem ersten und zweiten, d. i. zwischen L 103 und 104 auch noch die as entsprechende erzählung von Dietrichs und Eckes nachtruhe (d 117—122 = as 79—84) und überliefert trotzdem statt der als nötige vorbereitung dazu gehörigen strophen as 77. 78, welche die arge bedrängnis des Berners berichten, vielmehr die L 103 entsprechende strophe 115, nach welcher die beiden den anbruch des tages herbei sehnen und nach der gar keine veranlassung zu Dietrichs bitte um waffenstilstand erkenbar ist. Es ist klar, dass hier in d nicht etwa die älteste und volständigste version zu grunde liegt, aus der das eine stück in L, das andere in as aufgenommen wäre, sondern dass d in die

version L die version as hinein interpoliert hat; d kann also für die ursprünglichkeit der episode, welche es in übereinstimmung mit as berichtet, nicht die mindeste gewähr bieten. Dagegen wird die version L auch hier widerum durch die Þs. bestätigt. Der vergleich des schwerterklanges mit donnerschlägen findet sich nur einerseits in L 105 (= d 125), einer der in as durch die erzählung von der nachtruhe ersezten strophen, andrerseits in der Þs. c. 100: *ir helme sêre erklungen von grôzen slegen durch den hac ... reht als der wilde dunerslac von himel kæme gerizzen,* vgl. *oc sva mikill gnyr oc storir brestir ero af hoggom þeirra sem hinar mesto reiðarþrumur.* Überliefert also in diesem teile des gedichtes L das ursprünglichere, so ergibt sich damit auch die spätere entstehung der einzigen strophe aus dem der alten dichtung entsprechenden teile der erzählung, in welcher d und as übereinstimmend auf Helfrich und seine genossen bezug nehmen: ich meine die von Dietrichs verwundung durch die viere handelnde as 79 d 117. Sie ist nicht anders aufzufassen als die strophen, in denen as allein dem Helfrich eine rolle in der erzählung zuweist, um eine bessere verbindung mit der später hinzugekommenen vorgeschichte herzustellen.

Von den auf Eckes überwindung folgenden teilen der dichtung sind für die beurteilung der einleitung nur noch zwei in betracht zu ziehen.

1. Dietrichs kampf mit Fasolt. Er steht mit der einleitung in gar keiner verbindung und ist demnach gewiss älter als sie, umsomehr als auch die Þs. ihn, nicht aber die einleitung enthält. Die ausführung ist in der nordischen und in der deutschen überlieferung eine ganz verschiedene; mir scheint die einfachere nordische ursprünglicher als die mit anderweitig belegbaren sagenmotiven verbundene deutsche. Doch ist hier keine sicherheit zu gewinnen, so wenig wie über die älteste gestalt der in beiden gleichfals schon ganz abweichenden erzählung vom ausgange des kampfes zwischen Dietrich und Ecke. Das originallied wird übrigens wol schon mit dem lezteren ursprünglich abgeschlossen haben (vgl. Wilmanns s. 135 fg.). Anspielungen auf die einleitung bringt erst as in die Fasolt-episode hinein (as 167. 176); zur kenzeichnung ihres späten ursprunges genügt schon ihre beziehung auf das sogar in die einleitung erst nachträglich hinein gebrachte Köln.

2. Dietrichs besuch bei den königinnen. Hier gehen sämtliche traditionen derartig auseinander, dass es zweifelhaft wird, ob die gemeinsame grundlage überhaupt schon ein entsprechendes stück enthalten hat. Die Þs. sezt diesen besuch schon vor den kampf mit Fasolt,

die deutschen versionen bringen ihn als leztes abenteuer Dietrichs. In der Þs. komt Dietrich nur bis vor die burg der königinnen: als er bemerkt, dass sie ihre mannen gegen ihn rüsten, kehrt er um. In as wird er aufs beste von ihnen empfangen und scheidet von ihnen, nachdem sie sich und ihr land in seinen schutz begeben haben. In d wirft ihnen Dietrich unter den heftigsten vorwürfen Eckes haupt vor die füsse und reitet ohne abschied davon (vgl. Wilmanns 97). L ist unvolständig überliefert und enthält infolge dessen keine von den drei erzählungen, bereitet aber durch str. 149 fg. die in d überlieferte vor.

Gemeinsam ist also hier nur die überlieferung, dass Dietrich sich aufmacht, um die königinnen zu sehen, die Ecken nach ihm ausgesant hatten. Solte das wirklich schon in der quelle aller erhaltenen texte berichtet sein, so würde es natürlich schon durch das, was Ecke dem Dietrich über die königinnen sagte, volständig ausreichend begründet und vorbereitet sein, und es läge nicht die geringste veranlassung vor, deshalb etwa anzunehmen, dass in jener quelle die königinnen schon vor Dietrichs und Eckes begegnung erwähnt worden seien, dass sich also doch in ihr schon etwas der einleitung ähnliches befunden haben müste. Aber Eckes bericht von den drei königinnen, vor die er den Berner bringen will und die den kampf überhaupt veranlasst haben, konte auch schon allein den einzelnen versionen hinreichenden grund geben, die erzählung anzufügen, wie nun Dietrich wirklich zu ihnen komt, aber ganz anders als sie es gedacht und gewolt hatten. Ich halte es für das wahrscheinlichste, dass die angabe der Þiđrekssaga diesen ursprung hat. Gerade sie, oder diejenige fassung der Eckendichtung, aus der sie unmittelbar floss, hat ja auch sonst die geschichte jener königinnen selbständig fortgebildet, indem sie aus den dreien neun töchter mit ihrer mutter macht und über sie in einer kurzen einleitung ihre ganz eigenen angaben vorbringt, denen in den deutschen texten nicht das mindeste entspricht und die merkwürdiger weise nicht einmal das nachher in der erzählung des kampfes doch aus dem originale beibehaltene motiv von Eckes entsendung durch die königinnen berücksichtigen.

Für Ld as andrerseits bot die vorgeschichte, die hier hinzugekommen war, ganz besonders veranlassung, die geschichte von den drei auf Dietrich und Ecke wartenden königinnen zu ende zu führen. Dass Ld und as dies ganz unabhängig von einander taten, ist trotz der völligen verschiedenheit ihrer darstellung deshalb nicht wahrscheinlich, weil in ihnen die scene übereinstimmend auf Dietrichs kampf mit den beweglichen bildwerken folgt. Sie fügt sich übrigens in keiner von

beiden versionen ganz glatt und widerspruchslos an das vorangangene. In as denkt Dietrich nach Eckes überwindung gar nicht daran, die königinnen aufzusuchen; er wird erst nachträglich, nachdem er allerlei weitere abenteuer bestanden, durch Fasolt dazu gebracht. Als er zu ihnen komt, ist zwischen ihnen eitel friede und freundschaft, während er vorher seinen zorn darüber, dass sie Ecken auf ihn gehezt haben, kräftigsten ausdruck gegeben hatte (L 125 as 106). Stimt das nicht recht zum kerne der dichtung, so steht nun auch mit der vorgeschichte nicht recht in einklang, dass die königinnen gottes gnade preisen, weil Dietrich sie aus Eckes und Fasolts gewalt erlöst habe, während man nach der eingangsscene nicht ahnen konte, dass ein derartiges zwangsverhältnis bestand und dass sie so sehr den tod eben jenes Ecke wünschten, den sie dort mit unverletzbaren waffen zum kampf gegen Dietrich ausrüsteten. Viel besser passt inhaltlich zu allem vorausgegangenen die version (L)d; sie ist ihm auch von vornherein weit fester dadurch angefügt, dass Dietrich hier gleich nachdem er dem Ecke das haupt abgeschlagen hat, erklärt, dass er nun zu den königinnen wolle (L 150. 159. 232. d 214); diese fahrt führt ihn dann zu den weiteren abenteuern. Und doch zeigt sich gerade hier noch deutlich die naht, die das stück mit dem älteren teile der dichtung verbindet. Es ist die merkwürdige scene, in der Dietrich, als er schon die rüstung des gefallenen Ecke angelegt hat, von diesem, der nur betäubt war, gebeten wird, er möge ihm das haupt abschlagen, da er doch verloren sei. Dass dieser passus erst später eingefügt sei, hat Wilmanns s. 97 fg. einleuchtend genug gemacht; ebenso dass in d, wo es fehlt, die erwähnung der enthauptung (d 214) noch ungeschickter ist. Die erzählung von Dietrichs unfreundlicher begegnung mit den königinnen aber hängt unauflöslich mit ihm zusammen. So verrät die erzählung dieser begebenheit, weit enfernt davon, etwa für die ursprünglichkeit der vorgeschichte zu sprechen, sowol in der version Ld wie in der version as ihren späteren ursprung; hat sich etwa eine der beiden schon in der nächsten grundlage von Ldas gefunden, so muss sie einer jüngeren schicht derselben angehört haben.

Von denjenigen zeugnissen über das Eckenlied, welche einen schluss auf die jeweilige gestalt der dichtung gestatten, setzen nur die jüngeren die vorgeschichte voraus, nämlich Dietrichs flucht, Ottokar und Wittenweilers ring (DHb. V, 289); die älteren sprechen gegen ihre existenz, nämlich die Þidrekssaga, die Carmina Burana und auch Jans Enikel. Denn wenn dieser im Fürstenbuch von Österreich sagt (Grimm, HS 160):

wir habn dicke vernomen,
wie der Berner (hs. *prenner*) *wær komen*
da er hern Ekken vant,

so hat er doch wol die einleitung nicht gekant, die ja gerade umgekehrt erzählt, wie Ecke, gegen Dietrich ausgesant, diesen durch verschiedene länder hin sucht, bis er ihn endlich findet; vielmehr hat er auf die anfangsstrophe des alten liedes bezug genommen (vgl. oben s. 1 v. 1 —4. 8), ohne sich die erst aus dem folgenden deutlicher hervortretenden umstände der begegnung beider recken genau zu vergegenwärtigen.

Anmerkungen.

1) Als ich schon im begriff stand diesen aufsatz abzusenden, gieng mir Martins recension meiner geschichte der mhd. litteratur (bd. XXIV s. 229 fg. dieser zeitschrift) mit ihren einwendungen gegen die dort zuerst von mir behauptete abhängigkeit der strophen der CB von der weise des Eckenliedes zu. Aus folgenden gründen glaube ich ausser den oben angegebenen, an meiner auffassung festhalten zu müssen. 1) Wenn Martin erwähnt, dass ich a. a. o. die übereinstimmung selbst nur als eine fast ganz genaue bezeichnet habe, so will er damit doch wol nicht sagen, dass die deutsche strophe und die lateinischen in der handschrift hier nicht ebensowol als gegenstücke zusammengestelt seien, wie in anderen fällen, in denen er sie als solche gelten liess und verglich. Tatsächlich stimmen sie ja, von der unbedeutenden modifikation der schlusszeile abgesehen, bis ins einzelste überein. 2) Dass die bildung der strophe weit mehr zu fremden als zu deutschen formen stimme, kann ich nicht finden. Weit ähnlicher wenigstens als die von Martin herbeigezogenen beiden pastourellen, deren abgesang volständig abweicht, ist z. b. Steinmars weise MSH II, 154[a] und besonders auch die unter Dietmar von Eist überlieferte, jedesfals noch dem 12. jahrhundert angehörige MF 40, 19, welche bis auf die mangelnde cäsur der lezten zeile und das fehlen der beiden den anfang des abgesanges bildenden langzeilen genau übereinstimt. Die beiden klingend ausgehenden langzeilen in der zweiten strophenhälfte aber zeigen sich dafür z. b. im ersten und dritten Spervogelton sowie beim jungen Spervogel, und sie bilden wie im Eckenliede zusammen mit einer verbindung von stumpf gereimter kurz- und langzeile, nur in umgekehrter folge und mit voller form der langzeile, den abgesang in dem liede MF 36, 23, welches C zusammen mit strophen des jungen Spervogel unter Dietmar von Eist überliefert. Der abgesang der Eckenstrophe besteht also aus kombinationen national-epischer versgattungen, zu denen sich analogieen schon früher in der deutschen lyrik finden. Dass nun in dem lateinischen gegenstück die vorlezte zeile eine „in der lateinisch-romanischen dichtung beliebte und ursprüngliche“ form hat (Martin s. 231, wo reimzeile statt reimsilbe zu lesen ist), könte für die bildung der deutschen strophe nach der lateinischen doch nur dann sprechen, wenn jene charakteristische form unverändert in die deutsche fassung übergegangen wäre. Da sich aber statt dessen in dieser eine auch in der deutschen dichtung beliebte und ursprüngliche form findet, nämlich die erste hälfte der epischen langzeile, so sehe ich nicht ein, weshalb diese nicht auf dem oben angegebenen wege in die beliebte lateinische form verändert sein solte. Bei Martins auffassung fehlt auch die erklärung dafür, weshalb in der lezten zeile

den 4 hebungen der lateinischen strophe nur 3 in der deutschen gegenüberstehen. — Was endlich die reimstellung aab ccb des aufgesanges betrift, so war dieselbe einmal zur zeit der abfassung des Eckenliedes der deutschen dichtung schon bekant. Sodann aber ist es mir zweifelhaft, ob sie überhaupt in diese lediglich erst aus der lateinischen oder romanischen übergieng. W. Meyer, Münchener SB 1882 II, 150 fg. erklärt sie für die lateinische dichtung aus der widerholung der ersten hälfte der langzeile, zu der dann reimbindung trat. Derselbe vorgang lässt sich selbständig in allen einzelnen stadien in deutsch nationalen strophenformen bestimt nachweisen. Die widerholung jener ersten hälfte, der weise, findet sich bekantlich im ersten Kürenbergston, bei Meinloh und MF. 3, 22; den zutritt des reimes zeigt sodann MF. 4, 35. Wenn in diesem lezten tone die langzeile mit gedoppelter und in sich gereimter erster hälfte auf eine einfache langzeile gereimt wird (3◡ + 4a : 3◡b + 3◡b + 4a), so lässt sich daraus schon durch die naheliegende angleichung der einfachen langzeile an die erweiterte das in rede stehende schema auf das natürlichste ableiten. — Die ganze Eckenstrophe ist demnach gegründet auf die einfache und die reduplizierte form der alten epischen langzeile, für deren erste hälfte die gestalt 3◡ oder 4, für deren zweiten teil die form 3 oder 3◡ oder 4 zulässig ist; dieser leztgenanten entspricht auch der einzige, vierhebige kurzvers z. 10; für eine zweihebige zeile ist in diesem system kein platz; so zeigt sich auch von dieser seite, dass die deutsche form die ursprünglichere ist. — Übrigens empfand man auch eine verwantschaft zwischen den stollenversen der Eckenstrophe und einer andern sehr beliebten volksweise, jener alten, zuerst MF. 3, 7 belegten abart der Morolfstrophe mit regelmässigem wechsel stumpfen und klingenden reimes. Man ergänzte demnach die ersteren nach massgabe der lezteren, indem man den schon übereinstimmenden drei versen noch die mit dem dritten reimende langzeile anhängte. Zugleich wurde nun auch der schluss der Eckenstrophe durch einführung klingenden ausganges und vorschiebung des zur Morolfstrophe gehörigen ersten reimpaares nach dem gleichen schema umgemodelt, so dass sich, unter aufnahme des cäsurreimes aus der 7. und 9. zeile der Eckenstrophe jüngerer form, folgende weise ergab (die zusätze schliesse ich in eckige klammern): 4a 4a 3◡b [4 + 3◡b], 4c 4c 3◡c [4 + 3◡c]; 4d + 3◡e 4d + 3◡e, [4f 4f] 3◡g 4 + 3◡g. Sie findet sich in den unechten Neidhartliedern MSH III, 296 fgg.

2) Nach Erek 1900 fg. fand der kampf um den sperber vielmehr vor pfingsten statt. Über dasselbe motiv in anderen Artusepen s. Foerster, Christian v. Troyes III, XV.

3) Falsch ist hier im DHB der punkt hinter v. 5. Das *mære* von Goldemar soll doch nicht berichten, dass der Berner niemals den frauen hold gewesen; es soll vielmehr erzählen, wie er, der sonst weiberscheue, zum ersten male von liebe bezwungen wurde. V. 9. 10 hängen also von v. 5 ab und die drei dazwischen stehenden verse sind gemeinsam in parenthese zu setzen.

4) Im widerspruch damit wird Liudegast DFl. 8629 und Rabenschlacht 734 unter Ermanrichs recken genant.

BRESLAU. F. VOGT.

LIEDERHANDSCHRIFTEN DES 16. UND 17. JAHRHUNDERTS.[1]

II.

Das liederbuch des prinzen Joachim Karl von Braunschweig.

Die Wolfenbütteler bibliothek bewahrt als mscr. extravag. 264. 26. 4⁰ eine aus 35 quartblättern bestehende liedersamlung, auf deren lederdeckel die initialen „IKHZBVLTZS | 1601“ eingeprägt sind. Die deutung der inschrift ergibt sich unschwer aus der überschrift des 4. gedichtes als: „Joachim Karl, herzog zu Braunschweig und Lüneburg, thumpropst zu Strassburg“. Der genante prinz war ein jüngerer bruder des als dramatischer dichter bekanten herzogs Heinrich Julius, geb. 1573 und gest. 1615. Das liederbuch hat nicht er selbst, sondern sein sekretär niedergeschrieben, wie die bemerkungen zu zwei dichtungen des prinzen (nr. 22 und 28) beweisen.

1. bl. 1a: Aus trewen hertzen mein
   habe ich mich außerkoren (4 str.).
2. bl. 1b: Venus, ich gern wißen woltt (6 str.).
   Auch in einem fl. blatt des 16. jahrhunderts (Berliner bibl. Yd 7850, 18 nr. 2).
3. bl. 2a: Stetiglich nur an dich gedenckett mein hertze (6 str.).
   Auch im Liederbüchlein, Nürnberg, Lantzenberger 1607 nr. 13 und auf einem fl. blatte des 16. jahrhunderts (Berlin Yd 7850, 24 nr. 3).
4. bl. 3a: Ach moder die zartt vnd schoen
   der eheren eine kron (9 str.).
   Überschrieben: Des hern Jochim Carln hertzog zu Braunschweig vnd Lüneburgk aufzügk auf dem ringrennen zu Stuckgart. — Vgl. über die zu Stuttgart gehaltenen turniere K. Pfaff, Geschichte der statt Stuttgart 1, 218—221 (1845).
5. bl. 4b: Gedenck eß, drewes hertz in ehren,
   waß ich fur schmertz vnd pein (5 str.).
   Überschrieben: Des hertzogen von Württenberges liedt. — Gemeint ist wol herzog Friedrich I, geb. 1557, † 1608.
6. bl. 5a: Bey mir mein hertz gantz iemerlich
   sehr quelett sich. (5 str.).
   Namenlied: BEATA. — Auch in dem liederbuche des Rostocker studenten Petrus Fabricius (Bolte, Niederdeutsches jahrbuch 13, 55) nr. 7. Lantzenbergers liederbüchlein 1607 nr. 8. Val. Haußmann, Newe melodien 1608 nr. 6. Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 149. Weller, Annalen 1, 265 nr. 375. Fliegende bll. in Berlin Yd 7850, 29 nr. 1. 32 nr. 4. Ye 1001, 4. Melodie im lautenbuch des Joh. Nauclerus v. j. 1615 (Berliner mscr. mus. H. 250) bl. 76a. Dresdener hs. M 297, s. 148. Fried. Tautts lautenbuch (Danzig X. fol. 25) bl. 49b.

1) Fortsetzung zu bd. XXII, 397 dieser zeitschrift.

7. bl. 6a: Mus dan die trewe mein
so ghar aus falschem hertzen
von dir belhonet sein (6 str.).

Akrostichisches namenlied: MARTHA. Ähnlich in Lantzenbergers liederbüchlein, Nürnberg 1607 nr. 3. Haußmann 1608 nr. 7. P. Fabricius nr. 8. Ditfurth, Volks- und geselschaftslieder 1872 nr. 4. Fliegendes bl. in Berlin Yd 7850, 37 nr. 3. J. Nauclerus 1615 bl. 43b.

8. bl. 7a: O holdseliges bildtt,
erzeige dich nicht so wildt (9 str.).

Eine vierstrophige fassung bei Regnart, Teutsche lieder 1578 3, 21. Aelst, De arte amandi 1602 bl. Cvija = Hoffmann von Fallersleben, Geselschaftslieder 1860 nr. 109. Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 150. Lantzenberger 1607 nr. 27. Allerley kurtzw. teutsche liedlein. Nürnberg 1614 nr. 13. Weller, Annalen 1, 265 nr. 375. Berliner mscr. germ. quart 733.

9. bl. 9b: Mit liebes flammen ist gantz entzundt
mein junges hertz, auch engstiglich wundtt (16 str.)

10. bl. 12a: Ach lieb in leidt vnd gefehrligkeit (4 str.).

Namenlied: ANNA. — Auch bei P. Fabricius nr. 56.

11. bl. 13a: Es will, schones lieb, das hertz in mir
fur schmertzen ghar zuspringen (7 str.).

Vgl. Aelst, Blum vnd außbundt 1602 nr. 82. P. Fabricius nr. 190. Fliegendes blatt bei Weller, Annalen 1, 263 nr. 363.

12. bl. 14b: Frolich woltte ich singen,
ich kans, ich kans da nicht (7 str.).

P. Fabricius nr. 97. Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 143. Fl. blatt von 1600 in Berlin (Yd 7850, 30 nr. 2). J. Nauclerus 1615 bl. 94b.

13. bl. 10a: Betrube dich doch nicht so ghar,
nimb selbst dein junges leben whar (9 str.).

Weller, Annalen 1, 264 nr. 366. Fliegende blätter in Berlin Ye 806 und 1656 nr. 3.

14. bl. 17b: In einer hirßen jaget
Acteon jung vnd zartt (5 str.).

P. Fabricius nr. 20.

15. bl. 18b: Betrubet ist mir mein hertz
vnd leidett große schmertz (7 str.).

Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 136.

16. bl. 19b: Ach hertziges hertz, mit schmertz
erkennen thue, ich habe kein ruhe (3 str.).

Überschrift: Hertzog Friedrichen aus Churlandt liedt. — Friedrich, der sohn Gotthards von Ketteler, lebte von 1569—1642. Dasselbe lied bei Böhme, Altdeutsches liederbuch 1877 nr. 132. Niederdeutsche volkslieder nr. 142. Ambraser liederbuch 1582 nr. 37. Celscher 1600 nr. 9. P. Fabricius nr. 23. Berlin, mscr. germ. fol. 636 s. 28 und mscr. germ. quart 733. Fliegende blätter in Berlin Yd 7850, 8 nr. 3. 12 nr. 2. Ye 321, 1. E. Radecke, Vierteljahrschr. f. musikwiss. 7, 321.

17. bl. 20a: Die fische ihm waßer whonen,
das wildt auch in dem waldt (8 str.).

Böhme, Altdeutsches liederbuch nr. 316 (aus Hainhofers lautenbüchern). Lantzenberger 1607 nr. 21. Rosenberg, Zeitschr. f. d. geschichte der juden 2, 242 (1888). Weller, Annalen 1, 266 nr. 383.

18. bl. 21b: Megdlein jung mein sonnenschein,
ach du mein hertziges zuckermüudelein (6 str.).

Überschrift: Der Dresensche aufzugk.

19. bl. 22b: Ach Amor, wie gantz wiederwertigh sein
deine werke dem schönen nhamen dein (8 str.).

Weller, Annalen 1, 265 nr. 373: fl. blatt vom j. 1601 (Berlin Ye 1005). P. Fabricius nr. 80. Berliner mscr. germ. fol. 270 bl. 11b. Mel. bei J. Nauclerus 1615 bl. 99a. Dresdener hs. M 297, s. 147. Danziger hs. X. fol. 25, bl. 48a.

20. bl. 24a: Einiges lieb, getrewes hertz,
dir ist verborgen nicht mein schmertz (7 str.).

Weller, Annalen 1, 265 nr. 373: fl. blatt vom j. 1601 (Berlin Ye 1005). P. Fabricius nr. 181. Niederdeutsche volkslieder 1883 nr. 137.

21. bl. 25a: Aus meinem gemüth ein newes liedtt
will ich singen von einem zartten jungkfrewlein (6 str.).

22. bl. 26b: Gedenckh, schönes lieb, wie schwer mir thutt ankhommen (7 str.).

Überschrift: Meines gnedigen fürsten vnd hern hertzogk J. C. liedt, von I. F. G. selber gemacht.

23. bl. 27b: Sage mir gut rath, zarth schones jungkfrewlin (6 str.).

Namenlied: SOPHIA. — Auch bei P. Fabricius nr. 38. V. Haussmann 1594 nr. 17. J. Rudenius, Flores musicae 1600.

24. bl. 28b: Betrubnuß vnd trawrigkeitt
mich plagett alle stundt (7 str.).

25. bl. 29b: Scheiden bringett mir schwere plag
von euch, schones liebelein (7 str.).

26. bl. 31a: Erfrewen thutt mein junges bluett
hertz allerliebste mein (13 str.).

27. bl. 33b: Mir liebet auf dieser erden
ein frewlein hupsch vnd fein (5 str.)

28. bl. 34b: So scheide ich nun mit schmertz
von dir, mein einiges hertz (6 str.).

Überschrift: Ein ander liedt von meinem g. fursten vnd hern I. C. selbst componirt. — Ebenso beginnt nr. 1 eines 1603 zu Augsburg gedruckten fl. blattes (Berlin Yd 7850, 37) und ein lied in Hainhofers lautenbüchern.

Von den hier und dort verstreuten reimsprüchen führe ich an:

bl. 9a: Lieben ohne lust, drincken ohne durst, essen ohne hunger:
lebestu lange, so nimbt mir es wunder.

bl. 27a: Gedenckh an mich, wie ich an dich; niht mher begher ich.

bl. 26a: So mannig laüb aüf bhömen stehet,
so mannig thier auf erden gehet,
so mannig blum ist auf dem feldt,
so mannig mensch lebet in der weldt,
so mannig tröpfe ist im Rein,
so mannig stern am himmel sein:
so viell glückh, heil vndt frewdt
wunsche ich meinem liebsten zü aller zeit.

Zu solchen liebesgrüssen vgl. Uhland, Schriften 3, 261 fg. R. M. Meyer, Ztschr. f. deutsches altertum 29, 128—131. M. v. Waldberg, Die deutsche renaissancelyrik (1888) s. 19 fg. 51. Weimarisches jahrbuch 2, 92. 113. 241, und auch einen im Wolfenbütteler mscr. nov. 637. 7 enthaltenen glückwunsch Joh. Phil. Ridels v. j. 1679:

So viel die Sommerszeith den Bauern bringet Rokhen,
So viel als Winterszeith hingegen Schnegen flokhen,
So viel am Firmament die schönen Sterne stehn,
So viel im Meer vndt Flussz der Fische annoch gehn,
So viel alß schwingen sich der Voglein in den Lüfften,
So viel alß nehren sich der Thierlein in den Klüfften:
So viel geb Ihm, mein Printz, der Hochste Glükh vndt Seegen,
An welchen alles ist alleine nuhr gelegen!

Im liederbuche des freiherrn Albrecht Ernst Friedrich von Crailsheim (um 1748 zu Altdorf angelegt. Berliner mscr. germ. quart 722 s. 386 str. 3 und in einem fl. blatt des 18. jahrh. (Berlin Yd 7909—32, 1) heisst es:

Bis die wasser aufwärts rinnen
und all berge neigen sich,
bis kein feuer mehr thut brinnen,
so lang will ich lieben dich;
bis die mühlstein tragen reben
und darauf wächst süsser wein,
bis der todt mir nimt das leben,
so lang will ich dein eigen sein.

bl. 35b: Finis ein ende, des frewen sich meine hende.

III.

Das liederbuch der prinzessin Luise Charlotte von Brandenburg.

Auf der bibliothek der Petersburger akademie der wissenschaften liegt unter der signatur XX. L. 5 quart ein liederbuch einer deutschen fürstin. Es führt den titel:

Tabulatur Büchlein. Der Durchlauchtigsten, Hochgebornen Fürstin vnd Frewlein, Frewlein Loysae Charlotten, Marggrävin vnd Churfl. Frewlein zu Brandenburg, In Preußen, zu Gülich, Cleve, Berge Hertzogin, Meiner gnedigsten l Frewlein. Im Jahr 1632. (Pergamentband in hoch 4°).

Luise Charlotte, die ältere schwester des grossen kurfürsten, war 1617 als die tochter des kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg geboren, vermählte sich 1645 zu Königsberg mit dem herzog Jakob von Kurland († 1681) und starb 1676[1]. Aus der zeit, welche sie am hofe ihres bruders zu Königsberg verlebte, rühren die beziehungen her, die den dichter Simon Dach mit ihr verbanden. In verschiedenen gedichten[2] besingt er sie; er feiert vor 1638 eine lustfahrt auf dem Pregel, an der sie teilnahm, er wünscht 1645 zur verlobung und zur vermählung widerholt glück, ebenso 1648 zur geburt ihres ersten sohnes und richtet, als sie 1657 nach Königsberg gekommen war, widerum ein gedicht an sie. Heinrich Albert widmete ihr und der prinzessin Hedwig Sophie 1642 die zweite auflage des 1. teiles seiner Arien. Wenn dies alles auch noch nicht notwendig auf ein lebhaftes interesse der fürstin an der dichtkunst hinweist, so gewint es um so mehr bedeutung in verbindung mit dem inhalte des 1632 für sie angelegten und in der folgezeit weiter fortgeführten liederbuches.

Dasselbe enthält zuerst einige stücke in deutscher lautentabulatur ohne text (Bargomasco, Sarpande Gautiers, Psalm 39 und 134. „Wie soll mir dan geschehen, wann ich dich meiden soll"), dann aber 40 lieder mit ihren weisen in mensuralnoten und einer einstimmigen begleitung (viola di gamba). Da es von wert ist zu erfahren, welche lieder damals in der vornehmen geselschaft eingang gefunden hatten, so wird man die mitteilung eines inhaltsverzeichnisses nicht für überflüssig halten, zumal auf das verhältnis der komponisten des 17. jahrhunderts zu den werken der gleichzeitigen dichter, wie Opitz, Fleming, Weise, bisher kaum geachtet worden ist. Von Dach rühren 2 nummern (7 und 14) her, beide von seinem freunde Heinrich Albert in musik gesezt und vielleicht noch vor dem erscheinen seiner Arien (1638) aufgenommen; aus Opitz' dichtungen entlehnt sind 4 texte (8. 26. 27. 32). Die melodien sind, wie es scheint, aus den werken von Joh. Hermann Schein (Musica boscarescia 1. 1621), Caspar Kittel (Arien und cantaten. Dresden 1638. 30 lieder, darunter 16 von Opitz), Andreas Hammerschmied (Weltliche oden oder liebesgesänge 1—3. 1642—1649) und andern, deren nachweisung weiterer forschung überlassen bleibt, entnommen; viermal, bei nr. 9. 15. 22 und 30, ist der komponist durch die anfangsbuchstaben W: R: oder Wal: Ro: bezeichnet.

1) K. W. Cruse, Curland unter den herzögen 1, 148. 183 (1833).

2) In der bibliographie, welche Oesterley seiner grossen Dachausgabe (1876) angehängt hat, sind es die nr. 16. 57. 75. 239. 417. 534. 1131. — Ihre hochzeit verherlicht auch J. C. Finx, Preuscher ehrenpreis (Königsberg 1645) bl. F1a.

Unzweifelhaft haben wir darin den „berühmten musicanten" Walter Rowe aus England widerzuerkennen, von dem H. Albert 1645 in der widmung zum 6. teil seiner Arien[1] spricht. Nur ist es nicht ganz klar, ob wir darunter den älteren musiker dieses namens, welcher am 24. juni 1614 zu Cölln a. Spree seine bestallung vom kurfürsten zu Brandenburg erhielt und 1626 sich als violist am mecklenburgischen hofe zu Güstrow hören liess, zu verstehen haben oder seinen gleichnamigen sohn, welcher 1638 mitglied der kurfürstlichen kapelle wurde. Die grössere wahrscheinlichkeit spricht wol für den älteren Rowe, und dieser wird auch der lehrer der prinzessin und der schreiber ihrer liedersamlung gewesen sein. Eigentliche volkslieder enthält die leztere gar nicht, wol aber drei französische (15—17) und zwei englische (3. 13) lieder. Das erscheinen der lezteren ist bei der englischen abstammung Rowes und dem starken einfluss der englischen instrumentisten und komödianten leicht begreiflich.

1. Was ich itzundt anfang zu tichten (12 str.).
2. Wan ich thu ansehn meinen schmertzen (5 str.).
3. Delightles why sitzt thou soe, fa la la,
   those foulded armes are signes of woe? Fa la la (4 str.).

   Dahinter folgt ein deutscher text zu derselben melodie:

   Kom, o schöne, komme baldt, fa la.
   die vöglein singen in dem wald: fa la (12 str.).
4. Frau nachtigall mit sussem schal (3 str.).

   Aus JH. Schein, Musica boscarescia 1, nr. 2 (1621).
5. Sich da, mein lieber Coridon (3 str.).

   Schein a. a. o. 1, nr. 4.
6. Ihr deutschen gutt, wo ist der muth (4 str.).
7. Edler pregel, dessen fluss (5 str.).

   Gedichtet von S. Dach s. 574 ed. Oesterley. Komponiert von H. Albert, Arien 1, 21.
8. Jetzund kömpt die nacht herbey (9 str.).

   Opitz, Teutsche Poemata 1624 s. 92 (über spätere nachahmungen vgl. das vortrefliche buch von M. v. Waldberg, Die deutsche renaissance-lyrik 1888

1) In Fischers neudruck (1883) s. 181. — Über die Rowes vgl. L. Schneider, Geschichte der oper in Berlin (1852) beilage: Geschichte der kurfürstlichen kapelle s. 27 fg. 33. 40 fg. 44. Chrysander, Niederrheinische musikzeitung 1855 nr. 45 s. 355. Danach C. v. Ledebur, Tonkünstlerlexicon Berlins (1861) s. 480. — Ein W. Rowe starb im april 1671 zu Berlin. Kompositionen der Rowes ausser den in unsrer handschrift vorliegenden haben sich nicht erhalten. Ein der Berliner bibliothek gehörendes exemplar von G. Voigtländers Oden und liedern (Lübeck 1650) trägt auf einem vorsatzblatte die inschrift: „E grege Waltheri R[owe]".

s. 218 fg.). Komponiert[1] von C. Kittel, Arien (1638) nr. 11 „sopra l'aria di Ruggiero".

9. Ach gott, warumb muß ich so lamentiren (10 str.).
Melodey W. R[owe].

10. Ach liebste, laß uns eilen (3 str.)
Opitz 1624 s. 100 „im thon: Ma belle je vous prie". — Komponiert von Kittel (1638) nr. 9 und A. Hammerschmied, Weltliche oden 1, 3 (1642).

11. O wie bist du, arge welt (16 str.).

12. Es ist warlich betrübte zeit (2 str.).

13. Though you are yongue and I am ould (3 str.).

14. Hie habt ir, jr jungfrauen (4 str.).
Text von S. Dach s. 422 ed. Oesterley. Melodie von H. Albert, Arien 1, 7.

15. N'obtiendra je rien mon amour fidele (8 str.).
Melodie von W[alter] R[owe].

16. Sejour digne d'un roy, qu'adore l'univers (2 str.).

17. Jamais vne si belle flame n'entra dans le coeur, d'un amant (4 str.).

19. Melancholey ist mein beste plaisir (10 str.).

20. Vergangne freudt, wo bistu hin (8 str.).

21. Vor traurigkeit vnd schmertzen (12 str.).

22. Wie gantz erbärmlich ist doch diese zeit (6 str.).
Melodie von W. R[owe].

23. Nimpfhen, was gedenckt ihr das (12 str.).

24. Amor, du falsche list (6 str.).

25. Lerne dich wohl kennen zuvor (8 str.).

26. Tugend ist der beste freundt (4 str.).
Opitz 1625 s. 204. Komponiert von J. Weichmann, Sorgen-lägerin (Königsberg 1648) 1, nr. 9 und Hammerschmied 3, 23 (1649).

27. Was wirffstu, schnöder neid (6 str.).
Opitz 1624 s. 88.

28. Diana (Astrea) schon ihr Celadon
liebt sie mit grosser passion (6 str.).

29. Gleich wie das feur, wen mans nicht lescht (4 str.).

30. Adieu all trauren und klagen (6 str.).
Melodey Wal: Ro[we].

31. Gott ist mein heil, gluck, hulff vnd trost (4 str.).
Angeblich von der dänischen königin Sophia (1498—1568) gedichtet. Wackernagel, Kirchenlied 4 nr. 1018. Vgl. 5, nr. 261.

1) Die von Waldberg s. 46 erwähnten kompositionen von Joh. Erasmus Kindermann zu 13 liedern von Opitz (Opitzianischer Orpheus, das ist musikalische ergetzlichkeit, erster teil. Nürnberg 1642) habe ich nicht einsehen können.

32. O du gott der süssen schmertzen (7 str.).

Opitz 1624 s. 56 nach D. Heinsius. „Auff die Courante: Si c'est pour mon pucelage". — Komponiert von Kittel 1638 nr. 20 und von C. C. Dedekind, Aelbianische musenlust (Dresden 1657) bl. B1b. — Eine parodie bei Homburg, Schimpff- und ernsthaffte Clio 1642 bl. G8b. Die melodie „Si c'est pour mon pucelage", welche auch J. Plavius, Hochzeitsgedichte (1630) s. 17 anführt, findet man z. b. bei G. L. Fuhrmann, Testudo gallo-germanica, Noribergae 1615 s. 38.

33. Alles leidt wendt sich zu mir (4 str.).

34. Kurtz ist die zeit, kurtz sind die jahr (6 str.).

35. Man sagt, das treuw sey vber mer geflogen (5 str.).

36. Die pein, so in meim hertzen (10 str.).

37. In lieb vnd leidt jch stehe jm streitt (5 str.).

38. Hier muß ich mich doch verwundern (4 str.).

39. Wer da will frisch und gesundt
was lang auf erden leben (10 str.).

G. Voigtländer, Oden und lieder (1642) nr. 57.

40. Das glücke braucht mich wie ein ball (15 str.).

A. Hammerschmied 2, 5 (1643) Dresdener hs. M 297, s. 196. — Eine nachahmung bei J. Sieber, Poetisierende jugend (1658) s. 358: „Ich bin des glückes ball, es wirfft mich auff und nieder", eine andre bei Schoch, Poetischer lust- und blumengarten (1660) s. 193 nr. 93: „Das glück braucht mich doch nur zur lust und wirfft mich nach belieben".

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

UNGEDRUCKTE BRIEFE HERDERS UND SEINER GATTIN AN GLEIM.[1]

29. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 18. Mai 1795.

Wir wollten Ihnen, Herzensfreund, den Dank für die Fabeln[2], die wir sogleich zum Nachtisch gelesen und uns an Ihrem menschenfreundlichen Gemüth erfreut haben, nicht so lange schuldig bleiben — nun endlich bringt ihn mein Mann hiebei, und ich lege ihn auf den Altar der treuen schönsten Freundschaft auf Erden![3] Nur seit 4 Tagen haben wir die Exempl. und Sie erhalten es sogleich mit dem ersten Postwagen. O mögen Sie unsrer liebend dabei gedenken. — Von den Briefen der Humanität hat mein Mann noch keinen Probebogen gesehen! Ohnerachtet das Manuscript seit 4 Monath fort ist. — Sobald

1) Fortsetzung zu bd. XXIV, 368 dieser zeitschrift.

2) Das erste bändchen sendete Gleim am 20. juli 1794. Vgl. die anmerkung zu nr. 28.

3) Herders Terpsichore.

Sie kommen, sollen Sie zu Ihnen[1]. Lesen Sie indess im 3. Stück der Horen das eigne Schicksal, es ist von ihm[2]. — Wielands Freude muss ich Ihnen doch melden. Seine 4te Tochter Lottchen, ein artiges, gar gutes liebes Mädchen heurathet den Buchhändler Gesner aus Zürch, ein Sohn des Dichters[3]. —

Vgl. hiezu Gleims antwortschreiben vom 24. mai, im besondern aber folgenden noch ungedruckten brief Gleims.

Halberstadt d. 2ten Juny 1795.

Ich komme von den Spiegelbergen Herzensbruder! Unter Nachtigallgesängen sang Terpsichore. Vortreflicher Gesang! Herder, ihr Liebling, spielte die Leyer! O Herder! Herder!

Wer mag nach Dir die Leyer spielen?
Ich nicht, ich hange sie für immer an die Wand!
Und schwömm' ich, überschwemmt, in lyrischen Gefühlen,
Ich nähme, nähme sie nicht wieder in die Hand!
Du spielst sie wie der alte Spieler,
Dem Felsen tanzten, der den Höllenhund bezwang!
Ich, einst Anakreons, und des Tyrtäus Schüler,
Ein Schüler lausch' ich dir! Vortreflicher Gesang!

Ich sass allein, wo wir einst beysammen sassen, und lass in den neuesten Briefen zur Beförderung der Humanität: „Der königliche Jüngling hätte einen Anti-Prencipe schreiben sollen!" Der königl. Jüngling nicht, der königliche Mann schrieb einen in seinen Schriften, hin und wieder, in seiner Epistel an seinen Geist, seinen Codicill usw. Lassen Sie von Einem Ihrer Herder die Stellen zusammenschreiben, so haben wir einen Anti-Prencipe. Herrlich ist alles in diesen Briefen! O wie werden, wie müssen sie würken. Ach! wär' ich ein Jüngling wie wollt' ich mich würken lassen! „Wenn ich das Schwerste und Grösseste gethan hätte, habe ich nichts gethan! ich weiss nicht, dass ichs gethan habe, dem Ziele aber fühl' ich mich näher, ein Retter, ein Erhöher der Menschheit in mir und andern zu werden, aus innerer Lust und Neigung". O Herder! Herder! Du bist ein Erhöher der Menschheit! O dass die Götter dir Gesundheit gäben und langes Leben.

Gebt, o ihr Götter! ihm und mir
Das längste Leben! Ihm, dass er

1) Die sendung erfolgte schon am 2. pfingsttag.

2) „Ich erkannte bey der dritten Zeile meinen Mann" schreibt Gleim am 24. mai, „wer ihn nicht sogleich erkennet, ist blind! An jeder Zeile hängt das Wappen seines Geistes und Herzens!"

3) „Sie wären herrliche Menschen", antwortet Gleim im angef. br.

Uns gebe, was ihr Götter ihm
Vertrautet, mir, dass ich, was er
Uns geben wird, noch alles les',
Und alles lesen höre! Gebt
Ihm die Gesundheit, die der Mann,
Der für den Magen leben will,
Erfleht von euch, und nicht erhält!

Die gebt, ihr guten Götter! ihm!
Und hättet ihr derselben nicht,
So bitt' ich, o ihr Götter! nehmt
Dieselben mir, und gebt sie ihm!

Was mir an Leibnitz nicht gefällt? Er wollte deutsche Rathschläge schreiben, und schrieb sie nicht, weil etc. An dieses: weil muss sich kein Leibnitz kehren. Worte werden nicht in den Wind verhaucht, sie kommen durch den, der sie eingiebt an Ort und Stelle! Wer weiss, hätt' er sie geschrieben, ob wir die jetzige Gräuel erlebt hätten. Hier sind Nesseln! Sie stechen oder brennen nicht scharf genug, ich weiss es, aber ich Angeschmiedeter, wie kann ich's besser machen? Ach dass Ihr bey mir auf dem Spiegelberge gesessen hättet! Es war eine Lust wie Himmelslust, ein Himmel, so dunkelblau schön, wie die Engel nur ihn sehn, und die Nachtigallen sangen wie Herder.

Ich umarme euch herzlich

Gleim.

Lest doch ja die Gedichte der Fräulein von Schlieben. Ich kannte sie längst aus einer Epistel in kleinen Versen, die ich in der Sammlung noch nicht gefunden habe.

Göthens Gedicht: Kennst du das Land usw. im 2. Theile v. Meisters Lehrjahren möcht' ich singen hören von ihm selbst, es ist vortreflich!

30. Herder an Gleim[1].

Hier, bester Gleim, sind die Briefe[2]. Diese 2 Theile enthalten mehr, als die vorigen 4 enthielten. Gott gebe ihnen Glück und Eingang; Er ist der Menschlichkeit und der Menschheit Vater. Herzlichen Dank für Ihre Kriegslieder. Gewiss haben wir Sie nicht für einen Kriegsrath, sondern für einen Friedensfreund gehalten. O könnten Sie nur bald auch der Herold dieser schönen Göttinn Irene werden. Aber,

1) Gleim empfieng den brief am 3. juni 1795.

2) Vgl. nr. 29.

aber! — Der Himmel jage alle dunkeln Wolken vom Horizont unsres armen Europa und Deutschlands. —

Vale. 2t. Pfingstag [1795] in Eile

Herder.

31. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 3. Juny 1795.

ganz bei Ihnen![1] Ihr Wunsch, die Stücke in Balde angezeigt zu haben, soll erfüllt werden, sobald er sich findet. Das Buch hat sich seit einiger Zeit verlohren. Vielleicht kann ich noch einiges diesem Brief beifügen. Hier ist einstweilen ein vollständiges Exempl. der zerstreuten Blätter. Die andern 2 erhalten Sie durch Ettinger aus Gotha. Der hiesige Buchladen ist auch so schlecht, dass man nichts vorfindet. So werden Sie aus Leipzig 2 vollständige Exempl. der Briefe über die Humanität erhalten, durch den Buchhändler Kummer. Dann folgt noch hiebei die verlangte 3. und 4. Sammlung auf Velin Papier. Sodann ein Exempl. der Terpsichore für den wackern Kärsten zum Andenken von meinem Mann. In Ihrer Nähe werde der Jüngling an Geist und Herz Ihnen ganz ähnlich. Die 5. u. 6. Samml. der Humanit. Briefe werden Sie nun auch erhalten haben. —

32. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 7. Dec. 1795.

Uns so ganz und gar zu vergessen![2] Ist das recht? ist das christlich und freundschaftlich? Haben Sie uns kein Wörtchen mehr zu sagen — keine Ihrer Morgengedanken uns mitzutheilen? Liebster Freund! Ich habe diese Nacht so viel von Ihnen geträumt, dass ich diesen Morgen sogleich au Sie schreiben muss. — Werden Sie nicht auch gerne hören, dass mein Mann fleissig ist?[3] Senden Sie ihm Ihre guten heitern Wünsche! Angefangen hat er nun, er muss aber sehr fleissig seyn, wenn er fertig werden will. (Eine frohe Aussicht auf künftiges Jahr haben wir: Sie wiederzusehen! Wann und wo, das sollen Sie noch erfahren. Wenn die Bäume Knospen und Blüthen treiben, o dann ist es so schön, die Freunde zu sehn! Oder wenn die Kirschen sich röthen, sanfte Gottesluft uns umwehet! Frau von Berg ist im Octob. einige Wochen hier gewesen, mit ihrer Tochter, einem recht lieben verständigen Wesen. — Im 10. Stück der Horen ist Homer und Ossian von meinem Mann; im 11ten das Fest der Grazien, im 12ten Iduna oder der Apfel der Verjüngung. —

1) D. s. 193 zeile 10 von oben.

2) Gleim schrieb das leztemal am 4. september. Vgl. dazu Gleims antwortbrief vom 13. december.

3) Herder arbeitete am 3. teil der Terpsichore.

33. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 12. Merz 1796.

Liebster Herzensbruder und Freund, So eben kommt Ihr lieber Brief[1] und ich soll mit der rückkehrenden Post bestimmen, wann uns die glücklichen Tage zu Theil werden sollen bei und neben Ihnen zu sitzen! Ach liebster Freund, der 2. april hätte Lockendes genug für uns, ein Einzigesmal das Fest mit Ihnen zu feyern; aber die leidige Unmöglichkeit hält uns ab nichts anderes in der Welt. — Nach allem Berechnen und Ausrechnen seiner Amtsgeschäfte kann mein Mann vor Ende July nicht aus Weimar[2]. —

34. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 7. April 1796.

Verzeihen Sie, allerbester Freund, dass ich Gottfrieds lateinisches Werk[3] und seinen Brief einige Tage aufbehalten habe es Ihnen zu senden — es sollte die Terpsichore zugleich mitkommen, die wir nur eben erhalten haben[4]. Möge dieser Theil Ihnen doch auch so gefallen, wie die ersten. Ich empfehle Ihnen und den zwei Lieben, die Maria, die meine Schutzpatroninn geworden ist, und die gewiss auch die Ihrige ist. Ihr, wollen wir irgend eine Laube ein heiliges Plätzchen weihen und im August miteinander dahin wallfahrten, die Herzensschwester und Luise werden schon für die Lilien und Rosen sorgen die wir ihr streuen wollen. Leben werden Sie, und nicht sterben, Sie, unser Treuester! Das junge, rothe, warme Blut, gegen unser kaltes, frostiges verbürgt es nicht, dass sie eher auf unsre Gräber Rosen pflanzen werden als wir auf das Ihrige? Nein, Theuerster, Sie sterben nicht und sterben nie! Ende Juli oder Anfang August wollen wir uns bei Ihnen verjüngen[5] wie bei einem Lebensquell. Aus Friedrich Richter wollen wir das Gold heraussuchen und froh und glücklich seyn[6]. Ganz recht hat die Schwester, sagte mein Mann, dass sie ihn

1) Vom 16. märz.

2) Siehe Gleims antwort vom 26. märz.

3) Seine dissertation, auf grund welcher er am 19. märz d. j. zu Jena promovierte.

4) Der dritte teil. Vgl. Gleims antwortschreiben vom 13. april.

5) Herder traf auch am 17. august in Eisleben mit Gleim zusammen. Vgl. hierzu die folgenden briefe vom 29. juli, 5. und 8. august. Über den besuch selbst den brief von Herders Gattin an Gleim, Weimar, den 25. august.

6) Als antwort auf Gleims äusserung vom 16. märz: „Mit allen seinen Sonnen und Sonnenflecken ist er ein guter, herrlicher Genius, ein Regenbogen, ein Donnerwetter, ein Veilchen, eine Rose? was ist er nicht alles? auch ein Dornstrauch ist er". Vgl. auch das urteil von Gleims nichte Dorothea in Gleims brief an Herders gattin vom 26. märz. Gleim selbst äussert seine meinung über Jean Paul in seinem

den desperaten[1] nennt. Allerlei Namen hat er! an Gemüth ein Kind, an Geist ein Mann; dies sanft zu verbinden, ist die grosse Kunst — dies hoffe ich, soll ihm noch gelingen. —

(Nachschrift von Herders hand.)

Hier kommt Terpsichore zuerst[2], liebster Gleim, statt meiner. Nehmen Sie sie froh und freundlich in Ihre Hütte auf. Sie ist zwar nur ein Echo der vorigen Theile; aber alles in ihr war nöthig. — Die Br. über die Humanität (die ich mir so sauer werden lasse) werden zu ihrer Zeit folgen[3]. — Dann auch der 2 Th. der zstr. Bl. neue Ausg. Und weil Sie doch die Theologie vor Allem haben, ein altchristliches, ächtkatholisches, theologisches opus[4]. — Richter, den die Schwester Gleims mit Recht einen desperaten Menschen nent, hats meiner Frau an-e-than[5] (man muss das Wort niedersächsisch aussprechen) und es scheint Eurem Kreise auch ziemlich. Gestern ist mir im Fixl die Magie der Phantasie vorgetragen worden, wo dann einige Recepte des An-e-thans merkbar sind. Es ist eine schöne und reiche Abhandlung, sonst kenne ich ihn noch wenig; weil mir die Zeit fehlt, mich in diesen süssen Abgrund zu werfen. Lebt wohl, ihr Lieben! — Meine

(einem noch ungedruckten briefe an die frau von Klenk, geborene Karschin beigegebenen) gedichte vom 22. januar 1800:

Unser Jean Paul ist ein grosser Geist,
Aber seine Witzeskraft reisst
Oft ihn aus den Schranken
Wahrer menschlicher Gedanken
In's Gebiet der falschen, und in dem
Zu verweilen ist ihm angenehm!
Waer' er immer ihrer maechtig,
Wenn sie lieblich oder praechtig
Wie der Aar in hohen Lüften kreisst,
Dann waer' er der groesste Geist!

Und in dem noch ungedruckten brief an dieselbe vom 17. juli 1800 schreibt er über ihn: „Ich lieb' ihn auch, halt ihn, wie meinen Friederich den zweyten für einen Einzigen, wünsche mit ihm zu leben, wie Sie's nur immer wünschen mögen“.

1) „Dieser Richter“, schreibt Gleim an Herders gattin am 26. märz, „sagte beim vorlesen seines Hesperus gestern die Nichte Dorothea Gleim, ist ein furchtbarer Mensch. Heute sagte sie, dass er ein Desperater sey, und meinte sehr was Hohes“.

2) Vgl. dazu Gleims urteil in seinem antwortbrief vom 13. april.

3) Schon am 16. mai sendet sie Herders gattin an Gleim: „Erst vorgestern sind die Briefe der Humanität angekommen, und sogleich müssen Sie sie haben“.

4) Herders Erlöser.

5) Gleim schreibt hierauf am 13. april: „Ja wohl hats Jean Paul Friedrich Richter uns ane-dahn, nicht ane-tan. Wir leben und weben in ihm. Kein Haus, in dem man „He hätt et uns anedahn!“ nicht sagt“.

Terps. reicht härtere Kost. Ich wünsche guten Appetit und Prosit die Mahlzeit. Vale!

35. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 30. Mai 1796.

Veränderlich sind die Gedanken der Menschen und die Dinge die sie bewegen! Da ich eben heute an Sie, Herzensfreund, schreiben und unsre Ankunft in Mitte des Juny bei Ihnen melden wollte, kommt der Brief der uns sagt dass Vossens, die wir seit Pfingsten bei Ihnen dachten, erst den 2. Juny zu Ihnen kommen werden[1]. | Dörfen wir Sie nun bitten, Theuerster, uns zu melden, wie lange Vossens bei Ihnen bleiben werden? und ob Sie von der letzten Woche im Juny bis zum 20. July frei von Geschäften, frei vom Capitel und von Fremden seyn werden? Ob sich in diesem Zeitraum 10—24 Tage in Ihrem Hüttchen für uns finden werden um der theuersten Freundschaft, dem Wohlwollen und der Liebe ungestört zu leben. Aber ganz aufrichtig. — Im Fall einer Hinderniss richten wirs alsdann so ein, dass wir den 25. July von hier abreisen, d. 26. bei Ihnen eintreffen, und bis zum 7. August bei Ihnen bleiben, wenn Sie so lange uns behalten mögen? —

(Nachschrift von Herders hand.)

Weimar d. 18. July 1796.

Was meine Frau schreibt, lieber bester Gl. ist alles reine Wahrheit, die Sie selbst einsehen. Wir sind in üble Zeiten gefallen, und mit unsern Kindern in theure Zeiten. Könnten wir uns in Eisleben auf einige Zeit sehen, so wäre es ein Mittelweg; aber es muss Sie nicht beschweren. Schreiben Sie frei, wie es Ihnen ums Gemüth ist. — Wo nicht, und Gott uns leben lässt, so kommen wir künftiges Jahr zu Ihnen. Können wir uns aber in Eisleben ohne Ihre Beschwerde sehen, wohlan. Joh. Paul wird Sie sehr freuen. Von meinen Hum. Br. 7. 8. haben Sie mir ja noch kein Wort gesagt[2]. — Leben Sie wohl, bester, mit Besuchen ermüdeter. —

1) Über Vossens besuch vgl. den brief an Gleim vom 27. juni 1716 (Briefe von J. H. Voss herausg. v. Abr. Voss. Leipzig, 1840. 2. bd. s. 319). Dazu Gleims nachruf: „Euch Götter ruf' ich an, die er im Herzen trug,
Wenn er an Leier oder Pflug
Die Hand anlegte, schüzt auf seiner weiten Reise
Den Mann, den edlen Mann, den Mann, der eure Weise
Zu singen aus Jonia,
Aus Andes, aus Sicilia
Verpflanzte".

2) In dem nicht abgesendeten noch ungedruckten antwortschreiben vom 20. juli äussert er: Also hätt' ich meinem Herder über seine beyden letzten Sammlungen s.

36. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 29. July 1796.

Wir erhalten so eben Ihren Brief vom 24. liebster Freund. Den friedlichen Nachrichten des H. Ob. C. V. Sack können wir nicht trauen. Unsre neuesten Nachrichten von gestern und heute lauten ganz anderst. Nemlich die Franzosen wollen wirklich in Chursachsen einfallen. — Liebster Freund, reisen können wir in diesen Tagen auf keinen Fall; das sehen Sie selbst. Wir wollen nur ein 14 Tage noch abwarten — da muss es sich doch zu etwas entschieden haben. Und wenn wir uns erst Ende August in Eisleben sehn, so ists ja immer noch schön. Mein Mann kann seines Amts wegen nicht weg — und unser Hauss können wir nicht Preiss geben, wenn sie in unsrer Abwesenheit kommen sollten. Melden Sie uns nur vorläufig, welche Tage im August Capitultage seyn könnten; damit wir nicht dergleichen wählen. —

37. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 1. August 1796.

Hier schicke ich Ihnen unsern Erlöser, liebster Freund! Wenn es nun schon ein theologisches Buch ist, so erlasse ich Ihnen das Lesen nicht. Wenn Sie Nachts nicht schlafen können so nehmen Sie es in die Hand; es muss in einer stillen Stunde gelesen werden. —

Briefe zur Beförderung der Humanität noch nichts gesagt? Kann seyn, kann seyn! Es wäre kein Wunder; beym ersten Lesen erstaunt' ich, beym zweyten lernt' ich, beym dritten bemerkt' ich das Schönste, das Beste. Zwischen den dreyen Lesungen waren der Zerstreuungen namentlich viele; schrieb ich meinem Herder, so wärs eine flüchtige Schreiberey. Sollt ich etwas nur, wehrt von ihm gelesen zu werden, ihm sagen, so müsst ich Zeit haben aufzuschreiben, und auszustreichen; wie Er ins Reine gleich, kann ich nicht schreiben — Herder ist unser grösster Mann, er hat Lessingen und Winckelmann uns ersetzt, sag' ich den Freunden, die, dass man seine Meinungen ihnen sage, Freunde genug sind; sagt ichs meinem Herder, so wär es etwas Überflüssiges! Er ist ein erstaunlicher Mann! — Mit allem, was ich lass, war ich in höchstem Grade zufrieden, nur nicht mit seinem Schimpfen und Schelten auf die Deutschen und ihre Fürsten. Bittrer Spott ist's eigentlich, und bittrer Spott erbittert, bessert nicht — darüber aber möcht' ich meinem Herder nichts sagen, weil ich, die Stellen auszuschreiben, ins Einzelne zu gehen die Zeit nicht habe; der schlimmsten Eine war, wo er des Stranges erwähnt, was in zweyen Stellen geschieht, diese Stellen hat die Muse Carolina zuverlässig nicht gelesen, sie wären gewiss sonst ausgestrichen; wo sonst alles durchaus vollkommen ist, da wird man durch einen Sommersprossen, durch einen einzigen beleidigt! — Heut, Theurer! hoft' ich Briefe von Euch zu erhalten! und den bestimmten Tag zum Abreisen zu erfahren! Sehn müssen wir uns, und wären auch, wies gestern hiess, die Franzosen, auf dem Wege nach Leipzig bei Euch, so müssen wir doch in diesem Jahre noch uns sehn, ich kann sonst nicht ruhig [illegible]ben. Ihr Gleim.

38. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 5. Aug. 1796.

Wir erhalten so eben Ihren Brief vom 31. July liebster Freund[1]. Die Franzosen .. finden[2]. Künftigen Montag kann ich Ihnen über die Gewissheit der Neutralität schreiben und wenn alles gut steht, so könnten wir den 14 oder 15ten in Eisleben seyn; richten Sie sich vorläufig ein wenig darauf ein[3]. Eben ... herbei schaffen[4]. Richters Portrait sollen Sie mit der Zeit schon bekommen[5], ich will mich darum bemühen. —

39. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 8. Aug. 96.

Liebster Freund, man sagt sich für gewiss ins ohr dass Sachsen einen Separatfrieden geschlossen habe. Wir haben nun nichts mehr zu fürchten und wünschen dass Ihnen der 17. August (der fällt auf einen Mittwoch) zum Rendez vous in Eisleben angenehm seyn möge. An diesem Tage reisen wir von hier früh aus und gedenken Abends 8 Uhr in Eisleben zu seyn[6]. —

40. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 2. Sept. 96.

Unendlich haben Sie uns erfreut durch die Nachricht Ihrer glücklichen Heimkunft[7]. — Mein Mann wollte Ihnen heute über Hederich[8] sogleich schreiben, aber an diesem mit Arbeit von 7 Uhr an besetzten Tage, werden Sie ihm verzeihen wenn ich schreibe. Hederich ist ein

1) Zu diesem brief vgl. Gleims leben von Körte s. 86.

2) D. s. 211 zeile 12 von oben.

3) Herder und Herders gattin waren am abend des 17. im gasthof zum goldenen löwen in Eisleben mit Gleim zusammengetroffen.

4) D. Zeile 1 von unten.

5) Gleim verlangte es für seinen Freundschafts-tempel. Herders gattin schreibt deswegen an Jean Paul selbst, Weimar, juni, 1797: „Unser Gleim liebt und liest sie mit allem Feuer der Jugend und Theilnehmung. Ich soll ihm ein Bild, ein Gemählde nähmlich, von Ihnen verschaffen".

6) Vgl. die anmerkung im vorhergehenden briefe.

7) „Wie war's im goldenen Löwen mir so wohl" schreibt Gleim am 17. september an Herder. „So wie wir im goldenen Löwen waren, wären wir auf Erden im Himmel, so müssen wir immer nicht beysammen seyn! O wie waren wir die zwey Tage so glücklich!" In vollem gefühle seiner Einsamkeit schreibt er:

In dieser Lumpenwelt soll ich noch lange weilen?
In dieser Lumpenwelt, in welcher Wölfe heulen,
Und Schlangen zischen, soll
Ich, zwischen Fröschen, Raben, Eulen
Noch singen? Gnädiger Apoll,
Triff mich mit deinen schärfsten Pfeilen,
In dieser Lumpenwelt ist — ist mir nicht mehr wohl!

8) Vgl. die folgenden briefe.

ausgezeichneter genievoller Mensch; er hat möglich viel gelernt, ist zu seinem Schaden die Kantische Philosophie durchgegangen und nahm hernach zur Medecin seine Zuflucht um wieder menschlich zu werden. Er verdient Ihre Liebe und Empfehlung. —

41. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 18. Nov 1796.

Es scheint mir ein Jahrhundert dass ich Ihnen nicht geschrieben habe[1]. — Damit ich nicht leer vor Ihnen erscheine, sende ich Ihnen als einen Beitrag, die 3 ersten Bogen des 6. Th. der Zerstreut. Blätter[2]. Zwar ist darinnen nur von dem ehelichen Glück die Rede — ist es aber nicht schön, nicht aufmunternd, dass die Muse diesem Glück auch einmal ihre Töne weihet! Ein ganz glückliches Ehepaar wird nicht leicht Krieg mit seinem Nachbar anfangen. — Kurz, liebster Freund, ich finde die Dichterin Faustina so schön, und glaube sogar dass sie etwas deutsches Blut in den Adern hatte. Wenn Sie jetzt nicht Zeit haben hineinzublicken, so muss die liebe Luise daraus vorlesen beim Caffée und den stillen Abendstunden. Ich schicke Ihnen diese Gedichte gegen den Willen meines Mannes, er sagte, einem Dichter solle man keine Gedichte schicken, sie steckten alle in ihm selbst — er bedörfe keiner fremden. Wenn das so ist, so bitte ich Sie, sie als Prosa zu lesen. Ich habe diesmal meinem Willen gefolgt — (Wie gewöhnlich. Das was mir gefällt, ist das Symbol der Frauen. (Zusatz von Herders hand) ich dachte, was mir gefällt, gefällt Ihnen gewiss auch — und diesmal behielt mein Mann unrecht. —

(Nachschrift von Herders hand.)

Gefalle Ihnen die Faustina[3]. Und sei das Capitel glücklich abgelaufen. Schreiben Sie ja bald[4]. Ich bin zerknickt und ausgemergelt. Lebt alle wohl, ihr lieben. Euer treuer H.

42. Herders gattin an Gleim. Weimar am 2. Feiertag d. 26. Dec. 1796.

Ich will den Feiertag mit Ihnen feiern, ewigtheurer Freund! — Zuerst .. durchwebt[5]. Die nächstfolgenden Stücke[6] sollen Sie nach und nach haben. Mir dünkt es sei angenehmer die Stücke einzeln zu

1) Der lezte brief war vom 7. oktober.
2) Herder begann mit der samlung erst am 24. august.
3) Das erste buch der gedichte und reime des 6. teiles der zerstreuten blätter.
4) Gleim antwortet am 10. dec. (D. I s. 218).
5) D. s. 220 zeile 14 von oben.
6) Der zerstreuten blätter.

lesen. Die liebe Luise ist so gut und nimmt diese einzelnen Bogen in Verwahrung bis das ganze beisammen ist und wird alsdann die Besitzerin davon. Sie erhalten Ihr eigenthümliches auf anderm Papier wie von Rechtswegen. Das erste Buch soll Ihr dedicirt seyn. —

(Nachschrift von Herders hand.)

— reichlich[1]. Die Rec. über Voss Homer hat nicht Böttiger, sondern Gottlieb Schlegel gemacht[2], d. i. der ältere Schlegel, der auch den Shakesp. nun übersetzt, Stücke aus Dante geliefert hat u. s. f. Es kann kein Krieg werden. Valete optimi.

43. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 27. Jan. 1797.

Sie Ewigtheurer Freund, haben uns eine Freude mit dem Geburtstagslied gemacht[3]. Wahrhaftig Schmidt verdient es, dass Sie die Saiten so, so für in rührten. Jedes Wort ist Wahrheit. Nun müssen die reichen Stolbergs ihm noch eine Klamersruh verschaffen! sie müssen für die Musen es thun, die durch ihn so manche Freuden ihnen verschafften. Hören Sie, Freund Gottes, das Domcapitel muss die Klamersruh auch bauen helfen — sinnen Sie darüber nach, wenn die Morgenröthe Sie weckt, Edler Lieber! der Dichter muss nicht erbärmlich sorgen, nicht wie die Raupe Blätter nagen — Nectar muss er trinken mit den Göttern — amen! Helfe Ihnen Deutschlands Genius dazu. Nun bitte ich um eine Erläuterung der Stelle Ihres Gedichts:

Ein Gottgeschöpf für einen Thron,
macht er aus eines Müllers Sohn!

Darüber hat der Vater, die Mutter und Gottfried jedes eine besondere Lesart; und ich wette es ist keine die rechte, denn es bleibt in jeder etwas dunkles. Geben Sie uns Licht, Herzensfreund. Nun müssen Sie auch dem wiedererstandnen Voss ein Lied singen. Er muss nicht sterben, der treue Vater und Mann. Ich denke mir das Ehepaar wie Philemon und Baucis — nur mit dem Unterschied dass Sie fromme gute Kinder haben. Wieland hat im Januar 97. den Anfang gemacht die Musen Almanache zu recensieren. Er musste diesmal einen strengern Weg einschlagen — der Dichter der Grazien. Künftigen Monath kommt

1) D. s. 221 zeile 21 von oben.

2) Gleim schrieb am 16. okt. an Herder: „Böttiger nimmt an den Katzbalgereien gewiss noch keinen Antheil. Die Recension, das Urtheil über Vossens Homer ist, glaub' ich, von ihm, kann von keinem andern sein.

3) Gleims Clamersruhe.

der Schillersche. Bester Freund, was die Revolution nicht vollendet hat, das vollenden[1] die Xenien beim deutschen Parnass. — Aber es gibt einen Aether über dem Parnass.

Wohlauf dann,
Auf in die Lüfte des heitern Himmels
Urania wird unsre Führerin! —

1) „Die Xenien vollenden" ruft Gleim in einem briefe an Herder den 1. febr. 1797, „Ich leg' es aus, die Xenien sind reissende Wölfe, noch ärger als die Jacobiner. Die gegen sie ausgegangenen Jäger sind gar schlechte Schützen. Wieland, hoff' ich, wird sie treffen, und so Gott will, der alte Peleus, Euer Gleim". Aber noch am 10. december 1796 schreibt er an Herder: „Wieland war unwillig auf die Angriffe, die sich Goethe und Schiller gegen mich erlaubt hatten. Wo find' ich diese Angriffe? In den Xenien hab' ich sie nicht gefunden, und Klamer Schmidt, auf dessen Commentar Ihr mich verwiesen habt, hat sie nicht nachweisen können, also müssens wohl heimtückische Angriffe seyn, in Schrifteleyen, die ich jetzt nicht mehr lese. Die Zeit ist mir zu edel geworden! Sie mögen übrigens angreifen, so viel und so arg sie wollen, mich kümmerts nicht, es wäre mir unlieb nur, weil ich mit ein paar Worten gegen die Xenien mich erklären wollte. Hätt ichs angegriffen, so schien ich nicht unparteiisch. Sagt mir Einzige, Eure Meinung!" Bekanntlich erschienen am 2. april 1797 funfzig stück Xenien Gleim, „dem Stifts- und Musenjubilar an seinem Geburtstag gewidmet" als gegenschrift zu den bekanten Schiller-Goetheschen Xenien. Vgl. hierzu das 36. Peleus überschriebene stück. Darüber Fielitz, Aus der Xenienzeit in Schnorrs Archiv, VI. s. 258 fgg. Bezeichnend ist Gleims urteil in einem noch ungedruckten brief an frau von Klenke vom 12. okt. 1796: „Bald wird auf dem deutschen Parnasse für ehrliche rechtschaffene Leute nichts mehr zu thun seyn! Schiller und Goethe sind die reissenden Wölfe geworden, und morden auf ihm! Sagen Sie's keinem Menschen, Tigern mögen Sie's sagen; ich habe mit ihnen nichts zu thun, will mit ihnen nichts zu thun haben. Halten Sie auch die beyden guten Kinder bey sich zu Hause; giengen sie aus, sie würden von den Wölfen zerrissen! Es ist noch nicht böse genug in der Welt, Goethe dünkt mich ein Tirann, wie Robespierre auf dem Parnasse". Interessant ist Gleims äusserung in einem noch ungedruckten briefe an frau von Klenke vom 14. april 1797: „Von vor Kurtzem auf dem deutschen Parnass erschienenen Weimarischen Faunen der alte Peleus genannt, hat aus Liebe zu seiner Muse, dem guten getreuen alten Mädchen, eine Göttin ist diese Muse nicht, sich verführen lassen, ein gewisses Etwas drukken zu lassen! Ich leg' es nicht bey, weils schlecht gedrukkt ist! Wirds noch einmahl, wie ich vermuthe, lesbarer abgedrukkt, dann send' ichs, und sage meiner Freundin, dass die Zeit mit diesem Etwas getödtet zu haben, mich gereut, ins Ohr ganz leise!" Schiller selbst äussert bei der angelegenheit über Herders duldsamkeit, mit der er sich des angegriffenen Peleus angenommen hatte, an Goethe: „An Herders Confession über die deutsche Literatur verdriesst mich noch ausser der Kälte für das Gute auch die sonderbare Toleranz gegen das Elende". Vgl. Hoffmeister, Bemerkungen zu den Xenien, im besondern aber Voss, brief an Gleim vom 9. april 1797, und Abr. Voss, Über Vossens verhältnis zu Schiller und Goethe.

44. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 19. Merz 1797.

Froh und glücklich hat uns Ihr lieber Brief und Ihre holden Blätter[1] gemacht ewig theurer Freund. Sie haben uns lange warten lassen, um uns destomehr zu erfreuen. Eben lese ich wieder Amor und Psyche. Unschuld und Weisheit hat es Ihnen dictirt. Auf Rosenblättern bringen Sie uns die goldenen Lehren. Wie schön ist Nro **5. 24. 25.** 26. 33. 37. **38.** 39. **42. 49. 51. 52.**! wie schön und treflich ist alles! Man sollte, man könnte jedes Stückchen mahlen. Das wären Rosen, unvergängliche Rosen. — Auch für die zwey einzelnen Gedichte tausend Dank. An mein Vaterland kannten wir schon, und fanden Ihre Patriotische Seele schon im Titel, so wie im ganzen Gedicht. Wem schlägt doch noch irgend so das Herz für das Gute. Auch an Europas grosse Frauen ist vortreflich, wöchten sie doch beherzigen die Heldinnen und auch verstehen! Die Anecdote mit der vornehmen Frau ist recht hochadelich! Es ist beinah so schön, wie wenn die fränkischen (Bamberg- und würzburgischen) vornehmen Frauen im Kissinger Bad sagen: es ist heute das Modejournal angekommen, wir lösen aber nich beim Brunnen. Nun auch ein Wort von uns. — Wo? und wie hat Peleus geantwortet? Das hätten Sie hübsch sagen sollen. Wir lesen fast keine Journale. Wir wollen das Berl. Archiv jetzt halten. Es sind so hübsche Sachen darinnen, auch um Ihrentwegen. Es sollen Parodien der Xenien heraussеyn worunter Halberstadt steht. Von wem sind sie? ich habe sie nicht gesehen; nach allem was ich von ihnen gehört habe, können sie nicht von Ihnen noch von Schmidt seyn; und so trage ich daher kein Verlangen darnach. Hier ist nun das vollständige Exemplar der zerstreut. Blätter, Allerbester; Ihre Theilnehmung und Beifall ist süsser Lohn. Die Gedichte und Legenden sind auch meine Lieblinge[2]. Die einzelnen Rosen gehören der holden Luisa. — Noch etwas sehr gutes muss ich Ihnen sagen. Wieland hat in vergangener Woche ein nahegelegenes Gut mit einem schönen grossen Haus für 22000 Rth. gekauft und zieht mit der ganzen Familie im Frühjahr hin. Lesen Sie sein Briefchen hierüber und freuen Sie sich, dass sein guter Genius ihm manches Herbe jetzt durch seinen ländlichen Aufenthalt versüssen will. Er ist ein vortreflicher Vater, und verdiente ein grösser Geschenk von der deutschen Nation, als diese 20000 Rth. die er nur durch das Wunder seiner

1) Gleim sendete am 1. März sechs Exemplare von Amor und Psyche.

2) So schreibt er auch schon am 30. dec. 1796 an Gleim: „In den zerstreuten Blättern kommen Legenden, für die Ihr mich als einen Kirchenvater verehren sollt“.

neuen Ausgabe erhalten hat. Nun, freuen wir uns mit ihm über sein Sabinum, und wünschen ihm die schönste Abendröthe des Lebens. Mündlich habe ich ihn noch nicht gesprochen; er wollte heute kommen, ward aber zur Herzogin Mutter gebeten. —

45. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 14. July 1797.

Theurer Einziger Freund. Sie werden es mir verziehen haben, dass ich meinen versprochenen Brief bisher nicht geschickt habe[1]. — Herr Merkel[2], den Sie so freundlich aufgenommen und einen so l. Brief auch ihm geschickt haben, ist so ganz zufrieden und entzückt von Ihnen gekommen, und hat uns durch die Nachricht erfreut dass Sie sehr sehr wohl und munter sind, und unser liebevoll gedenken. O das ist alles was wir wünschen. Nun rückt allmälich der August heran, wo wir Sie sehen sollen geliebter Freund[3]. Wie stehts aber um Ihre Harzreise, die Sie diesen Sommer zu den gräfl. Stolbergischen thun werden?[4] und wann erwarten Sie Voss? Fast vermuthe ich, dass Sie im August noch nicht vom Harz zurückseyn werden, und dass wir mit unserm Besuch jetzt ganz zur Unzeit kommen. Mein Mann und ich haben schon darüber deliberirt wie, welche Zeit wir wählen um Ihnen nicht lästig zu kommen. —

Denken Sie, der trefliche Hederich ist vor 6 Wochen an einem Nervenfieber ohnweit Wien gestorben: Eine so glückliche Organisation so frühe aufgelöst. Zu der Zeit da alle Fremde Wien räumen mussten und er (aus Mangel vielleicht) nicht wohl zurück kommen konnte, so ging er als Feldarzt mit ins Feld und musste nun in einem Feldlazareth seinen Tod finden. Es ist nur Eine Stimme, Eine Klage um ihn. Nun er ruhe sanft! und wohl denen die ruhen.

46. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 24. Sept. 1797.

Einziger Freund. Tausendmal Verzeihung wegen meines Still-

1) Mit bezug auf ein in dem briefe vom 9. juni gegebenes versprechen, „nächstens durch die Post ein Mehreres zu schreiben“.

2) Der bekante gegner Goethes und der romantiker. Vgl. den eingang dieses briefes und Gleims brief vom 17. juni d. j.

3) „Voss und Herder besuchen mich im Hüttchen“, schreibt Gleim an frau von Klenke am 28. nov. d. j. Über Herders mitte august erfolgten besuch siehe den brief von Herders gattin an Gleim vom 25. aug. d. j.

4) Gleim unternahm zwei reisen, die eine nach Dessau, Leipzig, Halle, Giebichenstein, Aschersleben, Magdeburg, die andere nach Braunschweig, wohin auch Voss gereist war. Siehe Gleims brief an frau v. Klenke vom 2. aug. d. j.

Schweigens. — Auch möchten wir gern von Ihrer grossen Reise etwas hören. Böttiger sagte uns, dass Sie nach Leipzig gegangen sind[1]. —

(Nachschrift von Herders Hand.)

Willkommen zu Hause, Ihr Lieben, von Eurer schwärmerischen Reise nach schönen Gärten und Lustörtern. Wir sind frommer wie Ihr; wir reisen nach Menschen und zu Menschen. Nun sitzen wir zu Hause und ich stehe den Tag über vorm Pult. Gearbeitet ist in der Zeit nichts oder wenig; die Tage vergehen wie im Schlaf. — Die Musen sind fern und der 1. Geist, nach dem Begriff der Schwester Gleminde, hölzern. Die Bücher kann ich also auch nicht zurückschicken: denn ich habe sie noch nicht gebraucht. Danke für den Luther; ich wollte, dass Sie mir auch etwas von seinem Muth geschickt hätten, der mir ganz fehlet. Wenn ich Eine Seite seiner Schriften lese, entfällt mir der Meinige ganz und gar. — Sie, liebster Gleim, wird Wörlitz ohne Zweifel zu etwas Neuem begeistert haben; sie sind noch aus Luthers Jahrhundert und Geschlecht; wir sind die peior progenies. — Was sagen Sie zu den neuen Auftritten? Ach, in welche Zeiten sind wir gefallen! und was werden wir noch erleben? Der Himmel stehe uns und den Unsrigen bei. In Amerika die schreckl. Erdbeben; in Europa ein Auflösen aller Bande der Treue und Liebe. — Wir, ihr Lieben wollen einander treu seyn und bleiben; auch der Tod soll uns nicht scheiden. Lebt alle herzlich wohl.

47. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 16. März 98.

— nun wieder[2]. Es wird nun ernstlich auf eine Badreise gedacht. Wenn es bestimmt ist, so will ich Ihnen schreiben. Schade, dass Lauchstädt, wohin Sie diesen Sommer gehen werden, nicht das Bad ist das ihm Hülfe bietet. Schwefeldampfbäder sind die einzigen die ihm helfen. Und so werden wir Sie mit der Herzensschwester und l. Luisen hier in loco bei uns sehen, nach der Badezeit. — Dass Sie sich des Catechismus[3] so annehmen freut meinen Mann gar sehr. Die

1) Vgl. die anmerkung zum briefe vom 14. juli. Über die reisen selbst vgl. noch Gleims briefe vom 19. sept. und 8. okt. d. j.

2) D. s. 238 zeile 6 von unten.

3) Gleim hatte ein exemplar an einen seiner Berliner verwanten, den geheimen tribunalrat und oberconsistorialrat Lamprecht mit der bitte gesendet, es dem oberconsistorium zum zwecke amtlicher einführung vorzulegen. „Mein Katechismus“ schreibt darüber Herder an Gleim als nachschrift zu dem obigen briefe, „wird in Preussen nicht eingeführt werden; dazu sind Eure Pröbste zu aufgeklärt“. Vgl. Gleims antwortschreiben vom 31. märz.

erste Auflage war in den ersten 4 Wochen vergriffen; die 2te musste sogleich fertig gemacht werden. Er wird auf der Messe zu haben seyn. Wollen Sie indessen noch Exemplare von hieraus haben, so befehlen Sie wie viel? Bald schicke ich Ihnen einen neuen Theil christl. Schriften[1]. Nun leben Sie tausendmal wohl. —

48. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 11. Nov. 99.

Ich habe Ihnen auf Ihren lieben Brief[2] auf der Stelle antworten wollen, einziger treuer Freund, wenn ich gekonnt hätte. — Hier ist der Schillersche Musenalmanach. Sie müssen ihn aus unsrer Hand haben, da die Buchstaben v. E. f. von meinem Mann sind. Schiller hatte ihn angelegentlich um Beiträge gebeten in dem Augenblick als gedruckt wurde und das Gedicht der Fräul. v. Imhof nicht den Kalender ausfüllte[3]. In wenig Wochen schicke ich Ihnen etwas besseres, einen Naturhymnus von Schaftesburi, den auch Sie gesungen haben so vielfach[4]. Das rechte Gefühl hat nur eine Stimme. — Dank, Dank[5].

49. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 14. Febr. 1800.

— ahnden[6]. Die Stelle von Amor und Psyche Gott weiss wo sie steht! mein Mann hat sich selbst rein vergessen[7]. Wir haben in den zer-

1) „Wenn die geistlichen Schriften ankommen, denn ist mein Festtag!“ schreibt Gleim an Herder am 2. mai. Bald darauf kamen sie an. Vgl. den folgenden brief und Gleims dankschreiben an Herders gattin vom 9. mai d. j.

2) Vom 27. oktober d. j.

3) Vgl. Gleims antwortschreiben vom 27. november.

4) Die sendung erfolgt nebst beilage von Herders neuerdings ausgegebenem „Gott“ am 27. december.

5) D. s. 262 zeile 1 von oben.

6) D. s. 267 zeile 13 von oben.

7) In dem noch ungedruckten brief vom 6. januar 1800 schreibt Gleim: „In einem Ihrer Werke, lieber Freund, lass ich: die schöne Mythe von Amor und Psyche wäre nicht genug genutzt, und wurde begeistert zu meinem Amor und Psyche. Nun such ich dieses gelesene und kann's nicht finden, und muss es wieder lesen, eh ich meinen mit schönen Zeichnungen versehenen Amor aus der engen in die weite Welt versende. Haben Sie l. Fr. doch die Güte, die Stelle dieser Auferweckung der schönen Fabel mir anzuzeigen. Sie sparen mir den Ärger über mich selbst, dass ich nicht besser im Gedächtnis sie behalten habe“. In demselben briefe äussert er über Herder: „Sie thaten so viel, als menschliche Kräfte thun konnten; standen im Dienste der Menschheit auf einer der höchsten Stufen. Von den kritischen Wäldern bis zur Ausgabe des Kleinsten ihrer Geistesmuse solche Bäume! welche Früchte! Im Tempel der Humanität waren Sie bis zu seiner Einreissung als erster Priester, sahen ihn einreissen, und waren, soll ichs heraussagen? nur mir vielleicht zu geduldig; sehn die Träumer gerathen in ein heiliges Feuer, schlagen uns die bösen Geister, die so stolz vor ihren Augen auf den Trümmern sitzen, nicht mit ihres Geistes Schwert und

streuten Blättern nachgesucht, aber vergebens. Man wird Ihnen ja die angeführte Stelle glauben. NB. Briefe der Humanität. 6. Sammlung, p. 11. da steht es. Unendlich freuen wir uns auf Ihren mit Zeichnungen versehenen Amor und Psyche. Ja wohl ist in dieser Mythe alles was schön und erhaben in der menschlichen Seele ist — wo Psyche das Wasser des Lebens holt — gibt es was erhabeners? —

50. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 3. Mai 98.

Theuerster liebster Freund. Anstatt Einem Theil christl. Schriften, schicke ich Ihnen zwei. Scheuen Sie sich nur nicht vor den dicken Büchern; das Papier ist Ursache daran; auf gewöhnlichem Papier sinds nur 2 dünne Bändchen. Diese wünschen denn nun, in Ihren stillen Morgenstunden von Ihnen gelesen zu werden. Ich wünschte dass der Inhalt der 5ten Sammlung Sie reizen möchte. — Ihr Urtheil, Ihre Empfindung, Ihr Beifall gilt meinem Mann für 1000 Leser. Aus Ihrem Herzen hat er gewiss geschrieben; lassen Sie uns das Echo bald hören[1]. — Vorigen Sonntag hat Wieland eine Tochter von 14 Jahren, Wilhelmine, an der Auszehrung verlohren. Es war ein vorzügliches Mädchen voll Gutmüthigkeit und Grazie, auch hatte er sie sehr lieb; und leider ist sie gestorben da Vater und Mutter hier in der Comödie waren. Leben Sie wohl einziger Freund. —

51. Herder an Gleim.

An Ihrem Geburtstage, liebster Gl. muss an kein Weggehen der Freunde gedacht werden; vivamus, dum vivimus et nos amemus[2]. Dies sei unser Motto, wie bisher, so fortan.

Der Frühling kommt; er wird mit allen seinen Blumen kommen und den Minnesinger, den vielfachgeliebten und bekränzten kränzen. Ist auch Einer, sind auch zwei, die ihn mit bekränzten nicht mehr sichtbar, sie feiern sein Fest droben.

Wir in unserm Kreise. Der Geist waltet hinüber. Richter ist noch mit uns und feiert es mit; der Sommer wird ihn wahrscheinlich

Feuer, thatens aber so schonend, so human, dass die Einreisser ihre Schläge nicht fühlten! Sie schlugen mit Simsons Schwert drein und Schande floss von der Verbrecher Wunden! Böse Buben bewarfen den hohen Priester mit ihres Geistes Schneebällen, und wohl vielleicht, ich weiss es nicht, ich komme nicht aus dem Hüttchen, mit etwas Ärgerm. Diese muss mein Herder werfen lassen, nur wie ein Fels im Meere stehen, die Schaumwellen stossen sich an ihm zurück".

1) Vgl. die anmerkung zum vorhergehenden briefe.

2) Gleim hatte am 22. märz geschrieben: „Lasst uns, so lange wir hier noch sind, hier sein für einander!"

auch von uns rufen[1], aber vor der Hand nicht in eine andere Welt, als die Hymenäus[2] ihm anweiset. Vale, dum vivimus, et nos amemus. Vale, vale, valete. Unser Herzog ist bei Klopstock in Hamburg gewesen, der wohl auf ist; mich freut herzlich der bejahrte Jüngling. Gleim und Klopstock sind meine Götter der alten Ordnung; das übrige ist meist alles junges Gemüete.

Mein ist der alte Wein!
Der alte Wein ist mein;
Den jungen mag ich nicht
Wie Jesus Sirach spricht.

Und er sprach recht. Ist Ihnen das Magimum oder Archimetrium lateinisch, und ein paar Bogen desselben Verf.(assers) die Gelehrtenwelt deutsch zu Händen gekommen? Wo nicht, schicke ich Ihnen die letzte: denn des lat. Buches überhebe ich Sie gern. Hinten ist auch eine namentliche Anrede an Richter.

Nochmals herzlichen Wunsch, mehr als Glückwunsch, Geliebter, unsern besten Gruss unserer Schwester, Himli's, Dohms, und wer Ihren lieben Tag feiert. H.

52. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 21. April 1800.

Einziger! Die Beschreibung Ihres Festes hat uns unendlich gefreut, und vor allen der Vogel der Sie früh morgens begrüsste. O wir sangen aus diesem Vogel! Ihre entfernte bezauberten Freunde waren in ihm. Das hat die Herzensschwester gewusst. Aber, Bester, wir müssen alles haben was geschrieben und gedruckt worden ist, auf diesen Tag — halten Sie es uns nicht vor Theuerster![3] Unser Mit-

1) Er war schon mitte kommenden monats nach Leipzig und von da mit seinem verleger Matzdorf nach Berlin gereist.

2) Vgl. den brief von Herders gattin an Gleim vom 23. mai d. j. Dem brief fehlt die zeitangabe. Dem inhalte nach dürfte er gegen mitte des monats april abgefasst worden sein. Herder fügte zu seinen briefen selten ein datum hinzu, so dass sich seine freunde fortwährend beklagten, er schreibe seine briefe sine die et consule.

3) Bald darauf sendet Gleim das für den 2. april bestimte gedicht mit einer widmung für Caroline Herder:

Den 2ten April 1799.
Lasst mich meine Muse lieben!
Wenn ich ihr getreu nicht war,
Ist sie mir getreu geblieben,
Heut sinds volle sechzig Jahr!

gefühl bekräftigt und bestätigt das Gute noch mehr. — Ich würde Ihnen heute, mit meinem kranken Körper nicht schreiben, wenn es nicht die Freundschaft geböte, für die guten Wielands. — Suchen Sie, so finden Sie einen guten passenden Ort für den armen jungen Menschen! und dass er je eher je lieber kommen darf. Sie thun ein Werk der Menschenfreundlichkeit, das Ihnen Gott belohnen wird. Wielands wissen kein Wort davon, dass ich Ihnen schreibe. Wie werden Sie über Ihre Freundschaft überrascht werden. Mein Mann bittet auch darum, was Sie irgend zu thun im Stande sind[1]. —

53. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 27. Juny 1800.

Glückliche Stimmungen treffen zusammen, Herzensfreund und Bruder! Ihr Brief vom 10ten hat uns electrisirt! Wir kommen,

Heut ist Festtag! frohe Gäste
Sind im Hüttchen heut bey mir!
Heut an diesem hohen Feste,
Sing ich ihre Lieder ihr!

Ihre Lieder sind die besten,
Singen meinen Herzensdank
Ihr, und meinen lieben Gästen,
Kann kein eigener Gesang!

Einen alten lasst uns singen.
Aufgeschoben! Scherz und Spott!
Singen lasst uns, lasst uns singen:
Nun! und danket alle Gott!

Käm itzt Herr Tacitus in unsre deutsche Hütten,
Schrieb er ein Buch von unsern Sitten
So gut, wie schon einmahl, der Wahrheit all so rein,
Wie damals, er! Wie ganz ein andres wird es seyn!

1) Gleim antwortet hierauf am 5. mai 1800: „Ich komme zurück von einer kleinen Reise zum Amtsrath Zimmermann, einem unsrer besten Landwirthe, hab' aber für unsern W. nichts ausgerichtet! Alle jungen Preussen werden Soldaten, alle Hauswirthe geben beträchtliches Lehrgeld. Z. meinte, dass eine Verwalterstelle mit Jahrgehalt schwer zu erhalten seyn werde, auch will er sich noch alle Mühe geben. Der Nahme des Vaters spricht für den jungen Mann. — Wie so gerne trüge ich zum Vergnügen unsres Wielands etwas bey! Haben Sie, Theuerste, doch die Güte, das einliegende zweyzeiligte Schreiben baldmöglichst an ihn zu befördern. Es betrift ein ihn angehendas Gespräch mit dem itzt bey uns sich aufhaltenden Herzog von Braunschweig! Kam die Tage her ein Wagen vor meine Thür, gleich sprang ich zu sehen, ob er die heiligen Engel Herder und Jean Paul zu mir ins Hüttchen brächte. Bey der herrlichen Witterung wäre den beyden guten Geistern eine Gesundheitsreise wohl sehr nützlich gewesen. In vier Wochen sagte der eine vor sechsen send ich Ihnen meinen Titan — Titan! rufts nun, und Kalligone rufts nun im Hüttchen und in allen seinen Winkeln".

treuer Freund, wir kommen! Wo könnte mein Mann für seinen Geist und für sein Herz, das, wie Wekerlin sagt:

durch und durch wund ist,

gesunderen Balsam holen als bei Ihnen, Mann Gottes und der Wahrheit. Ihre Stimme ruft ihn unwiederstehlich zu Ihnen — und wir heben unsere Augen schon auf zu jenen Bergen, wir athmen schon die balsamische Luft von Halberstadt! — Ach wenn wir Ihnen aber nicht zu früh kommen, Allerbester? Im August kann mein Mann nicht; die Ursache sollen Sie mündlich hören. Ende July ist Schulexamen; also bleibt uns nur der Anfang July übrig und so gedenken wir, uns den 2. July in den Wagen zu setzen und den 3. Abends bei Ihnen zu seyn[1]. —

Ach Sie können nicht glauben, wie seit dem Montag, da Ihr 1. Brief kam und mein Mann den Entschluss fasste, wir alle belebt sind — Und so geleite uns dann ein guter Engel zu Ihnen! Wir werden den 3. Abends etwas spät kommen. — Unsere Arme sind schon nach Ihnen ausgebreitet, unser Herz ist bei Ihnen.

(Zusatz von Herders hand.)

Wir kommen, wir kommen mit starker Kraft,
Vater Gleim ists, der uns Gesundheit schafft
Und Freuden schafft. Wir kommen!
Bis dahin Gott empfohlen.

54. Herders zusatz zu dem briefe seiner gattin an Gleim[2].

Weimar d. 25. July 1800.

Nach dem christ-freundlichen, ökonomisch-politischen, auch cameralistischen Sendschreiben meiner werthen Hälfte will ich etwas genealogisch-poetisches beifügen, und zwar eine Frage. In einer Anmerkung zu Ws. Gedichten älterer Ausgabe steht folgendes: „Von dem Vater dieses Dichters, (Gleims Anakreons) habe ich noch 3 Stücke in Händen, woraus ich sehe, dass er in der deutschen Elegie, wenn er gewollt, dem Tibullus hätte gleichen können, dem kein Römer beigekommen und noch kein Teutscher nachgegangen ist[3]. Besitzen Sie

1) Herder traf auch am abend des 3. mit seiner gattin, einem sohne, der tochter und einer freundin bei Gleim ein; der besuch beschränkte sich nur auf einige tage. Siehe Gleims brief vom 14. juli. Ebenso den brief von Herders gattin vom 15. juli und die folgenden briefe.

2) D. a. a. o. s. 275.

3) „Mein seeliger Vater", antwortet Gleim am 30. juli, „mag ein Tibull, ein Properz gewesen seyn, ich weiss nichts davon".

diese Stücke ihres treflichen Vaters, dessen Angesicht sich meiner Frauen und mir so auszeichnete? warum haben Sie mir nie etwas davon gesagt? Und darf man sie lesen?

Mein effigies wird nun glückl. angekommen seyn[1] und wird, hoffe ich, sein Plätzchen besser einnehmen, als der schläfrige mattherzige Herr, der ehemals dahing, ja wohl recht hing. Dieser steht wenigstens, wenn auch der, den er vorstelte, der Stelle nicht sonderlich werth seyn sollte. Allenfalls gelte er für einen italienischen Abbatt oder Prälaten, der auch zu singen hat: sicut erat in principio et nunc et semper. Ich hoffe noch einmal zu sehen, wie sich der H. da ausnimmt. Dass ich in Ihre und der Schwester Leinwand gekleidet werde und zwar bei lebendigem Leibe, freuet mich sehr; da trage ich Ihr Andenken recht an mir. Lebt wohl, ihr Lieben. Nach einer beschwerlichen Woche, da ich alle Schulen examinirt und visitirt habe, waren wir heute auf dem Ettersberge; ein herrlicher Tag und eine schöne Gegend. Ich legte mich in den Wald und schlief ein herzlich ermattet von den vorigen Tagen und umweht von lieblichen Lüften. An Euch dachten wir oft. Ja wenn wir Vöglein wären, oder Ihr Vöglein wärt, nach dem alten Liede! Nun lasse, zu folge eines noch älteren Liedes Anakreon nur seine Tauben fliegen, das sind Briefe; Er selbst wage sich nicht auf die Reise, bis er sich gesund wie ein Fisch und frisch wie ein Vogel fühlt. Dem Bohlenbaumeister unsern Gruss gleichfalls allen Lieben des Hauses.

55. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 7. Nov. 1800.

Geschwind liebster Herzensfreund, lesen Sie die Recensionen — indessen wird sich Ihr heiliger Eifer gegen uns ein wenig gelegt haben. Könnten wir nur diesen Augenblick den Caffée morgends mit Ihnen trinken, und die beiden ehrwürdigen Männer zusammen rauchen, so könnte alles von beiden Seiten ins Reine gesprochen werden. Aber es war alles meine Schuld! denn nun ist es der zweite Brief den ich an Sie geschrieben und wieder verbrannt habe. Ich hatte darinnen mein Herz zu laut über die Fürst. Gallizin ausgeschüttet. Da fand ich nun dass sich das für eine Frau nicht schickt gegen eine Frau von so viel überwiegendem Verstand wie die Fürstin besitzt, sich dies

1) Herders Gattin wollte es bereits am 17. juli an Gleim senden, doch geschieht es erst den nächsten tag. Vgl. den brief vom 15. juli: „Ich wollte Ihnen gestern, wie ich versprochen hatte, meines Mannes Bild schicken, es war aber nicht möglich. Störungen aller Art belästigten uns vom morgen bis Abend, ich konnte zu nichts kommen. Hier ist es nun“.

herauszunehmen. Kurz und gut, ich schämte mich, und verbrannte den Brief. Aus diesem Brand, oder vielmehr aus diesem heiligen Feuer, stieg der Engel der Menschlichkeit heraus und erzehlte uns folgende Geschichte: An die Himmelsthür kam einmal ein Mann und wollte eingelassen werden. Petrus sprach: wer bist du? er antwortete: ich bin ein Römisch-Katolischer, von der alleinseligmachenden Religion. Petrus sprach: Setze dich, und warte. Darauf kam ein zweiter, klopfte an die Thür um eingelassen zu werden; Petrus sprach: wer bist du? ich bin ein Lutheraner, von der allein seligmachenden Religion der Protestanten. Petrus sprach: Setze dich und warte. Dann kam ein dritter und klopfte an. Petrus: wer bist du? ich bin ein Calvinist, von der allein seligmachenden Religion der Reformirten. Petrus sprach: Setze dich und warte. Dann sahen die drei Wartenden sich einander gewaltig an — es stürmte und war übles Wetter; sie froren; die Zeit wurde ihnen lang, sie gähnten (oder wie mein Mann sagt: sie hojahnten) — da sangen sie das lied miteinander: „Wir glauben all' an einen Gott". Hierauf schloss Petrus die Thüre auf und sprach: „Gehet ein, zu des Himmels Freuden!"

Ach bester Herzensfreund, lassen Sie uns über kranke und irrende Menschen, ein mitleidiges und menschliches Urtheil fällen! Stolb.[1] war schon lange ein Katholik — ihm wars unter den Protestanten unwohl — er wollte seine Meinung ihnen despotisch aufdrücken, es gelang nicht und so ging er zu seiner Partei über, wo er sich frei und glücklich fühlen mag. — Im Vertrauen aber muss ich Ihnen sagen, dass wir nicht ganz zufrieden sind über das Betragen von dem H. Geheimen Rath Jacobi und Voss. Betragen sich Freunde gegen einen kranken Freund also? Schreiben Sie uns doch bald liebster Freund, und freundlich und gut wie der Sohn Gottes im Rothen Buch — und behalten uns lieb. —

Zusatz von Herders hand:

Die Geschichte meiner Frauen ist zwar erbaulich aber lang; die meine ist kürzer. Schwester Gleim mag sie erzählen: Er is afestahn! Und damit gut. Lebt wohl, Liebe. Wir singen, lieber Vater Gleim, wie wir sangen und uns in dem Gartensaal verschrieben: Sicut erat in principio — lebt bestens wohl.

1) Gleim hatte schon in mehreren vorhergehenden briefen auf das schärfste und leidenschaftlich übertriebenste über Stolbergs übertritt geurteilt. So in dem briefe vom 3. september, 10. september und 12. oktober. Herder zieht in scharfer polemik dagegen. „Was geht Sie der verirrte, oder kranke Stolberg an! Hat jeder

56. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 19. Jan. 1801.

Was werden Sie denken, Einziger, dass ich so spät auf Ihr freundliches Andenken, und auf das holde Geschenk, wenn schon keinen Dank, doch ein Echo der Liebe zurücksende! Was soll ich sagen? Haben Sie uns nicht im alten Jahrhundert mit so manchen Beweisen Ihrer treuen, seltenen Freundschaft überhäuft? Und soll das neue Jahrhundert auch so anfangen — Gottgeliebter Freund — es ist süss zu geben — aber es ist eben so süss von Ihnen zu empfangen! Man hofft, man wünscht den Werth zu besitzen, den Ihr Herz uns giebt — Ja man ist in dem Augenblick, wenn wir Ihre Briefe erhalten, besser — wir sind im Himmel! — Es ist eine ungesunde Witterung. Auch Goethe lag tödtlich krank an einem Rothlauf am Kopf. Durch unsern vortreflichen und glücklichen Arzt Hofrath Starke in Jena (unsers Gottfrieds Lehrer) wurde er gerettet![1] —

(Nachschrift von Herder.)

Glück auf! im neuen Jahrhundert[2]. Wie Ulysses nach Ithaka sind wir schlafend hineingeschifft, wenigstens ich, da ich mich eben zu Bett legte; und wusste am grossen Neujahr, wo man viel Glänzendes erwartete, über nichts Angelegentlicheres als das alte „Vater unser, der du bist im Himmel" zu predigen; es ist mir die Summe aller Wünsche. Wir Alten gehen mit ihm in die Schlafkammer einer

nicht sein Gewissen, seine Religion frei?" „Über den Abtrünnigen", antwortet darauf Gleim am 13. november, „wollen wir nicht mehr streiten. Der Wahrheit aber kann ich nichts vergeben, also muss ich sagen, was ich für wahr halte, dass man erkannte Wahrheit ihren Feinden nicht Preiss geben müsse, dass in gegenwärtigem Falle von Toleranz nicht die Rede sey. Von der Abfallgeschichte wisst ihr, meine Lieben in dem Herrn, bey weitem nicht genug, das z. B. nicht dass der Vater seine Kinder zwingen wollte, dass er rasste wie ein Toller, Voss und Jacobi thaten meines Erachtens, was sie thun mussten, das gegebene Ärgerniss war Ihnen zu gross. Was sie thaten, hätten an ihrer Stelle wir auch gethan! Bruder Herder, sagt' ich, ist ein guter Protestant, zum Beweise braucht's seiner Predigt nicht, die metaphysische Wahrheit aber liegt ihm mehr, als die protestantische am Herzen, sonst könnt' er bey der ernsthaften Sache nicht lachen! Der Präsident lacht, und der grosse Consul arbeitet an Herstellung des alten feyrspeyenden Pabstthums, das sind Zeichen kommender böser Zeiten!"

1) Gleim antwortet hierauf am 8. februar: „Dass Euer Goethe, der dann und wann nur meiner nicht auch gewesen, die fatale Krankheit überstanden hat, freut mich sehr. Gott erhalte den Bessern der besten Welt!"

2) Herder dichtete aus diesem Anlasse „die Vermählung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts".

jungen Braut, da es uns dann so so ums Herz ist; wir gehen indess und

die Götter seyn mit uns.

Zum Seckend. Taschenbuch, Quart. 1. habe ich nichts gegeben. Die Elegieen sind von Seckend. und Knebel; A. weiss ich nicht, von wem? Die Spanische Romanze, Blanka, ist allein von mir; vor vielen Jahren ins Tiefurter Journal gegeben, das damals als Zeitvertreib geschrieben, nicht gedruckt ward. Daher hat Seckend. den vergessenen Schmetterling erbeutet. Im 2ten St. kommen einige Stücke von mir vor, worunter Ihnen ein paar gefallen werden. Ich habe mich genannt: denn die Namlosigkeit wird mir immer mehr zuwider. Leider habe ich am Namen nichts mehr zu verlieren und Gottlob nichts mehr zu erbeuten. So gehe ich ins Neue Jahrhundert.

Gegen Ostern wird Sie eine Göttin besuchen[1], die Sie einst wünschten. Möchte sie auch seyn, wie Sie sie wünschten. Vielleicht geschieht mit ihr auch ein Wunder, dass sich ihr buntes Gewand in ein Schnee- oder vielmehr Silberweisses verwandelt.

Wohlan dann, Lieber, Glück auf! mit allen den Ihrigen im Hüttchen. Wie viele unsrer Freunde haben das Jahrhundert 8 nicht erlebt; Gottlob wir leben. Vivamus igitur, nosque amemus.

Ihr Herder.

57. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 6. März 1801.

Unser Stillschweigen wird Ihnen gesagt haben, Theuerster Unvergesslicher, dass es mit uns auch nicht zum besten stand[2]. Mein Mann war den ganzen Februar unwohl und gedrückt. Er verlohr durch den Tod zwei sehr wackre Collegen, worunter der Eine der Instructor unsres Erbprinzen und seiner Geschwister gewesen war — ein treflicher Lehrer — der andere war die rechte Hand des Consistoriums für die Waisen und Armen. Beide Verluste haben meinen Mann sehr angegriffen.

Nun Gottlob dass Sie leben und dass Sie noch Freude und Wohlseyn um sich verbreiten. Dass nur das Gute des Charakters nur das menschenfreundliche, liebende, thätige im Andenken zurückbleibt, das haben wir bei diesen zwei Männern lebhaft gefühlt. — Man hat bisher soviel von Tod und Sterben gehört — aber das Hören aus der Ferne ist nicht das, als wenn uns bekannte verdiente Männer

1) Adrastea. Siehe den folgenden brief vom 30. märz.

2) Das lezte schreiben war das vorhergehende vom 19. januar.

in der Nähe, von der Seite verschwinden. Solche Erfahrungen sprechen dann sehr ernsthaft zu einem. Ach ich habe Ihnen so lange schon schreiben wollen — aber ich habe nebst meinem eignen Leiden mit meinem Mann gelitten. Der schlaffe Winter hat ihm gar nicht wohl gethan. Der beständige Wechseleindruck vom Körper auf die Seele und von der Seele auf den Körper hat unsers Doctors Kunst recht in Athem gehalten. Nun Sie verzeihen unser Schweigen, nachsichtsvoller Freund! Bleiben Sie nur jetzt gesund und senden uns freundliche Worte; denn der Mensch lebt nicht allein vom Brodt usw.

Ihr schönes Gedicht fängt den Monath März an[1]. Der erstaunlich gelehrte Böttiger war recht entzückt über Ihr Lob[2]. Ich soll das schönste von ihm Ihnen wieder zurücksagen. Es ist sonderbar wie diese ernste Zeiten, uns auch ernst und streng selbst machen. — Wir sehen den erstaunlich gelehrten Mann seltner. — Mein Mann hat allerdings dem braven Körte eine Vorrede zum rothen Buch[3] versprochen; er will auch sein Wort halten, sobald Körte die Stücke in Ordnung hat. Denn, theurer verständiger Freund, Sie schmähen doch nicht über unsern Wunsch wenn wir 1) die schweren Namen, die der Jugend nicht leicht genug im Gedächtniss bleiben, etwas verändert, oder bekannter gemacht wünschten? 2) Sollten nicht die Perioden hie und da auch leichter, einschmeichelnder für die Jugend gemacht werden können? Würden sie nicht dadurch selbst orientalischer, d. i. noch einfacher, schöner, und für die Jugend (der Sie es doch einmal bestimmt haben) passender werden?[4] Ich lege Ihnen dies ans Herz. Spricht Ihr Geist und Genius Ja dazu — so werden Sie mit oder ohne Körte Hand anlegen und das Werk alsdann meinem Mann senden. Sie selbst aber müssen ja nicht der Verleger werden, sonst bleibt das liebe Gut wieder oben auf dem Boden liegen, und Sie haben ja immer ungeheuren Schaden davon. Ich sollte nur die Herzensschwester seyn, ich wollte ihnen hübsch vorrechnen wie unrecht Sie thun, auf eigne Kosten drucken zu lassen. Das muss kein gescheuter Mann thun. — Mein Mann — kann heute nicht schreiben — ich soll Ihnen aber sagen,

1) An den ersten Jänner 1801. N. T. Merkur 1801 s. 163.

2) Gleim äusserte sich in einem briefe an Herder (8. febr.) sehr lobend über Böttigers Recension von Herders Terpsichore und bat Herder, ihm für das gemachte vergnügen „seinen Geistdank" zu sagen.

3) Die von Körte veranstaltete zweite ausgabe. Das buch erschien ohne die vorrede. Siehe die folgenden briefe.

4) Vgl. Gleims widerlegende entgegnung in seinem antwortschreiben vom 11. märz.

dass sich im Orient, im Persischen, ungemein schöne wohlklingende Namen, bedeutend auf die Stelle sich auffinden, worüber Sie selbst die grösste Freude haben werden. Er grüsst Sie 1000 mal — und will bald gedruckt bei Ihnen erscheinen [1].

58. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 30. März 1801.

Ich möchte das köstlichste Räucherwerk auf den Altar des 2. Aprils streuen, um die Nebel zu vertreiben, die um Sie waren, da Sie den letzten Brief schrieben [2], Einziger. Die Abendröthe Ihres Lebens muss der Morgenröthe und dem Tag gleichen.

An jenem Tage wehten die Winde sanft,
Und kündigten der Erde den Lusttag an;
Die Blumen blühten, und am Abend
Träufelte leiser der Abendregen.

Als dich o Sohn der schöneren Grazie,
Die Mutter sanft im Arme zuerst umfieng,
Aus einer Himmelsmutter Armen
Dich, ein Geschenk, an das Herz sich drückte.

Feiern wir doch diesen goldenen Augenblick und vergessen die ganze Welt.

Mein Mann wird Ihnen sagen, dass Sie wegen dem rothen Buch recht haben. — Ich habe in der Dumpfheit meines Sinnes Ihnen erzehlt, was hie und da ein Leser über das rothe Buch gewünscht hatte. Das hätte ich nicht sollen. Das rothe Buch ist kein gemeines, hin und herzudrehendes Machwerk, es ist Eingebung, und muss es bleiben. Der Leser lese es dem ungewohnten Ohre einmal vor, und es wirds vernehmen. Also darinnen völlig Eins — und also freundlich umhergeschaut Bester. Sie haben des Edeln Samen viel gestreut — er ist aufgegangen und wird ferner aufgehen, denn es ist ein ewiger und unvergänglicher. Auch mich schauen Sie wieder freundlich an. Aus Liebe zu Ihnen hatte ich etwas albernes geschrieben — übergeben Sie jenen Brief den Flammen, wenn es nicht schon geschehen ist. Sie haben indessen die Adrastea erhalten, Theuerster — lesen Sie sie mit Ihrer alten treuen Liebe, mit Ihren Grundsätzen, die ja ganz die meines Mannes auch sind. Nur Bande des Herzens und Charakters können eine Freundschaft knüpfen, wie die unsrige, übers Grab hin.

1) Adrastea. Siehe den folgenden brief.
2) In dem schreiben vom 30. dec. D. s. 305.

Dass mein Mann Ihren Beifall hofft, und wünscht — das sagen Sie sich ja selbst schon. — Diese Adrastea macht uns die Herzen kund und offenbar — Ach fallen Sie nicht auch ab, sonst könnte der Spruch erfüllt werden: „und sie verliessen ihn alle“. Doch wie könnten Sie das — da Sie selbst den Geist und die Anwendung der Geschichte, den Gebrauch und die rechte Anwendung der Wissenschaften zur Cultur der Menschen nur zu betrachten und diese Grundsätze ins Leben zu verbreiten gewohnt sind. Auf diesem Standpunct lösen sich, auch die schmerzhaftesten Missklänge, doch endlich in Harmonie auf.

Seyn und bleiben Sie uns hold und gut Einziger — unsre Liebe und Verehrung ist unvergänglich. Wir grüssen die Herzensschwester und was Sie lieben herzlich. Ihre

C. H.

Zusatz Herders an Gleim.

An die Adrastea, Bester, haben Sie mich so oft erinnert, dass ich sie gewissermassen für Ihr Werk halte. Für Wahrheit und Recht stehn Sie gewiss, gesetzt, dass Sie auch hie und da dies und jenes anders ansehn und beurtheilen sollten. Das schadet der Göttinn nicht. Also

Herder an Gleim.

Gleimio
Adrasteam Nemesin
d. d. d.
Herder.

Dass Sie mich von der Vorrednerei zu einer Schrift, die keiner Vorrede bedarf, erlöset und absolvirt haben; dafür Dank!!! Ich wüste nicht, was ich sagen sollte, wüste eigentlich auch vom ganzen Versprechen nichts: wie, wenn, bei welcher Gelegenheit es gesagt worden. (Siehe hinten die Anmerkung). Das weiss ich, dass Sie zu Olims Zeit eine Vorrede zu den Fabeln von mir verlangten; wie lange ist das eben? Seitdem sind die Fabeln ohne Vorrede erschienen und befinden sich wohl; was soll ich zum rothen Buch vorreden? Mahomed sagte: „ich bin vom Himmel gesandt, Euer Prophet; wer will mein Wezir seyn? (ohne Vorrede.) Ali stand auf und sagte, Ich! Du bist der Prophet des Herren! Der ganze Stamm folgte“. Du bist der Prophet des Herrn! und ich dein Ali, sage ich gehorsamst sans phrase et sans preface. — Veränderung der Namen ist auch nicht nöthig. Man ist an diese und an ähnliche gewohnt; sie sind wohlklingend, und im Himmel, wo bekanntlich nur orientalisch gesprochen wird und wir

uns alle verstehen, spricht man in dieser Mundart. Dank Ihnen für die Worte über Erdmannsdorff. Videbimus ubi reponendus sit dominus.

Wenn Sie an Balde gedenken, sprechen Sie wie aus dem Todtenreich. Wer denkt jetzt an Balde?

Chor: Ja Balde!

Leben Sie wohl. Wenn ich einmal Zeit habe, will ich sehen, ob er nicht einen Bruder findet, und Terpsichore sich zur Adrastea gesellen kann. Bis dahin bin ich mit Wünschen zum häuslichen Festaltar, wie mit Gruss und Treue Ihr

alter H.

Zusatz von Herders gattin.

Ei, ei, mein lieber Gemahl, Sie haben ein schwaches Gedächtniss — es war vor 2 Jahren da der Wilhelm Körte seinem Oncle eine heimliche Freude mit einer neuen Ausgabe des rothen Buchs machen wollte und meinen Mann um eine Vorrede bat — nemlich um ein hübsches Wort — es sollte ja keine Deduction seyn — und da versprachs mein Mann dem guten Neffen der dem guten Oncle Freude machen wollte — Wenn Körte unsre Briefe aufgehoben hat, so können Sie als Belege gegen den H. Vicepraesident dienen. Adio, adio. Ich wünsche Ihnen allen ein besseres Gedächtniss und einen recht freundlichen Tag.

59. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 10. Aug. 1801.

Theuerster, Geliebtester.

Ihre dictierten Zeilen vom 20. Jul.[1] haben wir erhalten; ich kann aber heute nicht darauf antworten, sonst müsste ich bitter klagen um Ihre Augen. Nur einige Nachricht muss ich Ihnen von unsrer Reise geben, die wir nach Baiern zu Adelbert thun. Übermorgen gehts durchs Voigtland, über Baireuth, Amberg und Waldmünchen, nach Arnschwang, wo wir unter dem Dach unsres Sohnes einige Wochen zu leben gedenken. Mein Mann hat eine Entlastung seiner Geschäfte höchst nöthig. In ein Bad wollte er nicht. Adelbert wünscht unsre Gegenwart; und so macht sich die Reise. Wir werden etwa 5—6 Wochen ausbleiben. Bei unsrer Heimkunft sollen Sie sogleich von uns hören[2], und ich will Ihnen von den Bergen und Wäldern Baierns erzehlen. Merkwürdige Städte dieses Landes werden wir nicht auf-

1) D. s. 292.

2) Herders gattin schrieb erst am 1. november.

suchen; dazu gehört Zeit und Geld. Nur Einsamkeit und Stille suchen wir, und die hoffen wir bei Adelbert zu finden. O könnte ich ein Mittel für Ihre Augen finden! Auch Ihre dictierten Briefe sind uns theuer und werth. Senden Sie uns dergleichen unter der gewöhnlichen Adresse hierher — unser Doctor sendet sie uns zu. Mein Mann ist unter Rechnungsabnahmen und athmet kaum. Verzeihen Sie dass er Ihnen nicht selbst Adieu schreibt. Sein Geist und Herz ist bei Ihnen! Sie sind ihm doch noch gut und glauben doch nicht, dass er aus der Gnade Gottes gefallen ist? Bonstetten, der Begnadigte, ist nicht bei uns gewesen. Ach Theuerster, wir sind alle arme Sünder vor Gott — nur die Liebe hält die Freunde und die Welt zusammen. Entziehen Sie uns Ihre Liebe nicht. Auch entfernt sind wir Ihnen und den Theuren im Hüttchen nahe.

Ihre
ewige C. H.

60. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 18. Dec. 1801.

— die Hülle[1]. Es wird ja auch wohl wieder anders werden. Das 3. St. der Adrastea wird in 3—4 Wochen fertig[2]. — An dieser späten Erscheinung ist nun mehr der Drucker als der Autor schuld. Die Welt hat gar zu viel Geist und muss ihn bekannt machen — die Geschäftigen laufen ihm alle den Rang ab.

— Lessing steht[3]. Nun lassen Sie uns bald ein freundliches Wort hören und dictiern einen langen grossen Brief, geliebter Freund, und sagen uns wie es Ihnen geht und der Herzensschwester, die Ihre Leiden gewiss doppelt mit trägt. Vernehmen Sie die innere Sonne seines Lebens, treue Gefährtin, Pflegerin und Herzensschwester! Was macht Körte? wo ist er?[4] Sagen Sie uns auch etwas von seinem Leben und Thun. Das ganze Hüttchen und was Ihnen angehört, die gute Madll Keller[5] mit eingeschlossen, ist von uns allen herzlich gegrüsst. Und bei Ihnen[6] —

1) D. s. 294 zeile 4 von unten.

2) Den 1. januar 1802 schreibt sie noch: „Bald wird dieser Raphael Ihnen das dritte Stück der Adrastea vorlesen“. Die sendung erfolgte erst am 18. februar. Siehe den folgenden brief gleichen datums.

3) D. z. 17 von unten.

4) Körte begab sich in folge eines bruchs zwischen ihm und dem seines augenleidens wegen launischen Gleim anfangs november nach Berlin.

5) Tochter eines benachbarten pfarrers, Gleims „gehülfin“.

6) D. zeile 18 von unten.

61. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 15. Jan. 1802.

Theuerster, an den wir täglich denken! — Ach Gott könnten wir nur Abends ein Stündchen zu Ihnen fliegen! Wäre die Jahreszeit nicht so strenge und der Patienten weniger, Gottfried würde zu Ihnen fliegen und wenigstens seine Kunst versuchen, Ihnen den Schlaf wieder zu verschaffen.

Über Bothes Unglück sind wir recht erschrocken[1]. Mein Mann hat seiner Übersetzung des Euripides in der Adrastea mit überzeugendem Lob gedacht. Er achtet das poetische melodische Gefühl dieses Mannes recht hoch. Welch eine harte Prüfung ist ein solches Unglück. — Ich habe gestern nach Leipzig um das Buch geschrieben „Auf der Erde giebts ärgere Teufel". Sobald es kommt, sollen Sies gleich erhalten. Hier in Weimar ists nicht. Wir umarmen Sie und die Herzensschwester mit ewiger Liebe.

62. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 18. Febr. 1802.

Theuerster Einziger. Das 3te Stück der Adrastea kommt endlich hiebei. Verzeihen Sie die Verspätung. Wir waren aber in Disput mit Hartknoch — wir wollten dass er einen Titel wie zu den vorigen Stücken liefern sollte — er that es aber nicht und meinte das 3te und 4te Stück soll nah aufeinander folgen, die Leute würden gleich in Einem Band zusammenfinden und brauchten daher nur Einen Titel. Dies ist die Ursache dieses Misstandes der mir sehr misfällt. Möge Ihnen der Inhalt dieses 3ten Stückes gefallen bester Freund. Ihr Urtheil über die Fabel, ob es mein Mann so getroffen hat, ist ihm vom grössten Werth. Sagen Sie ihm bald ein freundliches Wort, Meister des Schönen, Guten und Wahren. Sie selbst und Ihre grossen Verdienste kommen in die Stücke wenn Friedrich kommt. Sie, Patriot der Deutschen von Herz und Geist! darauf freue ich mich! — Leben Sie für heute wohl, Ewigtheuerster Freund, und liebste Herzensschwester. Gott schenke Ihnen und uns Gedult bis der erfreuende Frühling kommt und Sie die Nachtigallen im Garten wieder hören. O die Natur ist die einzige Trösterin für alle Leiden! dass wir doch das Bild von ihr, einer liebenden Mutter nie vergessen. Ewig sind wir und bleiben wir die Ihrigen.

63. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 5. April 1802.

Ewig theuerster. Ich habe an Ihrem lieben Fest, dem 2. april, von morgens 2 Uhr an — nur in Schmerzen denken können an die-

1) Vgl. Gleims brief vom 20. januar und das antwortschreiben von Herders gattin vom 5. februar.

sem frohen Tag. Auch mein Mann war zwischen Arbeit und fremden Besuch getheilt dass er auch nicht zum Athem kommen konnte, sonst hätte er Ihnen wenigstens Kuss und Gruss diesen Tag zugeschickt. — Wir hoffen, dass Sie uns in Ihrem Herzen nicht vermisst haben, wenn der Kreis der Freunde an diesem Tag um Sie war. Wir waren bei Ihnen mit Herz und Seele. — die bessere Zeit bringen[1]. Im IV. Stück der Adrastea p. 287 steht über Bothes Übersetzung die Anmerkung *) „Wer die Griechen in ihrer Sprache nicht lesen kann, lese sich Bothes Übersetzung des Euripides laut vor. Ein erster kühner Versuch dem andere folgen mögen. In ihm wird ein Geist laut und lebendig, an den uns eine schleichende Prosa-Übersetzung kaum erinnert"[2]. Die Stimmen .. folgen mögen[3]. Wieland hat den Ion des Euripides übersetzt; er kommt in das nächste Stück des attischen Museums. Er kam darauf, da eben auf dem hies. Theater ein Ion von Schlegel aufgeführt worden ist; ein freies freches Stück, eine Versündigung an den Griechen, und an dem Schönen und Edeln. Statt der Pallas, wie sie beim Euripides erscheint, erschien Apollo und bedankte sich für die schöne Lust die er in der Höle mit der Dame gehabt hatte!!! Man traute nicht mehr aufzusehen. Solche schamlose Frechheit will man hier für griechischen Geschmack ausgeben. Dass Sie dergleichen Versündigungen weder sehen noch hören — darüber freuen Sie sich. Nun genug für heute.

64. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 13. Mai 1802.

Wieder eine so lange Pause, theurer Herzensfreund! Verzeihen Sie der armen Geplagten, und noch mehr verzeihen Sie meinem Mann, dem armen Geplagten! Sehen Sie die hier kommende 5te Adrastea als den Inhalt seiner Briefe an, die er Ihnen bisher hätte schreiben können und sollen[4]. Die Preussische Krone ist Ihnen gewidmet, ächter Patriot! Wir verlangen Ihre Gedanken hierüber zu hören, Mann Gottes und Prophet. Schreiben Sie nur bald, Ihre Stimme ist ein Ton aus der Welt der Wahrheit! Sie sind mir doch nicht böse, dass ich einige Gedichte aus den Zeitgedichten, denen, die Sie für den Merkur sandten, beigestellt habe. Es war gegen Ihren Willen.

1) D. s. 302 zeile 11 von unten.

2) Und am 5. febr. schreibt sie an Gleim: „Meines Mannes Note in der Adrastea 4 1. St. heisst also: Wer die Griechen in ihrer Sprache usw.

3) Zeile 8 von unten.

4) Vgl. Gleims antwortschreiben vom 26. mai.

Uns allen dünkte aber, es wäre nicht unrecht, dass sie bekannt würden. — Ich bin aber nicht ruhig bis ich Ihre Absolution hierüber habe.

Mit dem Besuch unsres guten Doctors heissts denn: der Mensch denkt und Gott lenkt. —

Ich beneide die treffliche Voss dass sie für den Bothe diess zusammengebracht hat. Die Emigranten haben mir hier alle Brunnen und Quellen erschöpft. Auch habe ich 3 Wittwen mit 6 unversorgten Kindern auf meine Schultern und mein Herz genommen. Sie können sich nicht denken, wie sehr dieser Theil hier verlassen ist, und wie es mir schwer hielt einige Beiträge für diese sichtbar Leidenden zu erhalten. Bei 'solchen Gelegenheiten muss man wie König Karl XII, selbst vorangehen.

Indessen will ich es noch nicht aufgeben für Bothe etwas zu hoffen, wenn Sie mir nur einen kleinen Aufsatz hierüber, den ich producieren könnte, gefällig schicken wollten. Ich mag unsere paar Louisd'or nicht so allein schicken[1]. Mein Mann und ich umarmen Sie und die Herzensschwester mit ewiger Liebe. Gottes Engel seien bei Ihnen — sie machen Ihnen das liebe Hüttchen zu einem Sonnentempel. Wir alle gross und klein senden Ihnen unsre Wünsche, die das Wort nicht ausspricht. Ihre

C. H.

65. Herders gattin an Gleim. Weimar den 16 July 1802.

Theuerster Einziger. Es steht nicht gut bei mir, darum habe ich bisher geschwiegen. Warum sollte ich durch unsre Leiden die Ihrigen vermehren. Der Rheumatism. der sich hartnäckig bei meinem Mann auf die Augen geworfen hat, und andere Übel, erfordern ohne Aufschub eine ernstliche Cur. Er geht daher in wenig Tagen nach Achen und hofft bei dieser Quelle, die ihm einmal so grosse Dienste geleistet hat, auch jetzt wieder Hülfe zu finden. —

Der gute Bothe hat meinem Mann einen Theil des Euripides zugeeignet, und ihm eine wahre Freude damit gemacht. Gern würde er ihm selbst dafür danken, seine Augen aber erlauben es nicht. Bester, er bittet Sie, ihm in seinem Namen dafür zu danken — er sinnt darauf wie er ihm seinen Dank thätig zeigen kann. Was heute nicht geschieht kann morgen geschehen.

1) Gleim trug sich mit der idee, für Bothe eine subscription einzuleiten, gab sie aber später auf. „Den Plan", schreibt er den 20. mai an Herders gattin, „für den guten Bothe, den Hut in der Hand, ein Almosen zu sammeln, hab' ich, weil ich ihn selbst nicht ausführen kann, aufgegeben".

Und Sie Einziger verzeihen, dass auch Ihnen mein Mann nicht schreibt. Er sitzt noch unter Acten und Einrichtung zur Abreise, die seine Augen über Gebühr angreifen. — Das 6te Stück der Adrastea werden Sie durch unsern Buchhändler spedirt erhalten[1]. Nun leben Sie wohl geliebter Einziger und Mann der alten Zeit. Gedenken Sie unsrer auch mit alter Liebe — mein Herz brannte mir oft Ihnen zu schreiben, aber meine Kräfte reichen nicht hin.

Mein Mann schickt Ihnen hier einen Orpheus von Thorild, da er Ihnen von sich selbst nichts schicken kann. O leben Sie wohl — alles Gute, was Sie so reichlich thaten, versammle sich jetzt um Sie wie eine Gesellschaft guter Engel und mache Ihnen das Hüttchen zum Himmel.

66. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 28. Oct. 1802.

Wir haben Sie nicht vergessen, einziger, unvergesslicher Freund! — Seit dem 11ten dieses sind wir erst wieder hier[2]. Ich war aber in den ersten 14 Tagen recht krank, und unfähig zu allen Geschäften. Mein Inneres rufte mich schon lange, Ihnen zu schreiben — und jetzt kommt Ihr lieber Brief und beschämt mich. Die Cur in Achen ist meinem Mann ziemlich wohl bekommen — er spürte abwechselnd dass es mit seinen Augen besser geht — auch seine andern Beschwerden des Körpers fühlte er erleichtert. — Wir waren vom 27. July bis zum 3. Sept. in dem theuren theuren Achen! Das warme heisse Wetter war für des Vaters Cur vortreflich, aber für mich höchst angreifend war der Schwefeldunst der heissen Quelle, die in dem Hause war, worinnen wir logirten. Indessen zogen wir mit Dank gegen Gott von dieser Gesundheit bringenden Quelle. Mein Mann fühlte nach und nach eine bessere Gesundheit bei sich einkehren. Die Bewegung der Reise, die gesunde Luft in Stachesried trugen das ihrige bei. Wir fanden Adelbert in voller Thätigkeit. —

Auf dies alles drückte das Siegel, die Ankunft der Frau von Berg in Stachesried. Sie hatte in Eger den Brunnen gebraucht und da sie sich in der Nähe von Stachesried glaubte, so brachte sie selbst einen jungen Menschen, der ihr anvertraut ward, ins Öconomische Institut. Ihr Erscheinen war uns überraschend und wohlthätig. —

Wir reisten vergnügt von Stachesried ab. Jetzt ist mein Mann in die volle Amtsarbeit wieder versunken. Ach könnte er seine Augen nur diesen Winter schonen!

1) Gleim antwortet hierauf am 14. nov.: „Noch hab' ich so viel Leben, dass ich ein Stück von der herrlichen Adrastea noch erwarten kann“.

2) Von Aachen.

Tausendmal umarmt er Sie seinen ewigen Freund, und sendet statt seines Briefs seine Ariadne in Viewegs Taschenbuch[1]. Gedenken Sie seiner in den schlaflosen Nächten. Täglich und stündlich schicken wir Wünsche zum Himmel für Sie, und die gute Schwester, die wir eben so herzlich und treu umarmen.

Ihr Lied hat uns sehr sehr gefallen. Böttger hat es zwar schon in den Septemb. einrücken lassen und die ihm nachgeschickte Strophe hinten andrucken lassen — es ist aber gemeinschaftl. beschlossen, dass es in den November ordentlich und ganz eingerückt werde, damit es seine volle Wirkung thue. In diesem Lied sind Sie ein Priester der heiligen Natur. Nun vor heute genug Freund Gottes! Ich bin nach der langen Abwesenheit noch nicht so recht bei mir zu Hause — oder vielmehr fühle ich mich abgespannt, und möchte nur Ruhe, Ruhe geniessen.

Mit unsterblicher Liebe auf Erden und im Himmel sind wir die Ihrigen, Einziger. Carol. Herder.

67. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 30. Dec. 1802.

.. Lebensgefährtin umgesehen[2]. Die Vorsehung hat ihn eine finden lassen — die zweite Tochter des Herrn von Münchhausen, wohnhaft auf seinem Gut Herrn-Gosserstädt (5 Stunden von hier) ist seine Braut. H. v. Münchhausen ist der Sohn des ehemaligen Ministers bei Friedrich dem Einzigen, bekannt durch seine vesten Grundsätze. Der Sohn gleicht ihm auch hierin; er ist dabei ein vortreflicher Landwirth, und erzieht seine Kinder häuslich und für die Landwirthschaft. — Seine zweite Tochter ist ein verständiges gutmüthiges sanftes Wesen, die einmal eine liebende Gattin werden wird — ihre Jugend allein machte mich sorglich, denn sie ist erst 15 Jahre alt. Adelbert will aber noch 1—1½ Jahr auf sie und sein Glück warten. Und so wird denn die Vorsehung alles zum Besten lenken. H. v. Münchhausen ist so honett und übernimmt den an Ostern zu zahlenden Termin von 7600 Rth. wodurch Adelbert sehr erleichtert wird.

Geben Sie nun auch Ihres Herzens Segen dazu, Geliebter. Gott lasse uns Freude und Glück an diesem Bündniss erleben! Adelbert ist in der Woche vor Weihn. wieder nach Stachesried abgereist. Es gab bei seiner Anwesenheit so viele und mannigfaltige Geschäfte, dies

1) „Unseres Herders Melodrama ist ein vortreffliches Gedicht" äussert darüber Gleim an Herders gattin am 14. november.

2) D. s. 305 zeile 8 von oben.

Anliegen mit eingeschlossen, dass Ihre Liebe und Güte mein Schweigen verzeihen wird.

Über Ihre gesandten lieben Poesien[1] nächstens von dem was uns vorzüglich gefallen hat. — lichte Blättchen von ihm[2]. Von Willmanns sollen wir noch Calenders erhalten, worinnen meines Mannes Kalligenia steht. Sie müssen sie sich vorlesen lassen.

68. Herders gattin an Gleim. Weimar d. 4. Febr. 1803.

Sie sind krank gewesen, schreibt mir der gute Schmidt. — Ach warum können wir Sie nicht die Abendstunden besuchen! Statt unser schickt Ihnen mein Mann den entfesselten Prometheus, wovon ich Ihnen letzthin geschrieben habe. Er fängt das 7te Stück der Adrastea an. Sobald das 7. Stück fertig ist, sollen Sie es haben. Ach vergessen Sie uns doch nicht, und dictiren nur einige Worte an uns — oder die Herzensschwester dictirt. Lassen Sie uns nicht ganz ohne Ihre Worte der Liebe.

Dem lieben Schmidt danke ich vorläufig für seinen freundschaftlichen Brief — ich bin seit drei Wochen nicht wohl — die Kälte ist mir sehr empfindlich und macht mich leiden — der Freund wird mich entschuldigen. Ich bin der Hauss- und Familien-Secretaire — Da giebts dies und jenes zu rathen, zu ordnen, zu sorgen — Niemand kennt der Eltern Liebe, der Eltern Sorge, als der sie selbst im Herzen trägt. Aber noch Einer ist, der sorgen hilft über alles Hoffen und wünschen. Sein Auge reicht weiter als das unsrige — Er macht das Schwerste leicht, durch Liebe und Gedult.

Die Augen meines Mannes machen mir noch viele Sorgen. Verzeihen Sie ihm dass er schweigend ist — er muss sich schonen. Im Geist ist er bei Ihnen — wie oft! wie oft sind wir beide bei Ihnen beiden Herzensfreunden!

Auf immer und immer

die treue

C. H.

Finde Sie doch dies Briefchen heiter und liebend an uns denkend!

1) „Ihnen, Herzensschwester, ein Zeichen meines Lebens zu geben, send' ich Ihnen hierbey ein Möpschen, das einst der Schoosshund der Gräfin Christine Stolberg gewesen ist, und ihr gestohlen wurde, worüber sie untröstbar war. Eingemischte ernsthafte Gedanken mögen den kleinen Trostgedichten einigen Werth geben".

2) D. s. 305 zeile 25 von oben.

WÄHRING-WIEN. J. PAWEL.

FRIEDRICH ZARNCKE.[1]

In der nacht vom 14. zum 15. oktober 1891 starb Friedrich Zarncke nach mehrwöchigem schwerem leiden. Sein name ist in der germanistischen welt und über sie hinaus ein so bekanter und vielgenanter, sein einfluss auf die im lezten vierteljahrhundert ausgebildete Germanistengeneration ein so weitreichender, dass auch der leserkreis dieser zeitschrift, zu deren mitarbeitern er nicht gehörte, gern einen blick auf dies nunmehr vollendete, arbeitsvolle leben werfen wird.

Friedrich Zarncke wurde am 7. juli 1825 in dem dorfe Zahrenstorf bei Brüel in Mecklenburg-Schwerin geboren. Sein vater war ein würdiger geistlicher, der, frei von dogmatischer befangenheit, mit echter frömmigkeit eine edele geistesbildung zu vereinigen wuste, ein hochgeachteter prediger, seelsorger und berater seiner gemeinde, ein vortreflicher lehrer und erzieher seiner kinder. Seine gediegenen kentnisse sezten ihn in den stand, seinem Friedrich, den er mit einigen zöglingen zusammen unterrichtete, eine gute vorbildung für obersekunda zu geben; und seine lehrart war eine so ausgezeichnete, dass der sohn noch in seinem lezten lebensjahre bekent, ihn habe nie der gedanke verlassen, dass er alles, was er etwa wissenschaftlich zu leisten vermocht, doch nur dem wunderbar klaren unterrichte verdanke, durch den der vater ihm die grundlage seines denkens geschaffen hatte. Lehre und vorbild dieses mannes, zugleich der einfluss einer rastlos tätigen mutter, treuer familiensinn und alle die woltätigen eindrücke, die gerade das ländliche pfarhaus einem jungen gemüte zu geben vermag — das waren die gaben, die ihn begleiteten, als er ins leben hinaustrat. In drei jahren absolvierte er die obersten klassen des Rostocker gymnasiums, und ostern 1844 konte er, mit einem glänzenden abgangszeugnis versehen, die dortige universität beziehen, um theologie und philologie zu studieren.

Die freudigen erwartungen, mit denen er an die theologischen vorlesungen herantrat, scheinen nicht befriedigt zu sein. Schon im verlaufe des ersten semesters gab er dies fach auf, während ein colleg über deutsche litteraturgeschichte beim professor Christian Wilbrandt den wissbegierigen jungen studenten, der schon damals schrieb, die litteratur sei von jeher sein steckenpferd, auf das lebhafteste zu germanistischen und ästhetischen studien anregte. Nachdem er diese noch das folgende semester hindurch unter Wilbrandt fortgesezt hatte, wante er sich (ostern 1845) nach Leipzig. Und hier gab nun vor allem Moriz Haupt seiner wissenschaftlichen bildung die festere grundlage. Haupt, der ihn im zweiten semester zu seinem famulus machte, muss ihm von vornherein ein wohlwollendes interesse entgegengebracht haben. Gleich anfangs ermahnte er den sanguinischen jungen burschenschafter, sich nicht in politische händel zu verwickeln; denn so sehr er selbst auch der aufkeimenden politischen bewegung zustimme, so sei doch noch soviel unklarheit in ihr, dass eine tätige beteiligung an ihr nur ein hemnis für die entwickelung eines jünglings sein würde. Als er Zarnckes „vorliebe für das altdeutsche“ erfuhr, billigte er sie durchaus, warnte ihn aber, ja nicht etwa die klassische philologie über ihr zu vergessen. Zarncke hat den rat getreulich befolgt, und während der drei semester seines Leipziger aufenthaltes hat er beiden fächern ein eifriges studium gewidmet. Bei Gottfried Hermann hörte er Aeschylus, Thucydides und Aristophanes; bei Haupt Babrius, Horaz, Ilias, Tacitus Germania, geschichte der

1) Für freundliche auskunft auf mancherlei anfragen und für bereitwillige mitteilung biographischen materials sage ich auch an dieser stelle herrn professor Ed. Zarncke und fräulein Ottilie Zarncke in Leipzig, sowie herrn prof. Zenker in Erlangen herzlichen dank.

altdeutschen poesie, Parzival, deutsche grammatik; bei **Danzel** geschichte der neu
ren deutschen poesie und geschichte der bildenden künste. So sehr ihm Herman
philologische kritik und sein fliessendes latein in den interpretationskollegien imp
nierte, so unklar schien ihm seine griechische und lateinische poetik und so kaude
welsch sein deutsch. Durchweg des lobes voll ist er dagegen in briefen an sei
eltern über Haupts vorlesungen, an denen er sich gar nicht satt hören konte. S
schreibt er am 12. mai 1845: „Haupt gefält mir von tag zu tag mehr. Du glaub
nicht, mit welcher klarheit und ruhigen besonnenheit er spricht .... Was er i
colleg gibt, ist in der tat ausgezeichnet; nicht sowol, weil es etwas neues ist, so
dern weil er es so deutlich, in so correcter form und fassung demonstriert. Er spric
ganz frei und zeigt überall gründlichen fleiss und hellen verstand, zugleich gem
und hingebung genug, sich in ein produkt der litteratur hineinzuleben und den ei
druck schön zu reproduzieren". Besonders wurde er, gleich im ersten semeste
durch die Germania-vorlesung zu Tacitus hingezogen, in dessen schriften er sich m
einer wahrhaft schwärmerischen andacht und ehrfurcht vertiefte. Auch an Haup
lateinischer geselschaft nahm er tätigen anteil, und seine erste arbeit, über die pra
fatio des Livius, erhielt das für Zarnckes art sehr charakteristische prädikat ein
dissertatio accuratissime conscripta, ne dicam nimis accurate. — Daneben bot
ihm das Leipziger theater und die Dresdener kunstsammlungen reiche gelegenhe
auch seine ästhetische bildung zu vervolkomnen; den genossen von der bursche
schaft, mit denen er im wissenschaftlichen kränzchen fleissig die dramen unserer kla
siker behandelte, galt er auf litterarisch-ästhetischem gebiet als zuverlässigster führ

Mit empfehlungen von Haupt an **Lachmann** versehen, siedelte er für d
wintersemester 1846/47 nach **Berlin** über. Ob er seine absicht, in Lachman
seminar und in seine deutsche geselschaft einzutreten, wirklich ausgeführt hat, schei
sich nicht mehr ermitteln zu lassen. Auf seinem Berliner abgangszeugnisse ist nich
davon bemerkt, so wenig wie von den vorlesungen, die er bei Boeckh, Enke, Rank
Ritter, Trendelenburg wenigstens anfänglich gehört hat; nur je ein colleg bei Jo
Franz und E. Curtius ist dort verzeichnet[1]. Jedesfals hat er weihnachten 1850 bei ein
kürzeren anwesenheit in Berlin Lachmann und die brüder Grimm besucht und freun
lichen empfang bei ihnen gefunden. Auch suchte ihn Lachmann ebenso wie Hau
in Leipzig auf. Von briefen der beiden, die er gelegentlich erwähnt, hat sich nich
erhalten.

Gegen ende der Berliner studienzeit beschäftigten ihn vorarbeiten zu ein
doctordissertation. Eine im jahre 1845 von der Rostocker universität gestelte prei
aufgabe: „Ist das tragische prinzip des Shakespeare und des Sophokles dasselbe?
solte ihren gegenstand bilden. Doch ist die arbeit augenscheinlich nicht zur volle
dung gekommen. Nachdem er mit dem sommersemester 1847 in Rostock seine st
dien abgeschlossen und ohne einreichung einer schriftlichen arbeit das examen rig
rosum im deutschen, englischen und griechischen *summa cum laude* bestanden hat
wurde er am 20. oktober zum doctor der philsosophie promoviert[2].

Nach einiger zeit bot sich ihm eine beschäftigung, die seinen wissenscha
lichen neigungen und bestrebungen vortreflich entsprach: die katalogisierung der we
volsten und reichhaltigsten samlung älterer deutscher litteraturwerke, der **Meus**

1) Doch mag Lachmann ihm gestattet haben, an den übungen, die er damals im anschluss
die vorlesung über deutsche grammatik abhielt, teilzunehmen, ohne diese zu belegen.

2) **Reinhold Bechstein** hatte die güte, diese notizen aus den akten der Rostocker philo
phischen fakultät für mich zu ermitteln.

bachschen bibliothek. Diese im hinblick auf ihren etwaigen ankauf durch die preussische regierung zu verzeichnen, war seit anfang des jahres 1848 Zacher berufen; im juni desselben jahres wurde Zarncke beauftragt, zunächst neben Zacher, dann allein die arbeit fortzusetzen. Ostern 1850 konte er den katalog abschliessen, und im herbste desselben jahres wurde der ankauf für die königliche bibliothek in Berlin vollzogen. Zacher hat in einem (in dieser zeitschrift XX, 393 fg. mitgeteilten) briefe an Weinhold ein anschauliches bild von seinem leben inmitten der bücherei auf Meusebachs gut Alt-Geltow bei Potsdam entworfen. Unter diesen schätzen weilte auch Zarncke, und die lange beschäftigung mit ihnen ist gewiss nicht nur für die entwickelung einer gewissen samlerliebhaberei bei ihm, sondern auch für die ausbildung der hauptrichtung seiner studien, der richtung auf litterarhistorische quellenforschung, von nicht geringer bedeutung geworden. Insbesondere forderte der reichtum an deutschen inkunabeln zu eingehender beschäftigung mit der litteratur des ausgehenden mittelalters heraus; Brants narrenschiff lockte in 13 ausgaben, darunter ein trefliches exemplar der editio princeps; und dass die ihm zugewante arbeit dem fetten boden der Meusebachschen bibliothek entspross, hat Zarncke späterhin dadurch, dass er die ausgabe des Narrenschifs dem andenken des verdienten samlers widmete, pietätvoll anerkant.

Zunächst aber galt es nun, nach beendigung der bibliothekarischen arbeit sich nach einer festen tätigkeit umzusehen, die zugleich die weitere verfolgung seines eigentlichen lebensziels, des lernens und lehrens der deutschen philologie ermöglichte. Wider lenkten sich seine blicke nach Leipzig, welches als universität wie als mittelpunkt des deutschen buchhandels die gewünschte gelegenheit am besten gewähren konte. Mit dem buchhändler Georg Wigand verabredete er ein unternehmen, zu dessen leitung Zarncke bei der vielseitigkeit seiner wissenschaftlichen interessen, wie er sie später in seinen schriften bewährte, vorzüglich geeignet war. Es galt die gründung einer wochenschrift, die eine volständige und schnelle übersicht der gesamten litterarischen tätigkeit Deutschlands vermitteln würde. Sie solte daher alle in den deutschen buchhandel fallenden werke bibliographisch möglichst genau anzeigen, von allen bedeutenderen wissenschaftlichen zeitschriften eine gedrängte übersicht des inhaltes bringen und zu allen wichtigeren büchern, sowie zu solchen, deren inhalt und zweck aus dem titel allein nicht erkant werden könten, erklärende notizen und kurze berichte liefern, um den leser mit dem werke seinem inhalt und seiner form nach im algemeinen bekant zu machen und die stellung desselben zu der übrigen litteratur kurz anzudeuten[1]. So erschien denn am 1. oktober 1850 die erste nummer des „Litterarischen centralblattes für Deutschland“, dem Zarncke als redakteur von da an eine hingebende tätigkeit bis an sein lebensende gewidmet hat. Anfänglich macht sich, dem ursprünglichen plane gemäss, in den artikeln des blattes das rein bibliographische noch mehr bemerklich; blosse titelangaben sind nicht selten; die referate sind meist kurz, wenn auch in der regel schon mit einer beurteilung verbunden; die gesamte deutsche litteratur wird berücksichtigt. Almählich tritt das wissenschaftlich-kritische element stärker hervor, die rubrik „poesie“ fält fort, rein bibliographisch werden nur noch die zeitschriften, dissertationen und programme verzeichnet, die blossen inhaltsangaben werden seltener, auf die charakteristik der einzelnen werke und auf das urteil über sie fält mehr und mehr der eigentliche schwerpunkt. Es gelang Zarncke sehr bald die hervorragendsten gelehrten als mitarbeiter

1) Vgl. das programm in der ersten nummer.

zu gewinnen, so Jacob und Wilhelm Grimm, Haupt, Müllenhoff, Mommsen, O. Jahn. Der anfänglich beschränktere kreis muste bei der grösse des zu berücksichtigenden gebietes nach und nach sehr beträchtlich erweitert werden, und doch erhielt der charakter des blattes almählich gerade eine bestimtere färbung. Seit die spaltung zwischen Zarncke und der Lachmannschen partei eingetreten war, sammelten sich im centralblatt überhaupt mehr die stimmen der ausserhalb der Berliner kreise stehenden; und so wenig sein redakteur beabsichtigte, es zu einem parteiorgan zu machen, so sehr hat er es doch für seine aufgabe erachtet, besonderen anschauungen und ansprüchen der genanten kreise in ihm das gegengewicht zu halten. Dieser gegensatz komt nicht am wenigsten in den germanistischen artikeln, gerade auch in den überaus zahlreichen recensionen, die seiner behenden feder entstammen, zum ausdruck; besonders durch diese hat das litterarische centralblatt einen nicht unbedeutenden anteil an der an kriegerischen ereignissen nicht armen geschichte der deutschen philologie während der lezten 40 jahre.

So zeitraubend die neue tätigkeit zunächst sein mochte — bei Zarnckes eminenter arbeitskraft merkt man gar nicht, dass sie ihn in der verfolgung seiner fachwissenschaftlichen arbeitspläne behindert hätte. Sein hauptziel blieb zunächst die ausgabe des Narrenschifs. Aber schon jezt zeigt sich, wie ihn die erforschung eines gegenstandes nicht befriedigt, wenn er nicht dessen existenzbedingungen nach allen seiten hin eingehend verfolgt; wobei denn hie und da detailuntersuchungen über verwante dinge abfallen. So führt ihn denn Brants werk weit in die mittelhochdeutsche lehrdichtung hinein; nicht allein die forschungen über die deutschen Cato-übersetzungen, unter denen ja auch eine Sebastian Brants sich befindet, sondern auch eine ferner liegende untersuchung wie die über Vintlers Blumen der tugend entstamt diesem zusammenhange. Andrerseits aber wurzeln auch in den Brantstudien die forschungen über das mittelalterliche bildungswesen, insbesondere über die universitäten, aus denen schon jezt der kleine aufsatz über die *quaestiones quodlibeticae* ans licht trat. Im Cato sehen wir zuerst, wie den verfasser die aufgabe reizt, eine reiche, weit verzweigte und verwickelte litterarische überlieferung zu entwirren und in ihren einzelnen entwicklungsstufen klar vor augen zu stellen; zugleich, wie er eine solche aufgabe mit unermüdlichem spüreifer und scharfsinn zu lösen vermag. Die abhandlung über „Vintlers Blume der tugend“ ist ein interessantes zeugnis für Zarnckes befähigung zur höheren kritik. Ehe Vintlers quellen bekant waren, hat er die teile seines gedichtes so von einander geschieden, wie es der verschiedenheit der quellen entspricht; er hat richtig herausgefühlt, wie der dichter im 1. hauptteile strenger, im 2. weit freier seiner vorlage folgt, und hat vor allem für den ersten hauptteil eine arbeit erster und zweiter hand in der weise von einander geschieden, dass er der zweiten nur verse zuschrieb, von denen, wie sich jezt zeigt, tatsächlich kein einziger auf die quelle zurückgeht. Diese jüngere schicht schlechtweg, wie es das richtige gewesen wäre, für Vintlers von der quelle unabhängiges eigentum zu erklären, hinderte ihn ein beachtenswerter grund. Ein etwas rücksichtsloseres vorgehen aber hätte ihn vielleicht geradeswegs zu dem richtigen und einfacheren resultate geführt. Hier wie auch sonst hielt Zarncke ein vorsichtiges abwägen aller möglichkeiten für eine pflicht, der zu liebe man auch auf ein glattes ergebnis der untersuchung verzichten müsse.

Sein bestes können aber betätigte Zarncke in eben jener arbeit, welche zugleich ziel und ausgangspunkt dieser anderen forschungen bildete, in der ausgabe von Sebastian Brants narrenschiff. Ausser Jakob Grimms Reinhart Fuchs gab es bei

ihrem erscheinen im jahre 1854 keine ausgabe einer deutschen dichtung, in der diese einer so vielseitigen untersuchung und einer so weitblickenden erörterung unterzogen gewesen wäre, wie das hier geschah. Bot auch die art der überlieferung des Narrenschifs für leistungen in der textkritik keinen spielraum, so war sie doch so ausgebreitet und so vielgestaltig, dass ihre volständige samlung, gruppierung und kenzeichnung schon sorgfalt und umsicht genug erforderte. Sprache und metrik eines gedichtes dieser periode aber konte der herausgeber als ein noch kaum bebautes feld bearbeiten. Die ausdrucksweise des dichters mit ihren vielen, nur aus den verhältnissen seiner zeit und umgebung verständlichen anspielungen, bildern und redensarten erheischte eine fülle von wort- und sacherklärungen, die nur aus einem ausgebreiteten und eindringenden studium der mannigfaltigen verwanten litteratur fliessen konten. Die besondere anlage und einkleidung des gedichtes, sowie verwante erscheinungen in der folgezeit nötigten litterarischen zusammenhängen nach vorwärts und rückwärts nachzuspüren. Selbstverständlich haben nicht alle diese fragen ihre endgültige lösung durch den herausgeber gefunden; aber nach allen seiten greifen seine überaus reichhaltigen anmerkungen und excurse fördernd ein. Und bei der gewaltigen masse des einzelnen hat er doch den überblick über das ganze von einem grossen gesichtspunkte aus festgehalten. Er gibt in der einleitung von Brants akademisch-wissenschaftlicher und litterarischer gesamttätigkeit, von seinem charakter und seiner geistigen entwickelung ein klares, einheitliches bild auf dem sorgfältig ausgeführten hintergrunde der grossen wissenschaftlichen, religiösen und politischen bewegung seiner zeit. Nirgend ist es Zarncke besser als in diesem werke gelungen, zugleich den grossen und den kleinen aufgaben des philologen und litterarhistorikers gerecht zu werden.

Seine Cato-übersetzung hatte Zarncke als habilitationsschrift verwertet; nach einer probevorlesung „über die beziehungen der provenzalischen und französischen poesie zur deutschen“ erhielt er am 30. juli 1852 die venia legendi. Da die universität eines vertreters der deutschen philologie entbehrte, seit Haupt im april 1851 aus politischen gründen seines amtes entsetzt war, so wurde Zarncke bereits nach zwei jahren zum ausserordentlichen professor dieses faches ernant.

Und nicht nur durch die verleihung des akademischen lehramtes, nicht nur durch das erscheinen des werkes, welches ein für allemal seinen wissenschaftlichen ruf begründete, wurde das jahr 1854 für ihn ein höchst bedeutungsvolles. Die rede, mit der er am 28. juli seine professur antrat, verkündete seinen anschluss an eine wissenschaftliche bewegung, die zwischen ihm und den anhängern Lachmanns, ja durch die germanistische welt überhaupt, einen tiefen riss ziehen solte.

Im anfang des jahres waren Holtzmanns untersuchungen über das Nibelungenlied erschienen. Als Zarncke das buch in die hand bekam, stand er so eben im begriff eine arbeit abzuschliessen, welche einen beweis zu führen bezweckte, dem auch ein wesentlicher teil der Holtzmannschen schrift galt: dass nämlich die grundlage von Lachmanns textkritik unhaltbar, dass A keineswegs die ursprünglichste, sondern eine sehr verderbte handschrift sei, auf die weder eine ausgabe noch eine hypothese über die zusammensetzung der dichtung gegründet werden dürfe. Im übrigen wichen seine anschauungen von denen Holtzmanns sehr wesentlich ab; insbesondere hielt er C keineswegs für die ursprünglichste redaktion, sondern, im einklange mit Lachmann, für eine bearbeitung von B; in A erkante er manche evident gute lesarten an, er war sogar der ansicht, dass die vorlage dieser handschrift B an wert übertroffen habe; nur hielt er A selbst für eine „gewissenlose, stümperhafte

und naseweise abschrift" dieser vorlage (Litt. centralbl. 1854, sp. 116. Zur Nibelun genfrage s. 20). Es ist sehr zu bedauern, dass Zarncke in der alzu bescheidene meinung, die wissenschaft habe nur gewonnen, wenn ihm ein mann zuvorgekomme sei, „dessen längst anerkante verdienste dazu beitragen würden, der wahrheit di gebührende geltung zu verschaffen", die eigene arbeit um der Holtzmannschen wille zurückhielt. Denn darüber herscht jezt gewiss kein zweifel mehr unter den germa nisten, dass die anschauungen, welche er in seiner schrift niedergelegt hatte, de wahrheit erheblich näher kamen als die Holtzmanns. Aber er gab sich gefange Schon in der ersten anzeige der Untersuchungen (Litt. cbl. a. a. o.) erklärt er di meisten einwendungen gegen C aufgegeben zu haben, ja er wünscht geradezu, sic schon volständig überzeugt erklären zu können: „denn welch gewinn wäre es, wen man sich mit voller gewissensruhe dem genusse des textes jener prachthandschri hingeben könte, deren edler, aus einem gusse geflossener, massvoller stil auch i dem blossen handschriften-abdruck zur bewunderung hinreisst". Und in seine antritsvorlesung hat er dann, sichtlich unter dem eindruck solcher empfindungen, de übergang volzogen.

Die freundlich bescheidenen, ehrenden worte, mit denen Zarncke am schluss dieser vorlesung Moriz Haupts als seines lehrers und vorgängers gedachte, werde bei diesem wenig widerhall gefunden haben. Denn gross war die entrüstung übe den angriff auf Lachmanns kritik. Im decemberhefte der Kieler monatsschrift ergien sich Müllenhoff über „die herren Holtzmann und Zarncke und das ABC der Nib lungen" — leider in einem tone, der nur dazu angetan war, die gegner auch seine stichhaltigen argumenten unzugänglich und die sachliche fortführung der discussio unmöglich zu machen. Es war „ein gift gefallen", an dem die germanistischen stu dien lange krankten. Gegensätze wissenschaftlicher methode, wissenschaftlicher ne gungen und fähigkeiten hatten sich schliesslich so persönlich zugespizt, dass mistrau und geringschätzung zwischen anhängern und gegnern der Lachmannschen Nibelun genkritik geradezu traditionell wurde. Auch Zarncke hat darunter gelitten; nic allein insofern, als man auf jener seite seinen verdiensten die gebührende anerken nung versagte. Wer ihn wahrhaft schäzt, wird noch mehr bedauern, dass auc ihm in der einzelkritik wie im gesamturteil über seine gegner der blick mehrfac getrübt ward.

In der Nibelungenfrage verteidigte er — von den recensionen im Centralbla abgesehen — vor allem zwei jahre später in seiner ausgabe und in den Beiträge zur erklärung und zur geschichte des Nibelungenliedes (Berichte d sächs. akad. VIII, 153—266) seinen standpunkt. Auch wer diesen nicht teilt, mu ihm für die saubere, handliche ausgabe der redaktion C mit den zweckmässigen be gaben, vor allem der musterhaft knappen und klaren einleitung, dank wissen; nic minder aber für die aus einem reichen schatze litterarischer, historischer und kultu geschichtlicher kentnisse geschöpften sacherklärungen, die sich in jenen „Beiträgen finden. Ein teil des aufsatzes im jahrgang 1859 der Germania und die abhandlun über die jagd im Nibelungenliede in Paul und Braunes Beiträgen vom jahre 1885 kö nen als fortsetzung dieser erläuterungen betrachtet werden, die leider nicht zu eine ursprünglich beabsichtigten realkommentar vervolständigt und abgerundet wurde Schon seine vorlesungen und die neuen auflagen seiner ausgabe boten ihm die ve anlassung zur fortdauernden beschäftigung mit der Nibelungenfrage. In weitern krei drang noch einmal das kampfgetöse, als ihn im jahre 1877 eine gar zu souverä äusserung Scherers über Lachmanns gegner zu einem heftigen angriff auf des meiste

heptadengläubige jünger veranlasste. Drei jahre später spürte er, wie er mir damals schrieb, grosse lust, „wider einmal mit frischen kräften in die Nibelungenfrage hineinzutreten". Nach den weiteren worten dieses briefes hatte er sich schon damals seinem ursprünglichen standpunkt und demjenigen Bartschs insofern genähert, als er einen grossen teil der plusstrophen in C aufgab, während er doch meinte, dass C in viel mehr punkten als B die originale lesart biete; eine ansicht, die er dann 1887 auch in der ausgabe formulierte[1]. An der verwerfung der handschrift A hat er bis zulezt festgehalten; und damit erachtete er auch die liedertheorie von vornherein für abgetan.

Mitten unter den stürmen des ersten Nibelungenstreites legte der junge professor den grund zur eigenen häuslichkeit. Am 9. april 1855 wurde er in der heimat vom vater mit Anna Pauline Geitner aus Leipzig getraut. Neun jahre war er mit ihr vereint; dann wurde sie ihm durch den tod entrissen; sie blieb ihm fürs leben unersetzlich. Aber eine verwitwete schwester, sein sohn und drei töchter, die in seiner näheren und nächsten umgebung blieben, haben ihm bis zulezt die segnungen des familienlebens erhalten.

Die junge ehe schien zunächst durch eine andere gefahr bedroht. In rastloser tätigkeit hatte Zarncke neben den Nibelungenarbeiten auch die ausführung eines teiles des von Benecke vorbereiteten, von W. Müller weiter bearbeiteten mittelhochdeutschen wörterbuches übernommen und zugleich die von den Brant-studien ausgegangenen forschungen zur älteren speciellen und algemeinen universitätsgeschichte eifrigst fortgesezt. Die reihe seiner ausgaben von urkundlichen quellen zur geschichte der universität Leipzig war im 3. bande der abhandlungen der königlich sächsischen geselschaft der wissenschaften eröfnet. Zur verwirklichung des planes einer zusammenfassenden charakteristik des deutschen universitätslebens im mittelalter war mit der vorrede zu dieser publikation und mit dem ersten bande der unter dem titel „Die deutschen universitäten im mittelalter" vereinigten quellenschriften von algemeiner bedeutung der erste schritt getan. Eine anzahl ähnlicher bändchen solte schnell folgen. Der ansehnliche quartband der Acta rectorum universitatis Lipsiensis war dem erscheinen nahe. Eine untersuchung über das Muspilli war begonnen. Schon war auch seinen bestrebungen und leistungen durch die im oktober 1858 erfolgte beförderung zum ordinarius die wolverdiente anerkennung zu teil geworden. Da schien es, als solte seinem mannigfaltigen schaffen vorschnell ein ende gesezt werden.

Ein blutsturz warf ihn im juli 1859 auf das krankenlager, und die ersten zeichen einer tuberkulösen lungenerkrankung wurden bemerkt. Im oktober war er so weit erholt, dass es ihm möglich schien, sich zum winteraufenthalte nach Nizza aufzumachen. Aber auf der reise, in Wien, befiel ihn eine neue, schwerere lungenblutung, der bald noch andere folgten. Erst ende november konte die reise fortgesezt werden; doch wurde jezt Venedig als näher liegendes ziel gewählt. Am 2. december schrieb der kaum vom tode errettete in Venedig die vorrede zu den Acta rectorum, und bis zum april 1860 verbrachte er dort eine zeit fortschreitender genesung. Durch längeres verweilen in Meran, in Berneck im Fichtelgebirge und in der mecklenburgischen heimat wurde seine gesundheit weiter gefestigt, so dass er im wintersemester 1860/61 seine lehrtätigkeit wider aufnehmen konte. Aber erst nachdem er im frühling oder sommer 1862 eine schwere brustfelentzündung durchgemacht hatte, war das leiden endgültig überwunden; und es folgten nun 29 jahre festester gesundheit und ungeschwächter arbeitskraft.

1) Vgl. auch Lit. cbl. 1875 sp. 457 fg.

Von dem am mittelhochdeutschen wörterbuch übernommenen anteil konte Zarncke infolge der krankheit nur die hälfte zur ausführung bringen; ihrer vollendung widmete er während des winters 1862—63 seine ganze kraft; so konte im frühjahr 1863 der die buchstaben M—R umfassende band erscheinen. Das mittelhochdeutsche wörterbuch wurde eine wahre fundgrube nicht allein für die deutsche wortkunde, sondern auch für die realien, für die grammatik, kritik und interpretation der mittelhochdeutschen denkmäler, das wichtigste hilfsmittel für den wichtigsten teil der altdeutschen studien. Der dank dafür ist noch heute eine ehrenpflicht jedes germanisten gegen Benecke, Müller und Zarncke. Wenn gegner der beiden lezten es vorzogen, ihnen in recht gehässiger weise einzelheiten aufzumutzen, ohne ein wort der anerkennung für die gesamtleistung zu finden, so ist das nur ein trauriges zeugnis für jene parteiverhältnisse, welche aller gesunden kritik den boden entzogen.

Hatten Zarnckes veröffentlichungen bisher ausschliesslich der litteratur und dem bildungswesen der blüte und der spätzeit des mittelalters gegolten, so lieferte er demnächst auch den beweis, dass seine studien weit genug über diesen zeitraum hinweg nach vorwärts und rückwärts ausgegriffen hatten. Das lebhafte interesse für die neuere deutsche litteratur hat ihn von der universitätszeit weiter durch das leben begleitet, zeitweilig auch die richtung seiner philologischen forschung bestimt. Als am 19. oktober 1865 die universität Leipzig den jahrestag begieng, an dem vor 100 jahren Goethe unter ihre studierenden aufgenommen war, erschien als festschrift Zarnckes abhandlung „Über den fünffüssigen jambus mit besonderer rücksicht auf seine behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe“. Von ihrem ersten auftreten in der altfranzösischen und in der mittelhochdeutschen litteratur an wird hier diese versart durch ihre nach zeiten, nationalitäten und dichtungsgattungen verschiedenen entwickelungsformen hindurch bis in das vorige jahrhundert verfolgt, wo sich nun für die deutsche nachbildung zunächst die französische, dann die englische gestalt des fünffüsslers als massgebend erweist, bis Lessing aus dieser einen für seine dichterische individualität sehr charakteristischen dramatischen vers frei herausbildet. An diesen knüpft dann Schiller umittelbar an, während Goethe vom italienischen elfsilbler ausgeht (der ihm, wie Zarncke später zeigte, durch Heinse vermittelt wurde). Die verschiedenen kunststufen, die der fünffüssler in Schillers und Goethes dichtung durchläuft, die besondere art seiner rhythmik und deren zusammenhang mit dem charakter ihrer poesie werden nun auch hier feinfühlig aufgespürt und klar gelegt.

In demselben jahre aber, welches diese trefliche studie zur geschichte unserer modernen metrik und litteratur eintrug, hat Zarncke einen förderlichen kleinen beitrag zur geschichte einer unserer ältesten dichtungen geliefert, indem er das verhältnis der auf den ursprung des Heliand bezüglichen *Praefatio* zu den *Versus de poeta* feststelte, die interpolationen jener bestimte und so widerum zeigte, wie wol er auch höhere kritik zu üben verstand, wenn die überlieferung ihm nur genügende anhaltspunkte für dieselbe zu bieten schien. Gleich das nächste jahr brachte zwei weitere untersuchungen zur litteraturgeschichte der zeit des fränkischen reichs, deren eine die Sage von der trojanischen abkunft der Franken auf ein gelehrtes misverständnis zurückführte, während die andere, schon vor der krankheit begonnen, jezt zum ersten male den christlichen ursprung der im Muspilli zu tage tretenden vorstellungen quellenmässig feststelte. In späteren jahren reihten sich diesen besonders auf die quellen gerichteten untersuchungen zur vormittelhochdeutschen periode die über das Georgslied und über das Annolied an.

Aber die gegenwart war dazu angetan, der vergangenheit das interesse auch des eifrigsten forschers streitig zu machen. Mit nicht geringer spannung wird er, der schon als burschenschafter für Deutschlands einheit geschwärmt hatte, die ereignisse des jahres 1866 verfolgt haben, und ohne einen inneren konflikt zwischen preussischem und sächsischem patriotismus mag es wol nicht abgegangen sein. Mit um so rückhaltloserer begeisterung konte er im jahre 1870 die verheissungsvolle vereinigung aller deutschen stämme zum kampfe gegen Frankreich begrüssen, und, schon seit oktober 1869 rector der universität, fand er reiche gelegenheit seinen feuereifer für die grosse sache in wort und tat zu bewähren. Wie es ihm gelang dadurch die herzen der collegen und der commilitonen zu gewinnen, zeigten jene, indem sie ihm auch für das jahr 1870—71 wider das rectorat übertrugen, während alle aus dem feldzuge heimgekehrten studenten ihm durch überreichung eines mit ihren bildern geschmückten albums ihren dank bekundeten. Mit einem kurzen, aber schönen und gedankenvollen rückblick auf die schwere, herliche zeit des grossen krieges legte er im oktober 1871 sein ehrenamt nieder.

Auch ich kam damals nach beendigtem kriegsdienste nach Leipzig und wurde mit freuden zeuge der verehrung, die ihm studenten aller fakultäten entgegentrugen. An einem oktobertage stand ich ihm zum ersten male in dem behaglichen arbeitszimmer an der Goethestrasse gegenüber. Noch sehe ich den statlichen mann vor mir, wie er die dunkelen, lebhaften augen unter hoch zusammengezogenen brauen forschend auf mich richtete, als wolte er aus mir herauslesen, was wol nach einem Edda-colleg bei Adelbert von Keller und einem kriegsjahre an altnordischem wissen in mir vorhanden sein könne; denn mein anliegen galt der aufnahme in seine nordische geselschaft. Ich erreichte, was ich wolte; und einen abend jeder woche konte ich mich nun in seinem gelehrtenheim mit einer anzahl gleichstrebender genossen unter seiner leitung in der übersetzung der Gylfaginning, später der Eyrbyggja saga üben. Seine anforderungen waren nicht gering. Es ging von vornherein flott vorwärts, und jeder muste mit schritt halten, mochte er sehen, wie er es fertig brachte. Aber immer war sein urteil human, niemals spöttisch oder souverän abweisend, immer fördernd, niemals entmutigend. So war es auch in den deutschen übungen, die er seit dem sommer 1872 abhielt und aus denen sich dann das eifrigst durch ihn geförderte germanistische seminar entwickelte; so auch in den persönlichen besprechungen, für die der vielbeschäftigte rat suchenden schülern bereitwillig seine zeit opferte. Sein freundliches, herzlich wolwollendes wesen, die lebhaftigkeit, mit der er, selbst rastlos tätig, zur energischen förderung einer einmal ergriffenen arbeit trieb, der eifer, mit dem er ernsthaftem und ehrlichem streben die wege zu ebnen bemüht war — das war es, wodurch er persönlich am meisten wirkte. Dem einzelnen das ziel seiner arbeit stecken, ihm den weg dahin weisen oder ihn auf seinen eigenen pfaden hinter sich herziehen war nicht seine art. Er hat es nie darauf angelegt schule zu bilden, sondern nur der freien entwickelung des einzelnen die grundlage zu geben.

In seinen vorlesungen gieng er mehr ins detail, als es manchem, dem nur an den hauptpunkten, nicht an specialfragen lag, nötig erscheinen mochte; die jezt immer wachsende, von der öffentlichen meinung und den prüfungsreglements eifrigst unterstüzte zahl derjenigen studierenden, welche nichts mehr fürchten, als dass sie auf der universität etwas lernen könten, was für ihr examen oder für das amt nicht unmittelbar notwendig ist, mag sich vollends durch das gebotene „überbürdet“ gefühlt [illegible] Aber wer nur ein fünkchen forschenstrieb besass, der muste gefesselt und mit-

gezogen werden durch den lebendigen eifer, mit dem er jede wissenschaftliche fr
anfasste und klar legte, durch seine offenkundige freude am spüren und finden a
im kleinen, durch seine anregenden hinweise auf gebiete, die der wissenschaftlic
forschung noch offen standen. Immer war er sorgsam beflissen seine vorlesun
auf dem standpunkte der neuesten forschung zu halten, mochte es die gram
tik sein, deren gebiet er als lebhaft interessierter beobachter fremder untersuchun
betrat, oder die deutsche litteraturgeschichte des mittelalters, bei der er recht
der fülle eigener studien schöpfen konte. Auch in seinen übrigen vorlesungen, ü
Walther von der Vogelweide, das Nibelungenlied, den Parzival, den Faust, hat er
ergebnisse eindringender selbständiger forschungen verwertet, von denen dies
jenes auch veröffentlicht wurde. Eine herausgabe seiner collegienhefte hat er a
drücklich untersagt; er hat sie auch nicht durchweg wörtlich ausgearbeitet, vi
nur durch stichworte angedeutet. So blieb auch seinem vortrage der reiz des un
telbaren. Die augen auf das heft gerichtet, sprach er doch mit grosser lebhaftigk
Die zuhörer strömten ihm damals in menge zu; neben G. Curtius hatte er unter
philologisch-historischen docenten das grösste auditorium.

Unter den arbeiten der siebziger jahre treten die eng zusammenhängen
über den priester Johannes und über den jüngeren Titurel als die weit
umfassendsten in den vordergrund. In dem einen falle galt es, eine überaus v
verbreitete litterarische sage auf ihren ursprung zurückzuführen und aus der üb
reichen tradition die einzelnen stadien ihrer entwickelung klarzustellen; in dem an
ren falle solten einige stücke eines inhaltlich an einem punkte mit der Johannes
verknüpften gedichtes kritisch hergestellt und erklärt, zugleich dessen sehr verwick
und ausgebreitete handschriftliche überlieferung gesichtet und in ein bestimtes sch
gebracht werden. Ein gewaltiges material war für beide arbeiten zu bewältig
Allein für éine der verschiedenen quellen der Johannestradition, welche Zarncke
zusammenhange mit seinen untersuchungen kritisch herausgab, gelang es ihm 96 ha
schriften nachzuweisen und etwa 80 teils im original, teils nach mitgeteilten pro
zu verwerten. Die untersuchungen aber führten ihn weit über den kreis sei
fachstudien hinaus in die orientalische geschichte des mittelalters. Die ausda
vielseitigkeit und klarheit, mit der er solche aufgaben zu lösen verstand, zeigte
auch hier. Leider ist er nicht zum abschluss des werkes gekommen. Die e
abteilung der in den Abhandlungen der sächsischen geselschaft erschienenen endg
tigen, zusammenfassenden gestalt desselben, eine neubearbeitung von 4 in den jah
1874/75 erschienenen universitätsprogrammen, folgte im jahre 1879 der schon 3 ja
früher erschienenen zweiten abteilung; die verheissenen beiden schlusskapitel blie
aus. In der Titurelstudie, welche die auf den graltempel bezüglichen stücke umfa
zeigt er wider, wie ausgiebig er die realien mittelhochdeutscher dichtung zu beh
deln wuste. Die handschriftenfrage ist wol durch die vorsichtig abwägende erörter
der schwierigen verhältnisse nicht endgültig erledigt. Jedesfals hat er, wie er
beabsichtigte, durch sie eine sehr wichtige vorarbeit für die dringend zu wünsche
kritische ausgabe des gedichtes geliefert.

Für das nächste jahrzehnt wurde seine forschung mehr als je durch die neu
litteratur angezogen, um sowol ihre niederungen wie ihren gipfel zu streifen: Ch
stian Reuter und Goethe bildeten den mittelpunkt seiner studien. Auf jenen
dahin so gut wie unbekanten poeten eines unerfreulichen zeitalters wurde Zarnc
aufmerksamkeit gelenkt, als ihm der buchhändler dr. A. Kirchhoff mitteilungen a
Leipziger städtische akten machte, durch die Reuter als verfasser des Schelmuff

erwiesen und über sein leben und schriftstellern überhaupt ein ungeahntes licht verbreitet wurde. Durch weiteres nachforschen in archiven, kirchenbüchern, standesamtslisten, durch briefliche anfragen bei bibliotheken und bei personen, von denen nur irgend auskunft zu erwarten war, brachte er dann das material zusammen, aus dem er ein lebhaft anschauliches bild des dichters und seiner umgebung entwerfen konte, eine litterarisch-kulturgeschichtliche charakteristik, wie er sie seit seinem Sebastian Brant nicht geliefert hatte. Und wer dann das erscheinen seiner weiteren einzelpublikationen über Reuter und die litterarhistorische stellung seiner dichtung verfolgte, wird mit lebhaftem interesse gesehen haben, wie sich jenes bild mehr und mehr vervolständigte und abrundete. Des verfassers spürfreude, die vielseitige betriebsamkeit, die er bei dergleichen aufgaben entwickelte, sein unverdrossenes streben, den gegenstand bis in alle verästelungen hinein zu verfolgen — kurz Zarnckes ganze arbeitsweise tritt hier besonders charakteristisch und anteilheischend hervor.

An der spitze der Goethe-aufsätze steht eine gratulationsschrift an Karl Hase, der durch die verheiratung seines sohnes mit Zarnckes ältester tochter diesem verwantschaftlich verbunden war und den Zarncke schon früher (1873) durch eine kleine litterarische gabe geehrt hatte. Diesmal war es eine scharfsinnige studie über den Elpenor, welche im zusammenhange mit dem anlass und der quelle des dramas den geplanten verlauf desselben über das erhaltene bruchstück hinaus zu reconstruieren suchte. Ein anderes antikisierendes fragment, nach Zarncke zur Befreiung des Prometheus gehörig, gab ihm später (1888), so klein es ist, doch gelegenheit sein geschick im entziffern schwer lesbarer niederschriften wie in ihrer umsichtigen und scharfsinnigen erläuterung zu bewähren, eine kunst, die er in reichem masse schon in der festgabe gezeigt hatte, mit welcher er im jahre 1884 die Dessauer philologenversamlung beschenkte, nämlich in der ausgabe und erklärung des im übelsten zustande überlieferten notizbuches Goethes von der schlesischen reise des jahres 1790. Seine eingehende beschäftigung mit der Faustsage hatte schon im jahre 1874 die bibliographie des Faustbuches in Braunes neudruck eingetragen; ihr folgten im jahre 1884 ein aufsatz über Joh. Spiess, im jahre 1888 wichtige ergänzungen. Zarnckes umfänglichste und verdienstvolste Goethe-publication aber war das erzeugnis einer langjährigen, aus inniger Goetheverehrung fliessenden liebhaberei. Eine mit der richtung seiner studien auf litterarhistorische quellenkunde eng zusammenhängende und ihr dienstbar gemachte sammellust mag, wie schon oben angedeutet wurde, bereits durch die tätigkeit in Meusebachs bibliothek angeregt sein. So legte er es denn darauf an, einzelne teile seiner eigenen schönen büchersamlung nach und nach ganz besonders zu vervolständigen; abgesehen von Christian Reuter wurden Lessing und Goethe, vor allem die Faustlitteratur, reichlich und sorgfältig bedacht; so manche dahin gehörige seltenheit wurde erworben, manche bibliographische entdeckung gemacht. Den glanzpunkt aber bildete eine auf die vereinigung der reproduktionen sämtlicher Goethe-bildnisse gerichtete samlung. Hier sezte er wider seine unvergleichliche ausdauer, rührigkeit und sorgfalt ein, um nach und nach tausende von nachbildungen zusammenzubringen, unter denen viele nur für ihn hergestelt wurden und sonst nicht vorkommen. Wie überall, so verband sich aber auch hier für ihn selbstverständlich mit der mühsamen samlung auch die eingehendste wissenschaftliche untersuchung und sichtung. Ihr entstamt ausser einer reihe von einzelaufsätzen das mit gewohnter hingabe und akribie ausgeführte, grundlegende verzeichnis der originalaufnahmen von Goethes bildnis, mit seinen wertvollen illustrativen beigaben; ein wichtiger und verdienstlicher beitrag zur Goethebiographie.

In den beiden lezten jahren seines lebens nahm heimatliches interesse sei
feder vorwiegend in anspruch. Ein kapitel aus der universitätsgeschichte seiner zw
ten heimat, Leipzig, der um die mitte des 15. jahrhunderts geführte merkwürdi
process des studiosus **Nikolaus Winter**, hatte schon vor langen jahren bei d
amtlichen beschäftigung mit den universitätsakten seine aufmerksamkeit auf sich gez
gen. Wie es ihm stets widerstrebte, in den dingen, mit denen er sich zu beschä
tigen hatte, irgend etwas unklares und verworrenes bei seite zu lassen, so hatte
auch in diesem falle keine mühe gescheut, in die schwierige und verwickelte ang
legenheit licht zu bringen. Jezt mochte die beschäftigung mit Christian Reuters pr
zessen die sache des Nikolaus Winter wider in erinnerung bringen, der mit Reut
das schicksal der relegation von der universität Leipzig teilte. Dem gegenstand fehl
diesmal das litterarhistorische interesse, ja er war an sich so unbedeutend wie mö
lich. Aber er eröfnete unter Zarnckes behandlung einen ausblick auf bedeuten
rechtsgeschichtliche verhältnisse, und so lieferte der verfasser widerum den bewe
wie er auch an sich geringwertige dinge durch eindringende, nach allen seiten au
greifende erörterung wissenschaftlich fruchtbar zu machen verstand. — In die meckle
burgische jugendheimat führte ihn sein leztes werk zurück, die nur für die famil
geschriebenen und gedruckten **Erinnerungen an den vater und grossvate**
Charakteristisch genug hat er selbst hier seine darstellung auf die gewissenhafteste
und umständlichsten urkundlichen forschungen gegründet, hat ihr selbst hier de
grösseren kulturgeschichtlichen hintergrund gegeben. Aber nur in diesem falle kon
sich mit der wissenschaftlichen gründlichkeit die der persönlichen anschauung en
stamte lebenswarme schilderung geliebter personen und umgebungen verbinden. E
woltuender hauch kindlicher pietät ruht über dem buche; und trotz der alzu besche
denen zurückhaltung, die der verfasser über die eigene person beobachtet, hat er
ihm seinem edlen herzen das schönste denkmal gesezt.

Es ist, als hätte er eine ahnung davon gehabt, dass seinem leben ein zi
gesezt sei, da er jezt den blick zu dessen anfängen zurückwante. Und doch bli
ihm körperliche rüstigkeit und arbeitsfrische bis zulezt gewahrt. Plötzlich überf
ihn am 17. september ein unterleibsleiden, welches, bald von heftigen fieberanfälle
begleitet, trotz der liebevollen pflege seiner kinder den bedrohlichsten charakt
annahm. Ein innerer entzündlicher durchbruch von gallensteinen hatte, wie si
später herausstelte, eine eitervergiftung des blutes zur folge gehabt. Und doc
schien seine kräftige natur dem übel noch widerstand leisten zu wollen. Es w
eine zeit banger spannung für die ganze universität. Denn keines ihrer mitglied
war wol enger mit ihr verwachsen als Zarncke. Fast 40 jahre hindurch hatte er il
seine beste kraft gewidmet: dreimal war er — ein in neuerer zeit unerhörter fall -
durch das vertrauen seiner kollegen als rector an ihre spitze gestelt gewesen[1], hi
und in andern ehrenämtern hatte er eine seltene umsicht und gewantheit bewähr
die philologisch-historische klasse der sächsischen geselschaft der wissenschaften, d
er lange als eines ihrer eifrigsten mitglieder angehörte, leitete er seit 1888 als vo
sitzender; als director actorum der philosophischen fakultät hatte er sich wie ke
anderer in die geschichte der universität eingelebt; er war ein lebendiger träger ihr
traditionen und er sparte nicht sein wissen für eigennützige zwecke; er war e
allezeit hülfbereiter berater, und gerade die jüngeren kollegen fanden in dem vo
amts- und altersstolz zeitlebens unberührten manne stets das freundlichste entgege
kommen. So hörte man denn wol die äusserung, dass man sich die universit

1) 1869/70. 1870/71. 1881/82.

ohne Zarncke gar nicht vorstellen könne; und als dann endlich doch das schmerzliche ereignis eintrat, da wurde algemein aufrichtige trauer und herzliche teilnahme laut. Am schönsten haben Georg Rietschel und Wilhelm Wundt an seinem sarge mit einer lebendigen charakteristik des verstorbenen öffentlich zeugnis abgelegt für die seltene liebe und verehrung, deren er sich, wie in der familie, so auch unter den freunden und unter den amtsgenossen erfreut hatte[1].

Und einen nicht minder herben verlust als seine kollegen betrauerten in seinem hingang seine schüler, die ehemaligen sowol wie die gegenwärtigen. Hatten doch auch jene noch lange nach ihrer studienzeit wenigstens im brieflichen gedankenaustausch seinen rat, seine hülfe, sein liebevolles interesse, kurz die treue fortführung jenes freundschaftlich teilnehmenden und fördernden verhältnisses erfahren, in welches er einst auf der universität zu ihnen getreten war. Jener oben geschilderten art seines akademischen wirkens entsprechend fühlten sie sich mehr persönlich als durch die besondere richtung ihrer studien an ihn gebunden. Nicht wenigen unter ihnen blieb Zarnckes eigentliches arbeitsgebiet, das litterarhistorische, am fernsten, während sie ihre kraft gerade auf das von ihm kaum bebaute sprachwissenschaftliche concentrierten. Und doch würde man Zarnckes bedeutung in der geschichte der germanistischen wissenschaft unterschätzen, wolte man nicht zugestehen, dass die wissenschaftliche denkweise seiner schüler durch ihn wesentlich mitbeeinflusst ist.

Ich wüste die seinige nicht besser zu charakterisieren als durch das urteil, welches er mir einmal über einen von mir sehr geschäzten germanisten schrieb: „er ist ja ein feiner kopf, aber er gehört ganz der schule, die den scharfsinn höher stelt als das gefühl für wahrscheinlichkeit und glaublichkeit“. Er hielt es für durchaus notwendig, dass wissenschaftliche aufstellungen niemals den engen zusammenhang mit den objektiven, jedermann wahrnehmbaren tatsachen verlieren. Diese zu vermehren und zu sichten galt ihm für förderlicher, als der noch so kunstvolle und scharfsinnige aufbau von hypothesen, die seines erachtens nicht auf ausreichender sachlicher grundlage, sondern auf einem aufbauschen an sich dürftiger, auf einseitiger auslegung an sich vieldeutiger tatsachen ruhten, oder die auch mehr von geschmacksurteilen als von beweisen abhiengen. Wurde nun vollends solchen aufstellungen durch die zuversichtlichkeit der behauptungen und durch das vorwegverdammen alles widerspruches der schein einer sicherheit gegeben, von der sie tatsächlich weit entfernt waren, und wurden sie in einem bestimten kreise als feststehende dogmen behandelt, deren wahrheit nur von untergeordneten geistern nicht recht erfasst zu werden vermöge, so sah er hier ein verderbliches und hassenswürdiges treiben, dem er mit dem ganzen zorn, dessen sein erregbares herz fähig war, entgegentrat. Jener seiner grundanschauung entsprechend betätigte sich sein eigener scharfsinn nicht zum kleinsten teile in dem aufspüren und fruchtbarmachen bisher ungenüzten wissenschaftlichen materials; und es liegt in der natur der sache, dass ihn dieser sein entdeckungstrieb besonders auf entlegenere gebiete führte. Aber niemals fand er im blossen stofsammeln genüge. Gerade das sichten und klären besonders verworrener und weitläufiger verhältnisse war sein eigentliches element. Hier entwickelte er seine ganze bewunderungswürdige ausdauer, mochte es den heiligen gral oder den rock des Nikolaus Winter gelten. Die anschauung, die sein lehrer Haupt einmal aussprach, dass der philologe so gut wie der botaniker auch

1) Zur erinnerung an den heimgang von dr. Friedrich Zarncke (Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1891) s. 7 fg. 14 fg. Kurze, trefliche worte im namen der schüler sprach Sievers (ebenda

das unkraut zu berücksichtigen habe, machte sich auch bei ihm geltend. Dass seine ausserordentliche arbeitskraft nicht mehr auf höhere und grössere aufgaben co centriert hat, ist bei alledem gewiss zu bedauern. Schliesslich rächte sich doch au die an sich heilsame abneigung gegen den wissenschaftlichen subjectivismus, inde sie ihn zu einer übergrossen zurückhaltung gegen eine im grösseren stile konstrukti wissenschaftliche tätigkeit überhaupt und in weiterem zusammenhange damit auch einer unterschätzung der besonders auf diesem gebiete liegenden verdienste Mülle hoffs und Scherers führte.

Auch in anderer beziehung wirkte auf ihn sein wissenschaftliches prinzip z gleich fördernd und beschränkend. Den festen boden, welchen er immer unter d füssen haben wolte, fand er nur in den schriftlichen quellen. Gegen alles, w ganz oder zum guten teile aus mündlicher überlieferung floss, war er von eine gewissen mistrauen nicht frei. So blieb das eigentlich volkstümliche, mythus u mündliche sage, sitte, brauch und mundart seinem studienkreise fern. Auch dar berührte er sich mit Haupt. Aber anlage und neigung führten ihn nicht wie dies auf die textkritik. Ihn zog vor allem das verfolgen weitreichender litterarhistorisch zusammenhänge an, wie er sie in den mittelalterlichen sagenstoffen fand; nur mus ten diese beziehungen sich quellenmässig nachweisen lassen. So reizte es ihn beso ders, wo man volksmässige traditionen mythischer oder sagenhafter art annahm, deren stelle schriftliche oder gelehrte überlieferung nachzuweisen. Das gelang ih zweifellos bei der Trojasage; ebenso beim Muspilli und bei der tiersage, über die in seiner litterarhistorischen vorlesung, längst ehe Müllenhoffs aufsatz erschien, diese im wesentlichen entsprechende anschauungen detailliert vortrug. Auch die Nibelu gensage, die Gralsage und die Faustsage wurden in den bezüglichen collegien au führlich erörtert, und immer suchte er so viel wie möglich der schriftlichen traditi zu ihrem rechte zu verhelfen. Auf die überlieferungen vom priester Johannes wur er natürlich widerum durch das besondere interesse an den litterarischen sag geführt.

Der einfluss der grundanschauungen Zarnckes auf seine schüler ist wol nic zu verkennen, wenn diese sich zum guten teile möglichst an das zweifellos wa nehmbare, greifbare zu halten suchen. Dieser umstand mag wenigstens mitwirk wenn nicht wenige von ihnen exacte sprachliche untersuchungen vor allem bev zugen, und wenn andere bei der kritischen behandlung der texte sich weit eng als es bisher geschehen war, an die handschriftliche überlieferung anschliess gegen conjekturalkritik aber und gegen das auflösen eines überlieferten textes in ang lich einst verschiedene elemente sich mistrauisch verhalten. Es scheint, dass di konservativere richtung und die überzeugung, dass man die sicherheit der bis geübten kritischen methode überschäzt habe, sich in weiteren kreisen bahn bric was voraussichtlich manche weitere umgestaltung in unserer wissenschaft zur fo haben wird. Freilich machen sich auch schon ausschreitungen genug bemerkl und die tatsache, dass ein jeder zunächst von den altmeistern der kritik ausserord lich viel lernen muss, ehe er es versuchen darf sie zu berichtigen, wird noch n überall genügend gewürdigt. — Auf denjenigen gebieten, welche Zarncke ferner la zeigt sich auch bei seinen schülern der einfluss Müllenhoffs und Scherers.

Dem persönlichen verhältnis zwischen ihm und seinen schülern tat eine schiedenheit dieser oder jener wissenschaftlichen meinung keinen eintrag. Wer nen beistand brauchte, fand ihn allezeit auf dem platze; wo er nichts zu helfen h zog er sich leicht zurück.

Der einband des lezten buches, welches er geschrieben hat, ist mit einem emblem geziert: ein mächtiger eichbaum überschattet einen bienenkorb, um den der schwarm sich tummelt; darunter steht der wahrspruch „tätig und treu“. Er hat ihn gehalten bis zum tode.

CHRONOLOGISCHES VERZEICHNIS VON ZARNCKES SCHRIFTEN.

1850—91.

Recensionen im litterarischen centralblatt.

1850.

Die Meusebachsche bibliothek.

Deutsche zeitung 1850 nr. 40 2. beilage und Naumanns Serapeum jahrg. XI s. 89—96. 109—112.

1851.

Ein spruch und ein rätsel von Hans Folz. Zs. f. d. alt. 8, 537—42.

1852.

Der deutsche Cato. Geschichte der deutschen übersetzungen der im mittelalter unter dem namen Cato bekanten distichen bis zur verdrängung derselben durch die übersetzungen Seb. Brants am ende des 15. jahrh. von dr. Fr. Zarncke. Leipzig (Georg Wigand) 1852. VI, 198 s. 8.

1853.

Hans Vindlers Blume der tugend. Zs. f. d. a. IX, 68—119.

Über die Quaestiones quodlibeticae. Ebenda s. 119—126.

Zur frage nach dem verfasser des Reineke. Ebenda s. 374—88.

Zum pfaffen Amis. Ebenda s. 399—400.

1854.

Sebastian Brants narrenschiff herausgegeben von Friedrich Zarncke. Mit 4 holzschnitten. Leipzig (Georg Wigand) 1854. CXLII, 495 s. 4.

Zur Nibelungenfrage. Ein vortrag gehalten in der aula der universität Leipzig am 28. juli von Friedrich Zarncke. Nebst zwei anhängen und einer tabelle. Leipzig (S. Hirzel) 1854. 42 s. 8.

1856.

Beiträge zur erklärung und geschichte des Nibelungenliedes.

Berichte über die verhandlungen der königl. sächs. geselschaft der wissenschaften zu Leipzig. Philol. histor. klasse. Band 8 s. 153—266.

Das Nibelungenlied herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig (G. Wigand) 1856. LXXX, 444 s. 16. — 2. aufl. 1865. — 3. aufl. 1868. — 4. aufl. 1871. — 5. aufl. 1875. — 6. aufl. (12. abdruck des textes) 1887.

Kaspar von der Roen. Germania 1, 53—63.

Zum Nibelungenlied. Ebenda s. 202—7.

1857.

Die urkundlichen quellen zur geschichte der universität Leipzig in den ersten 150 jahren ihres bestehens.

Abhandlungen der philol. histor. klasse der königl. sächs. geselschaft der wissenschaften. Bd. 2, 509—922 und 2 tafeln.

Die deutschen universitäten im mittelalter. Beiträge zur geschichte und charakteristik derselben, mitgeteilt von Friedrich Zarncke. Erster beitrag. Leipzig (T. O. Weigel) 1857. X, 266 s. 8.

1859.

Acta rectorum universitatis studii Lipsiensis inde ab anno MDXXIIII usque ad annum MDLVIIII auctoritate et auspiciis Joannis Pauli de Falkenstein a potentissimo Saxoniae rege rebus ecclesiasticis et institutioni publicae administrandis praefecti edidit Fridericus Zarncke. Anno post conditum Lipsiae studium generale CCCCL post Christum natum MDCCCLVIIII typis et impensis Bernhardi Tauchnitz. XII, 526 s. und 2 tafeln. fol.

Zum Nibelungenliede. Germania 4, 421—39.

1861.

Die statutenbücher der universität Leipzig aus den ersten 150 jahren ihres bestehens im namen der philol.-histor. klasse der k. sächs. geselschaft der wissenschaften herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig (Hirzel) 1861. XII, 625 s. gr. 8.

1863.

Mittelhochdeutsches wörterbuch. Mit benutzung des nachlasses von G. F. Benecke ausgearbeitet von W. Müller und F. Zarncke. 2. band 1. abteilung M—R. Bearbeitet von Friedrich Zarncke. Leipzig (S. Hirzel) 1863. VI, 825 s. 8.

Beiträge zur mittellateinischen spruchpoesie: 2 gereimte übertragungen der sog. Disticha Catonis, über den Facetus, ein Supplementum Catonis.

Berichte über die verhandl. der k. sächs. geselsch. usw. bd. 15, 23—78.

Über die neuaufgefundenen ältesten statutenbücher der juristischen fakultät der universität Leipzig. Ebenda s. 79—92.

Rede zum gedächtnis von Jacob Grimm und zur eröfnung der germanistischen section.

Verhandlungen der 22. versamlung deutscher philologen und schulmänner in Meissen. Leipzig 1864. 4. S. 62—66.

1864.

Jacob Grimm.

Die wissenschaften im 19. jahrhundert .... Eine rundschau für das gebildete publikum. Band 9 heft 1. Sondershausen 1864.

1865.

Der hundertjährigen widerkehr des tages, an welchem Wolfg. Goethe am 19. oktober 1765 in die zahl ihrer studirenden aufgenommen ward, widmet die universität Leipzig die nachfolgende abhandlung ihres mitgliedes dr. Friedrich Zarncke. Über den fünffüssigen jambus mit besonderer rücksicht auf seine behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe. Leipzig, druck von A. Edelmann. [1. abteilung.] VI, 93 s. 4.

Weitere beiträge zur mittellateinischen spruchpoesie. I. Eine dritte gereimte bearbeitung der s. g. Disticha Catonis s. Cato interpolatus.

Berichte über die verhandlungen der königl. sächs. geselsch. usw. 17, 54—103.

Über die praefatio ad librum antiquum lingua Saxonica conscriptum und die versus de poeta etc. Ebenda s. 104—112.

1866.

Über das althochdeutsche gedicht vom Muspilli.

Berichte über die verhandlungen usw. 18, 191—228.

Über die sogenante Trojanersage der Franken. Ebenda 18, 257—85.

1868.

Zur vorgeschichte des narrenschifs. Naumanns serapeum 29, s. 29—54.

Zum Nibelungenliede. Germania 13, 445—67.

1870.

Eine vierte umarbeitung der sogenanten Disticha Catonis.
Berichte über die verhandlungen usw. bd. 22, 181—192.

Miscellaneen germanistischen inhaltes: 1. Zum zweiten Helgiliede. 2. Zum Hildebrandsliede. 3. Metrum alemannium. 4. Zu Wolframs Parzival. 5. Zu Wolframs leben. 6. Friedrich der grosse und das Nibelungenlied. 7. Kaspar von der Rhön. 8. Zur geschichte des fünffüssigen jambus. 9. Des Paulus Aemilius Romanus übersetzung der bücher Samuelis. Ebenda s. 193—226.

1871.

Zwei mittelalterliche abhandlungen über den bau rhythmischer verse.
Berichte über die verhandlungen usw. 23, 34—96.

Rede bei der übergabe des rektorates.
Reden gehalten in der aula der universität Leipzig beim rectoratswechsel am 31. oktober 1871. Leipzig, druck von Edelmann. 4. S. 1—23.

Zur vorgeschichte des narrenschifs. 2. mitteilung. Leipzig (T. O. Weigel) 1871. 8 s. gr. 8.

1873.

Fides. Constantia. Robur. Die drei freunde von der rasenbank und das denunciationsprotokoll. Ein beitrag zu den idealen und irtümern. Herrn geheimen kirchenrat dr. Th. Carl Hase am 4. juni 1873 mit freudigen glückwünschen überreicht von einem Freundschaftlich Zugethanen. [Druck von Drugulin in Leipzig. In 25 exemplaren abgezogen.] 30 s. 8.

1874.

Über den althochdeutschen gesang vom heiligen Georg.
Berichte der k. sächs. geselschaft usw. bd. 26, 1—40.

Ex ordinis philosophorum mandato renuntiantur philosophiae doctores.... MDCCCLXXIII—MDCCCLXXIV creati. Praemissa est Friderici Zarncke h. t. decani commentatio „de epistola quae sub nomine presbyteri Johannis fertur“ patrio sermone conscripta. Lipsiae, typis A. Edelmanni. 66 s. 4.

1875.

Memoriam Frid. Aug. Guil. Spohnii die XX. mens. jan. anni MDCCCLXXV ... celebrandam indicit Frid. Zarncke h. t. decanus. Praemissa est Friderici Zarncke commentatio „de patriarcha Johanne quasi praecursore presbyteri Johannis“ patrio sermone scripta. Lipsiae, typis A. Edelmanni. 18 s. 4.

Memoriam Joh. Aug. Ernestii die XX. mens. Jan. anni MDCCCLXXV ... celebrandam indicit Frid. Zarncke ... Praemissa est Friederici Zarncke commentatio „de epistola Alexandri papae III ad presbyterum Johannem“ patrio sermone scripta. Lipsiae, typis A. Edelmanni. 21 s. 4.

Memoriam Car. Frid. Kregelii de Sternbach die XVII. mens. Julii anni MDCCCLXXV ... celebrandam indicit Frid. Zarncke ... Praemissa est Friderici Zarncke commentatio „de rege David filio Israel filii Johannis presbyteri“ patrio sermone scripta. Lipsiae, typis A. Edelmanni. 23 s. 4.

Ex ordinis philosophorum mandato renuntiantur philosophiae doctores... a MDCCCLXXIV—MDCCCLXXV creati. Praemissa est Friderici Zarncke commentatio patrio sermone conscripta, in qua, quis fuerit qui primus presbyter Johannes vocatus sit, quaeritur. Lipsiae, typis A. Edelmanni. 35 s. 4.

Über Olivers historia Damiatina und das sog. 3. buch der historia orientalis des Jacob von Vitry. Berichte der k. sächs. geselsch. usw. bd. 27, 138—148.

Eine zweite redaktion der Georgslegende ans dem 9. jahrhundert.
Berichte der k. sächs. geselsch. usw. bd. 27, s. 256—277.
Das Nibelungenlied. Ausgabe für schulen mit einleitung und glossar. 5. (6.) abdruck des textes. Leipzig (G. Wigand) 1875. — 2. aufl. 1876. — 3. aufl. 1879. — 4. aufl. 1881. — 5. aufl. (10. abdr. des textes) 1884. — 6. aufl. (11. abdr. des textes) 1887.

1876.

Kleinigkeiten: 1) Zu Walthers elegie. 2) Zu den gedichten vom herzog Ernst.
Beiträge zur gesch. der deutsch. spr. u. litt. 2, 574—585.
Zur geschichte der gralsage. Ebenda 3, 304—334.
Der Graltempel. Vorstudie zu einer ausgabe des jüngeren Titurel von Friedrich Zarncke.
Abhandlungen d. phil.-hist. kl. d. k. sächs. geselsch. bd. VII nr. 5 s. 373—554.
Der priester Johannes, zweite abhandlung, enthaltend kapitel IV, V und VI, von Friedrich Zarncke.
Abhandlungen der phil.-hist. klasse der k. sächs. geselsch. bd. VIII nr. 1 s. 1—186. (Vgl. jahr 1879).
Wolfenbüttler bruchstück des jüngern Titurel. Germania 21, 431—434.

1877.

Über das fragment eines lateinischen Alexanderliedes in Verona.
Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 29, s. 57—69.
Über eine neue lateinische redaktion des briefes des priesters Johannes.
Ebenda s. 111—156.
Die Heptaden und die Heptadisten. Preussische jahrbücher 40, 475—486.
Die Berleburger handschrift des Titurel und der schluss dieses gedichtes.
Germania 22, 1—16.
Die Tübinger Titurelbruchstücke. Ebenda 16—19.
Zur kritik der Goethebildnisse.
Augsburger alg. zeitung beil. 1877 nr. 173. 178. 188. Hauptblatt 225.

1878.

Zur kritik der Goethebildnisse. Augsb. alg. zeitung beil. 1878. Nr. 278. 288.
Zu den Heptaden. Preussische jahrbücher bd. 41 s. 108—109.
Zur Waltherfrage. Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 30, 32—40.
Zur collation der handschrift A der klage. Ztschr. f. deutsch. altert. 22, 316—319.
Nachtrag zu seinem vortrage über zwei neue lateinische redaktionen des presbyterbriefes (vgl. 1877, s. 111 fg.). Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 30, 41—46.
[Bibliographie der Faustbücher, unterzeichnet F. Z.
Braunes neudrucke nr. 7 und 8. S. III—XIX.]

1879.

Der priester Johannes, erste abhandlung, enthaltend kapitel I, II und III, von Friedrich Zarncke.
Abhandlungen der phil.-hist. kl. der k. sächs. geselsch. bd. VII nr. VIII s. 827—1030. (Vgl. jahr 1876.)
Zwei Goethebüsten. Augsb. allg. zeitung beil. 1879 nr. 100.

1880.

Zu Germania 24, 392 fg. (Gegen Nagoles versuch, die Romfahrt des bischofs Wolfger in das jahr 1199 zu setzen). Germania 25, 71—72.

Zu Walther und Wolfram. Beiträge z. gesch. d. deutschen spr. u. litt. 7, 582—609.
Zur 50jährigen widerkehr des tages, welcher einst K. A. Hase der universität Jena zuführte zum 15. 7. 80 widmet innige glück- und segenswünsche der Freundschaftlich Zugethane. Leipzig, druck von W. Drugulin. 44 s. kl. fol. Abgezogen in 50 bezifferten exemplaren (über Elpenor).
Eine verschollene und wider gefundene Goethe-statuette von Rauch.
Augsb. alg. zeitung beil. 1880 nr. 215.

1881.

Zu den Kügelgen'schen Goethebildnissen. Augsb. alg. zeitung 1881 nr. 101.
Karl August und Goethe von Juel. Ebenda beilage nr. 231.
Über geschichte und einheit der philosophischen facultät. (Rede gehalten beim antritt des rectorats). Leipzig 1881.

1882.

Theodor Körners relegation aus Leipzig. Nach den akten I. II.
Augsb. allg. zeitung 1882. Beil. nr. 249. 250.
Zu der rhythmischen version der legende von Placidas-Eustathius (Zs. 23, 273 fgg.)
Ztschr. f. deutsches altert. 26, 96—98.
Rectoratswechsel an der universität Leipzig am 31. oktober 1882. I (s. 1—16). Rede des abtretenden rectors dr. Friedrich Zarncke. Bericht über das studienjahr 1881—82. Leipzig, druck von Edelmann. 4.

1883.

Zwei neue, von herrn dr. Milchsack in Wolfenbüttel aufgefundene bruchstücke einer handschrift der gedichte Walthers von der Vogelweide.
Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 35, 145—158.
Goethes jugendporträts. Goethe-jahrbuch 4, 141—154.
Einst und jezt. Aus dem verfassungsleben der universität Leipzig. Festrede zur feier des geburtstages sr. maj. des königs Albert am 23. april 1883 in der aula der universität Leipzig gehalten von dr. Fr. Zarncke, d. z. prorector. (S. A. aus der wissenschaftlichen beilage der Leipziger zeitung 1883, nr. 36).

1884.

Christian Reuter, der verfasser des Schelmuffsky. Sein leben und seine werke. Von Friedrich Zarncke.
Abhandl. der phil.-hist. klasse d. k. sächs. geselsch. bd. IX nr. V s. 455—661.
Zu Goethes doctordissertation. Goethe-jahrbuch 5, 345.
Johann Spiess, der herausgeber des Faustbuches, und sein verlag.
Augsb. alg. zeitung beil. 1884 nr. 246.
Goethes notizbuch von der schlesischen reise im jahre 1790. Zur begrüssung der deutsch-romanischen section der 37. versamlung deutscher philologen und schulmänner in Dessau am 1. oktober 1884 herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig, druck von Breitkopf und Härtel. In 100 exemplaren gedruckt. 32 s. und 1 tafel. gr. 4.

1885.

Die jagd im Nibelungenliede. Beiträge z. gesch. d. d. spr. u. litt. 10, 384—402.
Althochdeutsche paradigmata von F. Z. Sommersemester 1885. Als manuscript gedruckt (von Breitkopf und Härtel in Leipzig). 8 s. gr. 8.
Zu den Goethebildnissen. I. Zu den Kügelgenschen.
Augsb. alg. zeitung beil. 1885 nr. 263.

Zu den Goethebildnissen. II. Das Fraserporträt. Ebenda nr. 266. 267.
Zu den Goethebildnissen. III. Die porträts des jahres 1779. Ebenda nr. 268.

1886.

Zum niederdeutschen hochzeitsgedichte aus dem jahre 1694.
Korrespondenzbl. d. vereins f. niederd. sprachforschung 11, 83.
Zwei neue Goethebildnisse und einiges andere. Augsb. alg. zeitg. beil. 1886 nr. 13.

1887.

Christian Reuter redivivus. Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 39, 44—104.
E. Schnippel, Über das runenschwert des kgl. historischen museums zu Dresden mit einleitenden bemerkungen von Zarncke. Ebenda 125—170 mit 3 tafeln.
Weitere mitteilungen zu Christian Reuters schriften. Ebenda 253—277.
Christian Reuter als passionsdichter. Ebenda 306—368.
Zum Annoliede. Ebenda 283—305.
Das englische volksbuch vom dr. Faust. Anglia band 9, 610—612.

1888.

Kurzgefasstes verzeichnis der originalaufnahmen von Goethes bildnis. Zusammengestelt von Friedrich Zarncke. Mit 15 tafeln.
Abhandl. der phil.-hist. kl. der k. sächs. geselsch. bd. XI nr. I s. 1—132.
Neue mitteilungen zu den werken Christian Reuters.
Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 40, 71—136.
Zur bibliographie des Faustbuches. Ebenda s. 181—202.
Bruchstücke aus Goethes befreiung des Prometheus. Goethe-jahrb. 9, 3 u. 4. 77—82
Aus dem notizbuche von der schlesischen reise.
Goethes werke herausg. im auftrage der grossherzogin Sophie von Sachsen Abt. III bd. 2 s. 20—24. 331—333.
Nochmals allerlei über Goethebildnisse. Augsb. alg. zeitung beil. 1888 nr. 94. 97. 100

1889.

Berichtigung fremder und eigener angaben zu Christian Reuter.
Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 41, 28—35.

1890.

Zur Ecbasis captivi. Berichte der k. sächs. geselsch. bd. 42, 109—126.
Zu Goethes schlesischer reise. Goethe-jahrbuch 11, 64.
Causa Nicolai Winter. Ein bagatelprocess bei der universität Leipzig um die mitt des 15. jahrhunderts. Von Friedrich Zarncke.
Abhandl. der phil.-hist. kl. der k. sächs. geselsch. bd. 12 nr. 1 s. 1—114.
Zu den reduplicierten präteriten.
Beitr. z. gesch. d. deutsch. spr. u. litt. 15, 350—359.

1891.

Aus dem leben des grossvaters und dem jugendleben des vaters. Den geschwister erzählt von bruder Friedrich. Als manuscript gedruckt. Leipzig, druck von Breitkopf und Härtel. XII, 224 s. und 1 tafel. 8.

BRESLAU. FRIEDRICH VOGT.

LITTERATUR.

Alwin Schultz, Das höfische leben zur zeit der minnesinger. Zweite vermehrte und verbesserte auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1889. 1. band XVI, 688 s. mit 176 holzschnitten. 16 m. 2. band 504 s. mit 196 holzschnitten. 14 m.

(Schluss.)

S. 538] *Zabelworte* bedeutet an den angeführten stellen nicht das von Schultz angegebene. Ursprünglich hatte es zwar wol diesen sinn; aber später heissen algemein alle worte, die während des spiels gesprochen werden, *zabelworte, zabelrede,* und es scheint dann eine scherzhafte, witzig pointierte conversation zu bedeuten. Es komt uns wunderbar vor, dass man bei dem schachspiel viel gesprochen haben soll, während unsere vorfahren daran keinen anstoss nahmen.

S. 540] Zu anm. 2 vgl. noch Renner 21813.

S. 542] Anm. 1 füge hinzu Teichner Karaj. anm. 221.

S. 544] Das ringspiel (anm. 2) wird auch Parz. 368, 12 und Willehalm 327, 8 (*ringerlin snellen*) erwähnt. — Das oben genante fragen scheint öfter angewant zu sein: So spielt ein liebhaber mit seiner geliebten um ein „Frag an" Lieders. 1, 140, 498). Erst würfeln sie, wer die frage tun darf, dann entscheiden sie durch das ziehen eines halmes: wer den längsten erhält, darf fragen (145, 675 fgg.). Bedingung ist auch hier wol, dass auf die frage wahrheitsgemäss geantwortet werden muss. Ebenso wird um die frage gespielt in der anm. 3 aus dem kloster der minne (Lieders. 2, vers 200) angeführten stelle. (Solte übrigens statt *ringer zelln* vielleicht *vinger snelln* zu lesen sein?)

S. 545] Bei dem tanze nimt der herr die schleppe der dame mit in die hand: *Der künec leite dô den tanz: Er nam die vrouwen mit ir swanz. Sî sungen wunneclîche* Virg. 1007, 1; *Der herre ûf slahen liez einen tanz, Er nam die künegîn mit ir swanz* Virg. 1032, 1; vgl. ebd. 1091, 4 fgg. — Auch die männer tragen kränze beim tanzen, so Karl (Karlm. 292, 50 fgg.) und Godyn (Karlm. 210, 58). Über die art des zusammentanzens von zweien oder dreien vgl. Iol. 4831 und 5303. Ferner tanzen zwei herren und eine dame noch Gârel 4875 fgg. 4893 fg. Gesang und musik verschiedener instrumente begleiten den tanz Virg. 1033, 2 fgg.: *Die herren tanzten im gezelt Und ouch die edelen vrouwen. Sî sungen wunneclich gesanc, Dar under süezen harpfen klanc: Man mac si gerne schouwen. Busûnen wurden ouch erschalt Und seitenspil dâ mite: Man hôrtes verre durch den walt.*

Auch der tanz ist in seinen formen der mode unterworfen. Mit dem ausgang des mittelalters wird er immer wilder und toller, und es scheinen zum teil welsche tänze die neuen zu sein. Im Ring (39 b, 3; 30 b, 7) wird *alte ê* und *niuwer sit* unterschieden, und der Teichner ergeht sich schon früher in dem raisonnement: *Der mit zühten tanzen pflæge, Daz wær hundertstunt sô wæge, Dan daz treten ûf und nider. Er ist gote vaste wider Umb den selben ridewanz, Dan umb zühticlîchen tanz* (Karaj. anm. 213). Genauer geht derselbe dann noch an folgender stelle auf den unterschied ein: *Ê dô sach man tanzen lîs, Darnâch huop sich reigen sider, Nû ist ez nit dan ûf und nider. Ich weiz nit, wie ichz nennen solt, Ob ichz übernemen* (übernamen geben) *wolt.* Er vergleicht den tänzer dann mit den auf und nieder hüpfenden weinpressern, mit einer kuh die mit ihrem schwanz die fliegen verjagt oder mit einem hirsch, der sein geweih abreibt. Und dann erzählt er das von Neidhart (HMS. 3, 205; XVIII, 7) als *niuwer hovesin* erwähnte dahinschleichen

mit einem mit wein gefülten becher auf dem haupt, das auch auf bildern darg
wird: *Ich denck noch wol daʒ eʒ nit was Und daʒ einer ein lûter glaʒ Uf
houpt im reigen füert Volleʒ wîn daʒ nie verrüert: Daʒ wær nu eim tanzær
lîht des vil swær. Halt umbʒ glas wil ich gedagen: Er möht verliesen ab
kragen Mantel roc und gugelhuot Mit dem schütten sô er tuot. Ich gedenk
wol den tac Daʒ man* s e n f t e r r e i e n *pflac Dan man ietzunt* t a n z e n *siht*
ders. 3, 295, 20.

S. 546] Es wurde sowol nach instrumentalmusik, wie nach tanzliedern
reihe getanzt; vgl. Ring 38 c, 32 fgg. Weniger künstliche tanzlieder, als gewöh
die aber wol mehr den tatsächlichen verhältnissen entsprechen, finden wir im
38 c, 41. 39, 18. 39, 40. 39 c, 25.

S. 549] Über im *virelai* vgl. zu Iol. 3103; der von Schultz mit Böhme
getrente *Fierlefei* ist wol der gleiche tanz, und nur der name ist entstelt. —
bôzolt ist an der angeführten stelle und sonst immer nur ein ausdruck für *minn*
(vgl. DWb. 2, 271), wie der *gimpelgampel.*

S. 551] Über die namen von musikinstrumenten war noch zu vergleichen
quefort, *État de la Littérature française* s. 98 fgg. und Hoffmann von Fallers
Horæ Belgicæ 6, 190 fgg. Im einzelnen werde ich die citate an den fraglichen
len geben. Vgl. auch das verbot des rates zu Speyer (Hilgard nr. 503 s. 445,
a. 1347): (man soll nicht bei nacht gehen) *mit deheinre phiffen, drumen,*
quinternen, rotden, videln oder ander seiten spiͤl, wie daz heisset.

S. 554] Über die *rotte* siehe auch Horæ Belg. 6, 198.

S. 555] *ghiterne* Horæ Belg. 6, 197; vgl. noch Verdam en Verwijs, Mndl.
2, 1984. — *citole* Richars li biaus 4125, *sitole* Horæ Belg. 6, 199; Mndl. w
1508. — *rubebe* Cléom. 17275, *rebebîe* Horæ Belg. 6, 198. — Zu anm. 7 vgl.
mann, Horæ Belg. 6, 197.

S. 557] Über *symphonie* vgl. Horæ Belg. 6, 199. — Anm. 11: Frauend. 2
ist wol *holer, floyten* zu schreiben, vgl. noch Ottok. v. St. cap. 639: *Herphen,*
ten und Fideln Dez waz da der Paumgart voller, Pusawn, Pfeiffer und
Dez wart so vil da gehört usw.

S. 558] Anm. 3 füge hinzu *schalmeinn* Ottok. von St. cap. 687; Durmars
— Anm. 4 war wol auf s. 559 anm. 10 zu verweisen. — Anders als Coussen
fasst Hoffmann den *chorus* auf, vgl. Horæ Belg. 6, 196. — In dieser anmerkun
war auch wol die später (s. 573 anm. 4) angeführte stelle: Roman de Brut 188
citieren.

S. 561] Anm. 2 war auf s. 559 anm. 10 zu verweisen. — Zu anm. 4 vgl.
Belg. 6, 197, zu anm. 5 ebd. 6, 197, zu anm. 7 ebd. 6, 196. — Gar nicht erw
Schultz das *licion,* mlat. *licinia, lichina,* ein blasinstrument, eine art trom
vgl. Du Cange 5, 100, Horæ Belg. 6, 197 und De Trojaensche oorlog 699
Schultz s. 558 anm. 5 citiert).

S. 562] Zu anm. 2 vgl. noch Mhd. wb. 3, 45 a, Grieshaber, Pred. 2, 20
Über die *armonie* siehe noch Du Cange 1, 396, Horæ Belg. 6, 196, Troyen
(Mndl. wb. 3, 160). — Anm. 7 ist ein merkwürdiges misverständnis in folg
ausfallens eines citates zu verzeichnen: Tundalus und Roths dichtungen sind zwei
und das angeführte citat ist aus Roth entnommen. Aber es gehört hier eben so
her als Tund. 51, 47 (*dâ was zitern unde glien*): beide male ist der substanti
infinitiv *glien* gemeint. Und das verbum *glien* bedeutet „kreischen, einen h

pfeifenden ton von sich geben". — Mit der herleitung von *Schirmelle* hat Schultz sicher recht, vgl. noch Flam. 598.

S. 563] Vgl. zu den im zweiten absatz gegebenen ausführungen noch das von Hoffmann (Horæ Belg. 6, 190—200) gesagte.

S. 564] Man hört gerne vorlesen: so sizt die tochter des königs von Persien in ihrem zelt und lässt sich aus einem buche die Eneide vorlesen, *wie Troje zefüeret wære Und wie jæmerlîche Ênêas der rîche Sich dannen stal mit sînem her... Als ez iu ofte ist geseit* (Wig. 73, 6). — An den höfen unterhielt man sich gern und oft mit der erzählung von abenteuern: *Gewonheit hânt se* (Helfrichs *samenunge*) *al vîretage, Die alten und die jungen, Si enpflegen sanc noch seiten spil, Die herren von âventiure sagen: Des hânt sî getriben vil* Virg. 295, 9. — Der Teichner beklagt sich, wie der geschmack seiner zeit verschieden ist: *Sô spricht jener: „Lusent her! Sagt uns von hern Ecken klingen"*[1]. *Sô spricht der ander: „Er sol singen! Wir hân an lîhter predige genuoc* usw. (Karaj. anm. 215).

S. 565] Der beruf des sängers und des schreibers ernährte seinen mann: *Singen und sagen vnd kalbes heute* (pergament) *Nerent noch vil tumber vnd wiser leute* Renner 4309. — Schon damals gab es hoflieferanten, hofbarbiere, hofschauspieler. Wolfger gibt in Rom *Minutori antiqui ducis Liupoldi ij. tal. bon.* (s. 28. 45). Ein ander mal wird *apud Niwemburch Ioculatori episcopi* die summe von *XXX. den.* überreicht (s. 21). Die *discantores domini pape* erhalten ein talent (s. 27). Zwei spielleute des königs von Navarra erwähnt die Vie domestique (s. 55). Ein *Rupertus ioculator regis* unterzeichnet eine urkunde Heinrichs IV. (Toeche, Heinrich VI. s. 504). — Über die stellung der spielleute und das verhalten der kirche ihnen gegenüber vgl. noch Wilmanns, Walther von der Vogelweide s. 296 zu II, 5. Über spielleute in Tirol vgl. Schönbach, Ztschr. f. d. a. 31, 171 fgg. — Anm. 3: Das thema, was es bedeute, *guot umb êre nemen,* und ob es beschämend sei, erörtert der Teichner (Karaj. anm. 217) sehr ausführlich in einem gedichte. Um misverständnisse in der interpretation des ausdruckes zu vermeiden, hätte Schultz vielleicht kurz in klammern zufügen können, dass *guot umb êre nemen* heisst: „gut nehmen für die ehre, die man einem andern mit seinen liedern erweist". — Der zorn der geistlichkeit war im einzelfalle nicht so schwer; er richtete sich immer nach der individualität des betreffenden. In Wolfgers, des patriarchen von Aquileja, reiserechnungen finden wir z. b. *cuidam Lodderpfaffo XII den., cuidam wallero girovago XXX. den.* (s. 21), *cuidam lodderpfaffo V. sol. bon.* (ebenso viel wie Walther von der Vogelweide erhält; s. 45).

S. 566] Hier war wol noch der bericht Otlohs von St. Emmeram zu erwähnen, vgl. Wilmanns, Walther von der Vogelweide s. 40. — Wie Rüdeger im Rosengarten (1001 fg.) dem spielweib seinen mantel schenkt, so geben auch die gesellen Dietwarts ihre kleider hin (Dietr. Fl. 730 fgg.). Meister Otte weiss im Eraclius noch von der freigebigkeit der herren seiner zeit zu erzählen: *man gab in phärt und gewant. Ez leite etelîcher an, Daz sîn vater und sîn an Sô guotes nie niht gewan. Sus geschiht noch manegem man* (ed. Graef 2400).

S. 568] Für das marionettentheater der spielleute vgl. noch die stelle im Malagis, die von der Hagen in seiner Germania 8, 280 fgg. heraushebt.

S. 569] Zu den verschiedenen arten der beschäftigung eines joculators vergleiche: *tambûren ind seiten spil, Dâr was sagen ind singen, Dâr zô van mêstern*

1) Diese stelle zeigt, dass Karajan im irtum ist (a. a. o. s. 106), wenn er meint, der Teichner erwähne die deutsche heldensage nirgends ausdrücklich.

springen Sach men kunstlichen vil Crane 4539. *Un menestrel qui jouet d'oiseaux* und einen *menestrel de cornet* erwähnt die Vie domestique (s. 55). Wolfger gibt einem *ioculator cum cultellis tal. veron.* (Reiserechnungen s. 29 und 48). Zu dem messerspiel vgl. noch Herb. Troj. 9307 fgg. und unsere obigen bemerkungen zu s. 168.

S. 570] Über die spruchsprecher vgl. Horæ Belg. 6, 200 fgg. — Die moralisten nahmen wohl nicht bloss an den spässen der leute, sondern an ihrem ganzen, unsitlichen lebenswandel anstoss.

S. 573] Die stellung der kirchenfürsten zu den spielleuten war bei den einzelnen, je nach ihrer individualität ganz verschieden. Freigebig gegen sie ist Wolfger von Aquileja, der auf seinen reisen förmlich von ihnen überlaufen wurde. Merkwürdig ist der unterschied zwischen Deutschland und Italien: sobald Wolfger über die grenze, im süden, ist, verdoppelt sich der strom der gehrenden. Ich habe mir notiert: *Inter diuersas istriones distribuebantur aput Paduam XXXII. sol. venet., Aput Ferrariam in palmis cuidam vetulo ioculatori in rufa tunica V. sol. mezanorum, Cuidam alii vociferatori V. sol. mezanorum, Aput Bononiam: Flordamor ioculatori tal. bon.* (s. 25); *Aput Florentiam cuidam Ebberardinorum episcopo et cuidam alii mimo dim. tal. veron.', domino episcopo XII. den. frisac., Cuidam vetulo discantori et filiis eius tal.* (s. 26); *Illi francigene cum giga et socio suo dim. tal., Cuidam alii clerico in viridi tunica II. sol., Gilioto mimo V. sol. sen. aput Aquam Pendentem, Cuidam alii mimo II. sol sen.* (s. 27); *Quatuor ioculatoribus II. tal. bon.* (s. 28); *Aput Mutinam cuidam Lombardo istrioni dim. lat. mezanorum, Aput Veronam Ioculatori cum cultellis tal. veron, Alii mimo V. sol. veron.* (s. 29). Über die in Deutschland genanten vgl. ebd. s. 31 und 57.

Nicht erwähnt sind in dieser aufzählung die *spilwip*, die ich jezt besonders nachtragen werde. Schultz hat manches, was über sie kunde gibt, übersehen. Zuerst seien die genant, welche sich in Wolfgers reiserechnungen finden: *Aput Ferrariam Cuidam cantatrici V. sol. mezanorum* (s. 25); *Aput Senas cuidam cantatrici et duobus ioculatoribus VII. sol. et VI. den. sen., Aput Sutrium puellis cantantibus II. sol. veron.* (s. 26); *Aput Veronam puellis cantantibus V. sol. veron., Aput Bozam cuidam ioculatrici dim. tal. veron.* (s. 30); *Aput Augustam Ioculatricibus IIII sol.* (s. 31) — Vor Kriemhilde musiziert ein spielweib: *Ein maget spilte mit einer rotten vor der künegin rîch, Alle die ez hörten die wurden freuden rîch. Hinder sich trat der margrâve* (Rüdeger) *unt zôch abe daz gewant Und gap ez der spilmennen mit sîner milten hant* (Grimm, Roseng. 999). Auch Agnes, die geliebte und mörderin könig Wenzels von Böhmen, war wol eine *ioculatrix*. Es heisst von ihr: *Die chund videln vnd singen Und was zu solhen Dingen Hubsch und chlug* (Ottok. v. St. cap. 754). Ein edles und reiches spielweib schildert Berthold von Holle im Dêmantîn (6170 fgg.): *Dâr quam ein vrouwe gemeit Gereten di gût umm êre nam. Swâr vorsten vil zesampne quam, Dâr reit sî nâ dorch manig lant. Di was sô wîten bekant. Or phert was mit rîcheit Gezîret unde or selbir cleit.*

S. 576] Anm. 1 waren wol in dem citat die folgenden verse mit anzuführen oder aber ein usw. zu setzen. — Zu anm. 2 füge hinzu: Der schall der fahrenden erklang allenthalben, *Die sungen manig Lid Zu Lob und zu Preis Von Œsterreich dem Fürsten weis Vmb die Er, die er da begie* Ottok. v. St. cap. 653; *Maniger hannde Liet Sy von dem Hof sungen, Wem da was gelungen, Der lobt da ser*

Den Chunig und Hofes Er; Wer sein aber engalt Der fluecht und schalt Vnd warn vngmainer Phlicht, als noch hewt geschicht Ottok. v. St. cap. 689.

S. 578] Schultz führt hier (anm. 2) aus Salimbene 1287 (s. 377) eine stelle an, die als interessante parallele zu Ulrichs von Liechtenstein Venusfahrt noch nicht gewürdigt ist. Es zeigt, wie dergleichen sachen in der luft lagen, und dass Ulrichs tun durchaus nicht so aussergewöhnlich war, wie es uns jezt scheint. Da die stelle kurz ist, führe ich sie hier an: (In der fastenzeit) *acceperunt* (*Regini*, die von Reggio) *enim a dominabus mutuo vestes muliebres plures eorum quibus induti coeperunt ludere et per civitatem cum hastiludio discurrebant et, ut mulieres melius apparerent, cum cerusa alba dealbabant larvas, quas suis vultibus apponebant.*

S. 579] Zu *Sant Gertrûden minne* ist noch nachzutragen Ruodlieb ed. Seiler IV, 162, Nic. de Bibera 1980—85 und zu vergleichen Böckel, Volkslieder aus Oberhessen XXXV fgg. und Grimm, D. myth.⁴ 49 fg. Der ursprüngliche grund für St. Iohannis segen war wol die z. b. Rabenschl. 286, 6 fg. erwänte tatsache: *Ich bevilhe dir diu kint Als got sîn muoter Bevalch Sant Iôhan Dô er nam den tôt.* Vgl. noch Grimm, D. myth.⁴ 49. Nachtr. 31, Zingerle, Wiener sitzungsberichte 40, Weimar. jahrb. 6, 28 fg., Böckel, Volkslieder aus Oberhessen XXXVII fgg. und füge hinzu Ottok. v. Steyer cap. 827: Der herzog Albrecht ist reisefertig, *Dar trug man jm san Sand Iohanns Mynn,* Ring 223, 37 und *St. Martin* Stricker 5, 165 (Mhd. wb. 1, 177 b).

S. 582] Zu anm. 3 war noch Wilmanns, Beitr. 1, 21—31 zu vergleichen. Interessant ist auch ein erlass des erzbischofs Wernher von Mainz an die geistlichen seiner diöcese, in dem er ihnen verbietet, das haar gelockt zu tragen (vulgariter *crulle*), waffen zu führen, sowie panzer und weltliche tracht anzulegen, auf öffentlichen plätzen zu tanzen, beginen in ihren häusern zu halten usw. (Baur, Hess. urkd. 2, 278 fgg. nr. 303 a. 1277).

S. 583] Der pfaffe war den frauen lieber als der ritter: *Der ritter macht mich* [*liht*] *ze schanden* (hs. *standen*) *Oder der kneht in den landen, Wann sie sint gar unverschwigen* (var. *sie sint g. enderschwigen*)*: Dar umb ist der pfaffe gesigen* (= *ist gesigende;* var.: *verschwigen*)*: Gên ich nû bî den pfaffen ligen, Sô muoz er den munt zuo tuon und swigen* Keller, Altd. ged. 1, 106, 25 fgg.

S. 584] Von dem bischof sagt Nic. de Bibera (1170): *Angarians clerum iacet in sinibus mulierum* und (1179) *Devorat et potat, natam cum coniuge dotat, Christe, tua dote, reputans quasi pro nihilo te.* — Die auch von Schultz näher ausgeführte lebensweise des höheren clerus lässt mich auch bei dem in Wolfgers reiserechnungen (s. 7 und 17) erwähnten *Odackarus filius episcopi* an einen natürlichen sohn und nicht, wie Zingerle im glossar will, an einen geistlichen sohn, einen cleriker denken. — Anm. 6: auch Alex. Neckam, De nominibus utensilium s. 66 (Schultz 1, 207 anm. 1) erwähnt *machinamenta in modum virilis membri*: (Die stubenmagd hat *acus*) *grossiores ad laqueos inducendos, grossissimas, cum amoris illecebris indulgeat.* Doch lässt sich die kunst oder natur dieser *acus grossissimae* nicht ganz sicher entscheiden. — Über den zuchtlosen lebenswandel der mönche und nonnen siehe Lieders. 1, 422, 40 fgg. Über die nonnen führe ich hieraus folgendes an: *Nu vint man selten ain nunnen Si hab in dem hertzen ain. Wenn si solt den salter main So ist anders nicht ir acht, Denn daz si jenem kleinot macht Vnd jm minnen* (hs. *minen*) *brieff erzüget* (Lieders. 1, 422, 65). Vgl. *Iohannes dictus der Nunnen von de Steynfurt* Baur, Hess. urk. 1, 677 nr. 1021 a. 1368.

S. 585] Auch die beginen leben unsitlich; ihren lebenswandel schildert
Nic. de Bibera 1629 fgg., vgl. noch zu Iol. 3133.

Das *bibelinum* sucht Wilmans, Beitr. 1, 10 anm. 1 zu erklären. Ich geste
dass ich nicht so ganz überzeugt bin, obgleich ich die deutung nicht für unmögl
halte. Vgl. übrigens auch *pipinna* (parva mentula) Mart. 11, 72, 1. Ich möc
eher an einen zusammenhang irgendwelcher art denken mit *bibilionare*, *bibion*
sanguine inquinari. *Bibinarium* autem est sanguis menstruus mulierum, *Bibin*
menstruum, id est fluor sanguinis (Du Cange 1, 649 c).

S. 586] Ob die erzählung im Lanz. 5964—69 (vgl. 5944—53) sich auf
von der kirche später heftig und oft bekämpften *coitus a posteriore* bezieht, w
ich nicht mit bestimtheit zu sagen, halte es aber für wahrscheinlich.

S. 587] Von Karl dem Grossen wird berichtet, dass er sich der *verbor*
sunde schuldig gemacht habe (Karlm. 317, 8 fgg., 321, 26). Vgl. ferner Der Bo
(GA. 1, 174, 737 fgg.): *Her Heinrich* (frau als man verkleidet) *sprach: „Mîn ger*
Ist einer hande dinc: Ich minne gerne die man, Nie dehein wîp ich gewan. T
ir daz und swaz ich wil, Winde unde vederspil Gib ich iu mit willen. Diz m
geschehen stille“.

Unter den sicheren zeugnissen für die verbreitung der Sodomie in Deutschl
während des 13. jahrhunderts war noch anzuführen Frauend. 266, 4 fgg.: *Man spra*
diu küneginne hât verseit Hern Hademâr (von Küenringen) *ir tyoste hie; Daz*
si für wâr ritter nie. Ich wæn, siz dar umbe hât getân, Daz man des giht
minne die man. Die verirrung war um so weitgreifender, als die höchsten s
nicht von ihr freihielten: *Den selben werren* (die paederastie) *Brüefent sume*
herren Die in wenden solten Obs êre haben wolten: Nû sint si in sô heimel
Daz si dâ von sint schanden rîch Und man des offenlichen giht, Si haben
schande mit in phliht Ulr. von Liechtenstein, Frauenb. 616, 31.

S. 588] Ganz so schlimm wie in Paris war das treiben der dirnen in Deuts
land nicht, kaum mehr in die öffentlichkeit dringend als heutzutage in grösse
städten. Der oft genante Nic. de Bibera (2025) schildert uns die Erfurter zustän

Forsan adhuc dices: age dic, ubi sunt meretrices,
Aut in quo vico? Veraciter hoc tibi dico
Pectore quo gesto: pauce sunt in manifesto,
Quot sint occulte, si scire cupis, homo stulte,
Indagare satis potes hoc sine dogmate vatis,
Quippe nefas tale tempus quadragesimale
Ne loquare exposcit. Veneris quicunque iocos scit
Aut delectatur in talibus, ille loquatur
Aut perscrutetur, quia per me non prohibetur.

Aus dem Eraclius (2220 fgg.) erfahren wir den preis ihrer hingabe: *Ir m*
hie manege vinden Diu iuch iuwers willen wert Und wan drîer phenninge g
Später scheint der preis heruntergegangen zu sein. Im anfange des 16. jahrhunde
sagt Jörg Graff in seinem liede von dem Heller: *Vier häller man vor zeiten g*
Einer bůlerin: iez ist es ab, Ist auf drei häller kumen Das machen die fau
hausmeid, Die in der stat geen umbe (Böhme, Altd. ldb. nr. 488 v. 7). Zwei h
ler machten etwa einen pfennig aus, vgl. Schmeller[2] 1, 1076.

S. 592] Anm. 2 füge hinzu: *Sîn dienest was gên wîben kranc Und daz*
maneger über ir danc An gewan ir êre Tand. 10744, *Dort kumt ein man w*

ein wip! Dem manne wil ich nemen den lîp, Bî dem wîbe sullen wir alle („vierzig oder mehr“) *ligen* Tand. 10774; vgl. Tand. 10975 fgg.

S. 593] Hier wären vielleicht noch die ideale des ritterlichen lebens im 13. jahrhundert darzustellen gewesen, wie sie Ulrich von Liechtenstein im Frauenbuch fixiert: einmal schöne frauen, dann gutes essen und trinken, endlich edele rosse und prächtige gewänder und zimiere. Zu diesen idealen treten dann noch vier dinge hinzu, die man vergeblich miteinander zu vereinen sich bemüht: gottes huld, weltliche ehre, bequemlichkeit und reichtum (Frauenb. 587, 1 fgg.). So ist der gesichtskreis der ritter auch im algemeinen kein weiter. Die passionen für jagd und spiel gehen über ihre berechtigung sehr oft hinaus (Frauenb. 607, 3 fgg.; 635, 15 fgg.). Sonst sind es nur schöne weiber, rosse und männliche taten, die den ritter zu interessieren vermögen, vgl. Kaiserchr. 1, 135, 25 fgg. und weiter Crane 4062 fgg. (Dêmantîn 4005 fgg.): *hîr sat ein rote, sô stunt ein dort: Sie sungen liet, sie sprâchen wort, Ir rede was van der jaget ein deil, Sie sprâchen umb der minnen heil Ir ìtlich zô den stunden. Dâr wart geret ûz manegen munden Umb der êventûre wer.*

Der wichtigste punkt in dem verhältnis der beiden geschlechter, das verhältnis zwischen ehe und dienst, ist noch nicht genügend aufgeklärt und erfordert eine nochmalige umfassende durcharbeitung des gesamten materials. Ulrich von Liechtenstein muss wegen seiner schon gekenzeichneten neigung zu reminiszenzen im frauendienst mit grosser vorsicht benuzt werden. Anders dagegen steht es mit dem lange nicht genug beachteten Frauenbuch. — Über das ideal eines frauenritters äussert sich Ulrich im Frauenbuch (649, 17—650, 15): „Er soll stät sein und soll nur éine liebe haben; sonst ist es keine herzensliebe, und er ist kein guter *minnen diep.* Wer viele frauen auf einmal liebt, vor dem sollen die frauen ekel empfinden, wie ein ritter vor einer gemeinen dirne. Es gibt ritter, die lieber zehn jahr ohne freundin wären, als dass sie eine dirne umarmten, und die nacht und tag den frauen in der hofnung auf süssen lohn dienen“. Aber man scheint doch nicht nach diesem rezept gehandelt zu haben: *man saget uns an dem mære Daz dô minnete nieman wîp Er enhæte dan ir lip Ze sîner rehten ê genomen. Nû ist ez ûz den zühten komen: Ob einer möhte drîzic hân, Er wolt sich niht genüegen lân, Er het ir dannoch gerne mê* Bit. 490.

Der dienst des ritters soll sich aber nicht seiner frau oder seiner herrin allein widmen, sondern in ihrer person soll er allen damen dienen: „*mînn dînest solt ir* (seine frau) *eine hân*“. „*Ich aleine?*“ *sprach dat wîf,* „*Ir solt ummêr durch mînen lîf Allen vrouwen dênen gar Ind nemen ir mit grôze war. Sô wert ûwe lof geprîset, Dâ ir ûch mit dînste wîset Andern vrowen swê sê sin: Der selve dînst ich ôch bin*“ Crane 4619. Ob aus solchen und ähnlichen ansichten die auffassung der ehelichen treue geflossen ist, wie sie Wolfdieterich (D IX, 33, 1) äussert?

Waz schadet iu, schœne frouwe, minnete ich joch drî? (d. h. Griechinnen)
Wil ich anz reht gedenken, sô muoz ich iu wesen bî.

Auch von ihren frauen scheinen die männer mitunter nicht feste treue zu verlangen, ja sie verkauften sie wol selbst: *Alsô man vint mangen swachen Der umb pfenninc leien, pfaffen Lât bi sînme wîbe slâfen, Der selbe nimt für êre guot* Teichner, Karaj. anm. 217. Aber auch ohne diese einwilligung des ehemannes sind die frauen aus der guten geselschaft käuflich. Ulrich von Liechtenstein tadelt sie, dass sie feil sind für geld (Frauenb. 611, 21 fgg.), oder aber doch durch geschenke sich mit bestimmen lassen (ebd. 612, 15 fgg.), endlich dass sie einem unter ihrem stande,

einem menschen geringer herkunft sich hingeben, bloss deshalb, weil er in ihrer umgebung ist und sich ihnen zu allen zeiten bequem nahen kann (ebd. 612, 25 fgg.).

S. 594] Anm. 1: Auch Marpaly sagt: *Mîn magetuom hân ich behalten ie- wol fünfzec jâr Einem werden fürsten, daz sage ich iu für wâr, Der heizet Wolf-dieterîch, ûz Kriechenlande geborn* Wolfd. D. 89, 1.

S. 595] Ebenfals ein eiserner keuschheitsgürtel wird in der folterkammer de[illegible] burg zu Nürnberg aufbewahrt.

S. 598] In anm. 3 ist die zweite stelle aus dem Tandareis (15176) zu streiche[illegible]: es ist eine einfache höflichkeitsformel, die nur besagt: „ich wäre froh gewesen, hät[illegible] ich ihm mehr helfen können". — Anm. 7: Aussetzen von kindern und kindsmo[illegible] erwähnt auch Nic. de Bibera 1641 und 1650. — Anm. 8 füge hinzu Ring 15, 1 fg[illegible] Dort gibt der arzt der Metze genaue anweisung, wie sie eine künstliche jungfer[illegible]schaft herstellen soll.

S. 599] Hier wäre wol der ort gewesen, wo Schultz die einteilung der frau[illegible] wie sie tatsächlich bestand, hätte besprechen können: *si habe man oder ein wit[illegible] sî Oder ein maget, die namen drî Hab wir: daz vierd sint ledigiu wîp, Der ou[illegible] hât manegiu schœnen lîp, Die fünften friundîn sint genant. Nimmêr namen [illegible] mir bekant, Die man uns müge von rehte geben* Frauenb. 618, 11. Über die *a*[illegible] *(friundîn)* handelt Ulrich dann noch 628, 31. 631, 2; über die *ledigiu wîp* 6[illegible]20, 7 fgg. 626, 27 fgg. Ehe ich auf die erklärung eingehe, will ich noch zwei ste[illegible]len anführen, die auch hierher gehören: *Ich gesach nie mit ougen frowen noch m*[illegible]*ge-dîn Die dir hie ze lande mugen genôzsam sîn* Wolfd. B. 11, 3. *Ledic wîp* [illegible]nch bei Walther 47, 24; vgl. Wilmanns zu dieser stelle. Aus der doppelten technisc[illegible]hen bedeutung von *meit* ist möglicherweise Gudr. 801, 3 zu erklären. — Welches [illegible]sind nun die von Ulrich angegebenen fünf kategorien? Doch wol 1) frau. 2) wi[illegible]we. 3) haustochter, noch in der gewalt der eltern oder des vormundes oder am hofe als dame der herrin. 4) eine jungfrau mit dem rechte der selbstbestimmung, wie Wil-manns (a. a. o.) gut und knapp sagt. Man kann vielleicht in mancher beziehung die *peeress in her own right* damit vergleichen. 5) concubine.

S. 605] Die kleinode, welche die schüler von ihren geliebten bekommen haben, sind folgende: *Dô wiste der êrst ein guldîn vingerlîn, Der ander zwei kleider sîdîn, Der dritte ein badelachen Genæt von hôhen sachen, Der vierde ein gürtel wol beslagen, Daz solt er durch sîn vrouwen tragen, Dirre einen biutel würzen vol Von golde geworht wol, Jener ein houben sîdîn, Der eine ein vürspan guldîn* GA. 3, 583, 233.

S. 609] Zu dieser frage sind wol Henrici's ausführungen in seiner dissertation *Zur geschichte der mhd. lyrik* (s. 42 fgg.) zu vergleichen. Sie gehen zwar weit über das ziel hinaus, enthalten aber in einigen punkten unbestreitbar richtiges.

S. 615] Anm. 6 füge hinzu: *Burgœren und ouch andern letzen, Den muoz ich dan von armuot Mîn tohter geben zuo dem guot Daz hie vor mîn eigen was, Wander daz guot an sich gelas, Dâ nimt er dan mîn tohter mite, Diu wol eines biderben mannes bite* Teichner, Karaj. 286.

Vor der öffentlichen schliessung der ehe galt die faktische volziehung dersel-ben als unschicklich: *Solher zuht der degen pflac, Daz er bî ir niht enlac, U*[illegible] *er die maget wol getân Vor künegen und vor fürsten nam Ze einer êlichen kon*[illegible] Mel. 11525.

S. 618] Den frühen zeitpunkt des heiratens tadelt auch der dichter von Diet-richs ahnen und flucht (179): *Sît der site ist hin getân, Daz man die vrouwen*

und ir man Ê ir tage ze einander gît Des ist diu werlt bî dirre zît An manegen sachen gar ze kranc: Daz er haben muoz undanc Der uns den site brâhte Und sin von êrste gedâhte. — Über das heiratsalter vgl. Wackernagel z. A. Heinr. 225, zu Iol. 1253 und ferner: Hugdietrich ist zwölf jahr alt (Wolfd. B. 9, 1), da sagt er: *nâch einer schœnen frouwen sô stât mir der muot* ebd. 10, 1. Dêmantîn passiert es, *daz he eine maget sach Ein kint von zwelf jâren* (98). Er will sie zur frau, aber ihr vater sagt: *„nein“, sprach di wert, „desn mag nicht sîn Mîn tochter is noch ein kint“* (160). Vgl. noch: *Waz man von min ye gelasz Dez wist si nit umb ein har. Wol vff fünfzehen jar Was dü jung wirtin* Lieders. 1, 599, 8. Weiter siehe noch die zu 1, 152 angeführte stelle aus Ottokars Reimchronik (cap. 174).

S. 625] Ein gemisch von volkstümlichem und kirchlichem brauch bei der hochzeit bietet Heinrichs von Freiberg Tristan: Der bischof traut zwar das paar, aber die trauung hat statt während des festtanzes, wo das junge paar in den kreis geführt wird (633 fgg.). Nach dem ringwechsel setzen sie sich: *vil kerzen wurden ûf gezunt, Man brâchte in trinken sâ zustunt. Dô sie getrunken, dô hiez man Tristane sâ zu bette gân* (657). Sind das kerzenanzünden und das weintrinken alte rechtsgebräuche? Sonst komt die adustatio zur besitzergreifung vor (RA. 194 fg.), und über weintrinken beim verloben siehe Böckel, Volkslieder aus Oberhessen s. XXV und LV fg.; vgl. auch den leitkauf (die heirat ursprünglich ein kaufgeschäft). Solte so auch das weintrinken in der brautnacht zu erklären sein?

S. 634] Das bringen von suppe in der brautnacht erwähnt Ring 43, 30 fgg.

S. 636] Dass ursprünglich jungfrauschaft die bedingung sine qua non für die verleihung einer morgengabe war, scheint auch Ring 43 c, 21 fgg. zu bezeugen: *Wisst daz sey ein junchfraw was! Dar umb so gib ich ir vil drat Ein par schuoch ze morgen gab.*

S. 641] Bei dem einzug ihres herrn kommen die einwohner des landes ihm festlich geschmückt mit den reliquien unter dem geläut der glocken entgegen. So ist es bei dem einzug Otto's von Bayern und seiner gemahlin in sein land: *Das Volch allgemein Grosz und klein Wo er cham in ain stat Do eylt gegen jm drat Mit dem Chrewz und Heyltum. Gott zu Lob und zu Frum Muest man dy Glocken lewten, Damit sy pedewten Daz sy alle do Seiner Chunft warn fro* Ottok. v. St. cap. 771. (Ebenso eine schilderung vom jahre 1436 Ztschr. f. d. ph. 23, 28 v. 13 fgg).

S. 647] Füge hinzu: *Dieterîch einz* (ein land) *Wolfharten lêch Mit siben vanen rîchen* Bit. 11602; *dô man dô gaz, Vür den degen valsches laz Die vürsten mit vanen giengen Ir lehen sie enphiengen, Diu sie von im solden hân* Tand. 18112. — Zu der cäremonie der belehnung gehört manchmal wol noch der kuss, den der lehnsträger dem herrn gibt, vgl. Grimm, RA. 143, Tand. 15229 fgg.: *Der werde künec lêch ir sân Ein herzoctuom rîche. Er sprach zer meide minnecliche: „Vrowe, ir sult küssen mich Nâch lehens reht“. „Daz tuon ich“, Sprach diu minnecliche maget* und Sauer, Cod. dipl. Nass. 1, 3, 196 nr. 2173 a. 1339, wo Godefrid V., herr zu Eppenstein, seinen enkeln alle seine lehen überträgt: *bit geralden henden, bit gekusten munde, alz man lehen zu rechte lihen sal.*

S. 652] Die dreimalige frage war überhaupt rechtsvorschrift; vgl. noch das von Schultz (1, 624 anm. 7) angeführte verbot der bürgerlichen eheschliessung mit der dreimaligen frage *„Placet vobis?“*

S. 653] Auch im Ring (33, 7) findet die eheschliessung ohne priester statt. Erst später gehen sie in die kirche, wo der pfarrer gegen die heimliche ehe heftig

opponiert (Ring 33 d, 5 fgg.). Diese inconsequenz ist dadurch hervorgerufen, dass Wittenweiler im Ring das gedicht *von Metzen hôchzît* verarbeitet hat.[1]

Zum zweiten teile.

S. 2] Anm. 4 vgl. noch Netz 3948 und den namen *Strebekoz* Wyss, Hess. urk. 1, 85 a. 1250; 1, 244 a. 1276; 1, 258 a. 1277 u. ö. — Anm. 5 füge hinzu Türh. Trist. 532—541 und Virg. 948, 7 fgg.: *Sî stechent, schiezent, werfent stein, Die herren algemeine. Sî wurden ze râte under ein: Swelher wurfe ze kleine, Der solde ein fuoder wînes geben.* Über das spiel *den slegel werfen* vgl. PBrBeitr. 15, 221 fg.

S. 3] Zu der ganzen erläuterung der waffen ist jezt W. Boeheims Waffenkunde (Leipzig 1890) zu vergleichen, wo manche abbildungen gegeben sind, die bei Schultz fehlen. Auf eine im einzelnen durchgeführte vergleichung mit Schultzens werk und eine auseinandersetzung dessen, was zur ergänzung seines werkes dient, kann ich mich hier nicht einlassen, sondern muss mich mit dem algemeinen verweise begnügen. — Anm. 2 füge hinzu Karlm. 55, 52 fgg. 56, 46 fgg.

S. 6] Das im Biterolf als aufenthalt Mimes erwähnte Azzaria bei Tolet ist wol das heutige Medinet Azzahrá bei Cordova (Ztschr. f. d. a. 16, 111); anders W. Grimm, HS. 148.

S. 8] Vgl. *Ein brünn sîn wâfenroc was Diu was geworht ze Kaukasas* Walb. 807.

S. 9] Über die Erfurter waffenschmiede äussert sich Nic. de Bibera 1691. Auch die von Kolmar hatten einen guten namen, denn die von Neidhart (XXV, 24) und Goeli (HMS. 2, 78 b) erwähnten *Kolmerhüete* sind wol dort gefertigt. Vgl. auch *Iohannes dictus platinmaghere* (Mainzer canonicus) Baur, Hess. urk. 2, 863 nr. 865 a. 1321; *apotheca quondam Gerhardi Platenmecher* (Mainz) ebd. 3, 30 nr. 957 a. 1328.

S. 11] Schultz erklärt unrichtig eisenhüte von *Romenîe* als „romanische“ und meint in der parenthese „griechische?“ Über die geographische lage und bedeutung von *Romanie* vgl. Ztschr. f. d. a. 15, 322.

S. 12] Es war vielleicht auch auf 1, 507 anm. 2 zu verweisen, wo ebenso den kaufleuten geboten wird das schwert nicht umzugürten, sondern an dem sattel zu befestigen. Das den knappen und kaufleuten gemeinsame wäre in diesem falle das fehlen der ritterwürde.

S. 13] Anm. 2: *Ein swert brûn unde breit Scharpf unde wol erleit, Ze beiden ecken vil gereht* Eracl. ed. Graef 1309.

S. 14] *Klafterlange swert* erwähnt Ottokar von Steyer cap. 714.

S. 16] Auch silberne scheiden werden genant: *Er fuorte umbe ein guot swert, Diu scheide diu was silberin. Gehilze und knopf guldin* Eracl. 4998.

S. 22] Anm. 1: Einen schaft aus neun stücken erwähnt Bit. 7450 fgg. — Anm. 4 füge hinzu: *einen schaft hurnin* Bit. 880. — Anm. 7 fehlt Itinerar. IV, 19.

S. 24] Trockenes holz schien für speerschäfte am besten geeignet: *Schefte grôz dürr als ein bein Dar an vil scharpfe isen* (besonders berühmt waren die von Angram und Kalie Bit. 2202) *Nâmen ûf den rürsten haft* Virg. 97, 9. Aber man

[1] Herr professor H. Suchier macht mich freundlichst darauf aufmerksam, dass die in der F[illegible] v. 112 auftretende *swarz rîdel*, die von uns in dieser zeitschrift bd. XXIV, 389 (zu 1, 202) und XXIV, 397 fg. (zu 1, 367) besprochen wurde, wahrscheinlich für *swarz zückel* verschrieben oder verlesen ist und verweist mich auf die bei E. v. Lippmann Geschichte des zuckers (Leipzig 1890) im sachregister unter [illegible] für das vorkommen von *swarz rîdel* gegebenen nachweise.

nahm im notfall auch einen frischen baumstamm, von dem nur die äste abgehauen waren: *Er* (Wolfdieterîch) *hiez im bringen, hœren wir noch sagen, Ein tannen wol gesneitet, swaz zwêne mohten getragen* (Wolfd. D VII, 195, 3). Die *sper grôz* (d. h. dick) *und unbesniten* werden sehr oft erwähnt: Mel. 3421. 8253. 9499. Gârel 3569. Tand. 6053. 14260. *Ein sper unmâzen grôz* Frauend. 219, 26 fg. 220, 21 fgg. Ein armdicker, kräftiger speer wird erwähnt Dêmant. 785. Gewöhnlich waren aber die speere geglättet und gefärbt (Mel. 3419. Lanz. 2772. Frauend. 82, 29 fg. 161, 15 fg. 453, 19) und zwar mit den wappenfarben ihrer träger: *Sîn sper was gevarwet blâ, Sîn wâpen wol dar an bekant* Mel. 3358, *Sîn sper ouch gevarwet was Rehte grüene alsam ein gras, Als wârn diu andern wâpen sîn* Mel. 3391, *Des âbents ich sehs sper verstach, Gezimiert nâch dem schilde mîn* Frauend. 76, 4 fg.; vgl. 73, 27 fg. Ein roter glänzender sper wird erwähnt Tand. 13558, ein zweifarbiger, schwarz und rother Tand. 9102. Aber man hatte auch andere mittel den speer zu verzieren: Man umwand den schaft mit gold (*Ein sper fuort ez* [Laurin] *in sîner hant Bewunden wol mit golde* Laurin 154) oder schmückte ihn mit blumenketten (*Er fuort ein sper ze mâzen grôz Von pluomen ruoch und niender blôz* Frauend. 219, 11). Sind so auch die *geflôrtiu sper* im Lanzelet (*geflôrtiu sper und gügerel Unde kovertiur von sîden* 646) aufzufassen? Ich möchte es beinahe glauben, wenn ich auch keineswegs die von Schultz mit den wbb. angenommene bedeutung leugnen will.

S. 25] Anm. 7: *Diu stange was apfalterîn Und alsô gebunden Mit îsen oben und unden Daz der ungefüege schaft Von des hôhen küneges kraft Gewinnen mohte keinen schranz* Part. B. 5288.

S. 27] Zu anm. 4 war die stelle Bit. 2301 fgg. anzuführen: *Der schaft der was ouch überzogen .... Mit einem phelle tusenvar, Daz des nieman wart gewar Daz er von helfenbeine schein.* — Anm. 6: *nû bunden si die banier an* Lanz. 8346. — Mit unrecht sagt Schultz, dass Ulrich von Liechtenstein Frauend. 209, 1 seine ausrüstung schildere: er beschreibt die seines landsmannes, Ilsunc von Scheuflich, wie schon Bechstein zu der stelle richtig bemerkt. Daher fallen auch Schultzens folgerungen weg.

S. 28] Ein wertvolles banner wird beschrieben Bit. 7491 fgg. — Weiter: *Daz er sîner banier solt haben Daz was ein van unz an die hant Von dem besten saben den man vant In des küneges lant von Marroc* Lanz. 4424. Bei nichtgebrauch werden die fahnen um den lanzenschaft gewunden: *dô man den vanen ûf gewant, Den schaft den nam an die hant Randolt ûz Meilan* Bit. 7447. Sie werden also grade so behandelt wie die heerfahnen; vgl. 2, 234 anm. 11. Die banier wird mit dem wappen oder seinen farben geziert, das zeigt die folgende stelle: *Grâve Ritschart hiez dô Ein vremde banier binden an* Lanz. 3166, *sin banyr glich dem schilde* Joh. v. Michelsberg v. 73 (v. d. Hagen, Germ. 2, 95). — Auch reliquien band man an den speer: *Arnolt der wîgant Eine kefsin her an daz sper bant, Die her ûz dem tôme nam* Rother 4102. Dieser mit reliquien versehene speer dient aber zugleich als heerzeichen (vgl. Rother 4159 fg.), und so ist es mit dem oben erwähnten banner (Bit. 7447. 7491) wol ebenfals. Es lässt sich beides nicht gut auseinanderhalten, da hier der kopf des banners auch mit einer scharfen spitze versehen ist.

S. 33] Anm. 2: *Waz in ernerte Daz sult ir hœren hie ze stunt: Daz tet ein hemt sîdîne Daz truoc er under dem halsperge sîne* (Rabenschl. 651, 3). In dem hemd sind vier reliquien versiegelt (ebd. 652, 1 fgg.), *Palmâtsîdîn hemde von 72 sachen* mit Sant Pangrazien Heiltum Wolfd. B 2, 349, 2 fgg.; *Daz sîdîn hemde macht er für die brust wol hundertvalt* Wolfd. D. VI, 160, 3. — Anm. 6 war auf

2, 82 anm. 1 zu verweisen. Füge hinzu Krone 2830. 2835, Crane 3892 fgg.. Dên 7527: *Ein tepet wart dâr nedir gebreit Dâr ûf saz der getwerg gemeit, Dô schutt an di kolten*[1] *sin.* Ferner: *Dô hiez er im gewinnen Allen sînen harnas Der schiere komen was. Ein tepech wart nider gespreit Und ein küsse darûf ge Dâ der herre ûf saz .... Man schuohte im an siniu bein Zwô hosen iserîn* (E 4938). Dann zieht er seinen halsberg und darauf den waffenrock an, nimt schwert und lässt sich die sporen umgürten (4951—4969).

S. 34] *Gurthosen* werden von Ottok. v. Steyer kap. 536 erwähnt: *Gurthc halsperig und swert Chursît und Platten Must er sich da satten.* — In der e rung der anm. 1 angeführten Willehalmstelle wird Schultz Wolfram nicht ganz gere Es ist zugleich ein wortspiel zwischen *senftenier* als stück der bewafnung und *s tenier* als einem dinge „*daz sanfte tuot*“ beabsichtigt. Dadurch gewint dieses erst wider die echt Wolframische färbung.

S. 35] Anm. 4: *Nun weiz ich doch niht rehte, waz Witege an im rach, er im zuo dem slitze ein swert durch sînen lîp stach* Alph. 304, 3; *der vierde Daz er ain gespiez Swert Durch jn stach durch den Slicz* Ottok. v. St. kap. 7

S. 38] Bei Joppe hätte auf 1, 264 und bei Auqueton auf 1, 302 verwi werden sollen. Ein *wambez von buggeran* wird Mor. v. Craon 828 erwähnt. — Ü gangen ist von Schultz der gleichbedeutende *purpunt* (franz. *pourpoint*): *Eyn punt daden sy eme omme Van* (hs. *Va*) *wyssen pellen als eyn swane* Karlm. 55 vgl. 62, 32 fg.

S. 39] Ich halte das *spaldenier* trotz seiner zusammengehörigkeit mit *spalla*, frz. *espaule* nicht mit Schultz für ein nur die schulter deckendes l dungsstück, sondern meine, dass es den oberkörper bedeckte. Ich glaube der gleich zu citierenden, auch sonst wichtigen, stelle würde der zweck spaldeniers anders umschrieben sein: *Sin schiniere* (v. d. Hagen: *schiriere*; Schultz 2, 37 anm. 6) *wâren guot Mit golde übergozzen. Ûf der huf gedozzen ein sîdin huffenier. Von blankeit ein spaldenier Zieret im den lip wol; Sin g was gesteines vol. Sin arme heten spozzenier Bedecket unde muzzenier* GA. 1, 644. Ferner: *Daz spalier guot von siden daz muoz ich von im hân* Wolfd. D. 1 *Dô entwâpent man in sâ ze hant: Man lie dem degen wert erkant Niht dan spaldenier an Und ruorte in ûf den turn dan* Tand. 11162. — Anm. 3: *Daz g colliere muoz ich von im tragen Daz der degen ziere hât umbe sinen kr* Wolfd. D. 13, 3. Die deutsche übersetzung von *colliere* ist *halsbant*. Auf das *punt* unter halsberg und waffenrock legt Karl an: *einen halsbant der was* Karlm. 55, 9, vgl. 62, 34.

S. 42] Die wichtigen stellen aus der Virginal scheint Schultz übersehen haben; ich führe sie hier an: *Die ringe sach man rîsen: Von ir swerten daz schach. Wie vil der starken nieten brach Von stahel und ouch von îsen* 62, 3; *swert was der heiden hagel. Ez wolt ûz spalten manegen nagel, Die wol ver tet wâren* 96, 1: *Vil borten klâr von siden Die enthaften sich von slegen g Und liezen manigen nagelniet. Der sich von starken blechen slôz* 109, 10.

S. 44] Zu anm. 1 vgl. noch Du Cange 1, 659. S. 183. Auch über den *Ja cant* bringt Du Cange beachtenswertes bei (4, 282).

S. 45] Die rüstung wurde bald nach dem gebrauch gereinigt: *Sin harna schouwet man gar. Man macht ez licht unde glanz* Mel. 7962: *Min harnasch er*

1 Fals die form *kolten* richtig gelesen ist, so liegt eine ähnliche falsche analogie vor, wie niederd. *tins* für *tins* < lat. *census*, da *kolze* aus lat. *calceus*, ital. *calzo* entstanden ist.

mir enpfie: Dar an sô hiez er legen vliz, Daz er gemachet würde wîz Frauend. 238, 30; *Sie liezen ir halsperge Ûz schütten unde vegen, Die durch tou und durch regen Naz unde rostic wâren* Eracl. ed. Graef 4726; (Es wurde) *in den grenden Diu sarwât gereinet Und die helme beleinet Mit rîlîchen zimieren* Krone 22118. Ebenso Krone 665, wo nach Niedner (Turnier s. 75) *vegete* zu lesen ist. Vgl. noch San Marte, Waffenkunde s. 18.

Schultz hätte die formen für frz. *haubergeon* nicht so unvermittelt neben einander setzen sollen, da so leicht misverständnisse entstehen können: *haubergeon* geht auf mlat. *halbergium* (Du Cange 4, 160), *hâberjœl* aber auf mlat. *halbergeolum,* afrz. *haubregeul* zurück. Anm. 8 war noch auf Lucae's nachtrag zu seiner bemerkung über *hâberjœl* Ztschr. f. d. a. 33, 256 zu verweisen.

S. 46] Anm. 4 füge hinzu Ferguut 495 (Schultz 2, 30 anm. 13). Ferner: Wolfd. D. 33, 3 heisst es: *ein brünje vest von horne het er geleit an sich*; *ac* lesen: *zwo brunigen;* Grimm. Roseng. 1654: *Swie daz Sîfrit hürnîn wære, drî halsberge leit er an.* Dass es ganz gut möglich war, mehrere halsberge über einander anzuziehen, zeigt die erzählung Ottokars von Steyer (cap. 314), wie jeder krieger aus der belagerten stadt, da ihnen freier abzug mit dem was sie auf dem leibe tragen bewilligt ist, sich den besten harnisch heraussucht, den er finden kann: *Mit gut Halsperigen drein Sach man manigen da gen, Da het Ettleicher zwen Doch sach man da chainen Er het ze mynnist ainen.* — Drei brünnen sind Orendel XIII, 31 erwähnt.

S. 47] Anm. 2 füge hinzu: *muzzenier* GA. 1, 472, 652. — Die *spozzenier* als armbedeckung (GA. 1, 472, 651 fg.) kent Schultz gar nicht. — Die platte scheint einen notwendigen bestandteil der rüstung ausgemacht zu haben: *Do wax er* (der von Scharfenberg) *verricht Wann dax er der Platten hiet nicht. Den Grâven daz hart Vnd die andern peswart. Man suecht alain in der Stat Ob yeman dhaine hat.* Es wird aber keine gefunden (Ottok. v. St. cap. 569).

S. 48] Zu der erörterung über *bonît* sind unsere obigen bemerkungen zu 1, 345 zu vergleichen. Goldene bonit werden Rother 1851 erwähnt: *Sie trôgen bonît guldîn Da inne gôt gesteine.*

S. 49] Über *kuret* ist Lexer 1, 1794 und Du Cange sub *curetum* zu vergleichen. — Zu anm. 3 füge hinzu: *Die maget die îserînen hant Enphie und hiex in ûfe stân* Gârel 1810.

S. 50] Es ist wol zu erwähnen, dass *hersenier* eine ableitung aus ndl. *hersen* ist, welches widerum mit *hirn* eng zusammengehört, das aus **hirsni*, **hirzni* entstanden ist (Kluge, Etym. wb.[4] 144).

S. 51] Mit unrecht ändert Schultz anm. 6 in dem citat aus Türheims Willehalm das *koufen* des druckes in *koifen*; das erstere ist nicht zu beanstanden, vgl. *goufe* Wolfram, Willeh. 92, 12.

S. 52] Vgl. *Sîn hürsenier er al ze hant Wider ûf sîn houbet zôch* Tand. 6800; *ietweder sîn helm abe bant. Ouch lôsten ûf die hürsenier Durch den luft die helde fier Erkuolten unde ruoten dâ* Mel. 6090; vgl. 6121 fgg.

S. 55] Zu anm. 7 füge hinzu: *Helme und ouch die hüetelîn Diu wurden schiere ab genomen* Lanz. 6838.

S. 56] Anm. 3: vgl. Jänicke zu Bit. 639. — Anm. 4: vgl. *Conradus dictus Beckenhube* (Mainz) Baur, Hess. urk. 2, 523 nr. 538 a. 1297.

S. 58] Das anm. 5 angeführte beispiel aus dem Frauendienst ist zu streichen, da Ulrich hier als frau Venus kämpft, und also schlüsse daraus auf die tracht der ritter unzulässig sind. Ebenso kann die erzählung von Ilsân, der als mönch mit sei-

nen brüdern schwarze kutten über der rüstung führt, nichts beweisen. Endlich si die *sîdîn mouwen*, die Lanz. 4431 erwähnt werden, als wappenzeichen oder sonsti zierraten zu betrachten: der könig führt sie *an allen sîme gereite.* — Ein vierfa biger waffenrock wird im Meleranz (10053 fgg.) geschildert: *Sîn wâpenroc, sîn cu sît Was von rîchem pfellel wît, Der von vier varwen was, Rôt und grüen alsu ein gras Wiz und blâ die vierde.* Der waffenrock ist mit dem wappen verziert: *D helt wart sâ vil schiere bereit, Ein wâfenroc dar ûf geleit, Der was von balmâ sîden, Dar in zwên arn von golde rôt, Als ime diu wâre schulde gebôt* Virg. 755, Besonders betont wird immer die weite des rockes: *Sîn wâpenroc was sîdîn V gesteine gap er liehten schîn, Von mangerhande sachen Mit zwein und siben vachen* Laurin 205.

S. 65] Anm. 1: *lumiere* Chast. de Couci 1699. Vgl. noch Pfaff, Germ. 33, 3

S. 72] An dem *zimier* wurde vor allem der ritter erkant. Es wird an de helm mit einer binde festgebunden: *Dalkors der degen ellenthaft Ûf dem velde zuhant Sîn zimier von dem helme bant Daz er mit ritters handen Dester bestanden Würde in der âventiure tan: Wan in getorste nicht bestân Kein ritt dem er was bekant* Heinr. v. Freib. Trist. 2046. Das *zimier* konte leicht abg stochen werden. So geschieht es dem Tristan mit seiner *strâle.* Später findet sie wider und bindet sie auf seinen helm (ebd. 2137). Ein anderes beispiel bie Gârel (3647 fgg.): *Der ar wart ouch gerüeret Der ûf des wirtes helme stuont; D wart ein slac mit ellen kunt Daz er rûmen muost den helm: Er viel verhou in den melm.* — Besonders genau und instruktiv wird das *zimier* des Tanda (Tand. 12516 fgg.) geschildert; ein anderes beschreibt der Pleier im Meleranz (5943 fg

S. 73] Schellen am *zimier* erwähnt Ulrich von Liechtenstein Frauend. 208, fg. Andere belege siehe Lexer, 2, 692 sub *schelle.*

S. 75] Anm. 3 ist an der aus dem Frauendienst angeführten stelle (452 *Diu wæl* statt *Diu wol* zu lesen, wie ich PBrBeitr. 15, 332 wahrscheinlich machen gesucht habe. — Eine der wichtigsten stellen für die kentnis des helmschmu hat Schultz nicht beachtet; sie findet sich in Joh. von Michelsberg Ritterfahrt Frankreich (von der Hagen, Germ. 2, 93 fgg.). Es heisst dort v. 57: *sin helm brunem stahel klar Gab lichten spiegelvarben schin, Ein krantz prislichen din Glest vf des helmes krone, Dar in gestecket schone Vergulter gyres vedern Dar an gehangen ane zil Von golde wunenklich talier. Der minnen zeichen, slogier, Vlovk ob des gyres vedern, Den man da sach vledern, Gel siden wol geworcht.*

S. 77] *crinale* als helmdecke aufzufassen, wie Schultz will, scheint mir n gut angängig. *crinale* ist mlat. in keiner zu den angeführten stellen passenden deutung belegt. Aber für *crinarium* und *crinile* ist die bedeutung *sertum* mehrf nachweisbar (Du Cange 2, 620), und das mag auch an unserer stelle die meinung s

S. 78] Auf der reise trug man, wenn nicht gefahr in unmittelbarer nähe w keine waffen, ausser das schwert, das den ritter nie verliess: Tandareis hat sein schwert umgegürtet (Tand. 4222 fg.); er trägt einen pfellerrock, ein kr und einen pfauenhut (ebd. 4216 fgg.). Wie er angefallen wird, ergreift er n einen schild, den ihm — wie auch wol die andern stücke der rüstung — ein kn führt (4230 fg.). Die rüstung wird oft, wie hier, von den knappen getragen königin *hiez disem werden man Zwên knaben mit im vüeren dan Helm schilt sper* Tand. 9022) oder aber man lud sie auf saumtiere: *Want sy meist engewap*

reden. Sy hadden do na yren seden Op ir somer geladen Ir wapen des sy groessen schaden Namen in der seluer nacht Karlm. 122, 9; der ungetreue Willis wird auf ein ross gebunden: *Hynder yn sy* (seine wächter) *loden Er alre halsberge* Karlm. 494, 44; *Ir sult ze disen zîten Niht in harnasch rîten Ir sult daz harnasch swære Ûf mînen soumære Durch iuwer lîbes ruowe legen* Tand. 12720; *Sîn wâpen ûf den sômen lach Der he manchen vor om sach* Dêmant. 7421; *Mit golde harte ziere Vil schilte sach man glîzen, Manegen helm wîzen Gebunden ûf die soume* Wig. 271, 26.

Ebenso galt es scheinbar für unschicklich mit dem helm auf dem haupt und dem speer in der hand einer dame gegenüber zu treten: *Sus reit er zuo der müre Dâ er diu küneginne vant. Sînen helm er abe bant Und saxt in ûf den satelbogen. Er was hövesch und wol gezogen: Sîn houbet daz entwâfent er, An die mûre leint er sîn sper* Wig. 15, 27.

S. 79] Anm. 3 füge nach Virg. 821, 5 hinzu: 866, 5.

S. 80] Anm. 7 füge hinzu: *Ich enmac mîn harnasch niht getragen Ze vüezen, dêst mir ze swære* Tand. 10233.

S. 83] Zu anm. 2 vgl. noch Lieders. 3, 305, 30: *Ez lit nit an den gelwen sporn, Da mit man frowen verdienen sol.*

S. 84] Der schild war von holz: *Zehant enzunde sich daz bret Und verbran im vor der hant* Wig. 179, 33; *Ein guldînen lêwen er truoc Der was ûf daz bret erhaben* Lanz. 4422. — Um den schild herum gieng ein rand, *der kantel*: *Als vmb des schildes rande Genck eyn kantel van golde geslagen* Karlm. 56, 13. *kantel*, das wol von griech. *κανθός* (radreif) abgeleitet ist, lässt sich auch in dieser seiner bedeutung „schildreif, -rand“ leicht mit jenem vermitteln. Eine andere bedeutung ist durchaus die gewöhnlichere: vgl. Fr. Pfaff, Germ. 33, 33.

S. 86] Zuweilen wird die buckel künstlerisch gestaltet, so in den formen einer blume: *Daz diu buckel solde sîn Daz was ein bluome guldîn Geworht mit grôzem flîze* Wig. 169, 16.

S. 88] Zu anm. 8 ist noch zu vergleichen Alph. 192 fg., Crane 3111 fgg., Frauend. 72, 12 und PBrBeitr. 15, 327 fg.

S. 89] Nicht bloss zur konservierung der malerei, wie Schultz (2, 97) meint, diente das *tegimen in clypeis*, der *hulft*, sondern auch um die wappenbilder zu verhüllen, wenn man unerkant bleiben wolte: (*rôter samît*) *Der ouch den schilden decke bôt, Daz si dâ bi iht wæren bekant Swâ si riten durch diu lant* Wig. 245, 11; *Karlles schilt was ouertreckt, Hey en woulde en neit voren endeckt Durch zeichen, dat da ynne stunt. Hey en woulde neit, dat eman worde kunt, Dat hey were de konynk* Karlm. 379, 22; *Den schilt von golde spannen wît Den bedahten si sô gar Daz des dâ nieman wart gewar* Bit. 2298.

S. 93] Unter den wappenzeichen ist auch das *türbant* zu erwähnen, vgl. A. f. d. a. 15, 218 fg. — Zu *halbieren* vgl. noch A. f. d. a. 15, 220 und PBrBeitr. 15, 331.

S. 95] Bei den bestimmungen über die wappenfrage scheint zu erwägen zu sein, dass der fürst, wie er so viel fahnen hatte, als ihm länder gehörten, auch so viel schilde besass: *Do sprach Ospinel der vrîe: Her, ich bin van Orbîe. Myn vader hadde vunff schilde Ind was hoesch ind mylde* Karlm. 413, 5.

S. 96] Das wappen auf den schilden war gemalt: *Mac ich dir* (dem löwen) ... *ich wil dir widersagen, Deich dich nie mêre gemâlet an mînem* [schilte tragen]? Wolfd. A., 601, 3; *Hœrstu ez, geselle lewe, den ich an dem*

schilte habe: Hilfstu niht dînem gesellen, ich heiz dich schaben abe Wolfd. D. ' 97, 3; vgl. noch Wolfd. D. VIII, 82, 3, *Dâ zuo vuorte er einen schilt, Da ron rôtem golde was Gestrichen manec edel wilt* Virg. 4, 11. — Zu an füge hinzu: (Sie) *frumten ir gereite Mit spæher rîchheite Von golde kostbære ez diu schiltære Wol gemachen kunden Die man ze den stunden Ze Ackers in der habe* Lanz. 8839. — Anm. 9: *Ûf einem schilde der was gel Einen eber lin Undr einem buckel guldin* Mel. 8159; *Diu buckel diu gap liehten schîn arâbischem golde Als er selbe wolde; Dar under ein pantel zobelîn. Die spa wâren guldîn Die ûf dem schilte wârn geslagen* Gârel 3104.

S. 97] Anm. 3 ist zu bemerken, dass an der Erecstelle (5540) *hulft* eine jektur Haupts ist.

S. 100] Vgl. zu anm. 11 noch: *Si dahten diu vil guoten marc: Von manic decke starc Leiten si ûf ir kastelân* Dietr. Fl. 8701. Eine *covertiure silb* wird Klage B. 2909 erwähnt.

S. 101] Über die eisenpanzerung wurden seidene decken gebreitet: *Tewr P lagen Auf den Rareiten, Die man ze paiden seyten Vber daz Eisen het gestrel Wo sich daz Eisen phekcht Vnd die tewrn Sameit Die gaben Glast widers Wo die Sunn daran schain* Ottok. v. St. cap. 148; *Er reit ein ors swarz g Mit einer kovertiure gar Bedecket von samite. An der zeswen sîte Was si gr alsam ein gras: Dâ ze der linken hant si was Tunkel rôt als ein bluot* Wig. 8; *Ein decke lanc und wît Was der iserînen decke dach, Der man rîcher jach: Ein phelle rôt, dar in gesniten Mit vil kostlîchen siten Liebart wîz hen Ir klâ wâren guldîn, Ir ougen wâren grânât* Tand. 2108, *edeliu ros Mit wâfen wol bedaht* Virg. 952, 4. Ferner werden wappen auf der *kovertiure* Gârel 3082 fgg. und 3100 fgg. erwähnt.

S. 102] Es wird weiter als teil der *kovertiure* das *lankenier* erwähnt: *was ouch sîn lankenier* GA. 1. 471, 607. 472, 667. 473, 669; *kovertiure lankenier* neben einander Joh. v. Michelsberg v. 51 (v. d. Hagen, Germ. 2, 95) Aus der ersten auflage ist das versehen stehen geblieben, dass die *croupière* „bug" des rosses beschützen soll: im gegenteil, sie liegt vielmehr über der kr des pferdes.

S. 103] Anm. 2 füge hinzu: *Covertiure und tehtier, Diu wâren schœne guot* Eracl. ed. Graef 4988. Die angeführte stelle aus Wolfdietrich (D V, 202, 3 wol hier zu streichen und eher anm. 1 anzuführen. vgl. unsere obige bemerkun 1. 499.

S. 106] Diesen abschnitt kann ich in manchen punkten nicht gutheissen: scheint Niedner (a. a. o.) bei abweichenden ansichten meistens, obwol nicht im im recht zu sein. Leider beeinträchtigt die übertriebene schematisierung die kla der darstellung bei ihm nicht wenig. Ich kann hier auf eine alseitige würdigung Schultzens ansichten nicht eingehen, sondern beschränke mich darauf, einzelne pu hier zu berühren und im algemeinen auf Niedners arbeit zu verweisen.

S. 110] Anm. 2 war wol auch an Alphart 402, Rosengarten ed. Grimm 9, 1 und Frauend. 199, 13 fgg. zu erinnern.

S. 114] Die waffen waren stumpf: *daz* (ein scharfes speer) *wolter bî den hân ûf den keiser verstochen, swie man turnierte doch* Part. B. 15107. — Di turnier gefallenen von fürstlicher abkunft verzeichnet Du Cange Diss. VI, 26, Rau Hohenstaufen VI, 557. Auch Ulrich weiss im Frauendienst (86, 14 fgg. 87,

von im turnier gefallenen zu berichten, die vom treten der rosse übel mitgenommen werden. Es wird jemand von den pferden zertreten GA. 3, 458, 116 fgg.

S. 117] Bei der „tafelrunde" war auch Reinfr. 190 und 284 zu erwähnen, stellen, die schon Niedner (a. a. o. 41) bei der erörterung der *tavelrunde* citiert.

S. 118] Anm. 2: vgl. Diez, Leben der troubadours ed. Bartsch s. 236.

S. 120] Ulrich von Liechtenstein gibt vor (Frauend. 116, 9 fgg.), es seien ein hündchen, ein gürtel, ring und heftel von einer dame als turniergewinn gesant worden.

S. 122] Besonders habgierig beim turnier sind die *ôsterherren* nach Wig. 216, 22 fgg. Ebenso urteilt die Krone 2938: *niht nâch den ôsterherren disiu tjostiure stuont*; vgl. Niedner a. a. o. s. 17. Auch die vom Rheine kämpfen um gewinn (Bit. 8202): *Die recken von dem Rîne Allexît phlegen ritterspil Und wie si turnieren Vil bédiu ûf vlust und ouch gewin.*

S. 124] Die krojierer beschreiben die wappen und wissen sie zu erklären: *daz schilt brüvieren* Turnei von Nauteiz B. 954. So erhelt sich auch der dem herausgeber unverständliche ausdruck in der Virginal (1047, 1 fgg.): *Der wâfen knappen kriren sô Und ouch die vürsten priviertent* (= *prüviertent*) *dô Und ouch die ritter gemeine.*

S. 127] Anm. 7 ist der beleg Parz. 465, 24 als nicht hergehörend zu streichen, hingegen Parz. 738, 28 hinzuzufügen. Die gleiche bedeutung hat *vælen, vervælen*; ich verweise nur auf die zahlreichen belege, die das mhd. wb. (3, 214 fg.) gibt und hebe die aus dem Frauendienst als besonders instruktiv heraus. — Anm. 9 füge als beleg hinzu: Crane 3071 fgg. 4364 fgg., Dêmant. 1187 fgg.

S. 128] Die anm. 3 von Schultz angeführte stelle aus dem Wolfdieterich (D VII, 198, 2) gehört nicht hierher: es ist dort davon die rede, dass Wolfdietrich den grafen vom ross nimt und mit ihm, den er mit den armen hält, eine strecke fortreitet und ihn dann zur erde wirft. Ähnliche reiterstückchen werden Bit. 8870 fgg. und Parz. 73, 18 fgg. erwähnt.

S. 129] Die knappen sorgten im turnier, dass ihr herr frische speere erhielt: *Sîn gesellen bat der ritter klâr Daz sie im etlîch knaben liezen, Die solden des wol geniezen, Die sîn pflægen in dem turnei* Tand. 12829. Und als Tandareis später im kampf einen ritter heransprengen sieht, sagt er zu seinen knappen: *sît mir mit den spern bî* (Tand. 13812). — Zu anm. 11 vgl. noch Dêmant. 3900. 4100.

S. 130] Wenn Schultz sagt: „man nante solch einen mann (einen tüchtigen ritter) einen waldzerstörer (*waltswende*)", so ist das nicht ganz richtig: nicht „man" tut es, sondern die dichter, welche Wolfram nachahmen und ihn bewundern, gebrauchen diesen wol von ihm geprägten, jedesfals aber von ihm in curs gesezten ausdruck.

S. 131] Über die bedeutung des *fride* beim einzelkampf und beim turnier äussert sich Schultz nicht, und doch ist diese frage sehr wichtig, vgl. Niedner a. a. o. 26 fgg. — Unverständlich ist mir der vorgang, dass bei einer ritterlichen tjost der, welcher den andern zu boden geworfen hat, über ihn mit absicht weg reitet. So verstehe ich wenigstens die beiden mir bekanten stellen: *Meleranz den truhsæzen stach Hinder daz ors ûf den plân: Daz was im selten ê getân. Er reit ûf in und trat in nider. Des erholt er sich wider* Mel. 5108; Tandareis fält den Kandaljôn vom ross: *mit zornes siten reit er Ûf in und trat in nider, Dô hulfen im die sînen wider, Daz er niht den lîp verlôs* Tand. 10881.

S. 133] Mit recht bemerkt schon Niedner (a. a. o. 68 fg.), dass an den in den anm. 4 und 5 angeführten stellen das schlagen mit den schwertern auf die ritter, das mit den prügeln auf die kipper geht.

S. 134] Auch Ottokar von Steyer weiss in zwei berichten über turniere zu Graz und zu Wien davon zu erzählen, dass das spiel im turniere bald zu blutigem ernst geworden wäre, fals die fürsten nicht das turnier aufgehoben hätten (Ottok. v. St. cap. 738, fol. 706a. 708a).

S. 135] Zu Ulrichs erzählung von dem vereitelten Friesacher turnier vgl. auch PBrBeitr. 15, 321. — Schultz meint, dass die kipper gewöhnlich vom turnier ausgeschlossen gewesen seien. Indessen hätte er das richtige aus der, auch von ihm unten in der anmerkung citierten, stelle aus Niedners turnier (s. 68) entnehmen können, wo es heisst: „sie (die kipper) werden wol bei den meisten turnieren damaliger zeit nicht gefehlt haben".

S. 137] Berthold von Holle schildert im Dêmantîn (613 fgg.) die tribüne der damen: *Bêâmunde gemachet was Ein sô hôch palas Von holze hôch unde rîch. Manig frouwe wunniglich Was bî der juncfrouwen dâr Und manig ritter, daz is wâr, Di or di wâfen sagete.* — Eine gute schilderung eines turnierplatzes gibt der Ring (8, 26): *Dar zuo ward geschaffen Daz man auch scholte machen Einen zaun all umb den plan Daz waz jo also schier getân Und dar auf scholt man prügi legen Durch der schönen frawen wegen Die den turner scholten sehen.* — Anm. 5: Weitere und zum teil charakteristischere belege hätte Schultz aus Niedner a. a. o. s. 73 entnehmen können. — Dass bei mancher tjost auch lieder von den rittern gesungen werden, berichtet Ulrich von Liechtenstein (Frauend. 458, 8 fgg.): *Diu liet gesungen wurden vil: Für wâr ich iu daz sagen wil, Bî den lieden wart geriten Manic tjost nâch ritters siten. Diu liet man vil gerne sanc Dâ fiwer ûz tyost von helme spranc: Si dûhten manegen ritter guot, Si rieten ritterlîchen muot.*

S. 139] Mit unrecht hat Schultz die Lachmann'sche textconstitution von Parz. 812, 9 fgg. aufgenommen. Die Paul'sche darlegung (PBrBeitr. 2, 97), die weiterhin Niedner (a. a. o. s. 32 fg.) vervolständigt hat, hebt klar ihre unzulässigkeit hervor und zeigt, dass zu schreiben ist: *der dritte ist zen muoten: Ze rehter tjost den guoten Ich hurteclîchen hân geriten*; vgl. auch noch die von Paul angeführten stellen Willeh. 29, 15 und 361, 21 fgg. — Was die weitere interpretation der fünf stiche anbetrift, so kann ich mich mit Köhler und Schultz nicht einverstanden erklären, die mit ungenügenden gründen das turnier nur als massenkampf in geschlossenen formationen auffassen. Ich möchte vielmehr Niedner beistimmen, der eine zusammensetzung aus massen- und einzelkampf annimt, ohne jedoch seine ausführungen in allen einzelheiten unterschreiben zu können. Wie wollen z. b. Schultz und Köhler bei ihrer auffassung das *justieren zwischen den scharn* erklären, das als etwas besonders mutvolles gerühmt wird (vgl. Niedner s. 53 und Tand. 12833: *ich stæch gern etlich sper enzwei Noch hiute zwischen den scharn;* vgl. auch weiter Sachsenspiegel 1, 38, 2)?

S. 140] Schultz hat den zusammenhang übersehen: nicht Dêmantîn, sondern Andifôr ruft den namen der schönen Delasîe. An den in der anm. 3 aus Dêmant. angeführten stellen wird 6730 Alophîe von dem vogt und 6734 Bêâmunt von Firganant angerufen.

S. 141] Das zäumen erwähnt Schultz gar nicht bei seiner schilderung des turniers, und doch ist es von grosser wichtigkeit, vgl. Niedner a. a. o. s. 67 fg. und auch Ring 7b, 37 fgg.; 7c, 20 fgg.; 8b, 38 fgg. Es scheint beim schwertkampf auch darauf angekommen zu sein mit den, allerdings stumpfen waffen den zaum der

rosse zu durchschlagen und so das führungslose ross mit fortzuziehen: der reiter konte kaum so schnell die zügel widergewinnen, da er in der rechten hand das schwert und in der linken den schild hatte. Anders als eben angedeutet kann ich die bekante stelle im Biterolf (8450 fg.) nicht verstehen: *Jâ siht man von ir handen* (von den nicht turniererfahrnen leuten des Witzlan) *Durch zoume selten geslagen.*

S. 142] Dass bei lichte tjostiert wurde, erzählt Ulrich von Liechtenstein: *Diu naht den tac het gar verswant. Nâch grôzen liehten ich dô sant: Der kom mir ûf daz velt gar vil. Für wâr ich iu daz sagen wil, Wir stâchen bî des liehtes schîn: Sô gern dient ich der vrowen mîn* (Frauend. 271, 25).

S. 152] Auch Râpot von Valkenberc (Frauend. 474, 25 fgg.) gehört wol zu den schnaphähnen, die sich durch plündern und rauben ernähren.

S. 157] Der besiegte gibt knieend mit handschlag seine sicherheit: *Als er die schœnen maget sach Er kniete vür sie unde sprach: Vrowe, ich bringe iu sicherheit* Tand. 9650; *Diu maget die îserînen hant Enphie und hiez in ûfe stân* Gârel 1810.

S. 174] Bei den ordalen war vielleicht noch ein algemeiner verweis auf Grimm, RA. 912 fgg. hinzuzufügen. Eine interessante erzählung eines Arabers über die gottesgerichte und zwar über den zweikampf, die feuer- und wasserprobe und über die stelvertretung bei weibern und krüppeln steht in dem werkchen von G. Jacob, Ein arabischer berichterstatter aus dem 10. oder 11. jahrhundert (Berlin 1890) s. 14 fgg. — Über die bedingungen bei einem zweikampfe mit einem hunde handelt GA. 1, 179, 371 fgg.: *Man sol dem man ein knütel geben, Dâ mit er vristen kan sîn leben, Armes grôz und elen lanc, Daz ist mîn rât und mîn gedanc: Ouch gebe man dem hunde Die zend in sînem munde, Dâ mit er sich weren sol, Des mac er sich vrien wol.*

S. 199] Anm. 9: *tûsent schützen wol geriten* Gârel 4300. Vgl. auch die abbildungen in Boeheims Waffenkunde s. 390—392.

S. 202] Anm. 4 ist Schultzens angabe wol dahin zu berichtigen, dass nach der gewöhnlichen annahme *armbrust* wol kaum aus der form *arcubalista*, sondern vielmehr aus mlat. *arbalista* entstanden ist. Eine andere etymologie, die schon Gottsched (vgl. Adelung, Wb. sub *armbrust*) aufgestelt hatte, versucht W. Boeheim (Waffenkunde 402) wider aufzunehmen. Seine aufstellungen sind ihm zwar sehr sicher, aber doch nicht richtig. Er sagt: „Der deutsche name sezt sich aus den worten ‚arm' und ‚rüstung' zusammen und bedeutete somit ursprünglich eine ‚armrüstung'. Mit dieser bezeichnung ‚armrust' erscheint sie schon im 12. jahrhundert. Am ende des 15. jahrhunderts unterlag das wort armrust einer neuen schreibart, die dem *m* ein *b* anfügte, wie u. a. bei räumblich, saumb, Beheimb, ziemblich". Jedes einzelne, was Boeheim hier anführt, ist nun unrichtig: Im 12. jahrhundert, wie auch sonst, komt meines wissens die schreibung *armrust* nie vor, sondern schon seit dem 11. jahrhundert wird stets *armbrust* geschrieben (Schmeller[2] 1, 145). Diese form tritt hoch- und niederdeutsch auf und wird von hier aus durch die nordischen sprachen entlehnt. Ende des 13. jahrhunderts taucht eine form *armst* auf. Vom einfach lautlichen standpunkt wäre trotz alle dem angeführten eine entstehung des wortes aus *arm* und *rust* (instrument, werkzeug Schmeller[2] 2, 163) nicht ganz unmöglich, und die form *armst* könte direkt darauf zurückgehen. Der einschub des *b* als übergangslaut wäre wie bei *kumber* < *cumulus* zu erklären. Allein die schwierigkeiten scheinen mir zu überwiegen, so dass man diese etymologie keineswegs als

hinlänglich begründet hinstellen kann. Indessen ist mir die deutung aus *arbalister* ebenso unwahrscheinlich.

S. 203] Eine besondere art der armbrust war die *kraparmbrust* Ottok. v. St. cap. 714; vgl. noch Schmeller[2] 1, 145.

S. 212] Bei der besprechung der streithämmer war wohl auf fig. 111 (s. 205) zu verweisen, wo die abbildung eines solchen sich findet.

S. 213] Das verhältnis von *kiule* und *kolbe* (anm. 3) ist so, dass *kiule* ursprünglich die am ende des kolbens befindliche kugel, mit welchem worte es auch lautlich zusammenhängt, bezeichnet. Erst später wird der name *kiule* auf die ganze waffe übertragen.

S. 216] Anm. 1: Ein zusammenhang von *flatsche, fletsche* mit poln. *pala*[illegible] wird kaum anzunehmen sein. Die nebenform *plasche* ist zu erklären wie *flecken* : *placken, fletzen : pletzen* (vgl. noch Lexer 2, 388).

S. 219] Die *kolmerhüete*, welche die bauern tragen, haben wir schon oben [illegible]zu s. 9 erwähnt. Sie waren auch hier anzuführen. — Dass die fusssoldaten manchmal auch eisenrüstungen tragen, zeigen stellen, wie die folgenden: *Ich füer ouch zwei tûsent schützen dar Und z'îser zwei tûsent sarjant* Gârel 2394; *Zu dem kunig cham dar Zu fusszen ain gros Her, Wot berait zu Wer Vnd in ganczem H[illegible]r- nasch* Ottok. v. St. cap. 678.

S. 225] „Unter der fahne jemandes sein“, heisst „sich einem unterstellen, [illegible]auf seiner seite unter ihm kämpfen“. Dies zeigt auch schon, dass éine hauptfahne, [illegible] die des führenden fürsten, den mittelpunkt des ganzen bildete. Vgl. *Bestât er* (Trist[illegible]an) *in dem lande, Wir sîn iemer mê genesen Und muoz Riôl der grâve wesen* [illegible] *Mit vorhte under dînem vanen* Türh. Trist. 140.

S. 228] Ungelenk im ausdruck sind die folgenden sätze: „Im deutschen [illegible]und englischen wird der carroccio gewöhnlich standart genant“ (s. 228), „In den deutschen gedichten wird das wort *stanthart* selten erwähnt“ (s. 229) und „Deutsch wird [illegible] das carroccio heerwagen genant“ (s. 234).

S. 229] Anm. 5: Die *carrosche* von Mainz erwähnt Ottok. v. St. cap. 678.

S. 230] Eine genaue schilderung des carroccio, hier heerwagen genant, [illegible] und seiner einrichtung gibt Des teufels netz 7241 fgg.

S. 237] Anm. 2: Zu den citaten aus Dêmantîn ist auch noch Dêmant. 10[illegible]681 fgg. zu vergleichen.

S. 238] Anm. 2 füge hinzu: Virg. 663 fgg., Gudrun 195, 2.

S. 241] Über die grösse von wegstrecken, die einzelne am tage zurücklegt[illegible]ten, teilt auch Gasner (a. a. o. s. 120) einiges mit. Vgl. ferner noch die Vie domesti[illegible]que (s. 60 fg.): Jean de Blois legt an einem tage bis zum *disner* 35 kilometer, an ein[illegible]em andern tage in der zeit vom mittagessen bis zum abend 13 kilometer zurück.

S. 245] Schultz hätte noch anführen sollen, was es heisst *den woldan rit*[illegible]*en*: *woldan* ist ein rascher vorstoss gegen den feind, eine gewaltsame rekognoscieru[illegible]ng, vgl. J. Grimm, Ztschr. f. d. a. 5, 494 fgg. (wo aber die mythologische deut[illegible]ung unrichtig ist), Bartsch zu Dêmant. 7381, Ottokar von Steyer cap. 319. 343. 740. V[illegible]gl. weiter *geweldiger ryt* Böhmer, Cod. dipl. Mœnofrancfurt. 587 a. 1344.

S. 251] Ein anderes zelt wird geschildert Altsw. 91, 28 fgg.: *Das gezelt* [illegible] *ein rot balkin. Die seil wâren grüen sidin, Von silber waren die pfel, Von rôt*[illegible] *gold sunder hel Warn die knöpf uf dem gezelt.* — Das zelt des Godomas, welch[illegible]es Meleranz erkämpft, weiss der Pleier in den glänzendsten farben zu malen (Mel. 10[illegible]9 —10398). — Die oben im text gegebene darstellung entspricht nicht der in [illegible]

anmerkung (3) angeführten stelle des Frauendienstes: Ulrich hat vier banner und lässt diese je einen rosslauf von einander entfernt aufstellen. So wird ein carrée begrenzt: eingehegt wird es durch schnüre, die um diese vier banner geschlungen werden. Längs derselben lässt er in zwischenräumen seine mit fahnen gezierten speere in die erde stecken.

S. 255] Vor dem beginne des krieges werden die heergesetze beschworen: *er* (der kaiser) *gebôt daz man swuor (Ez wære riter oder kneht) Den herfride: daz was reht* Eracl. ed. Graef 2718.

S. 266] In der nähe des feindes soll jeder die nacht hindurch im harnisch bleiben und sein ross an der hand halten (Alph. 330 und 332).

S. 267] Die wache dauert einen tag lang, so war es bestimt: *In den selben zîten wâren diu reht, Swer die wart wolt suochen, ritter oder kneht, Der phlac ir wol mit êren biz der tac ein ende nam. Alsô tete ouch Alphart, als einem ritter wol gezam* Alph. 205.

S. 277] Die anm. 6 aus dem Tandareis (13638 fgg.) angeführte stelle ist zu streichen, da hier vom turnier die rede ist. Dagegen ist zu citieren Dietr. Fl. 8744 fgg. 8759 fgg.

S. 281] Ottokar von Steyer schildert die reichsfahne: *Des Reiches Warzaychen Daz ist ain Vane smal Der get lang her zu tal* (cap. 810).

S. 282] Das singen von liedern vor und während des kampfes war algemein: *Zesamen sî dô drungen, die schefte brâchens gar. Ir wîse sî dô sungen in beidenthalp der schar* Wolfd. A. 336, 3. Das Kyrieleis wird gesungen: *Ein sendleich Gesankch Hubens mit dem Kyrieleis, Sain waz ir Raisz, Do si zu einander staphten* Ottok. v. St. cap. 571; *Ee si den Rueff vol sungen, Do chomen si gedrungen Zu einander mit ainem Stozz* Ottok. v. St. cap. 572. Das gewöhnliche schlachtlied war aber der leich „*Sant Marei, muoter unde meit, Al unser nôt sî dir gekleit*“ (vgl. Schultz 2, 279): *Do hueb der Gotes Kaplan Ainn Ruff mit lauter Stimm an: Sand Marey Muter. Diser Ruef guter Wirt selten geschwigen von den Heren, Denn so sy zesamen cheren Mit Helm verpunden* Ottok. v. St. fol. 626 b. — Aber nicht immer waren die lieder der ausdruck kampfesfreudiger stimmung: der feige suchte sich am abend vor der schlacht durch sie mut einzusingen und wolte freudig erscheinen: *Der zage trûwet niht genesen Als er den vîent ane siet. Er beginnet singen sîniu liet Sam er stolz und frô sî Und ist doch niender dâ bî* (Eracl. ed. Graef 4734).

S. 292] Durch das „besitzen“ des schlachtfeldes machte man sich zum eigentümer desselben; vgl. noch *Der künec besaz die naht daz wal* Herz. Ernst B. 4751; *die naht besâzen sie daz wal* ebd. 4870.

S. 296] Über *weizel* vgl. Lexer 3, 748 und *meizel* ebd. 1, 2090. Die gewöhnlichen heilmittel bei verwundungen erwähnt noch Eracl. ed. Graef 4804: *Sie bedorften deheiner salben, Weder weizel noch phlaster.* Eine grüne übelriechende salbe, die Bechstein für *unguentum populeum* hält, erwähnt Ulrich im Frauendienst (28, 2 fgg.). Für die eignen verwundeten wird nach besten kräften gesorgt: „*Nû volge mir, Lamparte*“, *sprach aber Alberîch,* „*Und suochen wir die tôten, daz ist gewizzenlîch. Die wol genesen kunnen under diseme her, Die sende wir in barken Zuo den kielen ûf daz mer*“ Ortnît IV, 342, 1.

S. 297] Die chirurgen müssen damals nicht sehr vertrauenerweckend operiert haben. Und darum war es ein grosses wagnis, wenn Ulrich von Liechtenstein zu

dem entschluss kam: *Der lefs, der ich drie hân, Der wil ich eine sniden l*
(Frauend. 25, 3). Auch bei kleinen operationen wurde der patient festgebund
(Frauend. 25, 27). Wie bei dem aderlassen und baden, so gab es auch günstige u
ungünstige zeiten für operationen. Für besonders vorteilhaft scheint der mai geg
ten zu haben: *Ez ist nû gar enwiht: Ich snîd iuch vor dem maien niht. Kie
ir mir in dem maien her, Bi mîn triuwen ich iuch wer: Ich mach iu iwe
munt alsô, Daz ir sin sît von schulden vrô* (Frauend. 24, 5 fgg.).

S. 298] Des Teufels Netz (7282 fgg.) erwähnt, dass man die armen, die ve
wundet waren, ruhig auf dem schlachtfelde habe liegen lassen.

S. 303] Anm. 1: Vgl. noch Des teufels netz 7279 fgg.

S. 305] Über die ausplünderung von leichen vgl. die ausführung der hand-
schriften BC in Des Teufels Netz nach 7289.

S. 306] Zu dem gebrauch, im notfalle erde oder gras statt der hostie in den
mund zu nehmen, war wol auf Wackernagels erörterungen Ztschr. f. d. a. 6, 288 fg.
und auf Böckel, Volkslieder aus Oberhessen s. XCVIII anm. 1 zu verweisen.

S. 307] Die gefallenen mannen des Ermrîch werden den vögeln überlassen
(Dietr. Fl. 9891 fg.). Später (10050 fgg.) aber wird erzählt, dass Dietrîch die edel-
sten habe aufheben und bestatten lassen, ja sie beklagt habe, obwol sie seine feinde
gewesen seien. Der dichter fasst sein urteil über dieses tun so zusammen: *er begie ei
tugent an der stat Daz vil selten dehein künec ie Solhe tugende begie Hie ber
bî sînen tagen* (Dietr. Fl. 10046). Ähnliches wird Alph. 462 fgg. berichtet: *Dô spra
der vogt von Berne: Ez sol erloubet wesen, Daz man vüere ze lande, Die mug
noch genesen. Die tôten al gelîche sol man hie begraben: Vîende und vriun
sulen des urloup haben.*

S. 323] Anm. 7 füge hinzu: CCCXLIII, CCCL.

S. 333] Anm. 8: *Nu pegund vaste schreien Der oben in der keiben* (Pe
scheiben) saz Ottok. v. St. cap. 40.

S. 337] Weisse und schwarze segel erwähnt Heinr v. Freibergs Trist. 6345 fgg.

S. 367] Anm. 6: *Rüdegêr der gap duo Eines lôrboumes zwî Einem garzûn
der stuont dâ bî Und hôrte gar diu mære Waz in enboten wære* Bit. 9932. —
Anm. 10: „*Neinâ, werder grâve, du solt mîn bote sîn*". *Einen valken saxte im
ûf die hant die edel kaiserîn* Wolfd. D. VIII, 203, 1. *Er wolte in mit gewalte
ûz dem satel geworfen hân. Dô er im kam sô nâhe, des vogels wart er gewar:
Den sper warf er umbe, der edele fürste klâr* ebd. 205, 2. — Auf andere weise
deutet Wâlwein dem Lanzelet an, dass er nicht mit ihm kämpfen will (Lanz. 2381 fgg.).

S. 368] Anm. 4: (Karl) *nam zo eme eynen rittere Ind machden sich wen
myssagere Ind heyngen eynen schilt umb gekert Vp eren ruck vnuerueirt Ind geyn
gen ane lancien do Der stat zo Agune zo. Also plagen de boden zo der zyt Er
botschafft zo done ane nyt* Karlm. 348, 40.

S. 409] Bei der von Schultz anm. 5 angeführten stelle aus der Krone (1173
fgg.) ist wol das „*don enmohten*" am anfange nicht zu entbehren, um das citat ver-
ständlich zu machen. Übrigens ist hier von der bezwingung der Ginover die rede
und die gleichsetzung des *igel* mit dem *priapus* stüzt Schultzens auffassung, dass
der igel dieselbe maschine sei, wie der widder; vgl. *priapus* als bezeichnung des
widders bei Schultz oben anm. 4.

S. 437] Kam ein feindlicher krieger zu nahe an die mauer der belagerten stadt
heran, so suchte man ihn mit *krapen* (krapfen) zu fassen und herauf zu ziehen. So
wird Orendel gefangen (Orend. 2353 fgg.).

S. 450] Über die plünderung seitens der soldaten vgl. noch Des Teufels Netz 7290 fgg.

S. 454] Nach einer stelle im jüngeren Titurel (5873) gibt Schultz schlechtweg an: „Der könig schwur bei seinem barte, und dieser eid galt als unverletzlich". Das ist in dieser algemeinheit sicher unrichtig, vgl. *Von Britanien Fanisôr, Der ûf sîme hoibte swôr Zu dînste dem von Engelant* Dêmant. 9921; *So is he di werde Achilant, Di ûf sîne krônen swôr Sînre amîen, dô he vôr Ûz sîme rîche in Engelant, He wolde or dînest tûn bekant* ebd. 9880; *Ich swûr und lobete ome dô, Dô he mir clagete sîne nôt, Des werdin Dêmantînes dôt: Den swûr ich ûf die crônen mîn. Di eit môz gehalden sîn, Daz sî mir lîb adir leit* ebd. 6064. Den schwur bei dem barte tut noch der kaiser Cosdrôas (*er swuor bî sînem barte* Eracl. 5178) und Otto mit dem barte (*swaz er bî dem barte geswuor, Daz liez er allez wâr* Otte 6). — Das richtige in Schultzens anschauung scheint mir in folgendem zu bestehen: Man schwört im algemeinen bei einem höheren; gott schwört bei sich selbst. Und so mag es auch kommen, dass — ein abglanz göttlicher würde — die könige bei sich selbst, bei einem teil ihrer person und einem attribut ihrer herschaft schwören.

S. 470] Aus anm. 7 geht nicht hervor, dass die kirchenglocken beim begräbnis, sondern nur dass sie beim todesfall, wie noch heute vielfach, geläutet wurden.

HALLE A. S., AUGUST 1890. JOHN MEIER.

Die sprachwissenschaft, ihre aufgaben, methoden und bisherigen ergebnisse von **G. v. d. Gabelentz.** Leipzig, T. O. Weigel. 1891. XX und 502 s. gr. 8. 14 m.

Dem werke, über das wir hier berichten, wird es versagt bleiben, beurteiler zu finden, welche mit der über die erde reichenden sprachkentnis des verfassers wetteifern könten. Aber doch darf und muss auch von dem an solchem massstabe bemessen engen standpunkte der indogermanischen linguistik aus der versuch gemacht werden, den vielseitigen inhalt des buches zu würdigen; oder sagen wir für unser teil lieber: einige bruchstücke dieses inhalts, wie sie eben den interessen des besprechenden nahe liegen. Mögen andere von andern seiten her das ihrige beitragen!

Der verfasser erzählt einmal, wie sein vater ihn gewöhnt habe, kein unnützes buch zu lesen: in derselben zeit könne man eine neue sprache hinzulernen, und davon habe man mehr![1] In dem bilde der sprachwissenschaft, welches v. d. Gabelentz hier entwirft, nimt denn auch die technik des lernens und übens tiefer stehender sprachen, von denen nur etwa ein stück bibelübersetzung oder dgl. vorliegt, breiten raum ein. Wie man seine collectaneen anlegen soll, papier nicht sparen, deutlich aber klein schreiben: über diese und ähnliche dinge wird — gelegentlich nicht ohne eine gewisse breite, die man überhaupt in dem buche wahrnimt — praktischer rat erteilt. Dann wie elementargrammatiken und wie kurze grammatische vorschulen

1) An dies wort klingt eine stelle des buchs an (s. 184), die mir zu charakteristisch scheint, um sie zu übergehen. Der verfasser wirft die frage auf: gesezt es gelänge, die ursprache der Indogermanen in aller volkommenheit herzustellen, was wäre damit gewonnen? Die erste antwort lautet recht bescheiden: „Man hätte zu tausend bekanten sprachen noch eine tausend und erste". Dann folgt freilich noch eine zweite und dritte antwort. Aber ich bezweifle, dass unter den erforschern indogermanischer sprachen ein einziger auf jene erste verfallen sein würde.

aussehen sollen, wie man es mit paradigmen und übungsstücken zu halten ha viel recht zutreffendes und gesundes, dazwischen freilich gelegentlich eine übe raschende wunderlichkeit[1].

Die erforschung der fernen und weiten sprachgebiete, auf denen die tätigk des verfassers sich überwiegend bewegt, steht nun offenbar unter bedingungen, welc die entwicklung der exakten methoden sprachgeschichtlicher untersuchung, wie indogermanistik sie auszubilden bemüht ist, wenigstens in der gegenwart we begünstigen. Hier liegt, wie mir scheint, die hauptsächlichste schwäche des buc Es ist überaus reich an geist- und phantasievollen, aus sinniger anschauungsk erzeugten beobachtungen über die verschiedensten gebiete des sprachlebens; aber genug vermisst man — wenigstens in bezug auf die behandlung der mehr körp lichen seite der sprache, der laut- und formenlehre glaube ich dies behaupten müssen — die energie zielbewusster methode.

Das ganze gliedert sich, wenn wir die einleitenden erörterungen des erst buchs (s. 1—53) bei seite lassen, in drei hauptteile. Zunächst handelt es si (buch II) um die „einzelsprachliche forschung". Es folgt die „geneal gisch-historische sprachforschung" (buch III), endlich die „algemei sprachwissenschaft" (buch IV).

Die einzelsprachliche forschung hat (s. 60) „die sprache nur so, aber au ganz so zu erklären, wie sie sich jeweilig im volksgeiste darstelt". „Dies volk han habt seine sprache ohne rückwärts, auf ihre vorgeschichte, oder seitwärts, auf ih dialekte und auswärtigen verwanten zu schauen; alle faktoren, welche die richti handhabung der sprache bestimmen, liegen lediglich in dieser sprache selbst, wol also aus ihr heraus begriffen sein" (s. 61). Begriffen? Wie will es beispielswe eine grammatik der homerischen sprache anfangen, nur aus dieser heraus es begreifen, wenn neben dem präsens *θείνω* eine reihe anderer formen stehen, welc nicht *θ* sondern *φ* haben: *ἔπεφνον*, *φόνος* usw.? Man kann, so lange man sic streng nur innerhalb dieses sprachgebiets hält, wol das betreffende faktum consta tieren und vielleicht noch mehr oder minder wahrscheinlich machen, dass der home rische dichter die zusammengehörigkeit der *θ*-formen und der *φ*-formen noch irgend wie gefühlt hat: aber von begreifen der erscheinung kann doch nur die rede sei sobald man über die homerische und über die griechische sprache hinausgehend di schicksale der indogermanischen velarlaute überblickt[2] — wobei sich auch, beiläufi bemerkt, noch fragen liesse, ob selbst das nackte faktum, dass jene beiden „defe tiven verba" einander so merkwürdig ergänzen (Joh. Schmidt, Kuhns ztschr. XX 168), je bemerkt worden wäre, wenn nicht eben betrachtungen der vergleichend lautlehre auf dasselbe hingeführt hätten.

Wenn wir übrigens unter v. d. Gabelentzs beispielen von grammatischen da stellungen einer einzelsprache neben dem von ihm (s. 22 fg. 116) stark überschätz Pāṇini — welchen man mit den heutigen doch nicht in reih und glied stellen solte! -

1) So s. 94: da es zur wissenschaft gehöre, seine lehren auch zu beweisen, so sei es zu tade wenn selbst in ausführlichen grammatiken der nachweis vermisst werde, „dass die und die formen v schiedenen klanges, z. b. *dicat* und *amet*, gleichwertig, jene, obschon von gleichem klange, wie di *amat; dolet*, *amet*, verschiedenwertig sind". Solchen anforderungen müsse genüge geschaft werd möge es noch so viel kopfzerbrechens kosten. „In der tat scheint die philologische grammatik se aufs krümelsuchen angewiesen. Nun wird sie nicht murren, wenn ihr eine neue aufgabe gestelt wi eine philosophische im grossen stile."

2) Der anerkennung dieser sachlage verschliesst sich übrigens auch der verfasser an manc stellen seines buchs (z. b. s. 149) keineswegs.

auch der griechischen grammatik Brugmanns begegnen (s. 119), so hätte der verfasser, der dieselbe dem leser im gegensatz zu didaktischen grammatiken als beispiel einer kritischen grammatik vorführt, durch etwas eingehendere betrachtung dieses werks wol auf die bemerkung geleitet werden müssen, wie gar nicht „einzelsprachlich" doch im grunde eine solche einzelsprachliche grammatik, sobald sie ihre aufgabe bis in die tiefe verfolgt, ist und sein kann.

Aus der beschränkung auf den zustand der einzelnen sprache zu einer gegebenen zeit führt uns das dritte buch in die weiten der „genealogisch-historischen sprachforschung". Wird nicht hier, wo die sprachen als im fluss geschichtlicher entwicklung sich wandelnde wesenheiten erscheinen, vor allem von den grossen mächten die rede sein, welche das anderswerden der sprachen beherschen, von lautwandel und analogie? Zuvörderst nicht, sagt uns der verfasser. „Es handelt sich hier zuvörderst nicht um „prinzipien der sprachgeschichte", wie sie Paul in seinem so betitelten buche und früher Whitney (Life and Growth of Language) dargestelt haben" (s. 145). Also, wenn nicht zuvörderst, so später? Nicht doch, sondern in der darstellung der genealogisch-historischen sprachforschung überhaupt nicht. „Die entdeckung solcher algemeiner grundsätze", fährt v. d. Gabelentz fort, „gehört weder der einzelsprachlichen noch der historisch-genealogischen forschung". Also wir sollen damit auf buch IV, die „algemeine sprachwissenschaft" warten? Was sollen wir nun in buch III? „Der zweig der sprachforschung, der uns hier beschäftigt, hat es zunächst mit den trockensten einzeltatsachen zu tun: sind die sprachen A und B mit einander verwant, und in welchem grade? gibt es dieses wort oder jene form in der und der sprache oder in der und der zeit der sprachgeschichte? wie lautet es da? welche gesetzmässigkeit herscht in den lautlichen abweichungen?" Wie denn, wir sollen doch schon hier darüber bescheid wissen oder lernen, wie man fragen zu beurteilen hat, welche die gesetzmässigkeit des lautwandels betreffen? Eben war doch gesagt worden, dass die betreffenden grundsätze anderswohin gehören. So geht dem leser das gefühl, in klar und scharf bezeichneter bahn sich vorwärts zu bewegen, verloren — ich muss hinzufügen, hier wie an vielen stellen des buchs.

In der tat ist nun schliesslich von den „sprachlichen mächten" bereits in der abteilung von der genealogisch-historischen sprachforschung die rede (s. 191 fgg.). Ich hebe die besprechung des lautwandels hervor. Man sieht sehr deutlich, wie an den discussionen über die hier einschlagenden fragen, welche in den lezten 15 jahren die indogermanische linguistik so leidenschaftlich bewegt haben, die belesenheit des verfassers keineswegs vorübergegangen ist, wie dieselben aber sein eigenes denken doch kaum in der tiefe berührt haben. v. d. Gabelentz erkent das ausnahmelose wirken der lautgesetze in gewisser weise an: d. h. er will dasselbe gelten lassen „nicht als dogma, geschweige denn als bewiesenen lehrsatz, sondern nur als ein methodologisches princip, das besagt: denke, es wäre so; richte deine forschungen darnach ein; beruhige dich nicht, ehe du das lautgesetz oder den grund, warum es im einzelnen falle durchbrochen scheint, entdeckt hast: dann gehst du so sicher, wie es nach lage der sache möglich ist" (s. 200). Aber wenige zeilen später lesen wir: „Lautverschiebungen greifen nur almählich um sich, nicht nur in örtlicher, sondern auch in sachlicher hinsicht" — beispiel: *et*, *dat*, *wat* der niederrhein. mundart, die sonst das *s* angenommen hat. Also doch eine lautliche bewegung, die einen laut zu einem teile der wörter ergreift, vor einem andern teile halt macht? Ist das nicht, ruhig und ohne alles widerstreben oder weiterstreben, die anerkennung gerade von eben vorher gesagt war, dass wir uns dabei nicht beruhigen sollen?

Paul hat sich bei dem *dat, wat* weniger leicht beruhigt; er hat bemerkt, dass die ausnahmen ein beweis gegen die consequente wirkung der lautgesetze sein würde wenn sich nicht eine formel dafür finden liesse, wodurch sie auf eine rein lautlic ursache zurückgeführt werden. Diese formel hat er dann gesucht und vielleic gefunden (PBr., Beiträge VI, 554). Dass dies v. d. Gabelentz bekant sei, würde mi an sich nicht verlangen. Aber wenn er zum beweise für ein die fundamente unsr wissenschaft berührendes princip, welches die indogermanistik in schweren kämpf überwunden zu haben glaubt, sich nun einmal auf germanistische details beruf will — hatte er da nicht die pflicht, sich das terrain genauer anzusehen? Zu d deutschen spracherscheinung fügt er dann noch eine japanische: im japanischen la sich beobachten, wie seit einem jahrtausend die neigung, unbetonte mit *m* ode anlautende silben in *u* zu verwandeln, immer neue opfer fordere. Ich kann nat lich über diese erscheinung nicht mitreden. Aber ich meine, dass wir aus ihr die wissenschaftliche methode vorläufig nichts lernen. Die erforschung des japa schen hat offenbar noch ein weites stück weges vor sich, bis ihr zeugnis in pr cipienfragen der lautgeschichte etwas entscheiden, ihre etwaigen miserfolge unser v trauen auf die consequenz der lautlichen entwicklung irgend erschüttern könten[1].

„Und so ist“, fährt v. d. Gabelentz weiter fort, „wol nirgends die möglich schlechthin zu verneinen, dass lautverschiebungen an gewissen stellen ins stock geraten, anderwärts weiter gedrungen seien, dass sie wol auch nach langen paus wie atavistische anlagen von neuem zum durchbruch kommen“. Die lezten wor dem anschein nach im tenor des vorhergehenden sich weiterbewegend, berühren der tat einen völlig neuen punkt. Mag man es glauben oder bestreiten, dass d lautwandel vor gewissen worten oder wortklassen halt macht: niemand kann leugne dass die wirkung eines lautgesetzes in zeitlichen grenzen eingeschlossen sein[2], u dass ein abgelaufenes lautgesetz in einem späteren zeitalter von neuem zur geltu kommen kann. Als beispiel wählt v. d. Gabelentz eine von ihm selbst aufgestel hypothese (s. 201). Der italienische übergang von auslautendem *s* in *i* (in fällen w *noi, poi* usw.) könne das aufleben einer erscheinung aus indogermanischer urze sein, wo sich dann die nominative plur. mit dem *i*-suffix, skr. *te*, lat. *equi*, g ἵπποι neben den auf *s* ausgehenden wie skr. *aśvās* erklären würden, vielleicht auc — mit hilfe des reflexivpronomens — die auf *i* ausgehenden medialendungen de skr. und griechischen. Ich weiss nicht, ob die sprachgebiete, in welchen v. d. Gabe lentz vorzugsweise zu hause ist, materialien für die in rede stehende erscheinung de „atavismus“ darbieten, über welche orientiert zu werden dann auch dem indoge manisten lehrreich sein könte. Aber ich glaube, dass, wenn er einmal sein beispi

1) Wenn v. d. Gabelentz s. 200 sagt, des unerklärlichen werde immer genug bleiben, imm werde es vorkommen, dass uns die lautgesetze einmal im stich lassen, ohne dass wir erklären könte was sie durchbrochen habe, so wird dem wol auch der hofnungsreichste optimist kaum widersprech Aber ich halte es für bedenklich, wie v. d. Gabelentz tut, hier exemplificierungen zu versuchen: woran kö nen wir es denn irgend einer noch so dunklen lautlichen erscheinung ansehen, dass ihre erklärung nic gelingen wird, vielleicht morgen, vielleicht in ferner zukunft? Und schon heute ist man weiter a v. d. Gabelentz meint; das gesetz z. b., nach welchem das englische bald das harte, bald das weiche hat (s. 200), gehört keineswegs mehr zu den ungelösten problemen; siehe Morsbach, Über den urspru der neuenglischen schriftsprache, s. 90 (ich verdanke den hinweis hierauf der güte G. Sarrazins).

2) Der gesichtspunkt der zeitlichen begrenzung der lautgesetze komt übrigens bei v. d. Gabelen so gut wie gar nicht zur geltung. In der s. 196 fg. gegebenen übersicht über die fälle, in welchen lau gesetze scheinbare, aber eben nur scheinbare ausnahmen zulassen, vermisse ich den so unendlich hä figen, dass der laut, welcher durch ein lautgesetz gewandelt sein müste, in der tat aber nicht gewa delt worden ist, sich an der betreffenden stelle erst nach ablauf dieses lautgesetzes entwickelt hat.

dem indogermanischen gebiet entnehmen wolte, er in bezug auf die methode lautgesetzlicher forschung strengere massstäbe hätte anlegen müssen.

Sehr deutlich treten ähnliche mängel auch in dem kapitel über den sandhi hervor (s. 203 fgg.), welchen begriff v. d. Gabelentz als „jeder art gegenseitige beeinflussung von lauten oder betonungen“ fasst. Auch hier arbeitet er überwiegend mit indogermanischen materialien, und es kann wol vermutet werden — ich selbst habe hierüber kein urteil —, dass die indogermanischen sprachen eben die einzigen sind, in welchen der gegenwärtige stand der wissenschaft tieferes methodisches eindringen in das wesen der sandhierscheinungen, ein einigermassen sicheres sondern der mannigfaltigen strömungen, die hier zusammengeflossen sind, ermöglicht. Wie weit aber bleibt hier v. d. Gabelentzs darstellung an schärfe und feinheit in der behandlung der principiellen fragen sowie an volständigkeit in der aufführung auch nur der hauptsächlichsten erscheinungstypen hinter dem von andern erreichten zurück! Dass das wenige, was er hier von tatsachen der entlegeneren sprachgebiete aufführt, den indogermanisten etwas bietet, scheint mir kaum; handelte es sich aber darum, den erforscher jener gegenden der linguistik durch die darlegung indogermanistischer methode und resultate anzuregen, so hätte diese aufgabe meines erachtens eine wesentlich volkommenere lösung zugelassen.

Ich habe etwas länger bei einigen abschnitten des kapitels von der „genealogisch-historischen sprachforschung“ verweilt, in welchen grundfragen der sprachgeschichte so zu sagen nach deren körperlicher seite zur behandlung kommen. Ich begnüge mich mit einem kurzen hinweis auf die abschnitte von der analogie (s. 210 fgg.), über den bedeutungswandel mit den ihn bewegenden mächten (s. 225 fgg.) und über die einflüsse des verkehrs und der sprachmischung (s. 254 fgg.).

Das vierte buch, „die algemeine sprachwissenschaft“ (s. 292—466), hat es überwiegend mit fragen der sprachpsychologie zu tun — erörterungen, deren eingehende würdigung ich berufeneren überlassen muss. Ich hebe nur den vom verfasser etwas eigentümlich benannten abschnitt „sprachwürderung“ hervor (s. 371 fgg.), den versuch einer wertbestimmung der sprachen und der gewinnung von rückschlüssen aus ihnen auf die geistesart der nationen. Man findet hier einen reichtum feiner bemerkungen und treffender charakteristiken. Wenn die kühnheit, mit welcher der verfasser vorgeht, von zügen der wilkür nicht frei ist, wie könte das bei fragen dieser art anders sein, wo für jetzt nur ahnungen in kühnem fluge zu zielen hinstreben können, denen in dem bedächtigen gange exakten forschens sich anzunähern vielleicht der wissenschaft ferner zukunft vorbehalten sein mag?

KIEL. H. OLDENBERG.

The Monsee Fragments, newly collated text with introductions, notes, grammatical treatise and exhaustive glossary .. by **George A. Hench.** Strassburg, Trübner. 1891. XXV und 212 s. 5 m.

Das bedürfnis, Massmanns ausgabe der fragmente durch eine neue abzulösen, haben schon hinlänglich die neuen collationen erwiesen, die seitdem einzelnen bruchstücken zu gute gekommen sind. Hench hat zum ersten male wider den ganzen bestand zusammengefasst und, wie zu erwarten war, sich auch da, wo ihm Scherer, J. Haupt und Weinhold vorgearbeitet hatten, die gewähr eigener prüfung nicht ent-

Seine ausgabe bietet naturgemäss eine bereicherung des textes, da er ja die erst nach Massmann veröffentlichten blätter mit einbeziehen konte; aber auch gegen Weinhold bringt er für Isidor neues material bei (blatt XXXVI).

Wichtiger scheint mir die entzifferung einzelner neuer worte an anderen stellen und vor allem die feststellung einzelner wortfragmente, wodurch verschiedene conjekturen teils gestüzt[1], teils beseitigt werden[2], namentlich da in dem zeilengetreuen abdruck auch die lücken räumlich präcisiert sind[3].

Derartige ergebnisse greifen oft über die conjekuralkritik hinaus in andere gebiete über. So ist es z. b. für die syntax von interesse, dass in XXXII, 11 die lesart *ist galesan* für *legitur* gegen Weinholds conjektur *uuirdit galesan* graphisch gesichert ist; vgl. auch *Daer* in VI, 10 für *qui* gegen *so er* in Müllenhoffs Sprachproben u. a. Ebenso kann es für syntax und formenlehre wert gewinnen, dass in XV, 28 die lesart *habest* der Sprachproben nicht gestüzt ist, dass vielmehr das manuscript *habes* zeigt.

Die selbständigkeit des herausgebers zeigt sich aber auch in änderungen, zu denen er ohne handschriftliche grundlage gelangt. So hat z. b. in XXVIII, 22 seine lesung *dodh* gegenüber *doch* bei Massmann und *joh* in den Denkmälern alle wahrscheinlichkeit für sich, namentlich, wenn man XXXIX, 12 zum vergleich heranzieht, wo auch die Denkmäler (172, 2) *dodh* lesen. Auch *inferne* XXVIII, 23 und *Alle* XXIX, 2 dürfen als verbesserung gelten, während der conjunctiv *sii* in XVII, 8 gegenüber dem indicativ bei Braune (Ahd. lesebuch s. 22 nr. 5 z. 6) mindestens hätte begründet werden müssen.

Auf Massmann ist Hench gegenüber neueren emendationen, wenn ich richtig beobachtet habe, nur einmal zurückgegangen: XXVIII z. 13 *Loboen truhtin alle liuti deotun enti so selb inan loboen alle liuti* (Laudate dominum omnes gentes et commendate eum omnes populi). Die handschrift zeigt hinter *so selb* ein verblasstes *so*, auf welches gestüzt die Denkmäler *so selb* relativisch aufgefasst hatten und somit an *enti* nicht festhalten konten. Hench bemerkt, dass die tinte dieses blattes sich in so unverminderter frische erhalten hat, dass die verblasste farbe von *so* der rasur oder ähnlichem zuzuschreiben, die partikel also jedesfals zu eliminieren sei. Dann steht auch der Massmannschen lesung nichts mehr im wege.

Verdienste hat sich der herausgeber vor allem auch um den lateinischen text erworben, in erster linie beim Matthäusevangelium (vgl. einl. XIV—XX), dessen lateinische vorlage dem codex Amiatinus zunächst komt, jedoch mit so bedeutenden abweichungen, dass dem syntaktiker grosse vorsicht geboten ist in allen den fällen, in denen uns die fragmente nur den deutschen text erhalten haben.

Was nun den abdruck des deutschen textes betrift, so bezeichnet ihn der herausgeber selbst als einen diplomatisch-kritischen (einl. XXV). Diplomatisch ist er insofern, als die zeilen und die zwischenräume zwischen einzelnen worten und wortteilen festgehalten wurden, ebenso wie die interpunktion, die abkürzungen und das schwanken zwischen grossen und kleinen buchstaben; kritisch insofern, als schreibfehler verbessert, offenbare lücken ergänzt und conjekturen eingefügt wurden, wo sie auf wahrscheinlichkeit anspruch machen konten und syntaktisch erforderlich waren. Compromisse werden niemals alseitig befriedigen, namentlich die von Hench wider

1) Vgl. XXV, 10 gegen Braune, Ahd. lesebuch s. 23 nr. 8 z. 2. Vgl. vor allem X mit Braune s. 20.
2) Vgl. V, 1 gegen Braune s. 18 z. 21; XXVIII, 15 (haret) gegen MSD.[2] 166 (4, 4).
3) Vgl. z. b. XXVI, 17 gegen MSD.[2] 165, 4.

eingeführte zerreissung der wörter dürfte neben so einschneidenden eingriffen, wie sie der kritiker sich erlaubt, befremden. Nach dieser seite hätte wol eine probe genügt (wie sie das facsimile in der tat bietet), um ein bild der schreibergewohnheiten zu geben. Der vorwurf der inconsequenz wird hier schwer zu umgehen sein; wir begreifen nicht, warum der herausgeber, der schreibfehler zu verbessern verspricht und in VII, 24 das eine *za imo* ausstreicht, daneben das halb angefangene *h* nach *quad* wider einführt; wir wundern uns auch über die rückkehr zu *kebem* statt *kebom* in XVII, 8. Auch *gauueridont* in XXIX, 5, die auslassung von *so* in XXXV, 23, von *azantuuurtin* in XXXIX, 28 und die lücke in XXXIII, 5. 6 muss befremden. Bei *uuarnissu* in XXIX, 16 hätten wir wenigstens auseinandersetzung mit MSD., die *uuaarnissu* lesen (s. 167, z. 11), erwartet.

Einfache druckfehler sind wol *meistar* in XXIX, 1 und die zahl „9“ in den anmerkungen (s. 84) zu *gauueridon* XXIX, 5.

Wie schon im titel angedeutet, gibt unser herausgeber auch anmerkungen, grammatik und glossar, sowie eine einleitung.

Am wenigsten gelungen ist die einleitung. Wie es dem herausgeber schon nicht glückte, in dem ersten abschnitte „History of the manuscript and editions“ seine eigene leistung gegen rückwärts abzugrenzen, so hat er es auch nicht verstanden, durch die „description of the manuscript“ ein anschauliches bild von dem codex zu geben. Vor allem führt uns die schwankende terminologie irre. Auf seite IX werden die blätter des codex bald „pages“ bald „leaves“ bald „folios“ genant, was um so mehr verwirt, als am einzelnen blatte die vorder- und die rückseite textlich eine getrente rolle spielen und als die gleichen zahlen bald auf das einzelne blatt, bald auf quaternionen bezug nehmen. Ausserdem wird bald nach dem jetzigen bestand, bald nach dem früheren gerechnet; das ist um so störender, weil wir nicht etwa auf seite IX, sondern erst später aus dem texte ersehen können, dass beide bestände sich nicht decken. Vielmehr lag blatt I (bei Hench) früher etwa in der mitte des vierten quaternio; blatt IV und X konten deshalb die äusseren blätter eines quaternio bilden, weil zwischen IX und X (bei Hench) ein blatt (x) fehlt.

Die anmerkungen enthalten nur textkritischen apparat; da der abschnitt „Grammatical treatise“ nur laut- und formenlehre behandelt, so wäre die syntax bei solch einer fundgrube für syntaktische beobachtungen, wie es die fragmente sind, ganz leer ausgegangen[1], wenn sie nicht im glossar wenigstens gestreift würde. Blieb so die syntax unberücksichtigt, sind ebenso für die „notes“ die anregungen, die in den anmerkungen zu Müllenhoffs und Scherers Denkmälern so reichlich ausgestreut sind, unwirksam geblieben, so ist andererseits die laut- und formenlehre zu breit geraten. Sie greift über den kreis der Monseer fragmente hinaus durch mitteilungen, die weder neu sind noch dazu sich eignen, die eigenart der fragmente zu beleuchten. Was sollen phonetische mitteilungen, wie die auf s. 102 und s. 113, wenn sie ausser allem bezug stehen zur graphischen widergabe?

Dankenswert dagegen ist die breite nach ihrer statistischen seite hin. Das ganze material, das hier zusammengetragen ist, in erster linie auch die doppelvokale als längebezeichnungen und die graphischen schwankungen der lateinischen worte bieten solide stützpunkte für andere forscher. Die „conclusion“, die Hench seinem grammatikalischen abriss anhängt, wird teilweise durch seinen späteren fund (vgl.

1) einzige syntaktische bemerkung in s. 110 „*Ana* does not occur .. in its function as pre-

s. XXIV und XXV) erschüttert, wonach der eine schreiber, der die gesamten frag-mente geschrieben hat, verschiedene vorlagen hatte, bei deren einer er die reihen-folge änderte, um das Matthäusevangelium an die spitze zu stellen. Nicht nur die bald grössere bald geringere sorgfalt des abschreibers, sondern auch die verschieden-heit der originale hat also die graphischen schwankungen bedingt, die zwischen Baiern und Rheinfranken lavieren.

Die beziehungen unserer fragmente zum Isidorübersetzer eingehender zu untersuchen, hat sich Hench vorbehalten, und wir dürfen erwarten, dass sich die gründlichkeit und der hingebende eifer, mit denen der herausgeber bis jezt die for-melle grammatik und die textkritik behandelt hat, nun auch der syntax und der sti-listik zu gute kommen mögen.

HEIDELBERG, JANUAR 1892. H. WUNDERLICH.

Die rätsel des Exeterbuches und ihr verfasser von **Georg Herzfeld.** Ber-lin, Mayer & Müller. 1890. 72 ss. 2 m.

Mit gewissenhafter berücksichtigung der einschlägigen litteratur nimt Herzfeld nochmals die frage auf, ob die rätsel des Exeterbuches von Cynewulf verfasst seien. Nach bekantem schema vergleicht er in gründlicher weise die rätsel mit den anderen werken Cynewulfs und es ergibt sich ihm als das A und O seiner untersuchungen die überzeugung, dass die rätsel mit grosser wahrscheinlichkeit Cynewulf zuzuschrei-ben sind. Mit einer ausnahme: das vielumstrittene erste rätsel trent er von der rätsel-samlung, indem er es nicht als rätsel, sondern mit Bradley als einen drama-tischen monolog auffasst, den er Cynewulf abzusprechen geneigt ist (s. 64 fgg.). In einem nachtrag (s. 71 fg.) nimt er noch stellung zu der von Sievers neuerdings (Angl. XIII, 1 fgg.) geäusserten ansicht, dass die rätsel vor Cynewulfs zeit entstanden seien. Er ist von der stichhaltigkeit der gründe, welche Sievers entwickelt hat, nicht überzeugt.

Herzfelds untersuchung ist mit grossem fleisse durchgeführt. Gleichwol habe ich nach dem studium derselben das gefühl, dass wir durch sie der erkentnis der wahrheit nicht näher gekommen sind. Ich halte diese ganze, hauptsächlich auf übereinstimmungen im wortschatze und in stilistischen und metrischen gepflogenhei-ten begründete forschungsmethode für verfehlt, in erwägung des formelhaften wesens der altenglischen poesie. Um auf diesem gebiete zu einigermassen sicheren, die chronologie der dichtungen aufhellenden ergebnissen zu gelangen, müssen wir gewiss auf dem von Sievers betretenen wege rein sprachlicher kritik weitergehen. Ich gestehe, dass Sievers' argumente gegen die annahme, dass Cynewulf die rätsel gedichtet habe, für mich mehr überzeugendes haben, als alle die fein ausgearbeiteten zusammenstellungen Herzfelds, die zu gunsten der autorschaft sprechen sollen.

Dass Herzfelds ausführungen im einzelnen viel gutes bringen, möchte ich zum schluss nochmals betonen. Besondere beachtung scheint mir die von ihm neu gebo-tene lösung des 51. rätsels (s. 69) zu verdienen.

MÜNCHEN, MÄRZ 1891. E. KOEPPEL.

Geschichte der deutschen dorfpoesie im 13. jahrhundert. I. Leben und dichten Neidharts von Reuenthal. Untersuchungen von **Albert Bielschowsky.** (Sonderabdruck aus Acta Germanica II, 2). Berlin, Mayer und Müller. 1891. VIII und 294 s. 9,50 m.

Hans Heselohers lieder. Von dr. **August Hartmann.** Erlangen, Fr. Junge. 1890. (Separatabdruck aus der festschrift für Konrad Hofmann. Romanische forschungen V, 2). 70 s. gr. 8.

Zwei verdienstliche beiträge zur frühesten und spätesten geschichte der „höfischen dorfpoesie". Diese bekantlich durch Lachmann eingeführte benennung der durch Neidhart begründeten dichtungsgattung möchte Bielschowsky allerdings am liebsten aus unserer litteraturgeschichte verbannen, weil nach seiner meinung nur der kleinere teil von Neidharts liedern für die hofgeselschaft, der grössere für das dorfpublikum bestimt war (s. 250 fg.); Lachmann habe jenen namen mit besonderer rücksicht auf eine strophe gewählt, welche Haupt mit recht für unecht erklärte. Aber erstens bedarf die litteraturgeschichte einer bestimten bezeichnung für die ganze gattung, für die „unechten", von nachahmern Neidharts herrührenden strophen und lieder so gut wie für die von ihm selbst verfassten; zweitens tragen doch auch die nach Bielschowskys ansicht für die bauern bestimten gedichte Neidharts keineswegs einen rein dörflichen charakter, sondern sie verraten deutlich genug den ritterlichen stand des verfassers, auch seine vertrautheit mit der technik höfischer kunst. Die mischung dieser verschiedenen elemente, die in der einen oder anderen weise schliesslich überall in diesen gedichten hervortritt, lässt entschieden die beibehaltung der einmal eingebürgerten Lachmannschen benennung zweckmässig erscheinen.

Des verfassers stellung in dieser frage hängt nun schon mit einer sehr wichtigen seite seiner schrift zusammen. Es ist ihm ganz besonders darum zu tun, den volkstümlichen ursprung und die volkstümlichen bestandteile der Neidhartschen dichtung aufzuweisen. So werden denn im 1. abschnitt (ursprung der dorfpoesie) Neidharts reien aus der frühlingsfeier, insbesondere aus den dabei gesungenen, mit tanz verbundenen liedern der mädchen abgeleitet, im dritten (inhalt der sommerlieder) die charakteristischen eigenheiten ihres inhaltes damit in zusammenhang gebracht. Im vierten kapitel tritt uns aus der behandlung der form der sommerlieder insbesondere die volksmässige einfachheit ihrer syntax, die schlichtheit und sparsamkeit ihrer poetischen mittel im gegensatz zu den höfischen lyrikern vor augen. Im 6. werden als das publikum der sommerlieder die bauern bezeichnet, zu deren frühlingstänzen die reien gedichtet und gesungen wurden; nur ganz ausnahmeweise fasste Neidhart bei ihnen eine höfische zuhörerschaft ins auge. Für die bestimmung der reihenfolge der sommerlieder (kap. 7) gilt der grundsatz: je volkstümlicher um so älter, je höfischer um so jünger; und ihre metrik (kap. 13) zeigt in der unteilbarkeit oder zweiteiligkeit der strophen, in der grösseren einfachheit der reime und in dem einflusse des vierhebungstypus, dass sie auf volkstümlicher tradition ruht; die „Otfridstrophe" ist schliesslich die gemeinsame grundlage ihrer verschiedenen formen.

Dem gegenüber verraten nun die winterlieder viel nähere berührung mit der höfischen poesie, aber daneben ist doch auch in ihnen der zusammenhang mit dem volksleben und der volksdichtung nicht zu verkennen. Bei zusammenkünften der männer im winter soll es sitte gewesen sein, einerseits eine poetische beschwörung oder verwünschung des winters, andrerseits aber auch spotlieder zu singen;

später kamen beide geschlechter zu gemeinsamer unterhaltung zusammen, auch zum tanze, der aber hier nicht die rolle spielte wie beim frühlingsfest und, eben weil er späteren ursprunges war, sich in höfischen formen bewegte. Alle diese umstände haben ihre spuren in Neidharts winterliedern hinterlassen, die, in der höfischen dreiteiligen strophe gebaut, teilweise, aber keineswegs durchweg, für den tanz bestimt sind, die winterklage und die verspottung von männern enthalten, die frauen dagegen ganz in den hintergrund treten lassen (s. 23 fgg.). Dies verhältnis höfischer und volkstümlicher bestandteile und beziehungen wird nun, unter besonderer betonung des unterschiedes von den reien, nach allen seiten hin an den winterliedern in einer der erörterung über die sommerlieder genau entsprechenden kapitelreihe dargestelt, und in einem besonderen abschnitte wird noch der nachweis hinzugefügt, dass nicht der mindeste anlass zu der mehrfach vorgebrachten annahme vorliegt, Neidharts dichtungen, insbesondere die winterlieder, seien durch die altfranzösische pastourellenpoesie beeinflusst.

Der inhalt der reichhaltigen schrift ist damit noch nicht erschöpft. In den angedeuteten kapiteln komt natürlich ausser dem punkte, den ich als besonders charakteristisch hervorhob, noch mancherlei anderes zur sprache; zwei parallelkapitel über den bau der reien und der winterlieder (V und X) behandeln die einzelnen teile der dichtungen und ihre innere verknüpfung, sowie die frage nach ihrer vollständigkeit und nach der zusammengehörigkeit der einzelnen strophen eines tones; ein anderes kapitel (II) ist dem leben Neidharts gewidmet. Alles das ist woldurchdacht, und es wird auf grund eingehender prüfung des dem verfasser zu gebote stehenden materials und der arbeiten anderer in ansprechender form, ohne die belie[bte] tuerei und effekthascherei dargestelt. Manches hätte sich freilich bei etwas wenig[er] schematischer anlage des ganzen knapper zusammenfassen lassen; noch häufiger hä[tte] eine grössere kürze erzielt werden können, wenn der verfasser zu gunsten beweise[n]der und beweisbarer dinge nichts beweisende und nicht beweisbare überall bei se[ite] gelassen hätte.

Eine strengere sichtung wäre meines erachtens schon bei den im 1. abschnit[t] beigebrachten alten zeugnissen zur frühlingsfeier zu wünschen gewesen; auf tän[ze] und gesänge zur frühlingszeit geht schliesslich nur das capitulare bei Benedict[us] Levita und die nachricht der chronik von St. Trond (s. 4. 5); und auch sie bezieh[en] sich nicht auf den mai, in den nach s. 15 „das hauptfrühlingsfest fält“ und „an d[en] der deutsche natureingang überall anknüpft“.

Ganz ohne grundlage scheint mir die annahme, dass bei den alten frühling[s]gesängen zwischen dem morgenhymnus und dem nachmittags-tanzliede zu scheid[en] sei, und der versuch, gar noch den alten hymnentypus aus Neidharts natureingäng[en] herzustellen (s. 14 fg.). Das gleiche gilt für das „alte winterbeschwörungslied“ s. 2[.] als dessen anfang übrigens nicht ein nirgend belegtes *owê dir sumerwunne* hät[te] reconstruiert werden sollen; Neidhart gebraucht in diesen eingängen niemals das *d[ir]* und MF 37, 18 ist bekantlich nicht, wie Lachmann liest, *so wê*, sondern *so wol d[ir]* *sumerwunne* überliefert, was hier der scheidenden sommerwonne als ein freundlich[er] abschiedsgruss nachgerufen wird, den Reinmar MF 182, 4 der entschwundenen freu[de] nachsendet.

Hat der verfasser vorhin schon mancherlei zeugnisse ohne genügenden gru[nd] auf das rituelle frühlingslied bezogen, so stelt er dasselbe weiterhin entschieden [zu] einseitig als das volkslied κατ' ἐξοχήν hin, wenn er lediglich von ihm die anwend[ung] des natureinganges bei den minnesängern herleitet, im fortbleiben oder in der umg[e]-

altung des natureinganges aber überall eine geflissentliche abkehr vom volkstümlichen sieht. Dass beim Kürnberger eine solche nicht vorliegt, zeigt doch wol sein poetischer stil und sein metrum zur genüge; welch eine kluft liegt nicht zwischen seinen liedern und denen eines Hausen, Morungen, Reinmar! Und doch soll sich bei ihm die „tiefe verachtung, mit der die gute geselschaft des 12. jahrhunderts auf das volkslied herabsah“, ebensowol zeigen wie bei diesen, nur weil in seinen 15 strophen kein beispiel für den natureingang vorkomt. Die verwendung desselben im minneliede hängt aufs engste zusammen mit der von jedem unverknöcherten menschenherzen empfundenen beziehung zwischen der eigenen stimmung und dem leben der natur: freudiges hoffen bei seinem erwachen, wehmut bei seinem absterben. Beim liebenden betrift das natürlich das eine, alles beherschende gefühl; und so ergibt sich von selbst im minnesang die parallele zwischen dem jahrzeitbilde und dem liebesleben. Die voranstellung des ersteren entspricht dem auch sonst in der lyrik wie in der spruchdichtung bemerklichen streben, vom objektiven zum subjektiven, vom algemeingültigen zum besonderen falle zu schreiten; sie ist demgemäss häufig, aber sie ist nicht notwendig. Dabei wird nun die parallele zwischen dem herbstbilde und dem liebeskummer mindestens ebenso früh und ebenso oft angewendet wie die zwischen dem frühlingsbilde und der liebeshofnung und liebeslust; die eine gattung zeigt keinen volkstümlicheren charakter als die andere; und doch würde nur die zweite parallele sich nach den ausführungen des verfassers erklären lassen und mit seiner ansicht, dass die liebeslyrik „allein im frühlingsliede die schwingungen des herzens ertönen liess“, im einklang stehen. — Entsprechen die herzenserfahrungen nicht den stimmungen, die mit der jahreszeit im einklange stehen würden, so wird das als eine abnormität empfunden, und es tritt in dem kontrast zwischen naturbild und liebesleben in die dichterische erscheinung: trotz dem frühling liebesleid, trotz dem winter liebeslust. Und ganz von selbst schliesst sich an diese vorstellungsreihe weiterhin der gedanke: keine frühlingswonne ohne liebesglück, bei liebesglück kein winterleid. Ich halte das nur für ganz naturgemässe variationen jener parallele zwischen natur- und seelenleben, nicht für eine tendenziöse höfische umänderung der allein volkstümlichen einen form. Gibt es wol ein minnelied, von dem man behaupten könte, dass es dem volksliede näher verwant sei als das rührend schlichte *mich dunket niht sô guotes* MF 3, 17? und doch müsten wir es nach Bielschowskys ansicht zu denjenigen gedichten rechnen, deren verfasser, um sich nicht „in den augen der höfischen geselschaft zu kompromittieren, an der form und tendenz des natureinganges so lange herumänderten, bis es kaum noch als kind des volkliedes zu erkennen war“. Natürlich haben die höfischen lyriker, die in den verschiedensten richtungen nach einer bereicherung der poetischen mittel strebten, die längst übliche naturparallele nicht immer wider vorbringen können; und wenn dieser und jener unter ihnen, von dem genug überliefert ist, um ein volständiges bild von seiner kunst zu geben, bei auch sonst erkenbarem streben nach gewählter darstellung den natureingang ganz vermeidet, so darf man da gewiss eine absicht vermuten, die bei der beurteilung seiner stellung zu den volkstümlichen traditionen mit ins gewicht fält. Allein für sich beweist aber die verwendung oder nichtverwendung des natureinganges, seine verwertung als parallele oder als kontrast noch nichts, und in dem umfange und in den formen, in welchen Neidhart ihn gebraucht, gehört er eben zur tanzpoesie, die bei den älteren lyrikern nicht vertreten ist.

Aus dem abschnitte über Neidharts leben hebe ich besonders den wolgelungenen wahrscheinlichkeitsbeweis dafür hervor, dass das lied 101, 20 im herbst 1241

verfasst ist, während mich der versuch, noch spätere bestimte daten für einzelne lieder festzustellen, insbesondere die beziehung des liedes 33, 15 auf die verleihung des königsringes an den herzog im mai 1245, nicht überzeugt hat. — Engelmars vielumstrittenen spiegelraub mit Bielschowsky als eine art pfandnahme aufzufassen, die ihm ein gewisses anrecht an die besitzerin verschafte, hat manches für sich; nur wird man die annahme durch des verfassers erklärung von 48, 20 fg. nicht stützen können. Denn wenn hier das mädchen, welchem Neidhart einen griffel geraubt hat, erzürnt sagt, sie wolle nimmer seinen *treirôs* singen noch nach ihm den reien springen, so kann doch das dem sänger und tanzführer gegenüber nur im eigentlichen sinne gefasst werden, nicht mit Bielschowskys auslegung wie unser „nach jemandes pfeife tanzen“.

Bei der erörterung des inhaltes der sommerlieder fält es auf, dass der verfasser die typische hindeutung auf den unwiderstehlichen dichter nicht zur geltung bringt. Durch sie wurde schon ein stark subjektives element in die reien hineingetragen, welches bei deren charakteristik entschieden berücksichtigung heischt; und der umstand, dass es immer wider gerade der ritter oder knappe ist, der als der auserwählte der bauernmädchen erscheint, scheidet diese lieder denn doch bei allen sonstigen beziehungen genugsam von der poesie der bauern. Denn dass diese selbst in ihren liedern schon vor Neidhart den ritter als den begünstigten liebhaber besungen haben solten, ist eine vermutung des verfassers (s. 112), die wol keine zustimmung finden wird. In den gesang der ditmarsischen bauern ist das motiv sicher erst aus der höfischen dorfpoesie gekommen. Der umstand, dass der volksgesang sich früher s[illegible] gut wie heute aus der kunstdichtung bereichert hat, ist noch lange nicht genu[illegible] gewürdigt. Sehr bemerkenswert ist doch auch, dass der miserfolg in der liebe, d[illegible] verdrängung des dichters durch bäurische nebenbuhler, im winterliede ebenso typis[illegible] ist wie seine unwiderstehlichkeit in den sommerliedern; ja wenn ihm im sommer [illegible] liebesleid widerfahren ist, so beklagt er das doch nicht im sommerliede, sondern i[illegible] winterliede. Die alte naturparallele in ihrer einfachsten form übt hier eine wah[illegible] zwingherschaft aus; gewiss war sie so schon zu einem unveränderlichen motiv in d[illegible] gattung von bauernliedern erstart, an die Neidharts poesie anknüpfte.

Bei der behandlung des inhaltes der winterlieder sind bairische sitten d[illegible] gegenwart s. 189. 191 in glücklicher weise zur erklärung herbeigezogen. Unter d[illegible] berührungen dieser gattung mit der höfischen dichtung werden beziehungen zu M[illegible] rungens liedern hier zuerst nachgewiesen; die belegstellen hätten freilich wideru[illegible] einer strengeren kritik unterzogen werden sollen; es finden sich genug verse unt[illegible] ihnen, bei denen die entlehnung aus Morungen oder auch die entlehnung überhau[illegible] mehr als zweifelhaft ist; zwei stellen sind unrichtig aufgefasst: MF 128, 7 fg. spric[illegible] Morungen nicht von der geliebten, sondern von der höfischen geselschaft; MF 122, [illegible] ist zu *wol ir vil süezer* nicht *lîp* zu ergänzen, sondern *süezer* ist dat. sing. fem.

Bei der frage nach der zusammengehörigkeit der strophen jedes einzeln[illegible] tones verhält der verfasser sich mit recht ablehnend gegen die modernen auflösung[illegible] bestrebungen; aber ausnahmelos lässt sich die regel, dass Neidhart in einem t[illegible] nie mehr als ein lied gedichtet habe, nicht durchführen, besonders nicht bei d[illegible] tone 69, 25 fg. Der versuch, der s. 246 fg. gemacht wird, auch hier die regel zu retten, scheint mir nicht glücklich.

In dem abschnitt über die metrik wird Meyers versuch, aus der häufige[illegible] oder seltneren verwendung bestimter reimworte die reien auf bestimte perioden zu verteilen, einer vernichtenden kritik unterzogen. Des verfassers methode, aus der

gesamtzahl der hebungen einer strophe schlüsse auf deren grundtypus zu ziehen, ist freilich auch nichts weniger als einwandsfrei. Das streben, zu möglichst festen regeln, zu möglichst abgerundeten, leicht formulierbaren ergebnissen zu gelangen, lässt ihn überhaupt nicht selten zu gekünstelten mitteln greifen oder das gewicht der zu gebote stehenden tatsachen überschätzen. Das weitere fortschreiten seiner forschungen wird ihm wol von selbst etwas entsagung in dieser hinsicht eintragen. So sehen wir dem zweiten teil seiner arbeit mit guter erwartung entgegen.

Ein kleiner, aber recht dankenswerter beitrag zur lösung seiner weiteren aufgabe ist durch Hartmanns ausgabe der vier lieder des Hans Heselloher geliefert, von denen bisher nur eines veröffentlicht war. Die erklärung dieser ungelenken, aber stellenweise von gesundem humor belebten spätlinge höfischer dorfpoesie ist durch Hartmanns anmerkungen, die freilich noch nicht alle schwierigkeiten heben, dagegen manches entbehrliche enthalten, doch entschieden gefördert. Urkundliche nachweise werden hinzugefügt, welche den Hans Heselloher für die zeit von 1450—1483, seinen bruder Andre (der nach einer hier mit nicht eben zwingenden gründen angezweifelten angabe Füetrers gleichfals ein dichter war) für 1443—1483 bezeugen, während Hans im jahre 1486, Andre 1493 als verstorben erwähnt wird. Mit dem nachweis einer nachahmung Hesellohers in Fichards handschrift und einer solchen im Neidhart Fuchs verbindet dann der verfasser einige weitere interessante beiträge zur erkentnis der quellen des lezteren. — Möchte das bisher arg vernachlässigte studium der spätmittelhochdeutschen lyrik bald durch die monographische behandlung auch anderer sänger dieses zeitraums weiter gefördert werden!

BRESLAU. F. VOGT.

Neue beiträge zur textkritik von Hartmanns Gregorius. Von **Hermann Seegers.** Kieler diss. 1890. 47 s. In comm. bei G. Fock, Leipzig. 1,50 m.

Die lateinische übertragung von Hartmanns Gregorius durch den Lübecker kleriker Arnold ist eine litterarhistorisch beachtenswerte erscheinung. Ausser ihrer kultur- und sprachgeschichtlichen bedeutung komt ihr sogar das recht zu, in fragen der textkritik des deutschen gedichtes gehört zu werden, da sie nur um einige jahre jünger als das original und, obwol später, doch ungleich besser überliefert ist. In diesem sinne dies denkmal zu verwerten ist die aufgabe der vorliegenden abhandlung. Der verfasser hat sich aber nicht darauf beschränkt einzelne stellen nach gewissen gesichtspunkten zu gruppieren, danach den kritischen wert der lateinischen schrift zu bestimmen und demgemäss einzelne lesarten des deutschen textes zu bestätigen oder zu berichtigen — vielmehr weiss er aus dieser untersuchung ein sowol sachlich, wie rein technisch höchst interessantes problem zu entwickeln.

Er begint im ersten teile seiner arbeit damit, durch einen vergleich mit dem original zu zeigen, dass die übertragung im ganzen eine recht freie zu nennen ist, was besonders daher rührt, dass Arnold sich bemüht, geistlichen ton und geistliche anschauung in die erzählung hineinzutragen. Daraus ergibt sich, dass sein werk nur in solchen fällen für die textkritik des Gregorius verwertet werden kann, wo es sich um bedeutsamere, den sinn ändernde varianten handelt (s. 11). Jedoch kann uns der verfasser an einer reihe von stellen zeigen, dass die in zweifelhaften fällen bisher von der kritik befolgte wertschätzung der einzelnen handschriften richtig war; das resultat ist also im ganzen ein bestätigendes. Berichtigung finden wir nun für v. 993

(821)[1], wo nach Arnolds text die von Paul in der volständigen textausgabe durch *rede* ersezte lesart *vische* wider herzustellen ist. Einen besonderen fall bilden die verse 1043. 44 (871. 72), welche in der vorlage Arnolds augenscheinlich gestanden haben, unter den handschriften des deutschen gedichts aber einzig in A sich finden. Seegers hält mit Martin diese verse für interpoliert und gewint so das bemerkenswerte resultat, dass die vorlage Arnolds in naher beziehung zur handschrift A gestanden haben muss. Wenn mir nun auch die annahme Martins begründet und somit die folgerung des verfassers berechtigt erscheint, so halte ich es doch für bedenklich, wenn er noch weiter geht und ohne weiteres die von Seelisch (in dieser zeitschrift XVI, 284) aufgestelte einteilung der Gregoriushandschrift in zwei gruppen **m** und **n** sich zu eigen macht, demgemäss er die vorlage Arnolds der gruppe **m** zuweist. Hier komt Seegers zu weit auf das gebiet der blossen vermutung, als dass er die folgerungen sicher aufbauen könte, welche wir nachher kennen lernen werden. Vielleicht wird uns in der angelegenheit der Gregoriushandschriften das ergebnis der handschrift K weiterbringen.

Im zweiten teile der arbeit macht sich der verfasser den weg zu seinen weiteren ausführungen dadurch frei, dass er zeigt, dass die von Schmeller herausgegebene lateinische Gregorsdichtung (Ztschr. f. d. a. II, 488—500) für die textkritik in Hartmanns Gregor nicht in betracht komt. So kann er dann im dritten teile aus dem im ersten teile gewonnenen die nutzanwendung ziehen auf die einleitung zu Hartmanns erzählung, welche von dem entsprechenden abschnitt bei Arnol[illegible] beträchtlich abweicht. Der verfasser geht aus von der zwar beiden gemeinsamen[illegible] aber doch sehr verschiedenartigen verwendung des gleichnisses vom barmherzige[illegible] Samariter. Er findet einerseits, dass bei Hartmann die darstellung nur lose an d[illegible] biblische vorbild anknüpft, dass sie wenig mit der sonst erkenbaren im mittelalt[illegible] üblichen behandlung des stoffes übereinstimt, und dass schliesslich dieses biblisc[illegible] motiv auch mit dem inhalt des gedichtes nur sehr locker zusammenhängt; anderseit[illegible] dass die einleitung des Arnold im wesentlichen nur die in den predigten und erkl[illegible]renden geistlichen schriften übliche symbolische behandlung des evangeliums biet[illegible] und so zwar teilweise mit dem mhd. texte übereinstimt, aber nirgends eine der ei[illegible]zelheiten widergibt, welche diesem eigentümlich sind. Deshalb schlägt der verfas[illegible] vor, das verhältnis Arnolds zum mhd. texte für diese einleitung umzukehren und [illegible] erwägen, ob das ältere hier nicht bei Arnold zu finden sei und die nachahmu[illegible] in der vor Hartmanns Gregorius in einigen handschriften (nicht in der ältesten [illegible] überlieferten einleitung. Da nun dem verfasser die urheberschaft Hartmanns [illegible] die einleitung aus manchen übereinstimmungen mit dem stile und der weltanschauu[illegible] anderer schriften Hartmanns wahrscheinlich ist, so nimt er an, dass Arnold zu[illegible] die beziehung auf die biblische erzählung dem Gregor als einleitung vorausgeschic[illegible] und dass sodann Hartmann, dadurch angeregt, im späteren alter ebenfals eine di[illegible]h-tung verfasst habe, welche jene erzählung enthielt, und diese einer zweiten rec[illegible]n-sion des Gregor als einleitung vorausgestelt habe (s. 45). Er sieht sich hierin besta[illegible] durch seine annahme über die vorlage Arnolds. Er meint, diese habe, ebenso [illegible] die handschrift A, überhaupt die einleitung nicht enthalten; die einleitung kom[illegible] vielmehr nur der gruppe **n** (CDEG) zu, welche die zweite, nach einsicht von Arno[illegible] buch entstandene recension repräsentiere. Auf diese weise werde dann auch [illegible]

1) Ich citiere nach der zählung des textabdrucks von Paul (1882) unter beifügung der Lachma[illegible]schen zählung in klammer.

widerspruch zwischen dem tone der einleitung, welcher im algemeinen ein höheres alter des dichters vermuten lasse und besonders in z. 5 fgg. ausdrücklich einen gegensatz zu den *tumben jâren* ausdrücke, und der algemein angenommenen früheren datierung des Gregorius befriedigend ausgeglichen.

Ein hinweis auf die weitgehenden folgerungen, welche sich aus einer solchen annahme ergeben, genügt um es zu rechtfertigen, dass wir etwas näher darauf eingehen, als in der aufgabe dieser besprechung zu liegen scheint. Mir scheint die frage am ehesten deutlich zu werden an einer undeutlichkeit, in welcher der verfasser sich bewegt. Seine auseinandersetzung geht aus von der biblischen erzählung vom barmherzigen Samariter; die folgerungen werden aber ohne weiteres auf die g a n z e einleitung bei Hartmann bezogen. Ganz können wir sie aber nicht der ursprünglichen fassung des gedichtes absprechen, weil am schlusse derselben unverkenbar, teilweise mit wörtlicher anspielung auf sie zurückgegriffen wird, v. 3959—3988 (3787—3816). Nun zerfält aber die mhd. einleitung in zwei deutlich getrente teile, v. 1—86 und v. 87—170, von denen nur der zweite das biblische thema behandelt, der erste aber keine spur davon enthält. Demgemäss wäre n u r d e r z w e i t e t e i l als späterer zusatz anzusehen. Dies scheint mir aus folgenden gründen mindestens möglich.

Die beiden teile finden sich auch bei Arnold wider. Sie unterscheiden sich dadurch sehr kentlich von einander, dass der erste nur einen knappen auszug der Hartmannischen worte gibt, der zweite dagegen, vom inhalt abgesehen, fast noch weitläufiger ist als der abschnitt bei Hartmann. Es lässt sich nun durch nichts erweisen, dass dem Arnold der erste teil nicht vorgelegen habe, vielmehr scheint die individuelle ausdrucksweise Hartmanns noch erkenbar zu sein. Man vergleiche z. b. s. 2 „*nunc ergo qui aliquando fabulis scenicis intentus fuisti*“ und „*Mîn herze hât bezwungen vil dicke mîne zungen, daz si des vil gesprochen hât, daz nâch der werlde lône stât!*“ v. 1—4; sowie den schluss „*pereunt ad tartara ducti*“ und „*leitet ûf den êwegen tôt*“ v. 86. Dagegen ist es kaum denkbar, dass Hartmanns zweiter teil (v. 87—170) dem Arnold bekant gewesen sei. Dies scheint mir durch die darlegung von Seegers hinreichend klargestelt zu sein, indem dieser zeigt, dass Arnold hier gar nichts von der eigentümlichen darstellung Hartmanns widergibt, sondern nur, was ihm die geistliche tradition bot. Die einfachste erklärung hierfür liegt darin, dass er dies stück aus eigener initiative in die einleitung neu einfügte. Was ihn dazu veranlasste, war wol der gedanke, den er gleich zu beginn schon geäussert hatte, dass die gnade gottes allein selig mache, welcher nach der symbolischen erklärung auch dem gleichnisse zu grunde liegt.

Umgekehrt lässt sich manches dafür anführen, dass v. 87—170 bei Hartmann durch das vorbild Arnolds hervorgerufen seien. Das gleichnis mit seiner üblichen interpretation lag der auffassung Hartmanns, dass die erlösung auf einem inneren vorgang, der *riuwe* beruhe, so fern, dass er kaum anders als durch eine äussere anregung dazu veranlasst werden konte, es in die einleitung zu seinem Gregor zu verflechten. Infolge dessen verrät die darstellung das bemühen, einen fremden bestandteil in seinen gedankenzusammenhang hineinzuarbeiten. Dazu kommen aber noch äussere anhaltspunkte, welche darauf schliessen lassen, dass die verse 87—170 tatsächlich in einer älteren fassung des Gregor n i c h t vorhanden gewesen sind. Dies ist zumal die künstliche form des überganges vom ersten zum zweiten teil, wo der [illegible]en der Samariter wandelt v. 97, gewaltsamer weise mit der engen strasse, die [illegible] führt v. 87, identificiert wird; und dann der auffällige umstand, dass

der zweite teil mit demselben gedanken endet, wie der erste, dem gedanken, dass der *zwîvel,* d. i. das gegenteil der *riuwe,* zur ewigen verdamnis führe. Der dichter scheint absichtlich dem neuen abschlusse der einleitung ein ähnliches aussehen gegeben zu haben wie dem älteren, um die einfügung zu verbergen. Und diese annahme wird endlich noch bedeutsam gestüzt durch den tatbestand der überlieferung: die älteste handschrift, **A**, hat die ganze einleitung nicht; die jüngeren, **I** und **K**, haben sie ganz; aber die fragmente, welche von der einleitung in **G** enthalten sind, gehören nur zum ersten teile, sie schliessen mit v. 86 *und leit in ûf den êwegen tôt* und gehen dann gleich ohne lücke zum anfange der erzählung über: *Ez was ein wälhischez lant.*

Alles dies zusammen macht es mir wahrscheinlich, dass die verwendung der geschichte vom barmherzigen Samariter zuerst von Arnold herrührt und dann von Hartmann nach einsicht der übersetzung übernommen ist, wol in dem bedürfnis, seinen wichtigsten gedanken in möglichst eindringlicher, gottwolgefälliger form zu widerholen. An Hartmanns urheberschaft für die verse 87—170 zu zweifeln, liegt auch meiner meinung nach kein grund vor. Es ist auch leichter zu erklären, dass Hartmann selbst, als dass irgend ein späterer schreiber das buch Arnolds in die hände bekommen hat. Auf demselben wege, auf dem Wilhelm von Lüneburg noch bei Hartmanns lebzeiten Hartmanns werk erhielt, konte er ihm auch eine abschrift der arbeit Arnolds zugehen lassen. Seegers scheint es als möglich hinzustellen (s. 45), dass Hartmann das gleichnis erst selbständig behandelt habe; wahrscheinlicher ist es mir, dass es gleich mit bezug auf den Gregorius ausgearbeitet wurde.

Die von Seelisch vorgeschlagene gruppierung der Gregoriushandschriften bedarf mit rücksicht auf unsere darlegungen noch erneuter prüfung. Auch kann ich mich nicht einverstanden erklären mit der meinung, dass nur wenn die ganze einleitung späterer zusatz wäre, der widerspruch zwischen der üblichen datierung des gedichtes und dem tone der einleitung aufgehoben würde. Dieser widerspruch ist gar nicht so gross. Der ausdruck *mîniu tumben jâr* v. 5 besagt nicht mehr, als dass der dichter nunmehr aus einer anderen stimmung heraus schreiben will, als früher; er passt zum tone der ganzen erzählung und hindert gar nicht, dass derselbe nach diesen worten noch den Iwein schreiben konte. Man braucht noch kein greis zu sein, um von seinen „*tumben jâren*“ reden zu können.

Mit den angeführten einschränkungen halte ich die hypothese des verfassers für ebenso bemerkenswert, wie sie originell ist; sie darf auch meines erachtens in allen fällen, wo sie in frage kommen kann, nicht unberücksichtigt bleiben.

FLENSBURG, IM OKTOBER 1891. G. ROSENHAGEN.

Die Angeln. Ein kapitel aus der deutschen altertumskunde. Von **Ludwig Weiland.** Tübingen, Laupp'sche buchhandlung. 1889. 40 s. 1 m.

Vorliegende schrift, die der verfasser in anspruchsloser weise als ein „kritisch-wissenschaftliches referat“ bezeichnet, gibt eine zusammenfassende darstellung dessen, was die bisherige forschung (besonders Müllenhoff, Möller und Seelmann) über die herkunft der Angelsachsen ermittelt hat[1]. Eine solche zusammenfassende und kritische darstellung kann man nur wilkommen heissen, und es ist erfreulich, dass die

1) Nicht benuzt ist Langhans, Über den ursprung der Nordfriesen; ten Brink, Beowulf s. 19[illegible]—207; Ref., Ndd. jahrbuch XIII, s. 5—12; Siebs, Zur gesch. der engl.-fries. sprache, s. 5—26.

verlagshandlung einen sonderabdruck von dieser schrift herausgegeben hat, welche einen teil der „Festgabe für Georg Hansen zum 31. mai 1889, Tübingen 1889“ bildet. Das verdienst der arbeit besteht in der kritischen sichtung der bekanten zeugnisse der geschichte[1] und der ags. sage. Das hauptergebnis ist ein völlig gesichertes: Jütland und Schleswig-Holstein ist die urheimat der Angelsachsen, und zwar kamen die kentischen Jüten aus Jütland, die Angeln aus Schleswig, die Sachsen aus Holstein und von der Eider- und Elbmündung. In allen einzelnen, weitergehenden fragen gestattet die dürftigkeit unserer überlieferung keine so sichere antwort. Man wird hier nie über einen gewissen grad algemeiner wahrscheinlichkeit hinauskommen. Fragen, wie die über die beteiligung der Chauken und Friesen an der besiedelung Englands, werden daher von den forschern sehr verschieden beantwortet. Ein sicherer fortschritt ist allein von den ergebnissen der sprachforschung zu erwarten, welche freilich so komplicierter natur sind, dass vor voreiligen schlüssen nicht genug gewarnt werden kann. Leider ist die zahl der methodisch geschulten sprachforscher auf dem gebiete des friesischen und des sogenanten nordfriesischen winzig klein, und ferner stehende sind nicht leicht in der lage sich ein urteil über die von einzelnen aufgestelten behauptungen zu bilden. Hat doch Siebs in seinem buche Zur geschichte der englisch-friesischen sprache und in Pauls Grundriss den lesern eine gemeinsame ursprache des ostfriesischen und des sogenanten nordfriesischen zugemutet! Es kann nicht meine aufgabe sein, an dieser stelle zu zeigen, wie weit die sogenanten nordfriesischen mundarten eine nähere beziehung zu den ags. mundarten ergeben. Nur so viel steht fest: 1) dass beide sprachen einander von hause aus näher standen als dem ost- und westfriesischen; 2) dass eine unmittelbare zurückführung einer nordfriesischen mundart auf eine ags. daran scheitert, dass die mehrzahl der mundartlichen unterschiede des ags. erst auf britischem boden die uns bekante geographische ausdehnung gewonnen hat; 3) dass von den beiden sprachen, welche man wohl unter dem namen nordfriesisch zusammenzufassen pflegt, die der inseln Sild, Föhr, Amrum und Helgoland der westsächsischen mundart Englands verhältnismässig am nächsten steht. An dieser stelle sei nur einer einzelheit erwähnung getan, zu deren besprechung Weilands schrift herausfordert. Dass Chauken an der besiedlung Englands beteiligt gewesen, ist sehr wohl glaublich, aber durch nichts beweisbar; auch die quelle der sprachforschung versagt in diesem falle. Um so unfruchtbarer ist es darüber hypothesen aufzustellen, ob die Nordhumbrer (so Weiland mit Möller) oder die Kenter (so Weiland, Gött. gel. anz. 1889, s. 942) Chauken sein. Einen auf englischem boden noch erkenbaren, besonderen stamm werden die Chauken schwerlich gebildet haben; ihr name gieng in Deutschland unter dem der Sachsen auf; weshalb nicht auch in England? Möller glaubt, dass die bewohner von Sild, Föhr, Amrum und Helgoland alte Chauken seien; Weiland s. 38 (s. 156) und Gött. gel. anz. 1889, s. 942 möchte hier eher an die Avionen denken. Die wohnsitze der Avionen lassen sich ziemlich sicher bestimmen. Es ist bisher unbeachtet geblieben, dass die sildringische sage ihren namen bewahrt hat; sie kent ein geschlecht der *Ûwen*, welche von osten her, also aus dem marschlande gekommen sein sollen[2]; *Ûwen* ist sprachgeschichtlich = ags. *Éawan* = urgerm. **Auwaniz*; *Aviones* bedeutet „bewohner des marschlandes“; das volk hat

1) Bei Weiland fehlt die bekante stelle aus Ælfreds Orosius von der lage Schleswigs *betuh Winedum and Seaxum and Angle.*

2) Hansen, Uald' Söld'ring tialen, s. 22; Hansen, Beiträge zu den sagen usw. der Nordfrie-

also in dem schleswigschen marschlande gesessen und ist identisch mit unseren heutigen „Nordfriesen“.

Neu ist die s. 36 (s. 154) ausgesprochene sehr ansprechende vermutung, dass Theudebert in dem briefe an Justinian im jahre 535 mit den „Saxonibus Euciis, qui se nobis voluntate propria tradiderunt“, die kentischen Juten Beda's gemeint habe. Ich möchte das gleiche auch von dem Euthio bei Venantius Fortunatus glauben, welcher neben dem Saxo und Britannus als feind der Franken genant wird.

HALLE, 14. MÄRZ 1891. OTTO BREMER.

De Düdesche Schlömer. Ein niederdeutsches drama von Johannes Stricker. (1584). Herausgegeben von **Johannes Bolte.** 76 und 236 s. 8. Norden und Leipzig, Soltau. 1889. (Drucke des vereins für niederdeutsche sprachforschung. III.).

Die von Bolte gelieferte ausgabe des Strickerschen Schlömer macht ein wertvolles niederdeutsches litteraturdenkmal algemein zugänglich. Der originaldruck (A) des dramas, der sich in einigen wenigen exemplaren erhalten hat, die zum teil deutschen, zum teil ausländischen bibliotheken gehören, ist 1584 in der Balhornschen officin zu Lübeck hergestelt. Der neudruck widerholt A buchstaben- und seitengetreu; auch die alte interpunktion findet sich in ihm im wesentlichen wider. Aus den nachdrucken von 1593 (B und C) hat der herausgeber eine anzahl von randglossen aufgenommen, die wie die mehrzahl der in A stehenden auf biblische stellen hinweisen; im übrigen hat er sich auf die korrektur der in dem alten druckfehlerverzeichnis angegebenen versehen und auf die berichtigung einiger weiterer offenbarer irtümer des originaltextes beschränkt. Allen anforderungen, die wir an einen neudruck zu stellen gewohnt sind, ist somit entsprochen: Boltes text ersezt das original voll und ganz.

Der umstand jedoch, dass der Balhornsche druck nicht als eine gute überlieferung des werkes Strickers gelten kann, da er an mehr als einer stelle schwierigkeiten bietet, die nur durch mehr oder minder starke eingriffe gehoben werden können, lässt es mir zweifelhaft erscheinen, ob Bolte gut daran getan hat, ein so conservatives verfahren einzuschlagen. Manche verderbnisse hätten sich nach anleitung von B C mit leichtigkeit beseitigen lassen. B und C lesen v. 185 *Sterret;* der herausgeber hat den wink nicht beachtet und das an der stelle unmögliche praet. des schwachen verbums, das A sezt, beibehalten. Auf die widerherstellung des verses hat B in zweckentsprechender weise bedacht genommen; die achte silbe wird durch einschaltung des flickwortes *gar* vor *salichlick* gewonnen. Den *håyup* v. 733 hat Bolte festgehalten, obwol schon Lübben (Wb. 2, 328) mit dem ausdrucke nichts anzufangen wuste. Wir haben es mit der imperativischen bildung *håpup* zu tun, durch die der haushälterische sparsame sinn der frau, der auch v. 577 fgg. angedeutet ist, dem standpunkte des mannes entsprechend charakterisiert wird. An v. 2242: *Sunder ydt affgeraden schlicht* haben B und C anstoss genommen. B ändert: *Raden mi tho dem,* C: *Sunder hebbent affgeraden.* Keiner dieser versuche, dem verse aufzuhelfen, befriedigt jedoch. C lässt den folgenden infinitivsatz: *Mit en tho holdn dat fröuwedenspil* unberücksichtigt, und B entfernt sich viel zu weit von dem in A überlieferten. Ordnung lässt sich nur schaffen, wenn man liest: *Sundr hebben my geraden schlicht. Weren* v. 2229 ist in *Were* zu bessern.

Über einige zweifelhafte stellen hat sich Bolte in den anmerkungen ausgesprochen. *de putz* in der redensart *de putz gheit my an* ist in der anmerkung zu v. 844 richtig erklärt. Eine euphemistische bezeichnung des teufels, wie Lübben meinte, kann *de putz* schon deshalb nicht sein, weil die wendung sowol im Schlömer wie im Fall Adams und Even mehrmals dem teufel selbst in den mund gelegt ist. Da sie ausser an den von dem herausgeber citierten stellen im Schlömer v. 347 und v. 3921, in Strickers erstem drama bl. B[a], C iiij[b], Fviij[a] und je zweimal auf bl. G[a] und G ij[a] erscheint, so müssen wir schliessen, dass sie bei dem dichter in besonderer gunst stand. Einmal (Fall Adams bl. Dij[a]) hat er *de putz* durch *Das Spielchen* ersezt. — Die verse 3599 fgg.:

> *Heffstu dy denn wol supen sehn,*
> *Lastern, schenden, hönen, schmehen,*
> *Dith dreff he so steds Dach und Nacht.*

werden verständlich, wenn man *my* für *dy* schreibt. Stricker will sagen, dass der Schlömer beim genuss von wein und bier einen unglaublichen eifer an den tag legte. Die redensart ist unlängst in dieser ztschr. XXI, 256 von Gering mit bezug auf Lauremberg I, 352, im Nd. korrespondenzbl. 12, 37 von Schlüter und ebd. 13, 3 von Sandvoss behandelt worden. — In dem v. 5009: *De HERR wert kamen kamende* liegt weder ein hebraismus vor noch ist *ramende* zu lesen. Stricker, der nicht die von Bolte citierte zweite sondern die erste hälfte von Hab. 2, 3: *De Wyssegginge wert yo noch eruůllet werden tho syner tydt, vnnd werth entliken fryg an den dach kamen* (Wittenberg, H. Lufft 1541) im sinne hatte, schrieb: *De HERR wert kamen am ende.* Der reim *ende : weh*, der sich damit ergibt, hat bei unserem dichter nichts auffallendes. Dem, was der herausgeber s. 56 fgg. der einleitung über seine reimkunst bemerkt, ist hinzuzufügen, dass er auch in seinem ersten drama ohne bedenken *mehr : Schöpffer* (bl. Bv[a], Bvij[b], Ciij[b]), *mehr : tausentkünstner* (bl. Bv[a]), *lehr : Schepffer* (bl. G vi[a]) bindet. *am end* „endlich“ braucht er im Fall Adams (bl. Miiij[b]):

> *Doch bleibt jammer, not vnd elend*
> *Der Sünden sold, der Tod am end.*

Zu *tho glöven* v. 1145 habe ich einen hinweis auf ztschr. XXI, 256 vermisst. Das auf nd. gebiete seltene wort *Grindt* v. 1511 tritt im Fall Adams bl. Evj[b] auf:

> *Meinestu, das ich sey ein Kind?*
> *Nim hin den puff an deinen grind.*

Die redensart „sich die kühe nehmen lassen“ belegt Bolte zu v. 2222 erst aus schriften, die dem ende des 16. jahrhunderts entstammen. Indess erläutert sie schon Agricola in der ersten sprichwörtersamlung unter nr. 154: *Er leßt yhm die kwe nemen = Er leßt sich bald erzurnen.* Die v. 3429—3430 lehnen sich an einen bekanten spruch an, der volständig im Nd. reimb. v. 2107—2112 steht und der von Johannes Junior in die form des leberreims gebracht ist (vgl. Nd. jahrb. 10, 82 nr. 99).

Das verzeichnis der abweichungen der drucke B und C von der originalausgabe enthält einige überflüssige angaben. Die unzweifelhaften druckfehler der jüngeren drucke und einiges andere hätten ohne schaden fortbleiben können. Die variante zu v. 1480 muss *geragen* heissen, die zu v. 2433 aller wahrscheinlichkeit nach *gdån.* Auf welchen vers sich die zu v. 3230 angegebene var. *my fehlt C* bezieht, habe ich nicht ermitteln können.

Vortrefliche abhandlungen über Johannes Stricker, das spiel von Adam und Eva, die quellen und den inhalt des Schlömer leiten die ausgabe ein. Besonders in

der schilderung des lebensganges des dichters und in der quellenuntersuchung zeigt sich Boltes umfangreiche kentnis aller einschlägigen fragen im helsten lichte. Die darstellung der zahlreichen bearbeitungen des Everymanstoffes oder, wie man jezt auf grund der darlegungen Kalffs wol besser sagt, des Elckerlijcstoffes verdankt der eigenen forschung des herausgebers ausserordentlich viel.

Die druckkorrektur ist mit sorgfalt behandelt. Drei versehen im texte, die ich mir notiert habe: *disser* statt *dith* v. 61, *schon* statt *schal* v. 1335 und *landmodt* statt *lanckmodt* v. 5463 führe ich nur deshalb besonders auf, weil eins von ihnen bereits die ursache einer bemerkung über die mundart Strickers geworden ist.

BERLIN. HERMAN BRANDES.

Über die niederdeutschen übertragungen der Lutherschen übersetzung des N. T., welche im 16. jahrhundert im druck erschienen. Von **Karl Eduard Schaub.** Greifswalder diss. 1889. 75 s.

In Schaubs abhandlung über die im 16. jahrhundert gedruckten nd. übertragungen der Lutherischen übersetzung des N. T. haben wir einen beitrag zu der noch ausstehenden umfassenden geschichte der nd. bibelübersetzung erhalten. Werden in der kleinen schrift auch manche fragen, die sich an die nachlutherische nd. bibelübertragung knüpfen, nicht einmal gestreift, so sind einzelne ihrer ergebnisse doch wertvoll genug, um in uns den wunsch rege zu machen, eine ähnlich angelegte arbeit über das verhältnis der vorlutherischen nd. bibelausgaben zu einander und zu den hd. drucken zu besitzen. Hinsichtlich der sich an Luther anschliessenden nd. bibelübersetzung dürfen wir manches von der von Reifferscheid vorbereiteten textausgabe erhoffen.

Schaub, der von der absicht ausgegangen ist, Bugenhagens anteil an der nd. bibelübersetzung des 16. jahrhunderts zu bestimmen, bespricht an erster stelle die texte, die vor der einwirkung dieses gehülfen Luthers auf das nd. übersetzungswerk liegen, den Hamburger (Hg) und den Wittenberger (W 1), die beide in das jahr 1523 fallen. Der verfasser betritt gleich hier den boden, auf dem er sich in der folge fast ausschliesslich bewegt, den der textvergleichung. Wie ängstlich von ihm jeder schritt vom wege vermieden ist, liesse sich an zahlreichen beispielen zeigen. Eins möge genügen. Der von Schaub benuzte, der Wernigeroder bibliothek gehörige druck von W 1 schliesst: *gedrücket tho Wittemberg dorch Melchior vnde Michael Lotther bröder M. D. XXIII*, während *Dath Nyge Testament tho dude. Vuittemberg.*, welches mir aus der bibelsamlung der hiesigen königlichen bibliothek zur verfügung steht und das mit dem von Goeze beschriebenen identisch zu sein scheint, auf bl. eevj* den vermerk trägt: *Gedruckt tho Vuittemberg dorch Melchior Lotter den Jüngern 1. 5. 23.* (Wx). Schaub geht über diesen unterschied, auf den ihn Goezes Historie der gedruckten niedersächsischen bibeln hätte hinführen müssen, mit stilschweigen hinweg. So lange wir aber nicht über das verhältnis orientiert sind, in dem die beiden Wittenberger drucke von 1523 zu einander stehen, haben auf textvergleichung gegründete ausführungen über die beziehungen von W1 zu Hg nur einen sehr geringen wert. Auch die frage, ob dem Hamburger drucke oder einem der Wittenberger die priorität gebührt, wird möglicherweise durch dieses verhältnis berührt. Nur scheinbar wird die über die ersten nachlutherischen nd. bibeln herschende unsicherheit noch dadurch vermehrt, dass Goezes auszüge aus dem in seinem besitz befindlich gewesenen exemplar sich in orthographischer beziehung von den

entsprechenden abschnitten des Berliner exemplars unterscheiden, denn in der widergabe der orthographie der von ihm verzeichneten drucke ist Goeze leider durchaus unzuverlässig. Eher kann man sich auf seine bemerkungen über druckeinrichtung, fehler in der seitenzählung und ähnliche merkmale verlassen. Da seine diesbezüglichen angaben s. 156 fgg. auf den von Melchior Lotter d. j. hergestelten druck passen, so hege ich, obwol seinem exemplar das schlussblatt abgieng, keinen zweifel, dass er diesen in händen gehabt hat. Einige eigentümlichkeiten, an denen der druck leicht zu erkennen ist, hat Goeze übersehen. Im ersten teil ist das XXX. bl. als XXXI. und das LXXI. als LXXII. bezeichnet, so dass die blatzahlen XXXI und LXXII zweimal auftreten; im zweiten teil sind die zahlen der bll. XVIII—XXV in unordnung geraten. Der druck zeigt diese folge: XVIII, XVIII, XIX, XVIII, XXI, XXII, XXIII, XXV. Die signatur des vierten blattes fehlt in den lagen B, I—L, Q, S, T, a, b, d—f, l—o. Die von Schaub W1 entnommenen citate habe ich zum teil in dem NT Melch. Lotters d. j. nachgeschlagen, und es hat sich herausgestelt, dass beide drucke in orthographischer hinsicht nicht unbedeutend von einander abweichen. Ich lasse einige belege folgen: Mt. 13, 46 *kostlike* W1, *kostlicke* Wx. — Lc. 5, 1 *tho hören dat wort gades* W1, *tho hoeren dat worth Gades* Wx. — Lc. 22, 67 *gelöue* W1, *ghel°ue* Wx. — Mt. 2, (vgl. kap. IV des anhanges) 1 *van* W1, *von* Wx; 3 *den konnig* W1, *de k.* Wx; 5 *ist geschreuen* W1, *is g.* Wx; 6 *von* W1, *van* Wx; 7 *von* W1, *van* Wx; 8 *vorforscheth* W1, *vorfroscheth* Wx; 12 *in or* W1, *yn or* Wx; 13 *Heren* W1, *heren* Wx; *vnde sede* W1, *vnd s.* Wx; 15 *Heren* W1, *heren* Wx; 16 *sendete* W1, *sendede* Wx; *mit* W1, *mith* Wx; 18 *ere* W1, *ore* Wx; 19 *sü* W1, *su* Wx; *eren* W1, *heren* Wx; 22 *de Gallileyschen* W1, *des G.* Wx; 23 *vp dat* W1, *vp dath* Wx. Im übrigen scheint mir schon nach dieser probe, auf deren unzulänglichkeit ich nicht hinzuweisen brauche, die annahme einer engen zusammengehörigkeit der beiden Wittenberger drucke zulässig.

Interessant ist der von Schaub gelieferte nachweis, dass Hg und W1 die Halberstädter bibel nicht unberücksichtigt lassen. Der zusammenhang zwischen der vorlutherischen und nachlutherischen nd. bibelübersetzung ist somit dargelegt. Freilich scheint sich der verfasser unserer schrift der wichtigkeit der von ihm gefundenen tatsache nicht voll bewust geworden zu sein. Denn anstatt den spuren dieses zusammenhanges in den von Bugenhagen beeinflussten texten nachzugehen, begnügt er sich bei der besprechung von W2, dem ersten, bisher unbekanten druck, dem Bugenhagens tätigkeit zu gute gekommen ist (ex. in Schaubs besitz), mit der kurzen bemerkung, dass sich der urheber dieser übersetzung um die vorlutherische Halberstädter bibel nicht mehr gekümmert habe. Selbst wenn diese behauptung richtig wäre, so wäre noch immer die möglichkeit, dass die vorlutherische fassung durch vermittelung von Hg und W1 ihre einwirkung geäussert hätte, zu erwägen gewesen. Daran hat Schaub nicht gedacht. Schaubs abschliessende äusserung lässt sich zudem in der form, in der er sie vorträgt, schon deshalb gar nicht aufrecht erhalten, weil die anzeichen einer fortdauer des einflusses der vorlutherischen bibel, die in der Wittenberger ausgabe von 1524 unzweifelhaft vorhanden sind, eine direkte benutzung der Halberstädter bibel durch den unter Bugenhagens augen arbeitenden übersetzer keineswegs ausschliessen. Die beiden stellen, die Schaub anführt, um die abhängigkeit des von ihm mit W2 bezeichneten druckes von W1 zu erweisen: Matth. 20, 4 (und 7) L *ynn den weynberg*, W1 W2 *ynn mynen wynberg* (der zusatz W2 *wyngarden* will sich wol auf W1 beziehen? Wx hat *wyngarden*) und Matth. 22, 4 L *meyn*

malzeyt hab ich bereyt, W1 W2 *myn maltydt ys beredet* können mit glei
rechte als zeugnisse für beziehungen von W2 zu H angesehen werden, da s
der fassung H von W1 aufgenommen sind. Entscheidet man sich aber auch
grund weiterer beobachtungen einmal dafür, W1 als die quelle der genanten les
in W2 zu betrachten, so bleibt die indirekte beeinflussung der von Bugenh
inspirierten bibelübersetzung durch die vorlutherische nd. bibel bestehen. Die l
myn maltydt ys beredet hat übrigens schon W3 zu gunsten des engeren anschl
an Luther aufgegeben.

Bugenhagens anteil an der nachlutherischen nd. bibelübersetzung be
Schaub auf grund der eigenen auslassungen des theologen über diesen punkt, d
die vorreden und nachreden verwebt sind, die er zu den 1524—1541 erschien
ausgaben geschrieben hat. Dass die worte Bugenhagens als eine zuverlässige q
anzusehen sind, wird niemand bestreiten wollen; ebenso sicher ist aber, dass Sc
ihnen einen sinn unterschiebt, den sie nicht haben können. Bugenhagen spricht
über sein verhältnis zu W2 folgendermassen aus: *Dyth nye Testament ys el
vordüdeschet, also dat me vnstrafflick de rechte menynge, alse de Euangeli
vnde Apostele gescreuen hebben, hyr ynne lesen mach, vnde ys nicht, alse de
vordüdeschynge was, sünder reyn vnde fyn, vth vnses werdigen vaders Doc
Martini vordüdeschynge. Wo wol öuerst dat desse arbeyt ys vullenbracht d
eynen andern, doch hebbe ick gehandelt vnde radt gegeuen in allen örden
steden, dar ydt swer was in vnse düdesch tho bringende.* Schaubs interpret
knüpft an den von Bugenhagen gebrauchten ausdruck *swer* an. Er soll dem u
nanten und nach des verfassers meinung auch wol ungelehrten, des griechis
unkundigen übersetzer an allen schwierigen stellen mit seinem rate geholfen ha
unter den schwierigen stellen sollen aber in erster linie solche zu verstehen sein
denen Luthers fassung aufgegeben werden muste, weil sie nicht genau dem gr
texte entsprach. Diese auslegung gewint einen schein der berechtigung dadu
dass W2 tatsächlich das streben erkennen lässt, den Lutherschen text nach dem
chischen original zu berichtigen. Trotzdem ist sie unhaltbar. Schaubs fehler
dass er das wort *swer* wilkürlich aus dem zusammenhange herausgenommen
Bugenhagen sagt gar nicht, dass er an allen schwierigen stellen mit seinem rate
seiner hülfe eingetreten sei, sondern er bescheidet sich mit dem verdienste, für
singemässe übersetzung in den fällen gesorgt zu haben, *dar ydt swer was in
düdesch tho bringende.* Er war auf nichts anderes als auf ein tadelloses nd. gew
für *Doctoris Martini vordüdeschynge* bedacht. Auch die möglichkeit, dass Bu
hagen zuweilen bei der suche nach einem treffenden nd. ausdruck für eine wend
Luthers den grundtext zu rate gezogen habe, kann ich nicht zugeben. Durchmu
man die von Schaub bezeichneten textänderungen in W2, die im anschluss an
grundtext erfolgt sind, so stösst man kaum auf einen einzigen fall, wo der en
anschluss an das griechische original dem nd. übersetzer bei seiner arbeit
erleichterung gewährt haben könte. Ging man etwa schwierigkeiten aus dem w
wenn man Joh. 19, 13 γαββαθᾶ mit *Gabbatha* widergab, anstatt bei Luthers *B
tha* zu bleiben, oder wenn man vorzog, Mt. 7, 4 ἐκ τοῦ ὀφθαλμοῦ σου (*vth dy
oge*), Lc. 1, 6 ἀμφότεροι (*beyde*), Lc. 9, 45 περὶ τοῦ ῥήματος τούτου (*umme
sulue wort*), Lc. 24, 38 ἐν ταῖς καρδίαις ὑμῶν (*in iuwe herte*), Joh. 8, 12 ἐ
σκοτίᾳ (*in der düsternisse*), Röm. 4, 24 Ἰησοῦν τὸν κύριον (*Heren Jesum*) zu ü
tragen anstatt Luthers *aus dem auge, alle beyde, vmb dasselbe, ynn ewer h
yn finsternis, hern Jhesum Christ?* Förderte es das bemühen, Luthers tex

seinem niederdeutsch vorzulegen, wenn man Joh. 4, 45 *wente se weren dar ock vp dat fest gekamen*, Joh. 17, 14 (oder 16) *gelyck alse ick ok nicht van der werlt byn* nach dem grundtexte zusezte? Hat das zurückgreifen auf den griech. text aber nicht dazu beigetragen, schwierigkeiten zu beseitigen, die bei der übertragung des Lutherschen textes ins niederdeutsche auftauchten, so ist es auch nicht auf Bugenhagens rechnung zu setzen, sondern dem übersetzer beizumessen, der demnach wol über ein umfangreicheres wissen verfügte, als Schaub anzunehmen scheint.

Das verständnis des zusatzes, den die nachrede Bugenhagens in W 3, einer nicht unwesentlich verbesserten zweiten ausgabe von W 2, erhalten hat: *Dar hauen ye in dessem lesten drucke vlytigen thogedan, dat ym vörigen vorsümel vnde vthgelaten was, Dartho ock etlike stede klarliker vordüdeschet*, wird durch die deutung der ursprünglichen fassung der begleitworte bedingt. Wenn Bugenhagen auf textergänzungen aufmerksam macht, so kann er nur wörter und sätze der Lutherschen übersetzung meinen, die in der ersten auflage der nd. übertragung übergangen waren. Solche versehen des übersetzers oder druckers lagen Mt. 17, 20 und Joh. 20, 5—7 vor. Grössere schwierigkeiten macht die erklärung des zweiten teiles des zusatzes, in dem Bugenhagen erwähnt, dass *ock etlike stede klarliker vordüdeschet* seien. Bei der bestimtheit, mit der sich unser gewährsmann stets äussert, kann man in dieser bemerkung nur einen hinweis auf die durch Schaub hinlänglich bezeugte erneute benutzung des grundtextes erblicken. Hätte Bugenhagen das verhältnis des nd. textes zum Lutherschen im sinne gehabt, so hätte er sich zweifellos klarer ausgedrückt, zumal er sonst *Saßesch düdesch* und *hochdüdesch*, *vnse düdesch* und *Doctoris Martini vordüdeschynge*, *de Saßische Biblia* und *de hochdüdeßche Biblia* sorgfältig auseinanderhält. Die berichtigung der druckversehen der ersten ausgabe wie einzelne verbesserungen nach dem grundtext in W 3 bin ich geneigt, Bugenhagens tätigkeit zuzuschreiben, wenngleich man in dem zusatze die ausdrückliche bezugnahme auf die person des schreibers vermisst. Ich stütze mich bei meiner vermutung auf die anfangsworte des zweiten zusatzes, der den begleitworten in der Wittenberger ausgabe von 1533 zu teil geworden ist: *Thom lesten . . . hebbe ick ock gemaket Summarien.* Bugenhagen konte so nur fortfahren, wenn er vorher mindestens zwei vorzüge des nd. textes genant hatte, die aus seiner beteiligung an der herstellung desselben resultierten. Da er in der ersten fassung des nach- resp. vorworts nur das eine verdienst für sich in anspruch nimt, für eine singemässe nd. übersetzung schwer widerzugebender wendungen Luthers sorge getragen zu haben, so müssen wir ihn als den urheber der nachbesserungen anerkennen, deren der zusatz in W 3 gedenkt.

Bugenhagens anteil an den unter den wichtigen nachlutherischen nd. texten in erster reihe stehenden Wittenberger drucken von 1524 und 1525 beschränkt sich somit darauf, dass er bei dem ersten drucke rat erteilte, wo der übersetzer um einen passenden nd. für einen Lutherschen ausdruck verlegen war, und dass er, als die neue auflage vorbereitet wurde, einerseits die bestandteile der hauptvorlage bezeichnete, die in der ersten ausgabe nicht zu ihrem rechte gekommen waren, andrerseits für einige stellen auf grund des griech. textes eine durchsichtigere fassung angab. Will man sich überzeugen, dass auch in W 3 nicht alle veränderungen nach dem griech. grundtexte von Bugenhagen herrühren, so braucht man nur einen blick in Schaubs liste s. 38 fg. zu werfen. Bugenhagen war es allein um das bessere verständnis des textes zu tun, die meisten der durch Schaub verzeichneten neuen lesarten erklären sich aber nur aus der absicht, eine möglichst genaue übereinstimmung mit dem grundtext auch in nebensächlichen punkten herzustellen.

Die eigentümlichkeiten der einzelnen drucke belegt Schaub durch statliche reihen von beispielen. Bei genauerer nachprüfung ergibt sich allerdings, dass es um die beweiskraft der belegstellen nicht immer zum besten bestelt ist. Für die abhängigkeit des von Schaub W 1 genanten textes von Hg beweisen weder die fälle etwas, in denen zu Hg und W 1 die Vulgata stimt, noch die, in denen entweder die möglichkeit einer einwirkung der Vulgata oder mischung des Lutherschen textes und der Halberstädter bibel angenommen werden kann. Lc. 5, 39 L *der alte ist milder*, Hg *de olde is beder*, W 1 *de olde is better* steht *vetus melius est* zur seite, zu Lc. 19, 10 L *das verloren ist*, Hg *dat vorlaren was*, W 1 *dath vorlaren was* stelt sich H *dath dar was vorgan*, *quod perierat*, mit Mt. 7, 2 L *wirt euch gerichtet werden*, Hg W 1 *werde gy gerichtet werden* ist zu vergleichen H *werde gy vorordelt*, *iudicabimini*. Auch die fälle hätten in diesem zusammenhang unberücksichtigt bleiben müssen, in denen solche nd. ausdrücke gewählt sind, die jedem niederdeutschen bearbeiter durchaus nahe lagen. Wenn Mc. 14, 56 L *stympt nicht vbireyn* von Hg W 1 mit *droech nicht ouer eyn*, Mc. 15, 24 L *wilcher was vbirkeme* mit *we dar wat van kreege* widergegeben werden, so steht die selbständigkeit der beiden übersetzer noch keineswegs in frage. Der ihnen von Schaub untergelegten bedeutung entbehren ferner alle die stellen, die sich durch stark hervortretende eigenheiten im sprachgebrauch des urhebers von W1 erklären lassen. Obwol der verfasser unserer schrift durch beispiele die in W 1 sich geltend machende neigung, das verbum mit den hilfsverben *willen*, *kunnen*, *scholen* usw. zu verbinden, wie die abneigung des bearbeiters gegen die anwendung der inklination belegt, hat er keine bedenken, Lc. 6, 44 L *man lieset nicht* = Hg W 1 *men kan nicht leßen* und [illegible] 14, 19 L *ichs* = Hg W 1 *ick dath* unter die beweise für die verwantschaft von W 1 mit Hg aufzunehmen.

Mit der sprache der von ihm behandelten texte ist der verfasser nicht hinlänglich vertraut. S. 35 berührt er die bekante nd. erscheinung, dass subst. die vorsilbe *ge* abstossen. Unter den beispielen, die er anführt, findet sich Joh. 6 *water* W 2 gegenüber *gewesser* L, obgleich ein entsprechendes nd. subst. mit der vorsilbe *ge*, das der übersetzer hätte verwenden können, nicht vorhanden ist. Ebensowenig ist *gerichtestol* neben *richtestol* belegt, wenngleich hier die möglichkeit der existenz zugegeben werden kann, da *gerichte* neben *richte* erscheint. Das erste beispiel des abschnittes Mt. 9, 16 L *tuch* = W 2 *wande* gehört überhaupt nicht hierher, da von dem nd. bearbeiter ein ganz anderes wort gebraucht ist als von Luther. In dem verzeichnis der in den für die abhandlung benuzten übersetzungen erscheinenden wörter, welche bisher gar nicht oder in anderer bedeutung belegt sind, trift man auf mehr als einen gut bekanten bestandteil des nd. wortschatzes. Genau mit der von Schaub geforderten bedeutung findet man in den von ihm genanten lexikalischen hilfsmitteln, dem Mnd. wb. und dem Mnd. hdwb., aufgeführt: *averlop*, *averflödich*, *averwynynge*, *bedroch*, *docht*, *dorhaftich* als *overlop*, *overvlodich*, *overwinninge*, *bedrech*, *dacht*, *doraftich*, ferner *borde*, *seeltagen*, *spletter*, *wolteren* neben *borderne*, *seletogen*, *splittere*, *welteren*. In anderen fällen unterscheiden sich Luthers ausdrücke von den in den mnd. wörterbüchern angesezten bedeutungen ganz unerheblich.

BERLIN. HERMAN BRANDES.

Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht an höheren lehranstalten im sinne der amtlichen bestimmungen vom 31. märz 1882 herausgegeben von dr. **G. Bötticher,** oberlehrer am Lessing-gymnasium, und dr. **Karl Kinzel,** oberlehrer am Grauen kloster zu Berlin. Halle a. S., buchhandlung des Waisenhauses. III 2 u. 3: Martin Luther, ausgewählt, bearbeitet und erläutert von dr. **Rich. Neubauer,** professor am Grauen kloster zu Berlin. 1890 und 1891. IX, 187 s.; VII, 252 s.; preis je 1,80 m. III 4: Kunst- und volkslied in der reformationszeit, ausgewählt und erläutert von dr. **Karl Kinzel.** 1892. VIII, 140 s. 1 m.

Neubauer hat sich seiner aufgabe, aus Luther eine auswahl für die zwecke höherer lehranstalten zu treffen, mit grosser umsicht unterzogen. Das erste heft bringt überwiegend den kirchlichen reformator, das zweite den deutschen mann zur anschauung. Heft 1 wird daher ausser dem lehrer des deutschen auch dem geschichtslehrer und besonders dem religionslehrer wilkommen sein. Für die stofauswahl ist hier der gang der reformationsgeschichte bestimmend gewesen. Luthers leben bis 1517 in der treuherzigen erzählung seines schülers Mathesius macht den anfang; dann beleuchten den ablassstreit Luthers eigener späterer bericht in der schrift „Wider Hans Worst“ sowie auszüge aus den 95 thesen nach der deutschen übersetzung, die von J. Jonas stammen soll. Von den drei reformatorischen hauptschriften ist „An den christlichen adel“ in umfänglichen wörtlichen auszügen, Captivitas babyl. in kurzem referat, „Freiheit eines christenmenschen“ wider im auszug mitgeteilt. Die Wartburgszeit vergegenwärtigt der brief Luthers an seinen vater, in welchem er über seinen eintritt ins kloster gegen des vaters willen bekentnis ablegt und seine schrift de votis monasticis einleitet. Die rückkehr nach Wittenberg ist durch den berühmten brief an den kurfürsten und eine der predigten gegen die bilderstürmer charakterisiert. Dann wird Luthers lehre von der obrigkeit durch stücke aus der schrift „Von weltlicher obrigkeit“ gekenzeichnet. Die lezten stücke gelten dem bibelausleger (vorrede auf den psalter) und bibelübersetzer; dazwischen ist die schrift über das martyrium Heinrichs von Zütphen eingeschaltet. Seinen bahnbrechenden principiellen erklärungen über die übersetzungskunst ist mit recht ein grösserer raum zugewiesen; den wert seiner eignen übersetzungsleistung illustrieren in parallel-columnen mitgeteilte proben aus der mittelalterlichen deutschen bibel und aus seiner verdeutschung, wobei anch seine eigene fortarbeit an seiner übersetzung berücksichtigt ist.

Bunter ist der inhalt des zweiten heftes. Luthers bahnbrechende schriften über das schulwesen eröfnen hier den reigen, einige andere stücke weltlichen inhalts folgen; dann fabeln, gleichnisse, sprüche und reime, mit grosser belesenheit aus den verschiedensten teilen seiner schriften zusammengetragen; sodann eine auswahl von dichtungen, wobei dass kirchenlied nur durch „Ein feste Burg“ vertreten ist, offenbar um heft III 4 nicht weiter vorzugreifen; und auch der briefschreiber Luther komt in 9 gut gewählten nummern in humor und zorn zu seinem rechte. Eine prächtige beigabe ist das kapitel „Aus der lebensweisheit Luthers“, kürzere sinvolle aussprüche und betrachtungen aus verschiedenen schriften, besonders auch aus den tischreden zusammengestelt. Kurz, die auswahl verrät einen kundigen und seiner aufgabe gewachsenen mann. Die textrecension geht auf die originale oder wenigstens auf die ältesten gesamtausgaben zurück. Die orthographischen wilkürlichkeiten der alten drucke sind beseitigt; Luthers sprache ist unversehrt, aber in einer das verständnis des schülers erleichternden schreibung widergegeben. Alle hülfe, deren der

schüler sachlich oder sprachlich bedarf, ist ihm in knappen anmerkungen unter dem text geboten; kurze einleitungen orientieren ihn über die entstehung und die geschichtliche situation der einzelnen schriften. So ist genügend dafür gesorgt, dass der schuler auch in privater lektüre zum verständnis und genuss des lesestoffes gelangen kann. Aber auch weitere kreise werden den im 2. hefte s. 215—252 gegebenen „grammatischen anhang“ freudig begrüssen, der knapp und übersichtlich über lautstand, wortlehre, flexion und über syntaktisches bei Luther belehrung bietet — für jeden theologischen leser Luthers eine sehr wilkommene gabe. Es sei hervorgehoben, dass der verfasser für den in diesen blättern in lezter zeit mehrfach nachgewiesenen und behandelten gebrauch des „*thäte*“ im conditionalsatz in der bedeutung „nicht vorhanden wäre“ eine beispielsamlung bietet, welche, ganz unabhängig von den in diesen blättern bisher mitgeteilten stellen, den erweis liefert, wie verbreitet diese so lange übersehene redeweise in Luthers schriften ist. Ob seine herleitung aus vorausgesetztem *wanne* [wofern nicht] *taete*, haltbar ist, vermag ich nicht zu beurteilen[1]. Ich mache nur darauf aufmerksam, dass die jüngst erschienenen Analecta Lutherana et Melanthoniana von G. Lösche, Gotha 1892 wider drei neue beispiele aus Lutherschen tischreden bieten: s. 214: *wen des* [das] *thet* [scil. caro nostra], *so [illegible] wir [illegible]* [dem satan] *[illegible] entsitzen:* wenn unser fleisch uns nicht zu schaffen machte, wollen wir dem teufel wol trotz bieten; s. 204: *wenn Arius hette getan*, wenn A. nicht aufgetreten wäre; s. 380: *hett Cherintus* [Cerinthus] *[illegible]* = wäre Cerinth nicht aufgetreten. Ich notiere ferner G. Witzel, Drey Gesprechbüchlin von der Religion sachen. Leipzig 1539. Bl. M: „*[illegible] weder Pfarr noch Senger noch Cüster [illegible]*“, wurde nicht geld dafür bezahlt. — Zu den sachlichen erläuterungen sei zu bd. III. 2 s. 84 bemerkt: die wallfart nach Regensburg in der reformationszeit galt nicht [illegible] gewisser heiligen“, sondern der kapelle der „schönen Maria“. zu III. [illegible] die „Walhenser“, von denen Luther redet, sind die böhmischen brüder, vgl. Erl. ausgabe 28 s. 384. III. 2 s. 143 lies Claus Harms st. Harm.

In heft III. [illegible] Kunzel [illegible] auswahl aus dem kirchenliede des [illegible], welche sich [illegible] Neben Luther sind [illegible] Walther u. a. bis auf Phil. [illegible] zum teil uns sehr unsichere [illegible] „Was mein Gott [illegible] Welt [illegible] als verfasser von „O [illegible] wie ihm [illegible] muss. Die [illegible] von W[illegible] [illegible] damals ehrende [illegible] anhangsweise [illegible] Luther [illegible] die reformation sich [illegible] [illegible], dass Luthers [illegible] vorlagen oder [illegible]

[1] [illegible] XX [illegible]

aus psalmenumdichtungen bestehen. Wo bleibt die bearbeitung und erweiterung von deutschen liedern, die er vorfand (z. b. nr. 3 „Gelobet seist du, Jesu Christ")? wo die bearbeitung andrer biblischer texte (z. b. nr. 5) und wo seine katechismuslieder? Aber die auswahl selbst ist geschmackvoll und instruktiv, und die beigefügten erläuterungen werden lehrern und schülern wilkommen sein.

Als repräsentanten der weltlichen kunstdichtung sind Fischart und Hutten (warum in dieser reihenfolge?) gewählt; dann folgen die berichte über den meistergesang von A. Puschmann 1574 und Wagenseil 1697. Schliesslich sind 34 volkslieder, darunter in nr. 27—34 historische, aus den samlungen von Uhland, v. Liliencron und Goedeke gut ausgewählt. Auch dieses heft darf, neben seinem nächsten zweck für den litteraturgeschichtlichen unterricht, als hülfsmittel auch für den geschichts- und religionsunterricht an höheren lehranstalten empfohlen werden.

KIEL. G. KAWERAU.

MISCELLEN.

Zur geschichte des begräbnisses „more Teutonico".

Auf s. 505 des XXIV. bandes dieser zeitschrift hat R. Röhricht unter obigem titel mehrfache beispiele für die sitte angeführt, leichname durch kochen in fleischteile und knochen zu zerlegen. Ein weiterer belag mag aus einer isländischen quelle, dem Einars þáttr Sokkasonar, hier beigebracht werden.

Die quelle erzählt, wie die Grönländer beschlossen, in ihrem lande einen eigenen bischofsstuhl zu errichten, und den Einarr Sokkason nach Norwegen schickten, um diesen plan auszuführen. Mit hülfe des königs Sigurđr Jórsalafari gelang es diesem, den priester Arnaldr zur übernahme der würde zu bestimmen, welcher denn auch vom erzbischof Özurr von Lund für Grönland geweiht wurde; die isländischen annalen setzen seine weihe in das jahr 1124. Über Norwegen fahren Arnaldr und Einarr nach Grönland ab, werden aber durch schlimmes wetter genötigt auf Island zu zu überwintern, wo demzufolge nach isländischen annalen im sommer 1126 drei bischöfe am Allthinge anwesend waren. In demselben jahre erreichten die beiden genossen Grönland, wo sofort das bistum organisiert wurde. Gleichzeitig mit ihnen war von Norwegen aus ein zweites schiff abgegangen, von einem manne namens Arnbjörn geführt; aber dieses kam nicht an und galt als verschollen, bis endlich nach längerer zeit von einem Grönländer namens Sigurđr das leere schiff, und teils in einem landzelte, teils nahe bei diesem die leichen der manschaft gefunden wurden. Da liess nun Sigurđr in den kesseln, die man bei den toten fand, die leichen sieden, um das fleisch von den gebeinen zu lösen, und brachte diese dann mit allem gute, das er bei den verstorbenen fand, nach dem bischofssitze zu Garđar; es geschah jenes aber, weil es so leichter schien, die gebeine zur kirche zu bringen. Die einschlägigen worte stehen in Grönlands historiske mindesmærker II, s. 690 und in der Flateyjarbók III, s. 447; der vorfall gehört aber nach dem schlusse der saga jedesfalls noch der zeit vor dem tode des königs Haraldr gilli an († 1136), und mag etwa in das jahr 1130 gesezt werden.

MÜNCHEN. K. MAURER.

Zum drama vom verlorenen sohn.

Die ministerialbibliothek von Schaffhausen besizt als nr. 23 ihrer handschriften ein bändchen „Lateinisches schauspiel. Travestie der parabel vom verlorenen sohn. 1588“. Im handschriftenverzeichnis ist auf grund einer bemerkung auf dem lezten blatte des mscr. als verfasser Samuel Bovillus (= Oechsli)[1] angegeben, aber mit unrecht. Jene notiz lautet: *Acta est haec comoedia a clarissimo viro D. Samuele Bovillo, hoc tempore scholae Scaphusianae rectore. Anno 1588 ultimi temporis 4 die septembris.* Der Schaffhauser schulrector hat also nur die aufführung veranlasst; das stück selbst aber ist eine wörtliche abschrift des Acolastus von Gnaphaeus, die offenbar für schulzwecke — denn schüler führten das stück auf — hergestelt war. Weder Holstein noch Spengler (Der verlorene sohn. Innsbruck 1888[2]) erwähnen diese handschrift. Von S. Oechsli stamt nur der prolog und der epilog, beide deutsch abgefasst; sie stehn am schlusse des dramas nach der lateinischen *peroratio.* Der prolog besteht aus 100, der epilog aus 170 versen, alle parweise gereimt; nur im epilog sind 27—29 (abschnitt) sowie am schlusse 168—170 je drei verse durch denselben reim gebunden.

Der prolog enthält eine rechtfertigung solcher „nutzlichen ergetzlichkeit“ (v. 22) auch in traurigen zeitläuften, da sie zur beförderung der gottesfurcht diene (29—40), die jugend zum fleiss und eifer im studieren reize (41—60), von weisen leuten auch an anderen orten hochgeschäzt werde (61—68). Speciell der inhalt dieses stückes sei nützlich:

> Und lernt darauss ein ieder Christ
> Sünd, schand zů meiden, in der not
> Sich kehren zů dem lieben Gott (69—80).

Bemerkenswert ist, dass v. 85 fgg. deutsche vorbereitende inhaltsangaben, sowie deutsche gesänge erwähnt werden:

> Jedoch, das ir auch köndt verston,
> Wie eins werd auff das ander gon,
> So würt man eüch in teütscher sprach
> Vorhin erzellen alle sach,
> Euch zgůt braucht man ouch teutsche gsang.

Von beiden ist aber in der handschrift nichts erhalten.

Im epilog werden die aus dem inhalte des stückes sich ergebenden lehren den zuhörern nachdrücklich an das herz gelegt.

Beide stücke, zu deren volständigem abdruck hier kein raum ist, können zur ergänzung der vorhandenen ausgaben des „Acolastus“ dienen.

ZÜRICH. THEODOR ODINGA.

Nochmals dribolde scheren.

Zu den dankenswerten ausführungen des herrn collegen Siebs über „*dribolde scheren*“ (bd. XXIV s. 567 dieser zeitschrift) erlaube ich mir einige bemerkungen hinzuzufügen.

1) Vgl. Baechtold, Schweiz. lit. gesch. s. 64, anmerkung.

2) Zu Spenglers verzeichnis der Acolastus-aufführungen sind aus Bächtold, Schweiz. litt.-[illegible] s. 58 fgg. nachzutragen: 1535 Zürich; 1570/71 Zürich; 1596 Solothurn; 1627 Sta[illegible] Schaffhauser aufführung vom 4. september 1588.

Da Babucke's ausgabe des Josef, Von den sieben todsünden (Norden 1875) ir hier leider nicht zugänglich ist, vermag ich nicht zu untersuchen, ob in der on Siebs nach Schiller-Lübben IV, 612 angeführten stelle die bedeutung von *tri-olt* = platte, tonsur in der tat anzunehmen ist. Aus den citierten worten scheint ich dies mir nicht ohne weiteres zu ergeben, und das von Schiller und Lübben zu ener erklärung gesezte fragezeichen ist jedesfals nicht unberechtigt. Ohne zweifel stelt sich der *tribolt* hier wie bei Johann von Buch als eine art der haarschur dar; aber nur der nähere zusammenhang könte erkennen lassen, ob diese wirklich im dienste einer ernstlich gemeinten mönchsweihe statfand und somit als tonsur im technischen sinne verstanden werden muss. Indessen ist dies eine für uns nicht erhebliche frage. Denn auch wenn für die in rede stehende stelle die bedeutung von *tribolt* = tonsur feststünde, so müste dieselbe gleichwol für den prolog zum Richtsteig abgelehnt werden. Johann von Buch will durch das „*dribolde scheren*" die bösen menschen für jedermann kentlich machen — es liegt auf der hand, dass dies nicht durch eine tonsur geschehen konte. Nicolaus Wurm bemerkt, dass man auf diese art die geisteskranken zu bezeichnen pflege — es ist nicht minder deutlich, dass auch hierfür nicht eine tonsur dienen konte. Wenn also in der angeführten stelle, was dahingestelt bleiben muss, eine solche ein *tribolt* genant wurde, so wäre dies nur aus einer änderung der bedeutung dieses wortes im laufe der zeit zu erklären.

Die ursprüngliche bedeutung von *dribold* betreffend habe ich nun folgendes zu dem bd. XXIV s. 284 fg. bemerkten nachzutragen.

Herr oberbibliothekar dr. Steffenhagen hierselbst hatte die freundlichkeit mich darauf aufmerksam zu machen, dass Nicolaus Wurm (Handschriftenklasse E des Richtsteigs s. Homeyer s. 85 note 79) bei seiner motivierung des *dribolde scheren* unzweifelhaft an diejenige der bestrafung zu haut und haar durch die Buchsche Sachsenspiegelglosse gedacht hat. Wurm nämlich hat Johann von Buchs worte im Richtsteigprolog „*uppe dat me de guden bekande*" verändert in die worte: *daz sy mochtin frome lute irkennen und sich vor in hutin.* Und die glosse zu Ssp. II, 13 § 1 gibt als zweck der strafe zu haar an, „*dat me 'n bekente unde sik vor eme hodde* (so in der mir von herrn dr. Steffenhagen freundlichst mitgeteilten form der Amsterdamer handschrift; s. übrigens Homeyer Ssp.[3] I, 243). „Man wird also", meint herr dr. Steffenhagen, bei „*dribolde scheren* zunächst an die entehrende strafe des haarabscherens zu denken haben, wofür auch die zusammenstellung mit dem ‚durch die zähne brennen' im Richtsteigprolog spricht. Vgl. die belegstellen bei Grimm, RA. s. 709, 11". Ohne die möglichkeit dieser annahme in abrede stellen zu wollen trage ich doch bedenken sie zu teilen. Die anlehnung Wurms an die glossenstelle erklärt sich zur genüge aus der gleichheit des zwecks bei den verschiedenen anwendungsfällen der haarschur. Wurms worte „*mocht ich sy bescheren gleich den toren als man pflit czu tun den rechten toren*", durch welche er Johann von Buchs „*dribolde scheren*" ersezt, lassen doch erkennen, dass er in diesem die besondere art der haarschur erblickt, die geisteskranken zu teil wird. Und dies wird gerade dann noch wahrscheinlicher, wenn Wurm sich im übrigen hier an die glosse zu Ssp. II, 13 § 1 anschloss und somit viel mehr veranlassung hatte an die haarschur der diebe als an die der geisteskranken zu denken. Dass bei diesen eine eigentümliche art der haarschur statfand, um sie anderen leuten kentlich zu machen (s. auch die von Siebs angezogene stelle bei Schiller-Lübben IV, 77), weit Nicolaus Wurms durch dessen worte selbst für den unwahrschein-

lichen fall erwiesen sein, dass dieselben lediglich eine **irrige** umschreibung Buchschen „*driboldе scheren*“ sein solten.

Was nun schliesslich die etymologie des wortes *dribold* anbelangt, so n ich natürlich hier das wort an die herren fachmänner abtreten. Sachlich scheint gegen die ansicht von Siebs namentlich zu sprechen, dass der *dribold* seinen na dem vagabunden entlehnt haben soll, dass aber einerseits es eine blosse (ich f hinzu: eine meines erachtens nicht wahrscheinliche) vermutung ist, dass jeder va bund geschoren wurde, und dass anderseits, auch wenn dies richtig wäre, d die haarschur weder ihren ursprung noch jemals ihre alleinige oder nur vorzügli anwendung bei den vagabunden gehabt hat.

Unter diesen umständen scheint mir eine viel einfachere deutung von *drib* den vorzug zu verdienen, die mir herr bibliothekar dr. Wetzel in Kiel freundlic mitgeteilt hat, und deren sprachliche zulässigkeit nach dem urteile des herrn coll gen Gering bedenken nicht unterliegt. Darnach wäre *dribolt* einfach eine zusa mensetzung von *dri* und *bult* = haufe, bündel (Schiller-Lübben s. v. *bu* I, 449 fg. Berghaus, Sprachschatz der Sassen s. v. *bült* I, 270) und bezeichn somit ein bei der schur übrig gelassenes dreibündel oder dreibüschel von haaren a dem kopfe. Sachlich würde dies augenscheinlich sehr gut passen.

KIEL, 29. FEBRUAR 1892. MAX PAPPENHEIM.

Zu Wilhelm Müllers romanze „Est est“.

In der romanze Est est (Gedichte von Wilhelm Müller, herausgegeben v Max Müller. Leipzig, 1868. 2, 64) schildert der dichter mit köstlichem humor, w ein deutscher ritter, dem auf seinen zügen in Italien die welschen weine nicht mu den, seinen knappen vorausschickt, damit er an das tor einer jeden schenke, wo den stoff gut finde, ein „est“ schreibe. In Montefiascone mundet nun dem der e muskateller so gut, dass er mit „feuerrotem stift“ ein doppeltes est an die tür d taverne schreibt.

„Und der ritter kam, sah, trank
Bis er tot zu boden sank“.

Der knappe aber sezt ihm einen leichenstein mit der inschrift:

Propter nimium est est
Dominus meus mortuus est.

Aus der anmerkung Max Müllers zu diesem gedichte seines vaters (a. a. s. 190) können wir nur im algemeinen entnehmen, dass dieser die sage poetisch f behandelt hat. Genaueren aufschluss darüber gibt uns eine bemerkung Longfello der im december 1827, kurz nach dem tode des auch von ihm geschäzten dicht in Montefiascone sich aufhielt. Er war offenbar durch die romanze Müllers, von d sen liedern er einige der schönsten ins englische übertragen hat, veranlasst word den ort zu besuchen, worauf auch ein citat aus derselben schliessen lässt. Er beri tet in *Outre-Mer, Italy* (Prose Works, Authors edition. London G. Roudledge a Sons o. j. s. 469) folgendes: „*I passed a night at Montefiascone, renowned fo delicate Muscat wine, which bears the name of Est, and made a midnight p grimage to the tomb of the Bishop John Defoucris, who died a martyr to his l of this wine of Montefiascone.*

„Propter nimium Est, Est, Est,
Dominus meus mortuus est".

A marble slab in the pavement, worn by the footsteps of pilgrims like myself, covers the dominie's ashes. There is a rude figure carved upon it, at whose feet I traced out the cabalistic words, „Est, Est, Est". The remainder of the inscription was illegible by the flickering light of the sexton's lantern".

NORTHEIM. R. SPRENGER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Altmann, W., Studien zu Eberhart Windecke. Berlin, K. Gärtner. 1891. VIII und 109 s. 2,80 m.

Der verfasser bringt aus der bisher so gut wie unbeachtet gebliebenen handschrift der Wiener hofbibliothek nr. 2913 neue abschnitte und ergänzungen zu Windeckes weltchronik bei, die besonders auch für historiker von interesse sind. Ausserdem wird die ganze handschriftenfrage vom historischen gesichtspunkte aus behandelt.

Bernhardt, E., Die fürwörter der anrede im deutschen (du, ihr, er, sie). Abdruck aus den jahrbüchern der kgl. akademie gemeinnütziger wissenschaften zu Erfurt, neue folge, heft 17. 21 s.

Auf grund der von J. Grimm (Gramm. IV, 297 fgg. Kl. schriften III, 236 fgg.) gegebenen anregungen hat der verfasser den sprachgebrauch in mehreren älteren und neueren deutschen dichtwerken genauer beobachtet. — Eine recht interessante studie über dasselbe thema ist früher veröffentlicht von Werner Hahn im Deutschen montagsblatt (Berlin) vom 26. 11., 3. 12., 10. 12. 1888 und 5. 1. 1889; eine ältere schon von Friedrich Gedike (vorgelesen in der Berliner akademie der wissenschaften am 30. januar 1794, erschienen bei F. Unger).

Keiper, Philipp, Französische familiennamen in der Pfalz, und französisches im Pfälzer volksmund. Zweite verm. auflage. Kaiserslautern, Aug. Gotthold. 1891. 84 s.

Larsson, Ludvig, ordförrådet i de älsta isländska handskrifterna . . . leksikaliskt ock grammatiskt ordnat. Lund 1891. Phil. Lindstedts universitets-bokhandel. (VI), VI, 438 ss. 4. Nur in 200 exemplaren gedruckt. 20 kr.

Meyers klassikerausgaben. Kritisch durchgesehen und erläutert. Leipzig und Wien, bibliographisches institut.

In dieser empfehlenswerten samlung sind neu erschienen Gellerts dichtungen (auswahl in einem bande), bearbeitet von A. Schullerus; Eichendorffs werke (auswahl in zwei bänden), bearbeitet von R. Dietze; ferner Hauffs werke, herausgegeben von Max Mendheim (3 bände). Die texte sind korrekt, die einleitungen knapp aber gründlich durchgearbeitet. Der preis von 2 mark für jeden teil in gutem ganzleinenband ist bei der vorzüglichen ausstattung sehr mässig zu nennen.

Müller-Frauenstein, G., Von H. v. Kleist bis zur gräfin M. Ebner-Eschenbach. Zehn vorträge über die neueste deutsche litteratur. Mit 10 bildnissen in holzschnitt. Hannover, L. Ost. 1891. VIII und 382 s. 4,50 m.

Zur orientierenden übersicht, sowie zum anhalt für den lehrvortrag recht brauchbar.

Norges indskrifter med de ældre runer. Udgivne for det norske historiske kildeskriftfond ved **Sophus Bugge.** 1ste hefte. Christiania 1891. A. W. Brøggers bogtrykkeri. 48 s. 4.

Das erste heft dieser hochbedeutenden publikation, auf die wir in einer ausführlichen besprechung zurückkommen werden, behandelt die runeninschriften auf dem steine von Tune, dem brakteaten von Fredrikstad und der bronzefigur von Frøihus.

Olbrich, Karl, Goethes sprache und die antike. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1891. 116 s. 2 m.

Der verfasser bespricht für die wortstellung namentlich das attributive adjectivum, für den wortgebrauch die fortlassung des artikels, die prädicative anfügung ohne *als*, den comparativ und superlativ der adjectiva, verschiedene verwendungen der casus, den gebrauch der participia und die neubildung zusammengesezter adjectiva. Bei einigen gebrauchsweisen kann man zweifeln, ob sie wirklich durch antikes vorbild veranlasst worden sind; manchmal hätte mit schärferer kritik dasjenige ausgesondert werden können, was selbst durch den vorgang Goethes im deutschen nicht üblich geworden ist. Sonst aber ist die arbeit sorgfältig ausgeführt und sehr dankenswert.

Schulze, Berthold, Zwei ausgewählte kapitel der lehre von der mhd. wortstellung. Mit besonderer rücksicht auf Wolframs Parzival. Berlin, diss. 1892. (Heinrich und Kemke). 58 s.

Inhalt: 1. Die stellung verbum — subject im aussagesatze ohne satzeröffnende bestimmung. 2. Die negativ-excipierenden sätze. — Der verfasser macht sich die sache nicht leicht; er hat nicht nur fleissig gesammelt und gezählt, sondern auch seine resultate mit rücksicht auf die früheren erörterungen der hierher gehörenden fragen gründlich erwogen. Lehrreich ist namentlich die besprechung der nachsätze mit voranstehendem verbum (s. 40 fg.), sowie der inversion nach und (s. 44 fgg.), die neulich von herrn Joh. Pöschel (Grimma, G. Gensel. 1891. 13 s. 4) zum gegenstand einer besonderen abhandlung gemacht worden ist. O. E.

NACHRICHTEN.

Der ausserordentl. professor dr. Konrad Burdach in Halle ist zum ordinarius ernant, prof. dr. Oskar Brenner in München als nachfolger Lexers nach Würzburg versezt.

Es habilitierten sich für germanische philologie: in Heidelberg dr. Bernhard Kahle, in Halle dr. Siegmar Schultze, in Wien dr. Ferdinand Detter.

Gestorben: am 29. januar 1892 in Strassburg professor dr. Bernhard ten Brink (geb. 12. jan. 1841); am 15. februar zu Lund der ordentl. professor der nordischen philologie dr. Theodor Wisén, mitglied der schwedischen akademie (geb. 1835).

Berichtigung.

Bd. XXIV s. 467b vers 9 *kandais*] lies *kanda'is*, s. 482a vers 6 v. u. *Prhurt*] lies *PVhurt*.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ZUR KLAGE.

Unter Lachmanns kriterien für die „unechten" teile der Nibelungenlieder nent K. Müllenhoff („Zur geschichte der Nibelunge not" s. 3) vornehmlich zwei innere kenzeichen. Das eine sind „wolfeile beschreibungen von kleidern und ritterfesten" — sicher der beste beweis für jüngeren ursprung der betreffenden partie. Das Nibelungenlied in den auf uns gekommenen fassungen gehört eben bereits der „höfischen" periode an; der geschmacksrichtung dieser epoche also entrichten schon die redaktoren der fassung A, in noch höherem grade aber die von B und C ihren tribut. Ein zweites kriterium innerer art ist das „müssige anbringen der burgundischen helden (Dancwart, Gernot u. a.) bloss in der absicht, damit sie nicht vergessen werden". Mit recht bemerkt Müllenhoff: „Solte aus den liedern ein gedicht werden, so durften nicht einzelne personen lange strecken hindurch dem blick entschwinden; so brachte man sie an, auch wo sie eigentlich nichts zu sagen noch zu tun haben". Auch diese manier der überarbeiter und erweiterer steht im zusammenhange mit höfischem geschmack, mit den gewohnheiten des ritterepos. Die alte heldensage, einfach in ihren mitteln und beschränkt in der anzahl der auftretenden personen, liess ihre nebenfiguren abtreten, sobald sie nicht mehr unmittelbar in den gang der ereignisse eingriffen. Das ritterepos dagegen schwelgt in staffage. Ganze heerlager von helden, mehr oder weniger individualisiert, in grösserem oder geringerem zusammenhange mit der eigentlichen handlung, bringt es auf den schauplatz; und wo sich gelegenheit bietet, sorgt es dafür, dass die herren nicht der vergessenheit anheimfallen, und solten sie weiter nichts tun als beim nächsten turniere mit tjostieren und buhurdieren. Im verhältnis dazu steht natürlich das interesse an der person des haupthelden: daher die fortsetzungen und abschlüsse der unvollendet gebliebenen grossen epen, des Willehalm, Titurel, Tristan; ein interesse, das sich über wiege und sarg des helden hinaus erstreckt: daher die zusammenfassung der lieder von Hagens jugend, von Hilde und von Kudrun zu einem ganzen; daher die geschichte der eltern des helden im Tristan und im Parzival,

an dessen schluss der dichter noch einen ausblick auf die geschichte Lohengrins, des sohnes des Parzival, gibt.

Eine zeit, die einer solchen geschmacksrichtung huldigte, und in der man anfieng auch die alten heldenlieder zum ritterroman umzugiessen, muste in den Nibelungenliedern noch etwas mehr vermissen als etwa das widerauftreten Dancwarts oder Rumolts. Wo blieb denn vor allem nach dem untergange der Burgunden Brünhilt, die doch Hagen zum morde angestiftet hatte und damit der lezte urgrund von der Nibelunge nôt geworden war? Was wurde aus dem reiche der Burgunden nach dem falle der drei könige? Was aus der witwe des markgrafen Rüedeger und aus seiner tochter, deren verlobter Giselher gefallen war? Was endlich aus Dietrich und Hildebrant, den *ellenden*, die nun alle ihre leute verloren haben — was schliesslich auch aus Etzel? Mag uns heute das Nibelungendrama vollendet und in sich abgeschlossen erscheinen — das publikum an der wende des 12. und 13. jahrhunderts konte darüber ganz anderer ansicht sein.

Nun finden in der tat alle jene fragen eine — wenn auch nicht überall befriedigende — beantwortung in jenem gedichte, das uns in den handschriften als anhang zum Nibelungenliede erhalten ist, mit der benennung (v. 2160): diu klage. Oder vielmehr (genauer ausgedrückt) in einem teile dieses gedichts. Denn dasselbe zerfält seinem inhalte nach in zwei an umfang ziemlich gleiche abschnitte. Der vordere gibt einleitungsweise (bis 293) in kurzen zügen eine darstellung vom untergange der Nibelungen; alsdann werden (294—1269) die einzelnen hervorragenden helden der Burgunden, Hunnen und Amelungen aus ihrem blute weggeschaft und bestattet. Bei jedem erhebt sich neue klage der überlebenden. Da wir etwas diesen klagen entsprechendes in unserer älteren litteratur nicht besitzen, so lassen wir es auf sich beruhen, ob dieser teil des gedichts, der beinahe jeder handlung entbehrt, seinem inhalte nach im geschmacke der alten sage oder des neueren ritterromans ist, und ob er überhaupt für einen fortsetzer der Nibelungenlieder notwendig war. Der zweite teil, von 1270 an, gibt dafür das gewünschte. Die überlebenden, Etzel, Dietrich, Hildebrant, senden boten nach Bechelaren und Worms, an ihrer spitze den spilman Swemmelin, der schon das botenamt versah, als er die Burgunden zu dem verhängnisvollen feste lud. Man kent ihn daher in Worms bereits (1792). Die rüstungen und streitrosse von Rüedeger und Gunther führen sie mit sich. So geht es zunächst über Wien nach Bechelaren. Gotelint und Dietlint, die bereits infolge von träumen und der art und weise, wie sie die boten dann herannahen sehen,

von bösen ahnungen erfült sind, will man zuerst, dem gebote Dietrichs gemäss, mit der lüge abspeisen, Rüedeger sei mit Etzel auf der herfahrt begriffen. Allein als Dietlint weiter in die boten dringt, wie denn Kriemhilt den Hagen, wie sie Gunther empfangen, ob sie beiden verziehen, vor allem wo denn ihr bräutigam Giselher bleibe, und man sie auch jezt noch mit falscher hofnung trösten will — da kann einer der boten sein schluchzen nicht mehr zurückhalten und nötigt zum geständnis der wahrheit. Jedoch lässt Etzel versprechen, dass er für beide frauen wie ein vater sorgen wolle; auch Dietrich entbietet ihnen seinen dienst und stelt seine baldige ankunft in aussicht. Von hier machen sich die boten nach Worms auf den weg. Gotelint kann sie vor trauer bei ihrem abschiede nicht empfangen (1635), nach wenig tagen stirbt sie vor gram (2115). Dietlint behält noch so viel besinnung, um den verwanten in Worms melden zu lassen, dass sie mit Giselher verlobt gewesen sei (1640). Beim weiterzuge der boten nach Worms tauchen nun alle alten bekanten aus dem entsprechenden teile des Nibelungenliedes, dem zuge der Burgunden von Worms nach Bechelaren, wider auf: zunächst Pilgerim von Passau, bei dem das gedicht lange verweilt 1647 fgg.; er ist ja nächster verwanter, *froun Uoten swesterkint.* Der bösen Baiern wird gedacht 1745 fg., die jedoch diesmal ganz zahm sind, aus respekt vor Etzel (vgl. ihr verhalten gegen Werbel und Swemmel Nib. 1369 aus dem gleichen grunde), ja die boten mit gabe unterstützen. Else hört, wie es den Burgunden ergangen und freut sich, nunmehr an Hagen und Dancwart für seines bruders (Gelphrat, der name wird nicht genant) tod gerächt zu sein (1753 —1763). In Worms sodann finden sich (1765 fg.) alle jene personen vor, die das lied dort zurückgelassen: Brünhilt, der junge könig, Rumolt, dem Nib. 1459 Gunther weib, kind und reich übergeben hatte — und der verfasser verfehlt nicht, auf *Rûmoltes rât* mit nachdruck hinzuweisen Kl. 2010, 2029 fgg.: wie es scheint in den damaligen ritterlichen kreisen ein beliebtes motiv, das auch Wolfram im Parziv. 420, 26—30 verwendet. Auch Sindolt der schenke tritt auf (1872). Nur Hunolt fehlt, der im liede anfangs immer mit Sindolt zusammen erscheint und in A mit ihm zusammen (719) zum lezten male genant wird, während ihn C an dieser stelle nicht erwähnt. Uote erscheint von ihrem sedelhof bei der von ihr gestifteten abtei *ze Lôrse* (1842), vgl. Nib. 1082, 5 fg. (nur in C). Dort wird sie auch bestattet, als sie vor gram gestorben ist (1992). Brünhilt hat als anstifterin von Siegfrieds ermordung die lezte schuld am ganzen unheil, darf also nicht straflos ausgehn, wo die andern dem furchtbarsten geschick verfallen

sind. Sie einfach infolge schmerzes um die gefallenen sterben zu la
sen, wie Gotelint und Uote, schien dem dichter mit der Brünhilt d
IV. liedes und der brautnacht doch nicht vereinbar, auch war d
motiv verbraucht; daher deutet er ihren ungeheuren seelenschmerz a
in der selbstanklage, Kl. 1987—1991.

Bis hierher reicht, um mich so auszudrücken, der destrukti
teil des gedichts: nunmehr begint der verfasser wider aufzubauen. Sch
rer (L. G.[3] s. 124) charakterisiert den eindruck, den der schluss v
der Nibelunge nôt auf den heutigen leser macht, mit den worte
„Bliebe uns die hofnung, dass Dietrichs loos sich mildern werde, da
noch unter seinem kraftvollen regimente irgendwo das heil erblühe
könte, so hätten wir die empfindung wie am schluss einer Shakespear
schen tragödie, wo, nachdem eine generation voll sünde und schul
dahingeraft ist, nun unter führung eines jungen, reinen helden e
neues leben zu beginnen scheint. Aber es ist nicht so. Der dicht
eröfnet uns keinen solchen beruhigenden ausblick. Er sagt ausdrüc
lich, dass er nichts mehr zu berichten wisse, als dass man die gefa
lenen beweinte. Dieser Etzel, dieser Dietrich, dieser Hildebrant, di
an dem grabe des liebsten stehen, was sie besassen, haben keine zukunft"
Wie disharmonisch muste dieser ausgang des ganzen das publiku
berühren, das keinen rechten sinn mehr für die alten heldenlieder i
ihrer grossartigen tragik hatte, das publikum der höfischen ritterroman
Schon aus diesem grunde verlangt das Nibelungengedicht in jen
weicheren zeit einen anhang, der das gewaltige drama wenigstens dur
frohe ausblicke in die zukunft mildert. Nun ist ja für den haupthe
den des Nibelungengedichtes, Siegfried, gleichsam schon gesorgt
jenem gedichte selbst: Nib. 659 fg. wird ihm ein söhnlein gebore
Gunther nach seinem schwager genant; dieses söhnleins gedenkt d
sterbende sorgend 936; Kriemhilt (1030) befiehlt es der obhut ihr
heimziehenden vaters, den sich der teilnehmende leser auch nach d
katastrophe an Etzels hofe gleichfals noch am leben denken kan
Für das burgundische haus sorgt unser verfasser: *die hoesten und d*
besten (Kl. 1998) versammeln sich auf die nachricht Swemmels hin b
hofe, und das um seinen rat befragte volk schlägt vor, den jung
könig (Sîvrit II, Nib. 662) zum ritter zu schlagen und ihn *under krô*
gên zu lassen; so werde man nicht mehr ohne *voget* sein und d
königin *ein teil erleschen ir ungefüegen klage.* Schon Pilgerim (K
1725 fgg.) hatte den boten aufgetragen, die *Guenthêres man* an ih
treue gegen diesen und den jungen könig zu mahnen, den sie
einem man ziehen sollen. Dann tröstet Sindolt (Kl. 1878) Brünhi

damit, dass er ihr die aussicht auf krönung ihres sohnes eröfnet. Endlich dringt Rumolt (Kl. 2039) auf ausführung des beschlusses. So wird denn zu Worms das fest der krönung gefeiert (2046). Der leser kann befriedigt abschied nehmen.

Nun zu den Amelungen. Dietrich tritt mit Hildebrant die rückkehr in sein reich an, nimt aber seine verlobte Herrat, *Helchen swester tohter,* mit (zweimal im lied erwähnt, Nib. 1321 und 1329, ohne dass sie dort irgendwie selbständig hervortritt). So braucht der leser auch an seinem schicksale nicht zu verzweifeln: dieser Dietrich und damit auch sein getreuer Hildebrant haben eine zukunft! — Aber auch über Dietlints geschick werden wir einigermassen beruhigt. Dietrich berührt, wie er versprochen, Bechelaren, wo er freilich Gotelint tot findet. Herrat küsst die verwaiste Dietlint, drückt sie an ihre brust und verheisst ihr, so lange Dietrich lebe, solle sie nicht verlassen sein (Kl. 2120 fgg.) — eine anmutige, echt höfische rührscene! Dietrich selbst aber schwört ihr 2136: *sol ich deheine wîle leben, ich wil dich einem manne geben, der mit dir bowe diniu lant.* Er befiehlt sie *ir vater mannen.* Sie erschrickt (2141), *daz diu vil grôze êre* (über das land ihres vaters zu herschen), *an si eine was komen.* Der dichter versichert dann noch, dass man ihr alle ihr zukommende ehren habe zu teil werden lassen, dass niemand ihr etwas zu leide getan, und dass sie *vil gerne* des ihr von Dietrich versprochenen gatten gehart habe. Dass der versprochene gemahl nicht noch wirklich eintrift, und dass das ganze nicht mit einer hochzeit abschliesst, ist nicht schuld unseres verfassers: er hatte eben beim besten willen keinen der helden aus diesem kreise mehr zu vergeben, und für den alten Hildebrant, der Kriemhilden *in unsinne* erschlagen, war sie ihm doch zu gut. Wie viel besser war da der dichter des schlusses der Kudrun daran: dem gestattete die zahl der glücklich geretteten, zuletzt eine dreifache hochzeit zu veranstalten! — Am schlechtesten komt der arme Etzel weg, der überhaupt durchweg mit grosser ungunst behandelt ist und wenig mänlich und königlich erscheint (Kl. 415 fg., 425, 510 fg., 1155, 2091 fg.). Allein der ist ja ein heide! Er war zwar fünf jahre lang christ, hat sich aber durch seine *abgot* wider zum abfalle verleiten lassen (Kl. 494 fgg.). Über ihn und sein schicksal sezt sich der höfische leser noch am ehesten hinweg. Er muss denn auch daran verzweifeln, dass ihn gott von neuem annehmen will; er hat keinen trost als den tod (496—504). Er ist zulezt von allen verlassen, niemand kümmert sich um ihn (2100), er ist nicht tot und nicht lebend, *swebt in einem twalm* (2098). Der dichter weiss nichts von seinem schicksale, nach

abzug der Amelunge (2101 fg.), wie er ja auch in der sage h
völlig spurlos verschwindet.

Verdankt aber die Klage oder doch der von uns betracht
derselben seine entstehung dem höfischen geschmack, den der ab
der Nibelungentragödie nicht befriedigte, so muss sich zeigen, w
im einzelnen die ganze behandlung der aus der Nibelungensag
nommenen personen demselben rechnung trägt. Bei weitem i
dergrunde des interesses steht für den *höveschen man* natürl
weib Kriemhilt. Mit ihr beschäftigt sich unser dichter ganz
ders angelegentlich und oft. Man denke sich die Kriemhilt, d
eigenen sohn mit überlegung und absicht ihrer rache opfert (we
in der fassung von AB str. 1849), die ihre am morde des
unschuldigen brüder Gernot und Giselher mit ins verderben stü
dem blutigen haupte ihres bruders Gunther vor Hagen tritt,
selbst schliesslich enthauptet, vor dem forum jener ritter und
Ihre handlungsweise also bedarf in jeder hinsicht der erklärung
fertigung und, wo es angeht, milderung. Was das lezte bet
lässt unser gedicht 1968 Kriemhilt Hagen nicht eigenhändig da
abschlagen, nur den befehl zu seiner und Gunthers abschl
geben, während allerdings 367 und 374 mit der fassung des N
genliedes stimmen. Freilich hält es an der lezten stelle der v
für nötig, gegenüber seinem publikum, das die tötung des g
Hagen durch weibeshand für lüge halte, sehr energisch die w
des geschehenen zu betonen! Davon, dass sie Ortlieb opfert, e
unser dichter nichts, wie ja auch die fassung C des liedes
besonders grauenhaften zug der älteren dichtung beseitigt hat.
warm ist seine verteidigung Kriemhilts. Vor allem ist es ihm
lich um ihr seelenheil zu tun. 279 fgg. wendet er sich deshalb
die, welche meinen:

> — *daz si der helle swaere*
> *habe von solhen schulden,*
> *daz si gein gotes hulden*
> *geworben hab sô verre,*
> *daz got unser herre*
> *ir sêle niht enwolte* —

eine stelle, die ja ausdrücklich den eindruck bezeugt, welc
Kriemhilt des Nibelungenliedes auf das damalige publikum
muste. Der dichter weist jene ansicht scharf zurück: man sol
lieblos über andere urteilen, niemand sich so von sünde frei

dass er der gnade gottes nicht bedürfe; die sei aber Kriemhilt sicher zu teil geworden, da sie ja mit dem tode gebüsst und alles, was sie getan, nur aus *triuwe* getan habe. Denn ihr verrat an den Burgunden ist eben nur scheinbar *untriuwe:* sie ist kein mann, der sofortige appell ans schwert ist ihr versagt, 64 fgg.:

sine haete mit ir henden
ob si möhte sîn ein man,
ir schaden, als ich mich verstân,
errochen manege stunde.
geschehen ex niene kunde:
wan si haete vrowen lip.

Jene *triuwe* als einziges motiv behandeln auch 69—79:

wan ex ir rechen gexam.
des ensol si nieman schelten und

swer dax maere merken kan,
der sagt unschuldic gar ir lip,
wan dax dax vil edel wip
taete nâch ir triuwe
ir râche in grôxer riuwe.

Wer solte, fügt der dichter hinzu (70 fgg.), künftighin noch den mut haben, eine tat der treue zu volbringen, wenn man es den entgelten lasse, der *rehter triwen kunde phlegen?* Ja unser dichter lässt sogar Etzeln selbst eben diese „treue“, durch die er alles verloren hat, noch preisen 415 fgg.:

het ich die ganzen triuwe
an ir werden lîbe erkant,
ich het mit ir elliu lant
gerûmet ê ich si het verlorn.
getriuwer wîp wart nie geborn
von deheiner muoter mêre.

Man beachte, wie diese gattentreue in den lezten liedern der Nibelungen in den hintergrund tritt, und Kriemhilt immer nur als die *vâlentinne* erscheint. Daher denn ihr tod durch Hildebrant, den wir am schlusse des XX. liedes fast wie eine woltat, eine notwendige sühne empfinden, hier scharf verurteilt wird, 366:

> *di mit unsinne het erslagen Hiltebrant;* 375 fgg.: *dar umbe vlôs och si den lîp von Hildebrant âne nôt. man klagt der küniginne tôt deiswâr von allem rehte. rîter unde knehte die tâtenx pilliche.*

399 klagt Hildebrant selbst um sie. Dem zugeständnis 652 fg. *het diu künigîn daz eine lân, daz si Bloedelînen* usw. — *so enwaere ez allez niht getân* folgen 657 die worte *ez was alsô gebrouwen von des tievels schulden*, um Kriemhilt zu entlasten! 954 fg. muss ganz algemein (ähnlich wie 65 fg. die physische schwäche des weibes) weibliche kurzsichtigkeit, unzulänglichkeit weiblichen verstandes, infolge dessen es ihr nicht gelungen sei, ihre rache so einzurichten, dass ihre brüder, vor allem Gernot und Giselher verschont blieben, als eine art von entschuldigung herhalten. Ganz ähnlich 130 fgg.:

diu enhet sin alsô niht gedâht.
si het ez gerne dâ zuo brâht,
dô siz brüefen began,
daz niwan der eine man
den lîp haete verlorn.

Also sie hätte, als sie ihren racheplan auszuführen begann, nicht gedacht, dass es soweit kommen würde. Und ganz fatalistisch heisst es kurz vorher, aber in demselben sinne, 119—123:

swie gern in (Hagen) het gescheiden dan
Krîmhilt diu künigîn,
des enkunde niht gesîn:
dô lie siz als ez mohte,
wan ez niht anders tohte.

Kriemhilts guter wille, das wird immer betont, war vorhanden, aber es muste eben so kommen! Sehr bezeichnend ist auch 144: da wird hervorgehoben, dass das ganze unheil hätte leicht verhütet werden können, wenn jemand Etzeln davon mitteilung gemacht hätte, dass *in sô vient waere Krîmhilt ir swester* (vgl. 473):

die von Burgonde lant
liezenz durh ir übermuot:
dô het och Kriemhilt wol behuot
mit listeclichem sinne,
daz ers niht wart inne.

Also, wenn die Burgunden, die bedrohten, Etzeln keine mitteilung von den ihnen bekanten absichten der schwester machten, so war dies von ihr erst recht nicht zu verlangen. Einzig ihr übermut brachte jene ins unglück. Der dichter, wie man sieht, quält sich förmlich ab, entlastende momente für Kriemhilt zu finden! Bedenklich viel wird freilich dem urteile des lesers zugemutet, wenn Kriemhilt 405 gerühmt wird, dass sie *ie unvalschiu wort hete bi ir lîbe.*

Alles unheils ursache wird dagegen zusammengehäuft auf das haupt Hagens, der es fertig gebracht hat, Kriemhilt zu allen zeiten schmach und schande ohne zwingenden grund zu bereiten (Kl. 2019 fg.) — derselben Kriemhilt, die noch im tode Dietrich durch ihre schönheit zur bewunderung fortreisst (Kl. 386 fg.: wir sehen wie der dichter bestrebt ist, auch hierdurch ihr die sympathie seiner höfischen leser zu gewinnen!) Auch Rumolt meint 2022: *dar umbe ichz ir niht wîzen wil.* Wenn 625 fg. der alte Hildebrant beim anblicke von Hagens leiche in die worte ausbricht:

> *nu seht wâ der vâlant*
> *ligt, der ez allez riet.*
> *daz manz mit guote niht enschiet,*
> *daz ist von Hagen schulden.*
> *ze mîner frowen hulden*
> *möhten si wol sîn komen,*

so klingt das fast wie bewuste replik auf die worte Hagens zu Kriemhilt, Nib. 2307, 3 fgg.:

> *du hâst ez nâch dînem willen ze einem ende brâht,*
> *und ist och rehte ergangen als ich mir hête gedâht* usw.
> *den schatz weiz nu nieman wan got unde mîn:*
> *der sol dich vâlentinne immer gar verholn sîn!*

Kl. 648 fg. wird dem Hagen *gefluochet sêre* von den leuten, die seine leiche gewahren. Ebenso flucht ihm bischof Pilgerim 1710:

> *daz in sîn muoter ie getruoc,*
> *daz müeze got sîn gekleit,*
> *daz sus lange werndez leit*
> *und alsô grimmiu maere*
> *und och sô vil der swaere*
> *von im ist erstanden*
> *sô wîten in den landen.*

Wenn aber über den tod Hagens sogar die als roh und gewalttätig verschrieenen Baiern sich freuen, 1761, weil er *kunde strîts nie werden sat,* so führt uns dies zu einem dem bisher besprochenen verwanten, durch den höfischen geschmack hervorgerufenen momente, der degeneration der alten recken als solcher. Wir finden — worauf W. Scherer hingewiesen hat — diese erscheinung schon innerhalb der Nibelungenlieder. Der kecke, tolkühne, mit der türe ins haus fallende Siegfried des ersten liedes (Nib. 56. 59, 106—109, 121, 124) wird im dritten glatt, höflich, ein sentimentaler schäfer (Nib. 284 fg.,

290 fgg., 319), der sich nicht einmal mehr zutraut, die liebe
mädchens zu erringen; Gunther, an dem im ersten liede „jed
ein könig“ war, verfält im zweiten liede infolge der kriegserkl
der Sachsen und Dänen förmlich in melancholie (Nib. 146, 152
157, 4). In unsrem gedichte ist es Etzel, der, wie schon anged
zu einer ganz würdelosen rolle degradiert wird, während er im
zwar gutmütig, aber doch würdig und königlich erscheint (vgl.
Nib. 1833 — aber er ist dann unversöhnlich 2026, 3 fgg.;
2074, 4). Hier ist sein gebahren weibisch; das sagt ihm Dietric
gesicht Kl. 509 fgg.

ach ôwê dirre maere,
gefreischt man diu in daz lant,
daz ir mit wintender hant
stêt als ein bloede wîp,
diu ir zuht und ir lîp
nâch friunden sêre hât gesent.

In ohnmacht fält er dreimal: 425, wo ihn Dietrich ebenfals d
tadelt, 1154 und 2092. 317 fgg. wird die art seines *wüefens* als
für ihn bezeichnet, wofür er aber kein gefühl mehr habe, weil e
sin verwandelt. Wenn er 415 fgg. die ihm so verhängnisvoll g
dene treue Kriemhilts gegen den ersten gatten preist, wird ihm
einiges zugemutet. Die worte dort: *ich het mit ir elliu lant ge*
ê ich si het verlorn in seinem munde heben Kriemhilt auf seine
sten; des herschers eines so grossen reiches, als der Etzel zu d
ist, sind sie wenig würdig. Noch sei bei dieser gelegenheit den
interessanten versen, Kl. 479—504, enthaltend Etzels selbstan
eine betrachtung gegönt. Er gesteht, dass seine heidengötter ihm
geholfen, dagegen ihn der christengott gestraft habe, weil er,
fünf jahre christ gewesen, wider abgefallen sei. Jezt werde ihn
wenn er sich abermals bekehren wolle, gar nicht wider anne
Dieses motiv der vernoijierung Etzels findet sich nun auch in de
sung C des liedes: Rüedeger, als werber für Etzel bei Kriemhilt,
deren bedenken, einem heiden sich zu vermählen, vornehmlich
zurück, dass er bereits christ gewesen sei, jedoch wider abgef
würde Kriemhilt sein weib, so *möhte sîn noch werden rât* (Z. 19
Wir sehen, die aus diesem motiv gezogenen folgerungen sind dort
verschieden, ebenso seine verwendung. Wir bemerkten oben,
diese epoche mit ihren gemilderten sitten, ihren weicheren empfi
gen, kein rechtes verständnis mehr haben konte für die gross
tragik der alten heldensage. Das über ganze geschlechter h

brechende unheil erschien ihr zu ungeheuer, der untergang dieser helden zu furchtbar; sie fragte sich: wo sind die diesem verhängnis entsprechenden verschuldungen?! Etzel, der, in der deutschen sage keineswegs als „geissel der völker“ erscheinend, bruder, weib, kind und die besten seiner mannen verliert, stelt also dem höfischen verfasser nicht das leichteste problem — selbstredend nur dem duldsamen. Dass aber der unsere nicht zu den religiös unduldsamsten gehört, das zeigt neben der naiven bemerkung 437 fgg.: *swie si wâren heiden, och was zerbarmen umbe sie,* der umstand, dass man 1170 fg. auch Bloedelin christlich begräbt, für seine seele betet und Dietrich *als es triuwen tohte* pfaffen berbeiholt *den heiden, der och die gezam.* Dazu 1089 fg. Wer so denkt, der kann sich nicht damit zufrieden geben, dass gottes strafgericht einfach deshalb über Etzel hereinbricht, weil er eben heide ist. Etwas anderes freilich ist es, wenn dieser, der *sô vil der recken in kristenlicher ê* bei sich hat, selbst fünf ganze jahre christ war, dann aber *got betrouc* — gleichviel, ob unser dichter dies motiv erfunden hat oder ob er es aus C, wo es ganz anders verwendet ist, herübernahm.

Für die Burgunden dagegen ist die alte verschuldung, Siegfrieds ermordung, schon durch die sage gegeben; sie braucht nur immer ins gehörige licht gerückt zu werden. Und das unterlässt unser dichter bei keiner gelegenheit. So heisst es Kl. 98/99 *ich waen si alter sünde engulten, und nicht mêre* — lezterer zusatz, wenn er nicht blos den vers hat füllen sollen, sieht gerade aus wie eine abwehr derer, die das geschick der Burgunden etwa zu hart finden könten; 113/14 *dô muose in misselingen von einen alten schulden;* 635 fg. Hildebrant in den mund gelegt:

ich enkan mihs anders niht verstên,
wan daz die helde ûzerkorn
den freislîchen gotes zorn
nu lange her verdienet hân.

Auch meister Hildebrant wird schwach und ohnmächtig: Kl. 1044 fgg. soll er Rüedegers leiche aus dem blute heben; doch sie ist ihm zu schwer, die ihm von Hagen geschlagene wunde bricht wider auf, und er sinkt über der leiche zusammen. Etzel selbst begiesst ihn mit wasser — ganz wie es sonst den weibern geschieht, die ja fast alle ihre ohnmacht durchmachen. Gut, dass sich der alte held wenigstens später seiner schwäche schämt, 1059!

Recht charakteristisch sind die verse Kl. 695 fgg. über Volker. [D]ichter besorgt, die leser könten bei dem *küenen spilman* etwa

an einen „fahrenden“ ihrer zeit denken. Daher die ausdrückliche versicherung, Volker sei aus freiem geschlechte und habe schönen frauen ritterlich gedient.

Wir wiesen schon darauf hin, wie Kl. 144 fg. die Burgunden gleichsam selbst für ihr geschick verantwortlich gemacht werden, weil sie *durch ir übermuot* Etzeln nichts vom zorne Kriemhilts gegen sie verrieten. Derselbe gedanke begegnet uns auch Nib. 1803. Der unterschied zwischen dieser und jener stelle liegt in der art und weise, wie im liede dies motiv so ganz beiläufig eingeflochten wird, nur um zu zeigen, wie bei einem haar der *grimme unde starke* hass Kriemhilts doch nicht zum ziele gekommen wäre, gegenüber der rolle, die es in der klage spielt. Der dichter wird nicht müde es immer wider aufzutischen:

Kl. 456 *daz si daz verdagten mich,*
daz kom von ir übermuot.

472 *ôwê daz nieman mir verjehen*
wolde der rehten maere,
daz in sô vîent waere
Krîmhilt ir swester!

558 *jâ waerez anders mir geseit.*
ir tôt und mîn arbeit
het ich wol understân.

628 (Worte Hildebrants):
jâ het wir vernomen
harte wol diu maere,
wir heten iwer swaere
vil wol understanden.

607 *waer ez mir ê kunt getân,*
si müesen alle sîn genesen.

Dass dieses schweigen als falscher stolz gleichsam den Burgunden zum vorwurf gemacht wird, kenzeichnet die auffassung unseres gedichtes: die recken hätten also von vornherein bei Etzel gewissermassen um schutz gegen die schwester bitten sollen?!

Bezeichnend für höfische auffassung ist die stelle Kl. 796 fgg. Dass *schoene meide unde wîp* die toten, die doch den *liuten rehte ungenaeme* sind (1137), ihrer blutigen rüstung entkleiden müssen, weil es an männern fehlt, steigert noch das jammervolle der lage. 800 hält der verfasser es für angezeigt, sich ausdrücklich auf seine quelle zu berufen, damit man ihm glaube. 803 fg. weint Etzel am allermeisten

gerade darüber. Und als er dann *gesunder manne vil* (806) herbeikommen sieht, raft er, der sonst nichts kann als jammern, sich um der *wîp* willen zu einem anfall von zorn auf, 808:

welt ir des haben êre,
daz wîp mit tôten umbe gânt usw.

Noch sei der etwas sentimentalen scene Kl. 1428 fgg. gedacht. Rüedegers ross, sonst gewohnt sich mit dem zaume loszureissen und zurückzulaufen sobald es seinen herrn vermisst, lässt sich jezt geduldig von den knappen führen, nur von zeit zu zeit sich umsehend: es weiss eben, dass sein herr tot ist! Das erinnert fast an Iweins gefühlvollen löwen.

Unsere auffassung von der entstehung der Klage oder vielmehr ihres zweiten, eine wirkliche handlung darstellenden teiles steht nun allerdings im widerspruch mit derjenigen des auch um unser gedicht verdientesten forschers, K. Lachmanns. Sein urteil lautet (Zur Klage s. 287): „Das gedicht von den Nibelungen hat augenscheinlich in der Klage nicht fortgesezt werden sollen, obgleich sie die handschriften derselben beifügen. Ja, der dichter hat es nicht einmal gekant: wann und wie Etzeln gäste in Heunenland gekommen (sagt er 85), wisse er nicht, sondern nur dass herren und mann gar freudig von über Rhein gefahren seien. Kleine widersprüche und auslassungen würden so viel nicht beweisen: aber hier sagt er ausdrücklich, von einem bedeutenden teile der sage sei ihm nichts bekant". Allein wir sahen oben, dass der verfasser der Klage seine boten nach Worms ganz denselben weg nehmen lässt, den die Burgunden im liede in umgekehrter richtung einschlagen. Um den aufenthalt bei Pilgerim beiseite zu lassen, da Lachmann diesen erst bei vereinigung von Klage und Nibelungen in diese lezteren hineingetragen sein lässt: wenn die boten durch Baiern und Schwaben ziehen (Klage 1745 fgg. — Nib. 1433 usw.); wenn es heisst, *wer in in Beiern widerreit, von den wart in niht getân*, also nach dem ganzen zusammenhange der stelle mit beziehung darauf, dass die Burgunden damals von den Baiern angegriffen worden sind; wenn Elses und seines von Hagen und Dancwart erschlagenen bruders erwähnung geschieht — so wird damit doch Kl. 85 wertlos gemacht. Wir werden auf diesen widerspruch noch zurückkommen. Ob der verfasser gerade eine der uns erhaltenen fassungen des liedes gekant und benuzt hat, und welche von ihnen dies gewesen ist; ob und wieweit in eine derselben widerum motive der Klage verarbeitet worden sind — das alles bleibe dahingestelt. Nur auf eines sei es

erlaubt aufmerksam zu machen. Es gibt mehrere wörtliche übereinstimmungen zwischen stellen der Nib. und der Klage; man vergleiche:

Nib. 1010, 1 *ein jaemerlîchez scheiden wart dô dâ getân*
mit Kl. 1213 *ez was ein grimmez scheiden von kristen und von heiden;*
ebenso Nib. 1369, 2 *ir silber unt gewant daz ennam in nieman: man vorhte ir hêrren zorn*
mit Kl. 1745 *swer in in Beiren widerreit, von den wart in niht getân (daz muost man durch ir herren lân);*
Nib. 1417, 4 *durch daz er videlen konde, was er der spilman genant*
mit Kl. 695 *durch daz er videlen kunde, daz volk in ze aller stunde hiez einen spilman;*
Nib. 1772, 2 *küener videlaere wart noch nie dehein*
mit Kl. 672 *küener helt zen handen videlns nie mêr began;*
Nib. 1803 mit Kl. 456 und 472 (s. oben);
Nib. 2015, 2 fg. *daz bluot allenthalben durch diu löcher vlôz und dâ ze den rigelsteinen von den tôten man*
mit Kl. 819 *daz bluot allenthalben vlôz durch diu rigelloch hernider;*
Nib. 2139, 4 *vater aller tugende lac an Rüedegêre tôt*
mit Kl. 1066 *dô truog man Rüedegêre, vater aller tugende;*
Nib. 2260, 4 *owê daz vor leide nieman wol sterben mac*
mit Kl. 1033 *ôwê daz nieman sterben mac unz im kumt sîn lester tac*

(beidemal worte im munde des verzweifelnden Dietrich!) — Nun ist die frage, ob in diesen stellen, die meist dem lezten drittel der Nibelungen angehören, da es ja eben die Klage mit dem untergange der Burgunden zu tun hat, jeder mit Müllenhoff (ZGNN. s. 79) nur formeln und ausdrücke sieht, wie sie in aller epischen poesie feststehn und sich selbst in liedern aus ganz verschiedenen gegenden widerholen. Wir haben, als wir die entstehung unseres gedichtes nachzuweisen suchten, nur die handlung im zweiten teile desselben in betracht gezogen; für den ersten liessen wir die sache unentschieden. Wir wollen jezt soweit gehen, zu sagen: wer dem Nibelungenliede in dem von uns gekenzeichneten sinne fortsetzung und abschluss geben wolte, der konte zwar passend die aufhebung der toten und die klage der hinterbliebenen mit berichten; aber er hätte dieses aller handlung bare moment schwerlich zu solcher länge ausgesponnen. Dazu stiessen wir bereits auf widersprüche im einzelnen zwischen beiden teilen des gedichts. Im vordern wird ausdrücklich die ermordung Hagens durch Kriemhilts eigene hand hervorgehoben, Kl. 367—374, aber 1968 fg. heisst es *den recken loblîchen hiez si beiden nemen den lîp.* Auf den

widerspruch zwischen v. 85 und der darstellung der botenreise 1745—1763, durch die der verfasser beweist, dass er vom zuge der Burgunden nach Etzels hofe recht wol weiss, machten wir eben aufmerksam. Lachmann („Zur Klage" s. 288) nent noch 246 und 961, wo Gernot schuldig, 1705 wo er unschuldig sei; auf den saalbrand, der 294 und 854 erwähnt, sei später keine rücksicht genommen; Irincs tod (209, 540, 1186) fehlt in des spielmanns erzählung 1925. Dass der vordere teil des gedichts als steril und langweilig bezeichnet werden muss, während der hintere entschieden anmutige scenen bietet (Lachm. a. a. o. s. 289), könte man der verschiedenheit des inhalts zuschreiben, beweist an sich nichts, gewint aber an bedeutung im verein mit andern beweismomenten.

Wie steht es nun mit der verknüpfung der beiden teile? Liest man von 1247 an, wie Dietrich und Hildebrant beschliessen, mit Herrat Etzel zu verlassen, wie dann die waffen und rüstungen aufgesammelt und aufgehoben werden, so hat man mit 1273, 1 den eindruck, dass doch hier eigentlich die sache zu ende sei, und ist, wenn man den inhalt des ganzen nicht schon vorher kent, höchst neugierig, was denn nun noch kommen solle! Nun geben Dietrich und Hildebrant im folgenden (1273, 2 fgg.) Etzeln den rat, jene waffen den waisen der gefallenen zuzusenden. Woher diese plötzliche sinnesänderung, nachdem soeben beide geraten haben, die waffen zu behalten und aufzubewahren, und nachdem Dietrich beim anblick der herrenlos daliegenden waffen 1263 geäussert hat, *die enwizzen wir wem nu geben?* Warum komt ihm jener gute gedanke nicht gleich hier? Dazu tritt doch die zusendung der waffen, durch die Etzel die *jungen* (1279) sich geneigt machen soll, im folgenden überall recht sehr in den hintergrund. Von einer eigentlichen übergabe der waffen ist nirgends die rede, nirgends findet sich eine hervorhebung oder erwähnung dessen, dass Etzel es sei, der ross und wehr als geschenk sende, vgl. 1468 fg., 1613—1769 fg., 1776, 1792: hauptsache ist überall die botschaft. Denken wir uns, der vordere teil, die eigentliche „Klage", habe, ein selbständiges poem, mit dem entschlusse der Amelunge abzuziehen und mit der aufsamlung der waffen geendet, so gehörte für den fortsetzer nicht alzugrosse erfindungsgabe dazu, an diese waffen seine botschaften so anzuknüpfen, dass die zusendung derselben an die hinterbliebenen als veranlassung für die botschaft hingestelt wird. So liess er den schluss seines originals unangetastet — wie er den anfang unangetastet gelassen hat. Denn wenn es v. 10 fgg. heisst:

des en kundez niht beliben,
ez ensî och dâ von bekant,
wie die von Burgonde lant
bî ir zîtn und bî ir tagen
mit êren heten sich betragen,

so können diese lezten drei zeilen doch unmöglich auf den inhalt des ganzen gedichtes oder auch nur des ganzen vorderen teiles gehen, sondern nur auf 13—293. Der sinn der stelle kann dann wol nur der sein, dass unser zweiter verfasser sich gleichsam entschuldigt, dass er noch einmal den inhalt der Nibelunge nôt, den er sonst mehrmals als bekant voraussezt (24, 800, 2011), gebe; allein sein original, das *buoch des tihtaere* verlange es so. — Ein zweites moment komt bei jener stelle hinzu: der 1250 gefasste plan der Amelunge, heimzuziehen, mit Herrat, komt erst 2076 fgg., ganz am schlusse des ganzen, zur ausführung. Ist unser gedicht ein einheitliches werk, so versteht man nicht, was dieser vorschlag dort soll, vor absendung der boten, deren rückkehr abgewartet werden muss. Anders, wenn 2056 fgg. dem fortsetzer von 1250 fgg. angehört.

Wenn nun am schlusse erzählt wird, der bischof Pilgerim von Passau (der zweifelsohne schon 22/23 gemeint ist), habe *ûz liebe der nefen sîn* das *maere* lateinisch abfassen lassen (vgl. auch 1730—1741 und 2050 fg.), so liegt doch an sich kein grund vor, diese angabe völlig in den wind zu schlagen. Warum soll nicht in dieser notiz wahrheit und dichtung sich mischen, und soviel wahr sein, dass das lateinische original am hofe Pilgerims, ende des 10. jahrhunderts, entstanden ist? War es eine prosaniederschrift, wie man nach 2148 und 2156 denken könte — oder hat vielleicht ein geistlicher am bischöflichen hofe, ein gewanter versificator, eine lateinische elegie „de caede Nibelungorum“ verfasst, deren hauptinhalt die querellae bildeten? Daneben erscheint als quelle das *buoch* eines *tihtaere* (9 fg.; desgl. 285, 1 *des buoches meister* und 800 *der meister*), jedesfals die direkte vorlage unseres verfassers, wie man vermutet hat eine der vielen Kl. 2157/58 bezeugten deutschen um- und nachdichtungen. Das lateinische werk aber sowol wie das *buoch* wird von unserer klage ganz algemein als quelle für *disiu maere* genant; 2151 gibt sie den inhalt ihrer quelle an mit den worten: *wie ez sich huob* usw. *unde wie si alle gelâgen tôt*, ähnlich 1732 fgg. Nicht an einer einzigen stelle bezieht sich der dichter für den inhalt des zweiten teiles auf eine quelle, was er doch sonst so liebt (vgl. 9, 22, 148, 285, 800, 1099) — weder auf den *tihtaere* noch auf Pilgerim. 2072 *als man uns gesagt hât* und 2013

als wir diu liute hoeren sagen sind doch zu algemein formelhaft, um ernstlich in betracht zu kommen; in lezterer stelle könte man, will man ihr gewicht beilegen, eher die bezeugung einer dritten, mündlichen quelle sehen.

Allein, wenn wir nicht ganz im irtum sind, verrät sich unser verfasser im anfange des gedichtes selbst als zudichter. V. 5 sagt er:

het ich nu die sinne,
daz siz gar ze minne
haeten die ez erfunden!

nun, die jammervolle geschichte seinem publikum so gut es geht zu *lieben*, bemüht er sich eben durch den zweiten teil, seine zudichtung, den befriedigenden abschluss! Daher auch v. 7 die bitte, sich zu gedulden und die *rede fürebaz* zu hören.

Was nun den schon erwähnten widerspruch zwischen 85 und 1745 fgg. betrift, so weiss freilich der ältere teil der Klage nichts von jenem teile der Nibelungen, wol aber der fortsetzer. Er hätte vielleicht ohne schwierigkeit die worte seines originals 86, *jâne weiz ich niht der maere* abändern können etwa in *iu sint wol kunt diu maere* — jedoch er übersah diesen widerspruch, wie so manchen andern.

Nun konstatiert allerdings Lachmann (Zur Klage 287 fg.) auch innerhalb unseres zweiten teiles widersprüche, die auf verschiedene in demselben verarbeitete recensionen hinweisen sollen. Dagegen sei folgendes angeführt. Wäre mit *frowe* 1633 wirklich Gotelint gemeint, so ist doch dann der widerspruch in direkt aufeinander folgenden versen so schreiend, dass ihn selbst ein ganz mechanisch arbeitender redaktor nicht übersehen konte. Beispiele für derartige „versehen" dürfte man anderwärts vergebens suchen! Nein, die worte 1634 *der marcgrâvinne rîchen* sind gerade des gegensatzes wegen hinzugesezt: sie sollen motivieren, warum die tochter für die boten sorgt, nicht, wie es sich gehörte, die gattin des fürsten selbst (man setze also hinter *güetlîchen* :). Als *frowe* ist Dietlint auch 1523 bezeichnet.

Ähnlich steht es mit 1398 fgg. Die boten bringen es bei Isalde in Wien trotz Dietrichs befehl nicht fertig, die *maere zu heln*, wie sie sich ja schliesslich auch vor Gotelint und den Baiern verraten: *an den boten siz ervant* 1381, das ganze gebahren derselben muste ihr bald das geschehene verraten. Was die Wiener wissen, das kann man auch dem landvolk dieser gegend nicht geheim halten; so komt man bis Treisenmûre: von hier bis Bechelâren zwingt man sich wider zu strengstem schweigen, damit nicht etwa Rüedegers angehörige, betreff deren die boten ganz besonderen auftrag haben, sie über den sach-

verhalt zu täuschen, schon vor ihrer ankunft kunde erhalten. W
der verfasser will, drückt er vielleicht hier wie dort nicht besond
geschickt aus; aber er ist eben kein künstler, das zeigt jede sei
Freilich auch nicht der stümper, für den man ihn wol bei wenig
eingehender betrachtung seines opus halten möchte. Denn gera
dadurch, dass Dietrich befiehlt, die wahrheit zu *heln* und dass d
nachher bei der grösse des jammers für die boten nicht durchführb
ist, hat der verfasser gewisse dramatische effekte zu erzielen versuc
Und zweifellos ist ihm das gelungen in der scene Kl. 1473—15
über Rüedeger selbst gelingt es den boten zunächst die frauen
beruhigen, indem sie zugleich, dem kern der sache geschickt ausw
chend, dieselben schon hier der freundschaft Etzels und Dietrichs v
sichern — da fragt Dietlint nach einzelheiten, nach dem empfang
Burgunden durch Kriemhilt, zulezt nach ihrem bräutigam: einer d
boten kann nicht mehr an sich halten und weint — jezt ahnt Dietlint d
ganze grösse des unheils: *sî und mîn vater sint waetlich tôt* — b
diesen worten bricht nunmehr einem der boten *daz schrien mit d*
bluote aus dem munde — hierauf die lezte dringende frage der Go
lint, *wie schiedet ir von mînem man?* und der bote muss die volle wah
heit enthüllen! Niemand wird dieser scene eine gewisse dramatisc
spannung und dramatische steigerung absprechen. Dass in dem do
pelten auftrage, ross und rüstung zu überbringen und gleichzeitig d
tod der besitzer zu verheimlichen, eigentlich ein widerspruch liegt, d
entgieng dem dichter. Die ganze waffensendung ist ihm eben, w
wir sahen, völlig nebensache, sie ist nur äusserlich die brücke,
vom vorderen, älteren teile herüberleitet.

Fassen wir zum schluss nochmals zusammen, was sich zur gesa
beurteilung der klage ergeben hat, so dürfte dies das folgende se
Unsere „Klage“ geht in ihrem vorderen teile, als dem grundstock
ganzen, zurück auf ein lateinisches werk vom ende des 10. jahrhu
derts. Dieses, oder eine deutsche umdichtung desselben, wird geg
ende des 12. jahrhunderts, zur zeit der aufblühenden ritterlichen dic
tung, im höfischen geschmacke fortgesezt, in der absicht, dass
ganze nunmehr eine fortsetzung und einen einigermassen befriedigend
abschluss des Nibelungenliedes bilden soll. Der höfische dichter,
jenes alte gedicht „Klage“ findet, wird vielleicht gerade erst dur
dasselbe zur fortsetzung der „Nibelungensage“ angeregt. Jedenf
kamen ihm diese totenbestattungen und -klagen gerade recht: se
höfischer leser muss doch, bevor er die weiteren schicksale der üb

lebenden erfährt, genau wissen, wie man die toten begrub! Bei der fortsetzung wurde natürlich auch jener vordere teil einer überarbeitung in demselben sinne unterzogen (die vielleicht zum teil schon der deutsche umdichter, *des buoches meister,* besorgt hatte), jedoch nicht sorgfältig genug, als dass nicht einzelne widersprüche zwischen dem vorderen und dem hinteren teile unbeseitigt geblieben wären.

CHEMNITZ, IM JANUAR 1892. J. BIEGER.

ZWEI BERICHTE ÜBER EINE JERUSALEMFAHRT (1521).

Nachdem wir bereits in dieser zeitschrift XXIII, 26 auf einen eigentümlichen zweig der deutschen litteratur „die pilgerschriften" kurz hingewiesen und die gereimte darstellung einer Jerusalemfahrt veröffentlicht haben, legen wir jezt zwei ebenfals bisher unbekante ausführliche berichte dieser art unsren lesern vor, wobei wir noch besonders hervorheben, dass die zahl dieser deutschen texte, welche teils übersetzungen älterer pilgerschriften, teils zusammenstellungen der ablassstätten „jenseit des meeres", teils endlich gereimte oder prosaische reiseschilderungen enthalten, ausserordentlich gross ist; eine übersicht ist in des herausgebers Bibliotheca geographica Palaestinae (Berlin 1890, 744 s., 8⁰) geboten worden.

Es wird zur genüge bekant sein, mit welcher pietät man bereits in der ältesten zeit des christentums alle diejenigen stätten Palästinas, mit denen sich die erinnerung an die geschichte Christi, seiner apostel und der jungfrau Maria auf grund der sicheren zeugnisse der evangelien oder der wenig zuverlässigen angaben apokryphischer schriften oder endlich gewagter exegetischer combinationen verknüpften, zu fixieren suchte, wie man die durch die tradition einmal festgelegten punkte schliesslich zu einem geschlossenen ganzen verband, diese aber im vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten jahrhundert zum teil wider verschob, zum teil noch erheblich vermehrte. Wir begegnen daher in den ausführlichen reiseschilderungen, von denen hier hauptsächlich zu reden ist, fast immer einem gewissen regelmässig widerkehrenden stocke von angaben, nämlich einer zusammenstellung aller andachtstätten des heiligen landes (meist nur Jerusalems und seiner nächsten umgebungen), zum teil, da hier einfach ein sogenantes pilgerbuch eingelegt ist, mit genau denselben worten, zum teil mit einzelnen veränderungen und zutaten, welche für die geschichte der tradition

und der durch bauten oder besitzwechsel eingetretenen tatsächlich
veränderungen von bedeutung sind. Aber neben diesem traditionell
kern tritt doch wider eine solche fülle interessanter nachrichten üb
eigene erlebnisse, historische ereignisse und personen in den vord
grund, dass wir eine hauptquelle für die kentnis und das verständ
des specifisch kirchlichen wie des algemeinen kulturlebens darin erk
nen müssen. Jedenfals liegt der erste antrieb zu einer niedersch
der eigenen erlebnisse in dem streben, sich und seinen nachkomm
das andenken an eine so grosse und mühevolle, aber auch gott w
gefällige buss- und bet-fahrt zu sichern oder, wenn der verfasser
kleriker war, andere zur nachahmung anzuspornen und über die e
richtung einer solchen langen reise genauer zu unterrichten. I
abfassung machen sich aber manche pilgerschriftsteller recht leicht;
schreiben das eben erwähnte pilgerbuch einfach in ihren text hinei
ergänzen es durch einige persönliche bemerkungen oder kopieren ält
umfangreiche reisebeschreibungen und ändern sie bloss in der aufzä
lung der daten, namen und anderer nebensachen. Sehr häufig wi
genau dieselbe reise von Venedig nach Jerusalem und zurück v
zwei oder mehr berichterstattern geschildert; in diesem falle ist e
doppeltes verfahren zu beobachten. Entweder nämlich führen sie zu
sammen ein gemeinsames tagebuch, und jeder stelt daraus für sic
einen eigenen text mit kleinen abweichungen von der vorlage zusam
men, oder aber jeder gibt einen vom andern volständig unabhängige
bericht (ja erwähnt manchmal kaum seine reisegefährten), der je nac
dem ritterlichen oder bürgerlichen, geistlichen oder laien-standpunkt
verschieden gefärbt ist. Dieser zweite fall liegt hier vor.

Der pfalzgraf Ottheinrich bei Rhein unternahm 1521 eine rei
nach Jerusalem und hat uns in seinem tagebuche (1521—1534) ei
beschreibung derselben hinterlassen; sie ward in den „Deutschen pi
gerreisen nach dem heiligen lande" veröffentlicht[1]. Ihr wert beste
weniger in genauen angaben über die heiligen stätten, welche in eine
nicht mehr erhaltenen anhange besonders aufgezählt und beschriebe
waren, als vielmehr in sehr sorgfältigen schilderungen des lebens a
Cypern und Rhodus und in einer ausführlichen aufzählung der wic
tigsten reisegefährten. Diesem berichte treten zur seite unsere zw
texte, deren verfasser sich aber leider nicht genant haben und au
nicht erraten lassen. Der erste bericht stamt aus der feder ein

1) Von Röhricht und Meisner, Berlin 1880, 351—401; vgl. die unter de
selben titel von Röhricht allein besorgte neue bearbeitung, Gotha 1888. Beide sch
ten sind im folgenden kurz mit RM. und R. bezeichnet.

Schweizers, da er sagt, er freue sich „geborn sein ain Schweytzerlein“ und schildert die reise von Venedig nach Jerusalem und zurück im wesentlichen genau mit denselben details wie Ottheinrich, der auf der heimfahrt in Parenzo seine reisegefährten verliess. Dagegen ist sein bericht doch in mancher beziehung wider ausführlicher, so besonders durch die genaue aufzählung der heiligen stätten, durch die erwähnung kleiner erlebnisse, besonders aber durch die reflexionen, welche Jerusalem und die not des volkes in Palästina und auf Cypern in ihm erweckt; dieses lezte moment scheint die annahme zu begünstigen, dass der verfasser bäuerlicher abkunft war. Trotzdem zeigt er einen gewissen stolz; über die unmöglichkeit, wie die hohen herren aus der begleitung des pfalzgrafen die ritterwürde des heiligen grabes zu empfangen und über die kalte aufnahme, die er mit seinen schweizerischen reisegefährten seitens der Johanniter auf Rhodus erfuhr, weiss er sich sehr einfach zu trösten und angesichts der recht splendiden tafelgenüsse seiner reichen mitpilger lobt er sich das habermus seiner bergigen heimat.

Kürzer als sein bericht ist der zweite; er begint mit der ankunft in Jerusalem und schliesst mit der landung auf Cypern während der rückfahrt. Ob er ursprünglich überhaupt diesen umfang gehabt hat oder nur verstümmelt vorliegt, können wir nicht ausmachen, doch scheint uns das erstere als wahrscheinlicher, da sehr viele pilgerberichte die beschreibung der hin- und rückfahrt einfach als nebensächlich übergehen. Trotz dieser kürze und trotz mancher unvermeidlichen widerholung hat unser bericht manches neue, so vor allem viele höchst sorgfältige angaben über masse und zahlen, welche sich auf die heiligen stätten beziehen, woraus ein schluss auf den geistlichen stand des verfassers sich eigentlich von selbst ergibt, ferner eine genauere erzählung über den raubanfall bei Ramlah und das schicksal des patrons der pilger. Die sprache lässt ebenfals auf schweizerische abkunft schliessen.

Der herausgeber ist nicht germanist, um den sprachlichen wert dieser texte in das rechte licht zu stellen und ist daher seinem collegen herrn dr. Arwed Fischer, welcher dieser mühe bereitwillig und sachkundig sich unterzogen hat, vielen dank schuldig. Sonst hat er sich in der erklärung des eigentlich traditionellen auf das notwendigste beschränkt, hauptsächlich mit rücksicht auf den charakter dieser zeitschrift und in erwägung, dass wir in den unübertroffenen specialstudien von Titus Tobler eine fast erschöpfende behandlung der ganzen traditionsfragen besitzen, so dass es nur angezeigt erschien, besondere bestätigungen oder abweichungen kurz anzumerken.

Zum schluss spricht derselbe herrn oberstudienrat prof. dr. W. von Heyd in Stuttgardt, welcher auf diese texte aufmerksam machte, und herrn prof. dr. Staudenmeyer, direktor des königl. würtembergischen filial-archivs zu Ludwigsburg, welcher aus diesem archiv (abteilung Weingarten) die höchst sorgfältigen copien selbst besorgte, seinen herzlichen dank aus.

Itinerarium ins H. Land. I.

Item des ersten hindan gesetzt, was sich von Heymad aus auf dem Weg darzu was zu Venedig verluffen. Zu Venedig sind wir auß gefaren auf das schif[1] am fünften tag Juni, der do was des heyligen Bischofs Bonifacius, vnnd also lagen wir still bis an Freytag, der do was der sybendt im Juni; ain stund vor tag zoch man all segel auf vnd fuoren mit genedigem wynnd vnnd gnosnen wetter denselben tag zimlich weyt. Angeend der nacht stuond der wynd ab vnnd ward styll wynnd, den man nennet Bonatzo[2], der do wert bis am Mitwuchen, do schlugen wir die ersten schala[3], kamen in ain stat genennet Rugwina[4], da ligt ain haylige Junckhfraw Euffemia, der leychnam ich vnnwirdiger mitsamt anndern gesehen hab. Ditz gedacht stat ligt in Hystria vnnd ist zu Zeiten von Grauen Cristoffel franckha Ban, auf Beuelch dess Römischen kaysers[5], gewunnen worden, vnnd ain gros Raub daruon gefuert. Dis land nach meinem Bedünckhen ist vast rauh vnnd steynmechtig, doch zimlich gewechs weyns vnnd korns, aber des flayschs welicher hannd man wyll überflüssig. In dieser stat belyben wir den tag, der do was der zwölft im Juni. Auf die nacht besamelten sich die Bylger wider zu schyff, belyben zu erwarten des wintz die nacht vnnd morgentz den dreuzehenden tag Juni. —

Item in diser Zeit, alls wir außgefaren waren von Venedig mit gedachtem styllem wynnd, der vnns dann hie har dann dort hin trybeu was, sahen wir nahen ligen hüpsch land, alls Frey Jul. Crauatis[6] Histria, auch manich Stät häryn in disen landen gelegen, alls Piran, Vmago, Cita noua, Parentza, Polla[7]. Dis stet ligen an den Stand des meers vnnd ettlich auf Höhinen, das mans bescheydenlich sehen mag. —

1) Dieses hiess nach Ottheinrichs angabe Coresti, Coressi, ob zu corazza, harnisch? 2) bonaccia ital. meeresstille.
3) scala ital. treppe, hafen. 4) Rovigno.
5) Maximilian I; die eroberung Rovignos erfolgte 1509 durch Christoph Frangipan.
6) Croatien; was soll Frey (frei?) Jul. bedeuten?
7) Pirano, Umago, Cittanova, Parenzo, Pola.

Item auf den vierzehenden tag Juni in der nacht kam vnns ain wynd an, wol etwas widerwertig, der vnns treyb das Romanisch Bürg hinuf, nahend gein Anckhona vnnd gein Loreta zw, das wir es auch bey zwaintzig meyllen sehen mochten. Da dann ettlich Bylger ir andacht ordneten, nach ains yetlichen geschickhlichayt. Also warden wir getryben das gepürg hinuf den fünfzehenden vnnd den sechzehenden tag Juni, das wir darzwischen auch manich Schloss vnnd Kloster sehen mochten. —

Item am sybenzehenden tag Juni zu nacht, alls wir lanng geschruwen heten nach ainem wynd, kam vnns schnelligklich ain Sturmwynd an, wiewol er mit vnns was, must man doch durch vngestümigkeit wyllen des winds die segel abnemen, die man gar schwerlich vnnd kaum gewynnen möcht, also das gefär was vnnd sorglicheit Erwartz mit grosser geferte, wo man die segel nit het mögen bezwingen. In disem waren die Bylger etlich betrüebt, doch ainer meer dann der annder, aber mir was nit sonnders daruon angelegen, vermeynt, sollt also sein, wiewol Ich sach ettlich mit ernstlicher Bitt sich dem Almechtigen beuelhen, die der sachen etwas bas ain erfaren heten. Auf solichem ward Ich mich auch durch mein offen Beychtsprechen dem Schöpfer aller dingen aufopferen, mit mir zw hanndlen, was sein Mayestat meinthalben auf gesetzt hät, könnt auch darnach nit sunders beten, dann Ich, mein andacht leyder wenig ist, des tags verbracht vnnd gesprochen hät, mir was lustig, das das Schyf also gumpet vnnd ainer hiehin vff, der ander dorthin zu fallen gezwungen ward, Etlich auch gar herlich speyen warden. Aber nachdem der Segel behafftet ward, was nit gros sorg meer, wiewol der wind dieselb nacht vnnd morgens bis zw Vesper grymlichen noch lag, beschach doch nyemandts nüchtzig leyd noch schaden, dann das ain Schyf, den man nennet den Barckhen, verloren ward, das man für ain Fortuna[1] seyt gehallten werden. Dann ain Sprüchwort ist: Ain Naf[2] on ain Barckhen ist gleichwie, wie ain Barckh on ain Naf. —

Item har zwischen tryb vnns der wynd das Bulgist[3] gepürg hinuf, da man auch etlich hüpsch gelegenheit vnnd schloss vnnd Stät ligen, die von vnns gesehen wurden, vnnd insonders ain grosse Stat hayst vnd würt genennet Prendis[4], soll fast gros sein, vmbgeben mit dem meer, in gleichnus wie Venedig, auch in grösse, wiewol nit souil Leut darynn wonen. Ditz stat ist ain vnnd des Reichs Pulgezen[5]. Dar-

1) fortuna ital. sturm. 2) nave ital. das grosse schiff.
3) apulisch. 4) Brindisi.
5) Apulien, Puglia.

nach stets daran Calabrien, das wir von weiten auß gesicht ve-
luren. —

Item am Achtzehenden vnnd am Newnzehenden tag Juni kam-
wir des ersten gar nachet auf ain Innsel genennet Corffo[1], beschle
sechtzig meyl in vmbkrays, gehört den von Venedig in schirm. Da
gegen an ettlichen orten dreyssig meyl, an etlichen viertzig daru
ligt ain gepürg, heyst Zimera[2], begreyfft wol hundert vnd sechtzi
meyl, steet an die Türckhen, in welichen wonen etlich völcker, sin
weder Cristen noch Türckhen, reden aber alboneschis[3], sind noch ny
bezwungen worden, weder von glaubigen, noch vngelaubigen, wiewol
mans vor Zeiten vnnderstanden hat, doch vngeschafft abgestanden.
Schaft[4] das sy nit aus irem Lannd komen, sodann yemands von ann-
dern Völckern zw in anlent, mögend sie in bestreyten, so thuend sie
es. Ists dann nit, so fliehends dem gebürg zu. Alßdann seind sie
vnbegreyffenlich, ir schnell lauffen schaffts, das man will ainen zim-
lichen Roßlaufen fürsetzen. So sie ain Cristen fahend, so verkauffend
sie im den Türckhen, so sie aber ain Türckhen fahend, so tödten si
im von stund an. In disem gebürg würt geseyt, das auf ain Zeit et
lich Fürsten, von Venedigern geschickht, ankamen, die ...[5] von de
weybern verjagt warden. Daraus kombt, das die weyber auch streyt
ten. In disem gepürg wechst gnug, was man bedarf, koru, wein vnn
gut keß, sagt man auch das, das Hüpschest Zimerholtz vil, das in
ganntzen land sey, das sie doch nit auf dem lannd [lannd], dann mi
grossen listen. Diß sind so böß Leut, das ain Sprüchwort daran
komen, so man yemandts schellten will, das man spricht: Bist böse
dann ain Zimeriet. —

Item darnach kamen wir zw ainer Innsel zimlich weyt, mit aller
versehen, was zw notturfft der menschen bedarf, hayst Cefolonia
Beherrschen die von Venedig, gar nahendt dabey leyt auch ain Inn
selein, heyst Santa maura[7], haben den von Venedig durch vnnd i
vertragsweis den Türckhen vbergeben. —

Item am Donerstag der do was der zwaintzigst im Juni schluge
wir die andern schala, oder anfaren in der Innsel Alzantty[8], wölch
in Beschlus hallt bey achtzig meylen, darynn sind bey sechtzig Dörflin
vermögen bey viertzig tausent mannen, darunter zweyhundert wol zw
Roß gerüst gefunden werden zw ainem Bedürffen, wiewol die gedach
ten leut nit gros widerstand thund den vngleubigen, vmb des verstann

1) Corfu. 2) Chimara. 3) Albanesisch. 4) das macht.
5) Lücke. 6) Kephalonia. 7) Santa Maura (Leukadia).
8) Zante.

wyllen, dann sie mit vnnd zu ainander haben, werden sie doch mit ...[1] zw Zeitten vberfaren, derohalben sie nechtlich gros wacht zu roß vnnd fuos hallten müssen, vnnd so der feind vnnd vberfall zw gros würd, eyllt weyb vnd man dem schloss zw, das eben starckh ist von mauren, sunst von Ingepew[2] gar nützig, denn etlich klaine Heußlin, darynn behelffen sie sich Vnnd so sie es ain Monat enntheben mögen, kumbt in von Venedig Hilf, die wol Newnhundert meyl zw in haben. Ob sie dann schon Heuser verbrennen, sind sie doch nützig werdt, dann kains ist das, das über ain gaden oder gemach ellenklich aufgepawen sey, darzw in klainem Begryff, also das mich bedünckt, man find wol in vnnsern lannden ains Bauren haus, das derselben zwayhundert in kostlicheit übertreff. In der Innsel, sprechen sie, dörffen nit hoch bawen, ains tayls der Raubern halb, des andernn dess Erdbydens halben, die daselben gar manichmal erheben, das man wol sicht an dem Schloss, das ligt auf ainer zimlichen Höhe, wie etlich thürn zerspallten sind. In disem Schloss sind zwo kirchen, aine der Cristen, die ander in greckischer Zungen. In diser Innsel wächst alles, was man bedarf, auch ettlich spetzerey, Cypett[3], süßholts, das man vast wolfeyl haben mag, an ettlichen vunden herein sind auch gar lüstig ebene, da gesund zu wonen. Ditz Insel würt annderwert genennet Romani[4], wann do in der gut Romanier wechst, den wir auch versuchten, das etlicher nit auf den füessen möcht geston, ettlicher vor sterckhe nit trinckhen möchten. In der gedachten Innsel waren wir bis auf den Ainwndzwaintzigisten tag Juni zu nacht, mit zimlicher narung versehen vnnd in leydenlichem gellt, wiewol die Herberg dürr angeschlagen ward, dann vnnser Acht musten über nacht ain Ducaten zalen, wie wol wir auch Hüß darnach eyllten. In diser redt man greckhisch, doch vil welischs das selb gesind. —

Item dargegen über nit sonders weyt stost das Türckhenland an, welichen zw dem fordersten anstöst, ain starckh schlos ligt, haist Castel Durnes[5], von welichem man noch kumen möcht zum Heyligen lannd, doch durch gros gefer vnnd wagnus der Reuber. —

Item am Ainvnndzwaintzigisten tag zu nacht bescheid man menigklich wider zw schiff, da wir dann die nacht sunder wind verbliben

1) Lücke. 2) gebäude.

3) zibetto ital. zibet, drüsenabsonderung der zibethkatze, vielfach als parfüm oder arzenei angewant.

4) Romania, als name für Zante sonst nicht bekant.

5) Bei Ottheinrich 366 Turnes (Torneste) genant, Zante gegenüber an der küste von Morea.

bis auf den zwayvnndzwaintzigisten tag, an wolichem wir nit weyter fuoren, dann das wir genannt Schloss vnnd Innsel sehen möchten. —

Item am drewundzwaintzigisten tag Juni des morgens kamen wir an ain gebürg, geheyssen Morea, das vor Zeiten der Venediger war, an disem gepürg furen wir hinuf denselben tag vnnd auch den vier-vnndzwaintzigisten im Juni, der do was sannt Johanns tag des Hay-ligen teuffers, an disem gepürg ligen ferren von einander zwo Stet, gehayssen Modun[1] vnnd Tordan[2], die wir scheinparlichen sehen waren, von welchen man sagen was, wie sie vor kürtzen so reich Stet waren in gewallt der Venediger, aber ...[3] durch den Türckhen abgewunnen, darzw wie souil Bluts derselben beeder partheyen vergossen sey, got gedenckh der armen seel in Barmhertzigkeit! Ich ward fragen vnnder annderm ain frumen man, was die vrsach wer, der mir nit anderst anntwort, allain sprechen: wir Cristen möchten so frümbklich erberk-lich hanndlen, got der Himlisch vater geb vnns mer glückh zu strey-ten wider sein feind, alls Er vor Zeiten mer gethon, wollt Ich nit weyter ergründen, dann mögt wol gedennckhen, was auf Im zw ruch trug. Quia propter peccata eueniunt aduersa. —

Item am Zinnstag, der do was der Fünfvndzwaintzigist Juni, am morgen kamen wir nahend an ain Innsel, geheyssen Zerrigo[4], ist Cri-sten der von Venedig. In diser Innsel, wurt geseyt, gewonnt haben die schön Helena, alls sie durch Pariden Rwigklich hingefuert ward, dardurch Troia zerstört. Ditz Innsel ist bey Achtzig oder mer meylen weit, darüber ligt ain Innsel, mag von der Rauben niemand inwonen, heyst Zerrigo minor. Bey derselben muß man nahend hinfaren, steet nit weyt von dem anstoß der Insel Candia. —

Item am sechsvnndzwaintzigisten tag Juni, der do was der lieben Heyligen tag, die man nennet die syben schläfer, das sich wol beschein, dann ettlich gut Herren vnd gesellen schlieffen, bis das man essen zutrug, an demselben kamen wir gegen dem anstoß der Innsel Candia, da zuuor ligt ain fleckh, geheyssen Gyssano[5], das wir sehen möchten. Doch furen wir noch bis morgen zu nacht, der do was der syben-vnndzwainzigist tag Juni, mit sambt der ganntzen nacht, das wir weder zw lannd noch vnnsers wegs faren konnten, die Innsel verlib vnns all stund vnnder augen, so widersins erzaigt sich der winnd. Vnd wie-wol der Patron des Schifs des willens was, die Bylger abzusetzen, das lannd lassen zu beschawen vnnd sich mit ettlichen wein zuuersehen,

1) Modon. 2) Coron. 3) Lücke. 4) Cerigo.
5) Wol die insel Grabusa am nord-west-eingange der bai von Kisamo.

must er doch daruon ston vnnd schickht sich wider den gestrackhsten weg zufaren auf Rodis. Also musten wir die gedacht Innsel fürfaren, vnerkhannt alles, das mengem schwer angelegen, doch ward mir geseyt vf mein erforschen von der gedachten Innsel, das vor Zeiten ain mechtig künigreich ain gewalltigen Bracht füren gewesen sey, vnnd vor Zeiten durch kriegs not von Venedigern bezwungen worden, vnd die künig vertryben, doch dem volckh die gnad erzaigt, das sie frey sitzen, sunder steur, sunst möchten die genannten Venediger nit behallten, dann das lannd mit versehen ist mit starckhen fleckhen, das für kain gewallt sein möchten. Aber der wyllen der leuten vnnd Inwoner machens starckh, die so günstig sein sant Marx, auß vor gedachter nachgelassner freyhait willen, das sie maynen würden, sich wider all wellt vor gewalt beschirmen. Dise Innsel beschleust syben hundert meyl im vmbkreys, darynn wonhafftig funden werden ob zway mal hundert tausent menschen vnnd meer, das zw glauben steet, dann ob sechzehen tausent Hofrayten vnnd wonungen herein funden werden, ettlich klein, etlich zimlich grösser nach gewonhait vnnd Brauch dess lannds. Dis lannd ist überflüssig korns vnnd weins, darzw allerhannd flaisch, was man begeret, man spricht vnnd seyt auch, wiewol ain gros summ weins järlich gesamelt werd, herynn der Innsel sey doch vberflüssigkait der milch mer dann des weins, die sie zw notturfft brauchen, das überig in keß vnnd annders verwanndeln, nach Brauch irs lannds, des sie darnach ain gros Zal den frembden zuuerkhauffen zwschickhen. —

Item am sybenvnndzwaintzigisten tag Juni auf die nacht kam vnns ain zimlich genediger wind, vnd der do wert dieselben nacht, in der wir deswegs zimlich gefürdert wurden, der do wert bis auf den Achtvnndzwaintzigisten tag, warden wir getröstet, so Er also verblib, möchten wir alls auf den Newnvndzwaintzigisten tag, der do was sannt Peter vnnd Pauls, der lieben Zwelfpoten tag, zw Rodis[1] ankomen, das doch etlich Bylger widerstryten vnnd vermeynten vnmüglich zu sein, dann der gedacht winnd was etwas still vnnd zimlich warm. —

Item am Achtvnndzwaintzigisten tag Juni auf den Anbys[2] stund der wind ab, vnnd ward aber Bonato, der do wert den tag vnnd die nacht, mit sampt dem Newnvndzwaintzigisten tag, das wir gar wenig des wegs gefürdert wurden. —

Item am Dreyssigisten tag Juni kamen wir nahend am morgen zw ainer Innsel genannt Nyssary[3], in welcher vier Castell funden wer-

1) Rhodus. 2) Zur frühstückszeit. 3) Nisyro.

den. Dise Innsel ist etwas von Hohem gepürg, doch volkomen, man bedarf, zw leybs notturfft. Dis gehört den Herren von Rodys vnnd ist dreyssig meyl weyt von derselben Herren ...[1] Diß Innsel ma vil Schwefel vnnd grosse menig der Feygen, also das ain Herr all von den Zehennden aufnymbt derselben Feygen vierhundert Ducat nit weyt von dannen ligt das Schlos samt Peters[2], mit sambt ann ren Innseln, die mit Schlössern wol bewart stand. —

Item am ersten tag July, der do was der Montag vnnd vnn lieben Frawen Haymsuchung oben, schickhet sich das glückh, das begirig lanng gestannden waren, Rodys die Stat zu sehen. Also die Non Zeit stunden wir ab dem Schyff, vnnd warden verlichen e pfanngen, zimlich versehen mit Herberg, auch alles was zw Speis ist, allain das den Bylgern fast wider was der starckh wein, den m bringt gemainklich auß Candia, für mich zu reden, Er hat mich nahe getödt, ye mer Ich tranckh, ye hitziger Ich ward, also das Ich mi hueten must außzugon, allain auf der nacht, da Ich lanng nichs seh mocht, dann das gebew, das do eben wunderbarlich mächtig ist, uor an in verren ston drew starckh thürn wie die schlösser, der vnde hayst sant Niclausthurn. Do wir inn seyen gesein, da gesehen hab mächtig wol geordnet geschütz, auch ain fast gewaltig gebew, vnnd Herausgon nöt man vnns zu trinckhen. Also bot man vnns gnugsam guten wein, den wir getrunckhen hetten, wann wir haimlich bey ein der gesessen weren. Der oberst haist sannt Katerina thurn, der M tel der Frantzhosen Thurn. Diß bewaren gewaltigklichen den ...[3] vn ain grosse weyte des mers, das nyemand beleyben mag. Darnach die stat, die nit sunders gros ist, mit ainer viertzigschuchingen m ren vmbgeben, die mit zwen vast tiefen gräben bewart, in wunderb lichem gepew, mit mancher haimlicher gewer. Doch bricht man ab, die in ander sterckhin gebauen solln werden. Darüber ist ain haist der ...[5], ist teutscher Zungen, der sich in trew ernnstlich in solich bezeigt, als wol bewyst das werckh, wölhes, so es auß gemacht w wol mag der mechtigist sterckhsten gebawen sein, alls auf erdtrich f den werde. In disem sarch vnnd vmbkreyß der Stat sind manich v vil annder gepauwen Heusslin, die all in gewelb bedeckht sind, v kains vber zway gemach hoch, allain das Schloss. Dise stat ist zimlichn kirchen nider gebawen, weder lay latinist vnnd greckhi versehen, wölhe mit gezierden gnugsam begabet, doch aber trifft oberst nit vnbillich sannt Johanns tempel, wölher in myten des Schl

1) Lücke. 2) Vgl. RM. 22; R. 59 fg.; Conrady, Vier rheinische Palästi pilgerschriften 105. 3) Lücke. 4) Lücke. 5) Lücke.

ligt, vnnd vmbgeben ist, nit sunder gros, aber mit Zierden reychlichen begabt, darunter der merertayl auß klarem gold gearbayt sind. Alda ist ain osterlam vnnd zwen enngel darneben vnnd annders mer. Darzw sind all Ampeln vnnd vil licht stöckh, mit sambt den Zwelpoten an beeden wennden erhebt, silber übergülldt, so schon, das mans achtet, werdt sein Zwayhundert tausent Ducaten vnnd mer. Das Hayltum daselbst ist überflüssig. Alda ist ain Messin creutz gemacht auß dem Beckhin, daraus got der almechtig seinen Jüngern die füß wuosch. Item zwen dorn, die blüen all karfreytag. Item ettlich der pfennig, da got vmb verkaufft ward. Item ain Arm von sant Katarina vnnd meer. Der vmbkrais dess Schloss ist zimlich weyt, aber gegen der Stat ganntz nichtig, werhafftig, wann sie wennd die Stat mit sampt dem schlos behallten. Ditz ist außgetailt den Ritern nach Zal vnnd menge der leuten. Doch haben die teutschen die mynsten. Diser Herren leben vnnd Regiment ist mir mit sunders mißfällig, mich bedünckht, haben ain zimlich lieb vnnd aufsehen zusamen, des gemaynen volckhs Zucht vnnd insonders der weyber ist nit gantz durch mich bewert, dann mich dünckht, seyen etwas zuuil vnschamhafftig, das Ich nit zw Rytten hab. Die Zerung vnnd Herberg ist teur vnnd kostlich, auch ist fast bös gellt luoffig härein. Vor diser stat sinnd zw Zeiten bey fünfftzig Jaren[1] gelegen die Türckhen Hundert tausent starckh, haben sie beschossen gewaltigklichen, dann man funden hat bey vier tausent grosser Stainen kugeln in rynngweys der Stat, die noch bey Zeit zw ainer gedechtnus vmb die weg ligen, zu letzst gestürmt vnnd weyt erüberiget, also das man maynt, wer schon gethon. Do kam der obrist Meister, der do was ain Cardinal, schlug sein feind hertigklich zurückh, mit gnad, das die Cristen sighafftig warden, da zw ainer gedechtnus gepawen ist ain schön kloster, gehayssen zw sant Victoria. Dis Innsel ist bey Hundert vnnd viertzig meylen in vmbkreis, vnnd vermag dreyssig tausent man, sind, on die Stat Rodis, sunst schlösser vast starckh auch daryn, heissen Lindouw, Ferraclo, Polochia[2]. Do ist kains, man mag sechs Hundert man lannge Zeit behalten vnd versehen mit speis. Die gedacht Stat ist auch nit so vest versehen mit mauren, alls mit Munition versorgt, das man sehen mag dann durch die gantzen Stat sinnd gewelb vnnder der erden, die vol korn geschüttet stond, vnnd annders was man bedarf, auf syben Jar lang. In diser Stat beliben wir bis auf den vierdten tag Juli, des Barchen zu erwarten. Darzwi-

1) 1480; vgl. RM. 183, 371.
2) Lindo, Castello di Ferraclo, Polaka.

schen sach Ich nichs sonnders, dann hüpsch gepew vnnd geschütz, wie obstat, darnach drew Straussen, die grußlich zw schawen sind von wunderbarlicher gestallt, auch ir seltzam Ayer brueten. Die lauffen in ainem hüpschen garten mit anndern Rossen. In disem garten was auch ain man, der brüetet Ayer auß drewhundert auf ain mal, es weren Hüner oder Ennten, Gännß, Pfawen Ayer. Dis bedaucht mich auch insonders wunderbarlich zu sagen. Ich fragt, wie vil Er wol außbrueten möcht ains Jars. Anntwort Er, als vil Er Ayer het, vnnd so sie geschlossen sind, so gibt Ers ainem koppaunen zu fuoren. —

Item an dem fünften tag Juli schyfften wir aber von dannen vnnd kamen mit genedigem wind, den tag vnnd nacht, mit sambt dem sechsten vnnd sybenden tag, ain gros Zall meylen vnnsers wegs über das Hoch meer, in welchem wir kain Innsel noch lannd sehen mochten, wiewol vnns zuuerston geben ward, weren gerichtig der Innsel Cyprien enntgegen, die wir zw der linckhen Hannd verluren. —

Item den Achtenden tag Juli stunden wir begirig nach vertröstung des Tatron[1] vnnd seiner schifmaystern vnnder augen zu erlangen das Haylig lannd Suriam[2], des wir doch betrüebt warden. Harrung manchem beschwert bracht, doch getröstet morgens, soltens nit so frw mögen erston, würden Irs verlanngen gewert vnnd ersettiget. —

Item Alßdann morgens, der do was der Neundt tag Juli am aufgon der sonnen, vnnd Ich noch schlaffen lag, ward gemeldet durch den paren[3] darüber gesetzt, der auch harvon, von den Bylgerin verirrt[4] wurtt, geschrien: terra, terra! Daruon ain erheben ward der Bilgeren, lauffen zu schawen, dannckhten got der gnad nach ains yetlichen andacht. Ich hört aber in gemayn nit vil singens noch Jubilieren. Erlangten also des morgens bey viertzig meylen vnnd kamend angeends ainem alten Schlos vber, haist Castrum peregrinorum[5], da vor Zeiten etwan die Bilger ausstunden. Aber vmb wyllen das denselben manichs vnbillichs beschach, hat geenderet, lennden nun zumal auff Jassa[6], ist vor Zeiten der Rodiser Hern vnndertönig gestanden, welhe mit gewallt vnnd kriegs not heruon vertryben sind worden. —

Item denselben Neundten tag Juli fuoren wir vmgeends dem sta[illegible] nach hinauf, do dann auch etlich allt türn vnnd wonungen gesehe[illegible] wurden, mit ganntz styllem wind, den man nennet Calmas[7]. Dise[illegible] wert auch die nacht durgentz vnnd den morgen, den zehenden ta[illegible]

1) Verschrieben für patron. 2) Soria, Syrien.
3) Wol der sogenante „geschworene patron". 4) *Lies* verehrt?
5) Capellum peregrinorum d. heutige Athlith. 6) Jaffa.
7) calma ital. windstille.

das wir wenig dess wegs gefürdert wurden. Doch wurden wir durch gnad gots geleytet, das wir auf den Mittag nahet gein Jaffa ankamen, vnnd alls wirs nahend sehen möchten, ward durch den Wirdigen Herren Bischof Vicentz Octuensis[1] prediger ordens Meß gehallten, vnnd da andechtigklichen das Te Deum laudamus gesungen, vnnd darnach ainer den andern zuuerzeihen ermanet. —

Item alls von stund an nach Mittag fuor der Patron zw lannd, do Er dann den Guardian von Jerusalem begryff, der durch ander Bylger willen gein Jaffet komen ward, vnns verkhünt, soltens für ain glückh achten, kemen dester bälder ab dem Schyff, dann sonnst weren die Bilger gemainlich Acht, Newn oder Zehen tag behallten worden, wir würden aber in zway tagen dess Schyffs erlöst. Also wyst Ich nit, wes die schuld, allain das wir die yrten[2] vberschlugen vor dem wirt, musten bis an den sybennden tag in vngedullt gefanngen ston, doch allweg beredt, morgens morgens, farend Ir zu lannd. —

Item an dem Fünfzehenden tag Juli sahen wir ettlich zu roß komen, schlugen zwu Zellten auf, do all die Bylger erfreuet, dan wir in sorgen stunden, würden vnns nit zw lannd lassen, alls vor meer beschehen ist, Vnnser fürnemen zw verbringen, vmb kriegs leuf willen, die sich her inn dem lannd erheben, dann sich gar newlich die Herschafft vnnd gewalt zw Jerusalem geendert vnnd verwandellt het, nach mittag kamen ettlich vil derselben Türckhen, die man nennet Jeniterey[3], zw vnns in das schif, besahen ettlich kaufmanschatz, dargegen sie verteuschen wollten zway futer Marder oder Tebelin[4]. Doch warden sie nit ains, vnnder disem wurden gar man schwer betruebt von dem mer, also das sie dort hinfielen wie das vich, doch trunckhen ettlich gar seuberlich wein, den sie von stund an wider speyten, darnach wider antrunckhen. Aber ettlich wollten kain wein versuchen, vnnder disem bedünckht mich manicher geschickht, vnnd etlich zw nichtigem tügig[5]. —

Item auf den sechzehenden tag Juli, der do was des Hayligen sannt Alexius vnnd Zertaylung der Apostel, des morgens frw warden wir gefuert zw lannd, ward ains yetlichen namen vnnd seins vaters auf verschryben, darnach geteylt in zway gewelb geleit, auf ain wenig stro, den tag vertryben wir bis zu nacht. Also was man aufhallten die Bylger, mit Essel[6] in gnügsamkait must man wir hindner sich mer zu beschickhen, beleyb man bis morgens. —

1) Ottheinrich 360 nent den bischof zu Dalmanen, der für Leo X. walfahrtete.
2) zehrung, wirtshausrechnung. 3) janitscharen.
4) zibellino ital. zobel. 5) tauglich. 6) esel.

Item von Jaffet das annder ...[1] nennen darum[2] Jaffet, das da
Jaffet zwu meyl daruon ligt, bedaucht mich nit sonnders zu merck
dann das ain gewonlich anfaren der Bilgerin daselben beschicht, sp
man, sey ain hüpsche allte Stat gewesen, vor Zeiten von Noe
gepawen worden. Vff dise Zeit sicht man noch zwen allt türn. D
die wach des anfarens gehallten, vnnd darunter ettlich gewelb, da
die Bilger gelegert, ettlich zwen tag, etlich drew tag, werden.
bey in weytem vmbkreys vil alts starckhs gemeuer ligt, darunter
sche gewelb funden sehen werden. Von dem lannd aber beda
mich vnfruchtbar dann zu wonen, als wol erzaigt das arm innw
volckh von beeden Cristen[3], alls sie sagen, vnnd moren, auch die
beleyten sollte ain Herr von Rama[4] vnnd ain geschickhter von
Herren von Jerusalem, bedauchten mich mit zu achten gegen vnn
Herren. —

Item auf den Achtzehenden tag Juli des morgens ward gnug
lich versehen den Bilgerin vmb Essel, doch ettlich schwach, also
mancher zu Hauf fiel, Manicher zu fuß zugon gezwungen, vmb
die Essel nit volgen. Also waren wir geleyten in guter Hut, bis
Rama, darzwischen ligt ain zerstört Stätlin, hayst Jaco[5], auch an
mer, die wir in gesicht haben möchten, das land aber gnugsan
lustig, dann das vor türry auf dieselb Zeit, wenig wachsen m
Das volckh, vnnd insonders die frawen arbaytselig, also das mich
lebens verwundert, die frawen verbinden sich, das mans kaum
vnnder augen schawen, vnnd sind doch zumal vngestallt. Also
nach langem wegen kamen wir gein Rama, dauon mich nichtig beda
zu bedenckhen, dann das vor Zeiten sollt ain schön Stat gewesen,
Er zaigt hin vnd her, ain allt gepew mit ettlichen türnen sich er
gen weyt in vmbkrais, vnnd alls wir nechst darzw kamen, stund zu
ain gemaurt haus, ain schein habend, darein wir durch ain en
thür gelassen, vnnd in ettlich gewelb daselbst außgetailt. Dis H
würt geseyt den Bilgern zw gutem von ainem Herren von Burgu
gepawen worden sein, doch bedaucht mich, sollt en gekaufft gewe
dann das gebew erzaiget kainen Spital der Bilger, laß Ich beleyt
Herein komen von vil geschlecht Jung volck, sich sprechend Cris
zu sein, brachten Ayer, Brot, trauben, Feygen, Hüner, aber k

1) Lücke. 2) Text: harum.

3) Wol aus Anabitae (verschrieben für Arabitae, d. i. wol Nestorianer)
standen; vgl. Conrady 45.

4) Der emir von Ramla. 5) Jazur.

6) Philipp; das jahr der erbauung dieser pilgerherberge ist nicht sicher.

wein. Das volchk in diser Stat wonnt in den zerbrochnen gewelben, da in vnnsern lannden nit die vnuernünfftigen thier weren.

Item in derselben nacht, wiewol Ichs nit dann von ferrem gesehen, was darkomen ain Türckhischer gesannten, das land zu beordern mit grossem Heer vnnd kostlichem gewalt, alls ettlich sagen, die in seiner Zelt gewesen durch verwilligung vnnser patron. Alda was der Pfaltzgraf, Hertzog Ott vnnd annder, gehaben han wol vierhundert kamelthier[1] vnnd annder Pferd vnd rüstung, doch vnnder annderen loben sie mer, dass sie vnnder souil volcks ain semlich stillen vernamen vnnd hörten, das nit müglich wer vnnder kristen zu gepieten, alls auf mytternacht furen sie für auf Gazara[2] zw. —

Item auf den Achtzehenden tag Juli des aubends nach vil müe vnnd ansuchen, den Gwardian, den Patron, vnnd auch die Beleyter, warden wir wider zw Essel beryten, vnnd zogen durch Rama hin ain lannge weyl, durch vil zerstört gebew, unnd alls wir ettlich ebnen vnnd Berglin gefuoren, ain stund oder zwu in die nacht, ward das leger gehallten bey ainem brinner, vnnder ainem zerstorten schloßlin, hayst Castel latron[3]. Da lagen wir mit ettlicher sorg der Arabier. —

Item auf den Newnzehenden, zwu stund vor tag, bestimbt man aber auf zu sein. Also fieng bald an ain zimlich ruch staynet gebürg, vornen an nyder, vnnd angeends ye hoher vnd höher komen, also auf die zehenden stund vnser Zeit kamen wir zw ainem paß. Do waren wir gelassen in ainen garten, ward lachen zwischen mir vnnd ettlichen tür, dann wir für den wein hinaus waren, wann auch ainer ain Brötlin hät, aß ers auß dem Ermel, auß disem warden wir aber geschriben, ains yeckhlichen namen, vnnd fiengen dauon von stund an aufzureiten am Berg werdt bis gein Jerusalem, dahin wir kamen von den gnaden gots zw Vesper Zeit lieblichen empfangen von den Brüdern, auch angeends tisch gesetzt vnnd gespeyst, mit zimlichem vast gutem wein getrenckht. —

Item auf dem weg von Rama bis gein Jerusalem ward nit gesehen, dann manch zerstört gepew, dardurch man ryt noch bey Zeit, ettlich arm leut warn, vnnd vnder anndcrm zehen meyl von Jerusalem ligent, ward vnns gezaigt ain zerstört Behausung auf die linckh Hannd, das vor Zeiten genennt ward Aranathia[4], dauon sannt Joseph, ain haymlicher Jünger des Herren bürtig was. Daselbst auf die Recht

1) Ottheinrich 376. 2) Gaza.
3) Heut el-lātrūn.
4) [illegible]mathia, sonst identificiert mit Nebī Samwīl.

Hand ward vnns weyter gezaigt ain Schlößlin genannt Silo[1], daselbst soll gewesen sein die arch gots, soll auch daselbst künig saul gesalbet sein worden vnnd erwelter künig genennt. —

Item alls wir nun das mal genomen vnd dess Essens vnnd trinckhens ersettiget, ward aim Bylger innsunders überanntwort ain tabett, darauf zu ligen, vnnd ain lyderin küsß vnnder sein Haupt. Ward darnach gefuert in ain Haus den Bylgern zw Herberg bestymbt, daran sich ettlich vergnügten, etlich versahen sich annderßwo. Dis Haus ist nahet dem tempel in wunderbarlichem gepew eingebawen, also das man spricht, sey vor Zeiten des Patriarches wonung gewesen, ist wol zu glauben etwas wirdigs gestanden sein, nach gestallt der zerstörten mauren, auf disen mag man sehen vber die ganntzen stat Jerusalem, die in ganntzer Zerstörung ligt. Aber in wesen mags wol das schönst vff erden geheyssen werden. —

Item den Zwaintzigisten tag Juli, des morgens warden die Brueder wider versamelt in dem Closter des Bergs Sion, vnnd da ain schon Ambt gehallten vnnd volenndet, darnach ain sermon oder ermanung den Bylgern in drew sprachn, lateinisch, welisch vnnd teutsch, zw gutem vnnd vnnderweysung gehallten, insonders sich auf vier Articul bewaren.

Den ersten, so yemands sunder vrlob des babst dahin komen auß versaumnus oder vnwissnhait, harumb in den strickh dess Bandts gefallen, ward menigklichs da absoluirt vnnd enntledigt. —

Des Andern, not zu sein, ainem yetlichen ain gewissen glauben der Dingen daselbst geweyst werden, sunder welhem nützig zu erlangen ist. —

Des Dryten, ain Brüderliche liebe vnd sundere Diemut einander zu beweysen, auch kainer für den andern sich erhöhen. —

Zum Vierdten, gedult, also so yemands belaydigt würd von den moren oder anndern, mit got, sunders murmlen emphahen, auß wölhem wir dann war Bilger genennt werden möchten. —

Zum Fünfften, theten sie die armen Vetter die Ersamen Bilger biten, so in nit beschehe nach ains yetlichen gefallen, das die vetter betreffen werd, sey in speyssen, oder in anderen, sollt man in verzeichen, dann mer des mangels schuld, dann des bosen willen, nit wöllen erzaigen, des sie sich mit got bezeugten. Darnach ward ain schön proceß angefangen vnnd den Bylgern klärlichen erzaigt die Misteria des Bergs Sion, daraus alles vnnser Hayl geflossen. —

1) Nach der altchristlichen meinung lag das alttestamentliche Silo bei dem heutigen Nebī Samwīl (Tobler, Topogr. II, 883).

Item zum ersten ward vnns gezaigt. Nachdem das kloster auf dem Berg zw Höchst gepawen, sind die vnndersten wonungen die weytesten, also das zimlich zu wonen ist, vnnd seind vil Heuser vnnd wonungen, darin sich vnnser Hayl verlauffen hat, in gepewen. Aber zw dem Höchsten dess Bergs[1] gat man ettlich staffel auf, in ain quadrierten wolgezierten chor, nit sunders weyt, der zuuoran in Mittel ain schönen altar ston hat, ward vnns erzelt, die aygenntlich Stat gewesen sein, da got der Herr das letzst nachtmal nam mit seinen Jüngern, do Er dann aufgesetzt hat das New testament vnnd geendet das allt, auch verhanndelt, wie dann anzaigt der Passion, nit weyt bey drew schriten daruon, auf die Recht Hand, ist ain Altar, do der Diemütigist sich begürtet mit ainem tuch, den Jüngern ir fueß vnd von ersten Judas geweschen hat, zu bedeuten vnns in Diemut zu leben. Zw der linckhen Hannd sinnd auch ettlich altär, sind die stet, do das Haylig Osterlamb geproten. In disem ist ablas aller sünd. Von dann ward gegangen in proceß auß dem chor ebens fuos an ain Stiegen, die bey Ainvnndzwaintzig staffel hat, gleich alls wer es den von gedachten stetten ain gemach höcher, ward vnns zuuerston geben, alls Ich glaub die stat gewesen sein, das der Haylig gaist an dem Pfingstag der muter gots vnnd Hayligen Jüngern bey zwaintzig gewesen, frawen vnnd man erschinen sey, da sich dan verlauffen, alls an dem Hayligen pfingstag in der kirchen gehallten würt. Dis ist verlegt mit staynen, dann die moren nit wöllen vnns darein gon, umb willen, das man sagt, soll sein auf der Begrebung Dauid vnnd Salomonis. In diser stat ist ablas für pein vnnd schulden. —

Item daruon ward abgegangen mit der proceß, do nun der kreutzgang ist, in ain klain gewelb Cappellin, ward zu glauben geben, die stat gewesen sein, da got der Herr erleucht, alls die Jüngern versamelt sassen mit verschlossner thür vmb forcht willen der Juden, Zum anndern mal durch Beschlossne thür erschein, vnnd zum letsten sannt Thomas sein finger in die aller Hayligsten seyten legen lies, do sich dann verluff nach Innhallt des euangeliums. Ist auch aplas aller sünden. —

Item nach disem ward vnns erlich ausserthalb des Closters gewyssen zerstört aber mit etlichn Staynen bezaichnet, das Ich hernach mit anndern bedennckhen will. Diß ist was in der gotzhaus begryffen.

1) Zion, wo allen pilgern die kapelle des lezten abendmahls, der fusswaschung, die küche für das osterlamm, die kapelle der ausgiessung des heiligen geistes, die gräber der jüdischen könige und die St. Thomaskapelle gezeigt werden (Tobler, Topogr. II, 101—125).

Darnach warden wir zw essen gesannt, da nit vast wol gekocht was. Doch gaben vnns die Brueder gnugsamlich wein vnnd Brot, fannd man auch ayer, trauben, Feygen zw kauffen. —

Item desselben Ains vnnd zwaintzigisten tag Juli zw aubend warden wir beschriben in den tempel des hayligen grabs, welher, alls mich bedaucht, in seinem vmbkreis von vnns ains wunderbarlichen grösten gepew, dem gantzen Berg Caluarie beschütz, von innen noch vil vnnd manich zerstörtem gewelb, das gantz Misterium der heyligen steten, das leyden Cristi anzaigen, etlich hoh, etlich nider, in Circkhelweis begryffen, doch etwas meer lang dann brayt, als durch die lieben väter vnns Bilgern guetlich gezaigt ward. Des ersten warden wir gefüert zw der rechten Hannd des Hayligen grabs in vnnser frawen Capel, die dann denselben vätern zuuersehen zusteet. Harynn allweg zwen Brueder wonen, zu bewaren das grab, doch werden von drew Monat abgewechsellt, alßdann annder[1] auch thund. In derselben Capellen[2] ordnet man ain procession, ain yetlicher Bilger in seiner Hanndt haben ain brynnede kertz, ward vnns von ersten erscheint in derselben Capell zu merckhen vier stückh. Item, das auf dem miteln Altar die Stat sey, do der almechtig seiner geliebten Muter erstmals, mit erklertem leyb, nach der auferstееung erschinen sey, alls guetlich zw glauben ist. Item zw der Rechten seiten in ainem geter ain tayl der seul, do das vnschuldig lamb gegayslet, do man noch bey tag die straich inn ston sicht[3]. Item den ersten Altar über vf vier schryt, in Circkhelsweis, mit getaylten Staynen verzaichnet, soll das heilig Creutz erkhannt worden sein[4], dann der schacher Creutz waren auß disem glückh dem Creutz der erlösung, ward aber erkhannt auß auflegung ainer gestorbnen frawen, die zu leben erkhückht[5] ward. Haryn ist ablas aller sünd. —

Item heraus gerichtig, der tür über, auf fünf schrit, zwen gezaichnet stein, auf dem der almechtig got, vnnd auf dem anndern sannt Maria Magdalena[6] nach der auferstееung, alls Er sprach: Noli me tangere, da ist vergebung siben Jar syben karen[7]. Item darnach gestrackhs hinab zw ainer höbin, do das haylig lamb behallten ward[8], nit on

1) Lücke. 2) St. Marienerscheinungs-kapelle.

3) Die geisselungssäule. 4) Kreuzerkennungsort.

5) erquickt, d. h. neu belebt. 6) Maria-Magdalenen-stein.

7) Karenen, aus quadragena entstanden; „ein ablass von 7 karenen ist der erlass zo vieler zeitlicher strafen als vordem durch ein vierzigtägiges fasten und büssen abgetragen werden musten“ (Conrady 72).

8) Kerker Christi.

sunder gros pein vnnd schmach, vntz das Creutz vnnd was zw der marter zwzurüsten was, auf ain lange Zeit verzogen. Da ist verzeichnus syben Jar syben karen. —

Item da dannen dem Circkhel nach zw ainer Capell, da die Juden vmb den kostbarlichen vngeneeten Rockh gespilt haben[1]. Ist ablas syben Jar syben karen. —

Item daruon auf vier schrit warden wir abgefuert[2] staffel in die Capell, zw er der heyligen frawen Helene gepawen[3]. Harinn sie auch Ir Bethaus het zw dem heiligen Creutz, alls sie dann sehen mocht durch ain Vennster hinab, do dasselb funden was. Herynn ist ablas aller sünd. —

Item von diser steigt man ab Acht staffel in ain rauhen felsen gehawen, do dann das lobwirdig Holtz vnnser erlösung funden[4], in ainem Herten felsen, ab ainem tayl gehawen, spricht man sey gewesen ain allt Brunn oder Cistern dasselb Hayl[5] geworffen vnnd darnach mit stainen vnnd wüstem verschüt daselbst verborgen zwayhundert Jar. Da ist ablas aller schuld. Dauon der gruob kamen wir zw ainer Capellen, da in ainem Altar sichtig stat ain saul, daran der almechtig gekrönnt vnnd verspot ist worden[6]. Da ist ablas syben Jar. —

Item dauon warden wir ermannt zw andacht mit der muter gots sprechen, vernemen all die für gonnd, ob sye ain schmertz gleich dem meinen, das menigclichs zu betrachten het, warden also gefuert, Staffel vi. In groß betrachtung kamen zw der Stat Golgata oder Caluarie, da auch ain gesyert gewelb gepawen in zimlichen weyty, mit ainem Bogen vnnderbawen, auf wölchem zw der ainen seiten der almechtig got auf das kreutz genagelt[7], do ist ain altar den Brüdern von Sion empholhen, auf der andern seyten drew schrit von ainander ain gezierd ainem altar gleich, do die gruben des heyligen kreutz ains ellenpogen tief gewesen ist. Dis ist mit ainem Marmel bedeckht, doch ain Rundloch gelassen ains gemuntz weit, das mit ainem vbergülten Blech beschlagen. Daruon auf drey schrit erzaigt sich augenscheinlich der wunderlich Bergbruch ainer halben elen weyt, nahendt bei disem ain altar, da die stat erkhennt soll sein, alls der sun der betruebten Muter in die schos geleyt ward. Hie ward vnns aber gepredigt ain schön sermon, also der andacht hat, ward in waynen geraytzt. Hie ist auch

1) Kleiderverteilungskapelle. 2) Lücke.
3) St. Helenakapelle. 4) Kreuzerfindungskapelle.
5) Lücke. 6) Säule der verspottung.
7) Kreuzerhöhungskapelle.

ablas aller sünd. Harby zw der seyten dess letzsts sinnd zwo s
do der gut schacher zw der Rechten vnnd der Bös zw der linck
seiten gehanngen ist[1]. —

Item von dannen warden wir wider abkomen auf die ebne
tempels zw der salbung, welche auf Aylf schrit von dem eingang
Tempels enntgegen stat, mit ainem grabstein gemerckht werden ma
Do ist vergebung aller sünd. —

Item zw letzst kamen wir zw der einfüerung des allerhayligis
grabs, das mit ainer vor Capel vnnd sunst mit ainer andern Jaco
tischen kirchen vmbgeben vnnd beschlossen ist. In wölher vor Cap
die marien den enngel gots ston fanden[3], sprechen, wer will vnns d
stein dess grabs verrückhen, musten also sittigklich nach einan
eingan, dasselb vnzelich gnadenreich grab, dann der einganng dess
ben nyder, ains halben mans hoch erhebt, inwendig in zimlicher wy
vnnd lennge, also das sich ain gros man oder drew wol mögen ge
ren (meiner aber wol fünf). Ditz ist ganntz mit Marmel besetzt, a
das mich bedünckht, wunderbarlich wirdig gesehen werden, mit
lichen Ampeln gezierdt, sunst nichtig ist harinn dann gros Hitz, vn
darnach den Innern menschen ain empsigkliche Betrachtung der w
digen Höchsten außlegung. Heraus ist enntstanden all vnnser H
Ich[4] gnugsam vernomen die mayestät derselben stat, allain das ab
aller sünd verlihen. Ditz haylig grab steet allen offen, den Bilgern dr
nächt zw allen Zeiten. Darnach enndet sich die procession vnnd t
ain yetlicher Bylger weyter sein andacht nach seins Hertzen anli
Item in disem tempel wonen die geschlecht von Cristen, Von Ers
Jacoby[5] hinder dem grab vnd mit im die Goffory[6], Item dasel
über in ainer Capellen Furiani[7], Item Indiany[8] auf die linnckhen S
ten, Item Armeny[9] in ainer Capellen auf den Indumie[10], Item Gr
in coro, Item Gorsy[11] in Caluarie locus[12], Item Latini aut Franc
in der vorgedachten Capellen vnnser Frawen. Item Nestoriani ko
mit medan Emer[13]. Item die weyssen Russen komen auch minim
Die geschlecht sinnd stätigs beschlossen, bis mans ab vrlaubt sing

1) Säulen der Schächerkreuzlöcher. 2) Salbungs- oder Adamskapel
3) Engelskapelle. 4) Lücke. 5) Jacobiten oder Kopten.
6) Unbekanter sektenname, wol arg verschrieben.
7) Suriani, syrische christen. 8) Abyssinier. 9) Armenier.
10) Der stark entstelte name ist nicht zu erklären. 11) Georgier.
12) Vgl. Tobler, Golgatha 292. 13) Ist nicht zu erklären.
14) Unverständlich. Diese erwähnung der Weiss-Russen ist die älteste in
occidentalischen pilgerlitteratur.

vnnd lobt ain yetlicher nach seiner andacht. Also das es ain sunders wyldhoren ist. —

Item Hereyn waren wir beschlossen die nacht bis auf[1] tag des Monats Juli, vnnd alls auf denselben, zwu stund in tag, warden wir aussgelassen. —

Item In disem tempel vnnder dem Berg Olïueti ist ain Capell, dess do ligen die gebrueder Gottofridus vnnd Baldowinus[2]. In derselben mag man auch scheinparlichen sehen den Felsen Bruch, darin das haupt Ade funden[3]. Ablas syben Jar syben karen. —

Item Medium terre in dem chor der grecen[4]. Item vor disem tempel sinnd vier Capelln, die ain vnnser frawen vnnd sannt Johanns Ewangelist, aine allerhayligen Enngeln, aine sannt Johanns teuffers, aine sannt Marien Magdalenen[5]. Ablas bey Ayde syben Jar syben karen. —

Item nach dem Anbyß auf den[6] tag Juli warden wir vnnser ettlich gefuert zw ersuchen die wirdigen stet in Jerusalem, von ersten die kirchen vnnser frawen, da sie zw schul ist ganngen[7], ablas syben Jar. Item die Porten, die man nennet speciosam[8], do der Arm mensch sannt Peter vnnt Johans bat vmb ain gaub[9], vnnd sie anntworten, gellt noch gauben haben wir nit, begerst aber gesund zu werden, soll dir verlihen sein, alls von stund an ward er gelöst der kranckheit, ablas syben Jar syben karen. Item das Haus Simons leprosi, da got sant Marien Magdalenen ir sünd vergab, ablas syben Jar syben karen. Item das Haus was auch des wegs des Reichen mans, der Lasaro das almusen verseyt. Item ain Bogen zw memoria, do der almechtig got sprach zw den weybern, weinend über euch vnnd eure kinder. Item darnach da vnnser frawen geschwannd, alls sy sach ir liebes kinnd vnnder die schanntlichen schächer verurtaylt sein. Da was ain schöne kirchen[10], nun ain Roßstal. Da ist ablas syben Jar syben karen. Item

1) Lücke.

2) Ihre gräber sind heute noch erhalten (Tobler, Golgatha 147 fgg.).

3) Der name Golgatha (schädel) stamt nicht von der form des hügels, sondern aus der legende, dass dort Adams haupt begraben lag (Tobler 254—55).

4) Der glaube, dass Jerusalem der weltmittelpunkt sei, der auch in mittelalterlichen „radkarten“ darstellung gefunden hat, ruht auf einer falschen übersetzung der psalmstelle 74, 12; die fixierung desselben in der heil. grabeskirche ist zu verschiedenen zeiten ganz verschieden gewesen (Tobler, Golgatha 277, 326—330).

5) Heute noch unter denselben namen erhalten.

6) Lücke.

7) Mariae schule.

8) Sehr verschieden fixiert.

9) gabe.

10) Die kirche Maria de Spasmo (Tobler, Topogr. I, 450—51).

weyter auf aim tryweg[1], do die Juden Simonem Cirineum bezwangen, das kreutz zu tragen gotes Herren, syben Jar syben karen. Item ain Bogen[2], do vermaurt ston die zwen Stayn, alls Pilatus das vrtail fallt, vnnd auf ainem Cristus vnnser Herr, vnnd auf dem anndern Pilatus stand, gedacht würt ablas syben Jar. Item das Haus Pilati, ist nun ain Rossstall, do got gegayslet worden ist, ablas syben Jar. Aber das Haus in im selbs würt noch bey Zeit in gröstem Reichlistem gebaw gewesen sein, alß dann erzaigt der Vmbkrais. Herynn wont noch bey Zeit der Regennt der Stat[3], vnnd zeucht sich von ainem tayl auf den Beschluss dess tempels, den Ich heraus bey Basten beschawet hab. Item bey disem das Haus Herodis, etwas höher gelegen dem Berg nach, auch zerstört[4], ablas syben Jar syben karen. Item ain kirchen, do die wirdigst muter geporn ward[5], ain Hauß Joachim vnd Anne, herynn würt gesehen ain gewelb vnder der erd mit enngem einganng vermaurt vnd finnster. Da soll die geburt verlauffen, auf ditz mal last man nit vil Bilger mer hinnein, muß gellt zalen, ablas aller sünd. —

Item ain gros tieffe ergrabne grub, ainem gemaurten weyer gleich, do das wasser was, genannt Pisina[6], das im Jar ain mal von dem enngel gots bewegt, vnnd welcher dann der kranckhen des ersten darein kam, ward erlediget, do got auch den Betrysen[7] gesund machet, ablas syben Jar. Item die port, durch wölhe sannt Steffan gefuort ward[8], zuuerstaynigen, syben Jar ablas. Item die guldin port[9], do der künig aller könnigen an dem palmtag durch gerytten, ablas aller sünd. Item das Haus Veronice, gar zerrissen vnnd zerstört. Ablas syben Jar. Item der tempel Salomonis, das mich bey schönestem bedaucht zu schauwen sey alls zw Jerusalem gesehen mag werden. Wiewol man vnns nit darynn gelassen, hab Ich doch von dem Berg Olieti vnnd auß dem Haus Pilati, wie obsteet, souil vermerckht, das ain schön gebew, vnnd in gros wird vnd acht gehallten, eingemauerte, do ain weite ist, allain ettlich Bäum halben vnd etlich Stegen, ist er vast gros vnnd weyt, in quader gestellt, also das Ich nit wol vergleichen kan. Aber meins Bedünckhens, das manche Stat etwas geacht, die nit so weyt in Begryf hab. Diser vmbkrais ist mit zwölf eingäng, schöner porten, bewart, zw allen orten, vnnder wöllichen manich Am-

1) Das sogenante Trivium. 2) Der Ecce-Homo-bogen.
3) seit 1508 (Tobler, Topogr. I, 231).
4) Eine auffallende angabe, da dies haus nach anderen quellen bei beginn des sechszehnten jahrhunderts als besonders prächtig sich zeigte (Tobler, Topogr. I, 650—51).
5) St. Annakirche. 6) Probatica piscina, der schafteich. 7) ahd. bettiriso = betlägeriger. Matth. 9, 2. 8) St. Stephanstor. 9) Porta aurea.

pel hanngen, durch welche man weit zw dem tempel sehen mag, der do steet in mytten, in rundy gepawen, mit vil vnnd manich fennster geziert, darzw mit lustigem gemeel, das man nennet Musagica[1] geordnet, von ynnen wais Ich nichtzig, dann Ichs nit besehen, sonnst sinnd auch ander kirchen den Hayden gepawen, die zw vnnd stand nach In Begrif des gemaurten Beschlus. Ist ablas aller sünd. Item das Haus Bartolomey[2], do kain mor inn wonen mag. Item die Stat, do Abraham seinen sun Jacob geopfert wolt haben. Item die Eysinn port[3]. Item die gefennckhnus sannt Peters, da Ich an seinem tag inn gewesen bin. Ablas syben Jar. —

Item auf den drewvnndzwaintzigisten Juli warden wir morgens frw gefuert zw fuos gein Bethania, do vf dem weg ligt das Haus Judas, da Er sich auch erhennckht. Daruon auf zwu meyl zw dem Haus Simonis Leprosi, do das mal gehallten was, alls Lazarus erstannden, vnnd daselbst sancta Madalena den Herren begoß mit der kostbarlichen salb, daruon Judas geergert, den Herren verryet. Weyter zw dem Haus vnnd grab Lazari, da ist ablas aller sünd. Nahet darbey ain Hülltz[4], da sancta Maria Magdalena etlich Jar gebüest, auch der Stannd, alls Jesus sprach, Lasarus kum herfür, ablas syben Jar. Item ain guten weg, ain schlangen schuss' daruon zw dem Haus Marie Magdalene, alls Martha zu Ir kam sprechen, der Herr ist hye, ablaß aller sünd. Item auf ain Büchsenschuss das Haus Marthe, in dem der Herr offt zw Herberg was, ablas syben Jar. Item nahend darbey der stain, auf wölchem der almechtig got rwet, alls Im begegnet Martha, Sprechen, Herr werst hie gewesen, wer mein Bruder nit gestorben, ablas syben Jar syben karen. Item auf demselben weg, am Haimerkeren, besuchten wir die haylige stat des Bergs Oliueti, vnnd zum ersten an die stat, do der Herr sannt die zwen Jünger nach dem essel, genannt Betphage, den Berg hinauf in die kirchen, do der almechtig zw Himel gefaren, alls mann dann in dem Stayn die fuoß tryt sicht, ablas aller sünd. Darbey das grab sancte Pelagie, vnnd do sie gebüest hat, ablas syben Jar. Item auf die Recht Hannd das Haus Galilea[5], die stat, do der enngel dess Herren der muter gots verkhünt Ir Hinscheiden, ablas syben Jar. Item alls wir abgestigene waren zw der kirchen sannt Marco, do die Apostel den glauben aufgesezt, ablas syben Jar. —

1) Musivisch. 2) wird nur in einer einzigen pilgerschrift ohne ortsangabe erwähnt (Conrady 260). 3) Porta ferrea.
4) Algemein wird eine höhle als bussplatz angegeben (Tobler, Topogr. II, 459).
5) Vgl. Tobler, Siloahquelle 246.

Item darnach zw der Stat, do der almechtig got von dem Jü
sten tag warzaichen geseyt, Sprechen, so Ir werden sehen krieg,
Bruder wider den anndern aufston ablas syben Jar. Item darna
do Er das Pater noster aufgesetzt, ablas syben Jar. Item darna
zw der stat, da er geweynt haben soll vber die Stat Jerusalem, Spr
chen, so du auch bekanntest, würdest auch waynen, ablas. Ite
auch zw der Stat, alls vnser fraw zu Himel gefaren, sant Thomas
gürtel empfieng, ablas syben Jar. Item darbey die Stat, do die him
lisch königin rwet, alls sie zw den hayligen Steren gon wollt, abla
syben Jar syben karen. Item darnach zw der Stat, da der erlöse
drew mal gebettet, in ainer wunderbarlichen Hüly, ablas aller sün
Item darnach zw der Stat, die man noch bezaichnet sicht mit drev
sitzen, alls der Herr die drew Jünger sitzen ließ zu beten, vnnd si
darnach in Schlaf fielend, ablas syben Jar. Item nahet darbey zw de
Stat, alls Er gefanngen gepunden wurd, ablas aller sünd. Item di
stat darnach do Petrus Malcho das or abhaw, ablas syben Jar. Ite
die stat, do sant Jacob der mynder sich verparg, do darnach ain ki
chen gepawen ward. Da ligt auch das grab Zacharie prophete, abla
syben Jar. Item nach dem zwletzst, vnnder dem Berg, zw dem Dör
lin Gethsemany, do der Herr die Acht Jünger lies, ablas syben Jar. -

Item an demselben tag vnnd ganng warden wir gefuert
wissen die hayligen steet des tals Josaphat. Item die stat do san
Steffan verstayniget worden, sicht man noch scheinbarlich in aine
velsen, alls er gefallen für find vnnd gebeten, ablas syben Jar syb
karren. —

Item den Flus dess Bachs torrens Cedron, der, alls Ich sa
ganntz ersihen, vnnd nach meinem Bedünckhen gar sellten wasser hab
sollt, über wölhen das haylig holtz, der Stammen des hayligen kreu
lang Zeit ain steg, darüber zu gan, gewesen ist, Nun aber ain gewel
Staynine Bruckh[1], ablas aller sünd. Item die kirchen vnnser fraw
do Ir haylige gräbnus ist, ablas aller sünd. Dise kirch ist nit ho
auf dem ertrich, Aber hinnab, ob viertzig staffeln[2], zimlich weyt,
im Hinnabgon auf die rech(t) seit begraben sannt Joachim, vnnd zw d
linckhen der halben stegen sannt Anna, zw vnnderst ain vinster gewel
tabernacul mit zwayen türnen stet das haylig grab, in grossen ee
vnnd wirden von Moren gehallten[3], nit vil mynder dem hayligen gr

1) Es ist die untere brücke gemeint.

2) Andere angaben bei Tobler, Siloahquelle 150.

3) Also die Abyssinier, während sonst die Franziskaner als besitzer erwä
werden (ebd. 152 fg.).

Cristi, mit Ampeln vnnd liechtern bezündt, das auch den moren gros Zaichen beweist. Dise kirch stet nachend zw dem Ölberg. Item auch das grab Joseph, ain gemahel Marie, ein in ain velsen, ablas syben Jar. Item zw der rechten Hannd ain thurn, in wölichem der konnig Josaphe begraben ligt[1], ablas syben Jar syben karen. —

Item auf den vier und zwaintzigisten tag Juli des morgens wurden wir gefuert, die andachtigen stet zu suchen des tals Siloe/ in des ersten zw dem Ackher dess bluts, kaufft vmb die dreyssig / ·nnyng, wölcher mit nun grossen löchern bezeünet, die do gonnd in/ .effe ains gewelbs, darein man die leichnam werffen was[2], ablas syb.. Jar. Item zw ainer Hülyn, do die Jünger verborgen lagen, zw der Zeit der des[3] Cristi bis zw der auferstenntnus, ablas syben Jar syben karen. —

Item die stat, do Ysaias zerseget vnnd gemartert, da auch sein begrebnus was, ablas syben Jar. Item darnach zw ainem grossen gepew mit vil vnd wunderbarlichem gewelb, die do weit in berg sich streckhen, würt geseyt gewesen sein das Haus der müntzung Salomonis[4]. Durch ditz luef in tyeffe der flus Syloe, da sich der Blind geweschen vnd darnach sehen ward, ablas syben Jar. Item darnach zw dem Brunnen Syloe, da die wirdig muter gots dem zarten kindlein sein Bewickhlung wuosch. Diser Brunn ist wunderbarlich gehawen, in ainen Berg, der hat ain außganng, durch denselben[5] durch graben, daruon kumbt Natatoria Syloe, ablas syben Jar. —

Item auf denselben tag zw aubend spat warden wir aber gelassen in tempel des grabs Cristi, da dann nach ains yetlichen Inbrünstigkait andechtigklich gebeten ward, vnnd vmb mittennacht angefangen vil heyliger messen gehallten, alls morgen zwu stund in tag wider außgelassen, ablas aller sünd. —

Item auf disen tag warden mir gezaigt ordenlichen nach ainander die hayligen stet dess Bergs Syon ausserhalb des pflasters. Item die stat, do sant Mathias in die Zal der Apostel erwelt, ablas syben Jar syben karen. Item die stat, do sant Jacob der mynder in ain Bischof zw Jerusalem erwelt worden ist, ablas syben Jar. Item die stat, do die muter gots gesalbet ward nach Irem seligen sterben, ablas syben Jar. Item die stat, do die erst kirchen gestannden der welt, do der wirdigen Junckhfraw Marie vierzehen Jar wonung erkhennt würt nach

1) Vgl. Tobler, Siloahquelle 309.

2) Hakeldama; die beschreibung der dortigen grablöcher siehe bei Tobler, Topogr. II, 264. 3) Lücke.

4) Diese angabe findet sich nur noch in der jüdischen legende (Tobler, Siloah 26).

5) Lücke.

dem todt vnnd sterben Irs lieben sons, da sie auch auß diser
verscheiden, ablas aller sünd. Item die Stat, do sannt Johanns e
gelist vil mal meß gehallten der vnbefleckhten Muter, ablas syben
syben karen. Item die stat, als do stand die betruebt muter v
Junckhfraw vor dem Haus Cayphe, zu merckhn die straych v
schmach Irem aller liebsten Sone on vnndterlaß angethon warde, a
syben Jar. Item das Haus Cayphe, do got der vnschuldig so
vnnd hart Marter geliten, von seinen Jüngern verlögnet, die stat
augenscheinlich sicht, do auch der Han gestanden. Dis Haus ist
ain kirchen genannt sant Saluator[1], da auf dem fron altar der
stein ligt des grabs Cristi. Auf die recht Hannd ain Hülyn, da
das haylig lamb gefanngen lag bis zw tag, ablas aller synd. Item
stat, alls der Herr sandt vnnd zertailt die Apostel in die gantzen
ablas syben Jar. Item do sant Steffan zum anndern mal begraben
sant Gamahele, Nicodemo et Abibon[2], ablas syben Jar. Item die
do das Osterlamb gebrotten, ablas syben Jar. Item die stat, do
den Jüngern prediget, nahend darbey die stat, alls die Himlisch k
zuhort den haylsamen worten Irs lieben sons, ablas syben Jar.
nahend darbey das grab Dauid, Salomonis vnd der anndern konn
Item die stat an dem kloster nehest, do die himlisch königin Ir
haus hielt, ablas syben Jar. Item die stat, alls die Juden den l
nam der muter der Barmhertzigkait berauben wolten[3], alls sy in
grab trugen, vermainen, ablas aller sünd. Item die kirchen aller
geln, die ist gesein ain Haus Anne principis[4], in wölhem der
vnnder anndern pein vnnd schmach, den herten straich empfan
hat vnnder das wunsam anntlütz. Da ist ain alter ölbaum, an w
Er gebunden worden ist, bis man den fürsten der priester aus
schlaf erwackht, ablas syben Jar. —

Item die stat, alls sannt Peter dess Herren verlaugnet, in
selber schlug, rwet vnnd wainet innenklich, do auch ain stoltz s
kirchen gestannden, ablas syben Jar syben karen. Item ain kir
in welcher sannt Jacob der morer ennthauptet, ablas syben Jar s
karen. Item die stat, alls der Herr den drey Marien erschin,
chen: Auete, seind gegrüest, ablas Syben Jar syben karen. —

1) Vgl. Tobler, Topogr. II, 156.
2) Tobler, Golgatha 356.
3) Tobler, Topogr. II, 128 fgg.
4) Das haus Hannas oder zu den engeln, bei den Arabern ölbaumk
genant; vgl. ebenda II, 364.

Item den fünfvndzwaintzigisten Juli vf die nacht sind wir gefaren gein Betlahem, daselben die heyligen stet gesucht vnnd gesehen[1]. Item zum ersten auf dem weg das Haus Simonis, der den Herren beschniten vnnd vnder seinen Armen gehallten, ablas syben Jar. Item an dem weg ain Baum, darunder die Haylig Junckhfraw ruet, kumen von Betleem, ablas syben Jar. Item darnach auch auf dem weg drew Zisternen, do bey der stern wider den drew könnigen erschin, ablas syben Jar. Item die stat auch an dem weg, do der enngel Abagug nemen was bey dem schopf, füren In gein Babylonia in die löwen gruben zw Daniel, ablas syben Jar. Item ain kirchen, do geporen ist der prophet Elias, ablas syben Jar. Item das Haus Jacob des patriarchen, ablas syben Jar. Item das grab Rachaelis, ain hausfraw Jacob, ablas syben Jar. Item in Betlehem außwendig dess Dorfs ain aller schönst kirchen gewesen vnnd noch ist, doch nit in paw gehalten. Herynn sind die helige stet, zw denen wir gefuert wurden mit ainer andechtigen proceß[2], der kirchen erben zw der stat, do der almechtig beschniten, ablas aller sünd. Darnach zw der stat, alls sich bereyten die Hayligen könnig zw dem opfer, ablas syben Jar. Item darnach in ain krunfft, etlich staffel ab, in ain Hypsch Capell, do vnnder ainem altar die stat ist, do vnns das hail vnnd abwaschung vnnser sünd geporen ward, ablas aller sünd, nahend darbey die stat, alls Er zwischen die vnnuernünfftigen thier in die krippen geleyt ward, gar ordenlich mit ainem Marmel geziert, darin funden vermerckht würt ain schön Bedeutnus ainer Figur sannt Jheronimus, ist auch ablas aller sünd. In derselben Capellen zw hinderst ain loch, bezaichnet mit ainem Marmel, do der stern sich versanckht wunderbarlich, ablas syben Jar. Item von dannen durch ain gehawen Berg zw dem grab der vnschuldigen kindlin, das seltzam zu sehen ist, ablas syben Jar syben karen. Item vnnd alls solichs gescheen, fürt mans in die Capell sannt katerinen, verkhünden, das do selben die gnad zu erlanngen wer, mit aller Verzeichung, alls ob man zw dem Berg Sinay, do die haylig Junckhfraw leibhafft ligt, zu erlangenn wer. Hierumb wer etwar einfart het, wolt mans im abnemen, sach aber niemands, der sich lies desselben absoluieren. Also was eben spät, ward den Bylgern von den vätern, daselbst wonen, gegeben ettlich wein. Also macht man Colation[3]. Darnach vmb mitennacht ward haylig Meß vnnd Ämbter gehallten. —

1) Die hier genanten heiligen orte sind in allen pilgerschriften ohne abweichungen aufgezählt.

2) Lücke. 3) collation, frühstück.

Item die Heyligen stet werden gesehen, ligen vmb Betleem nahend. Item die Hüly, darinn die wirdig Muter Ir lieb kinnd ain lanng Zeit gesügen hat, vor dem könnig Herodi, auß welchem ettlich steyn, die man nennet die Milch vnnser frawen, sinnd gut zu brauchen, so ain fraw Ir milch verleurt, gegeben in ainem wein oder brüe[1]. Item die stat, alls der enngel gots den Hirten die gepurt verkhünt, da auch gesungen wart Gloria in excelsis deo, an derselben stat hat darnach gewonnt die lieb Junckhfraw Eustachia mit Ir geselschafft. Item dargegen an ainem Berg ain annder Closter, do Ir Muter Paula gewonnt. Item die gegen dess grabs, da ligen die zwölf propheten. Item der Berg, do Dauid Golyam erschlug. Item ain tal, da vor Zeiten der Haylig Abbt Sabbe, mit sambt vierzehen tausent Brüdern, gewonnt soll haben, Nun nit ainer. Darbey das kloster Agathonis dess Abbts. —

Item am sechsvnndzwaintzigisten tag, der do was sannt Jacob des Apostels sind wir durch Betlaem durch Rauh vnnd Birgig weg gefaren in das gebürg Montana Judea geheyssen. Alls vf die Newndt stund kamen wir zw ainem Brunnen, do wir ain weyl Rweten vnnd erlabten des kallten wassers. Bey disem sagt man geteuft haben sannt Philippus Apostl Eunichum[2], von dannen aber ain Rauhen weg, Berg auf vnnd ab vnnd durch ain vngepawen staynet lannd, kamen wir zw dem Haus Zacharias, in wölhem Elisabeth besuecht ward von der himlischn könnigin, da sich wunderbarlich Ding verluof, alls man list in der geschrifft, vnd auch do das Magnificat[3] erdacht worden. Die stat ist etwas in ainem Nydern gemach gewesen, ablas aller sünd. Item auf diser die stat, alls Zacharias begert den schreybzeug vnnd schreiben was, Johannes ist sein Nam, vnd von derselben stund an ward auf thon sein mund vnnd gestelt das Benedictus dominus Israel[4], ablas aller sünd. —

Item ain guten weg daruon die kirchen, die vor Zeiten schön gewesen, Nun aber ain kwstal, darynn der heylig Johannes der teufer geborn, in ainer finstern hylen, ablas aller sünd. —

Item am Haymfaren, nachend bey Jerusalem, ain schön kloster, darynn etlich Cristen wonen, genannt Gophty, vnnder dem fron Altar ward vnns bewisen ain loch, do das Haylig kreutz Cedrus gewachsen sein soll[5]. —

1) Die sogenante milchgrotte; zur sage vgl. Tobler, Bethlehem 234 fg.

2) Den Eunuchen, kämmerer aus dem mohrenland. Apostelgesch. 8, 27.

3) Luc. I, 46 fgg. 4) Luc. I, 68 fgg.

5) Das kreuzkloster (Tobler, Topogr. II, 733), in dessen besitz 1519 die Griechen waren, während unsere quelle die Kopten als besitzer nent (ebd. 738).

Item auf den syben vnd zwaintzigisten tag Juli zu nacht sind wir aber eingelassen worden, die gnad der Heyligen steten zw erlanngen. In derselben nacht man bey vier und zwaintzig zw Riter schluog[1], der man hernach mir zw Memoria gestelt wurd. Ich was auch in der Capell, alls man Ritterlich beziert, mit güldin kettin, sporen vnnd schwert, weder das Ich das glückh nit haben konnt, auß ainem paurn ain herren zu erwelt werden. —

Item auf den Acht vnnd zwaintzigisten tag Juli vmb Vesper Zeit, ward yederman bestimpt zu faren vnnd besuchen den Hayligen flus Jordan, also beliben etlich doch wenig, Ryten' dieselb nacht durch bis gein Jericho, daselbst man etwas wenigs aß vnnd tranckh. Darnach eylends wider auf, vnnd kamen, alls die sunn auf gieng, zw dem Hayligen flus, do sich dann ettlich Araber sehen liessen, hierumb wir vnns nit lanng saumpten, auch stund vnns ain Bylger ab, der do ertranckh von den anndern schyf, warden daruon auch die Bilger erschreckht, vnnd nit vnbillich, wann es schnelligklichen zugieng. Ich het den armen Menschen erwüscht bei dem Har, mocht Im aber nit zw lannd helfen, dann Ich besorgt, würd mich auch ergreyffen, könt ich dann nit mer von Im komen, got helf der sel[2]. —

Item alßbald legt sich menigklichs wider an, zogen hinder sich zw der stat, die man nennt karanthana[3], zu ainem Brunnen, do Eliseus das ysin einwarf vnnd schwimmen macht, vnnd alls wir dar kamen auf den Mittag, heten wir erliten ain grosse hitz, waßen sich etlich Bilger erfristen[4] in dem Bach, das darnach zw übel erschos, dann gar manicher kranckh ward, auch etlich sturben darnach. —

Item als wir etwas geessen vnnd trunckhen, waren vnnser etlich der Bilger, die nit achten die gros Hitz, steigen auf den hohen sorgklichen Berg, do der almechtig viertzig tag vnnd nächt in ainer wundersamen Hülyn gefastet hat, bey der sonst auch vil annder Hülyn seind, darinn noch vil Haylig männer vnns hören sterben, gelebt haben hertigklich, ablas aller sünd. Zw oberst dess Bergs ain Capell, do der teufel den almechtigen versuchen, was sprechen, so du mich anbetest, gib Ich dir vnnderwürflich alle dise Reich[5]. Da sicht man die gegnen aller wellt, ist ablas aller sünd. —

1) Merkwürdigerweise erwähnt Ottheinrich 377 diesen ritterschlag nicht.

2) Vgl. Ottheinrich 378.

3) Der berg der versuchung Quarentana, arab. Kuruntul.

4) Erfrischten.

5) Nach den übrigen berichten (Tobler, Denkblätter aus Jerusalem 715 fg.) war im sechzehnten jahrhundert dort keine kirche noch kapelle mehr, sondern nur ein trümmerhaufen.

Item auf dem weg würt diß gesehen von Hayligen steten. Zum ersten das Closter Joachim, alls Er wonen was vnnder den hirten, nach der außtreybung dess tempels. Item die stat, alls ain Man komen von Jericho, ward angryffen von den Raubern. Item die stat, alls ain Blynnd sitzen bey dem weg gein Jericho, schreyen was zw dem herren, O ain sun David, erbarm dich mein. Item zw Jericho das Haus Zachee, darynn der herr empfangen ward. Bey disem ablas syben Jar syben karen. —

Item das Closter sancti Johannis Baptiste, das vf ditz mal etwas weyt von dem flus dess Jordans stat, da ist auch die stat gewesen der teuffung Cristi, ablas aller sünd. Nahend bey disem sicht man das tod mer, alls die fünf stet versunckhen. Item an dem anndern teil des fluss faht an die gros wüsten in Egipten. —

Item auff den Newnunndzwaintzigsten tag Juli vor tag kamen wir vast vnnd hertigklich beschwert von hunger, durst und schlaf, dann in drew nächten mit den tagen nichtzig geschlafen, auch etlich vbel geessen vnnd trunckhen, wider gein Jerusalem. Rweten den tag vnnd die nacht also. —

Item auf den dreyssigisten tag Juli luden die väter des Bergs Syon die Bylger zu gast, vnnd alls im aufheben beschah ain ermanung an die Bylger, das sie Ir Almusn mit Raychten nach ains götlichen Vermügn, do durch die Haylig stat bewart vnnd die Brueder narung haben möchten. Also ward aufgehebt ain erber Summ, doch sollten die Brueder leben, auß dem das Ich sach die welschen geben, würden nit alls fayst packhen tragen[1]. —

Item auf den Ainvnnddreyssigisten tag Juli vermainten wir hin von Jerusalem zu scheiden. Also ward vnnser patron mit ainer kranckhait beschwert, die do werdt in driten tag. Also ward vnnser hinfart verzogen bis auf den driten tag Augusti. Darzwischen kam Ich Zwirnet in den Tempel dess Hayligen grabs mit bezalung vier Marckhet[2], schieden also auf den genanten driten tag Augusti auf den aubend von der Hayligen stat. Aber von Bösen leuten kamen derselben nacht zw herberg bey ainem prunnen zehen meyl von der Stat, haist Fons Jeremie[3]. Item auf den vierden tag Augusti zw mittag kamen wir gein Rama, do wir behallten wurden zwu nächt in gros sorglich vnrw, dann wir besorgten Hunger vnnd Durst müsten leyden, unnd alls auf den

1) Dass viele pilger sich undankbar gegen die gastlichen mönche zeigten, ist auch sonst bezeugt (RM. 29).

2) Ein marchetto ist $^1/_2$ weisspfennig; vgl. RM. 16.

3) Heut Kuriet el-Aneb (Tobler, Topogr. II, 748).

sechsten tag dess Morgen warden wir zu reyten bestimpt, auf solichs was yederman auf, vnnd alls wir ain wenig für die Herberg hinaus, warden wir wider zurückh getryben, der do der Hinderst was, empfannd wol der straichen, mußten wider in die beschlossn Behalltung auf zwu stund. Also darnach was man wider auf, vnnd kamen auf Mittag gein Jaffat, musten daselben beleyben bis nahend zu nacht, warden etlich vbel geschlagen, doch mir beschach nichs von den gnaden gots. Etlich fuoren von stund an zw schif, schannckhten aber zwen Marcel[1] für den Man, das der merertayl der Bilger nit thun wollt, wir ließen vnnsern patron von etlichs spanswegen zu Rama, der behalten ward auf etlich tag. —

Item als sechs tag Augusti, auf die nacht wie obstet, kamen wir wider zu schif vnnd warden also verhallten bis auf den zehenden tag, das wir nichs vernemen kunten von Vnnserm patron, der zw Rama verhallten was[2]. Deßhalb ain vnrw zwischen den Bylgern ennstund. Etlich vermainten, verschafft werden, mit gewalt, die segel aufzuziehen vnnd daruon ze faren, was vnns zw ...[3] er helfen solt, den patron solatieren[4], oder syn kaufmanschatz vertreiben oder verenndern. Etlich vermainten, das lannd hinauf zu faren vnnd In mit gewalt erobern, alls vor auch beschehen ist, mit ertödten, was man findt, etlich böser zu sein, ain gewiß erfarung vnnderston zw haben, ob schon etwas kosten würd, vnnd so man dann gewiß vernomen, den gedachten patron auf Damasco geryten sein, solt vnnd möcht man dan darzw thun, vnnser weg zu faren. In diser red, die zwen tag gewert, vnnd als auch etlich dess schifs Regirer nit ains werden konnten, welcher patron sein sollt, dann ain yetlicher dess Regennts begeret, das zuletzst mit Harraufen gericht ward. Ainer dess schifs schreyber, ain gestannder[5] Man, zoch oder ryß ain Zan auß dem Mund, zu bedeuten, vngerochen nit lassen hingon gegen ainem Jungen, des Patrons knecht, der mit Im gereufft hat. Inn solichem auf den Mittag des obgenannten zehenden tags Augusti ward vnns aygenntlich gewysen, den vilgedachten patron am Lannd zu sein, der auch von stund an hernach komen wurd, alls beschach auf zwu stund hernach. Da wurden ettlich Inn begrüessen, etlich nit, wann sy maynten, wo Er het wölln, wer man zw derselben Zeit in Cipern, dann es sich darzwischen vil guts winds

1) Ein marcello ist c. 5 reichspfennige (RM. 16).

2) Über den wahren grund siehe die genauen nachrichten unten im zweiten texte. 3) Lücke.

4) Ob scollare, losmachen?

5) erfahrener, entschlossener; vgl. Mhd. wb. II, 2, 576.

verlauffen hat, satz sich also alle ding nyder, vnnd auf gutem weg belyben, das nit weyter red enntstund. Darnach gar bald ward man die segel aufziehen, zu rüsten vnnd sich keren, wo wynnd käm, hinzufaren. Item alls auf denselben zehennden tag nach Mitnacht, bekham ain wind, lies man die segel fallen, ain yetlichn nach einander mit seinem zugehörenden geschrey vnnd gesegen, die dann die Marinary[1] nach gewonhait her zw haben, so sy von ainer port zu schiffen vermainen. Alls gegen tag warden wir getryben so weit, das man das Haylig lannd nit dann von ferren sehen möcht, schifften also furt, vnnd vf die nacht stund aber Bonatza an, der do wert die nacht, mit sambt dem zwölften tag Augusti, das wir gar wenig des wegs gestreckht wurden. Herzwischen verluren wir Vnnser mitgespanen[2], die Bartzotten[3], das wir In von ferren nit mer sehen konnten. —

Item dieweyl mir nichs von der heyligen stat bißher innsunders zu bedencken gesetzt, das Ich doch leychtlich vergessen würd, schafft krenckhe meiner gedechtnus, will Ich mir ditz kürtzlich zw ainer Memoria. Die Haylig Stat, alls nun sichtbar steet, hindan gesetzt was zerstört, von dem Ich nichs acht, dann alls vil es gillt, ertrich vnd steyn, ist gepawen von oben des Bergs Syon, streckhen sich hynnab zu tal, das man nennet Josaphat, doch nit gantz dann noch ain zimliche Höhin ist, bis zw vnnderst dess Bergs, do dann der Bach Cedron sein flus hat, an welchem stet der Olíueti. An wölhem ort auch gar kain wonung sind dann der Tempel dess hayligen grabs, vnnser frawen vnnd die anndern hayligen stet, die oben bedeut stond, mitsambt etlichen allten gräbern, vnnd harumb ligt die gedacht heylig stat, wol zwischen zwayen Bergen. Auf ditz mal aber ist kain wonung, allain den Berg Syon hinnab, welher stat vmbkreis vnnd weyte mich bedaucht, vergleicht mögen werden ainer zimlichen stat in vnsern lannden, alls Zürich oder Bern, Irs gebawes, aber gar nichs in eren, mag wol vor Zeiten ain herlich Ding gesehen sein worden, dünckht es mich doch der Cristen munier vnnd wonungen nit vergleichen mögen, das Ich herauß nym von den vnndersten gewelben, die nit wol haben zerbrochen mögen werden, darynn noch die leut wonhafft sind, die gar schlecht zugerüst. Darzw so man gat auf den Marckht, den man nennet Magar[4], der gar in gewelb stat, in ainer grossen weyte, dardurch manich stras geordnet, an etlichen sitzen die kaufleut, an etlichen die, die Baumwollen verkaufen vnnd sie arbaiten, an etlichen, die kraut

1) marinaro ital. matrose. 2) reisegenossen.
3) Parzotto ist der name des zweiten pilgerschifs (Ottheinrich 378).
4) bazar.

vnnd Obs fayl haben, an etlichen die handtwerckhsleut, synd doch die lädlin oder[1] derselben Innwoner so enng vnnd klain, das wol ain schein hat, nit sonder gewesen sein solle, dann die ledlin. Haben nit thüren, noch ander außgenng, dann allain ain Bogen, darynn der Innwoner sein Armut beschleust, mit etlichen Brytern verstellt. Daselben mus Er auch auß vnnd einsteygen, diser arbaytseligen Hülin seind mer dann die halben nit wonhafft, sollt Ich dann sagen von den ...[2] der Juden, die nit bösers verdient, möcht es menigklich erparmen, so grossem vnlust vnnderligen, darzw von dem vrtail gots besorgt schon verdambt werden, wolhe von ainer Hülyn in die annder fliehend, so sie sehen in der anndern vnflats halber, oder das niderfallen wollt, nymen wonen mügen. Der anndern Innwoner, alls türckhen oder Moren, wie sie leben oder wanndeln in grossem ellennd, will Ich fürgon. Allain mich erbarmt Irs lebens, gleich der Armen vnnd der Reichen. Des will Ich sie gelobt haben, das mer trew einander beweysen vnnd thund, dann manch cristen gemuet gegen seinem nebenmenschen thun möcht, was soll Ich sagen, die synd übel behaust, ärmklichen beclaidt vnnd noch aller schlechtigist gespitzt[3], darzw in herterer obrigkait gehallten, Also das Ich sagen möcht, weren in alln vnselig, Allain das sy gnugsamlich mit Betheusern, die sie nennen Muschoga[4] versehen sind, deren sie vil hin vnnd her aufgericht haben, gantz weis bekleidt oder gemalt, darbey sie dann Ir abgestorbnen vergraben. Dis stet seind vnns cristen verpoten zu berüren, vnnd das Ich mer Ir weis bedeut, sind dis nit so wanndelbar zu uerwanndeln von Zeit in Zeit Ir klaidung, alls etlich wir Cristen, sonders bekleidt sich der man in ain lanngen Rockh, zw den knoden Im stossend[5], darunter ain lang Hembd habend vom wullen oder tuch, sein kopf nach Vermögen mit aim Rainen vast weyssen subtylen langen schlayer oder vast groben Duch vmbunden, so seind In auch zway bar schuech mit eyssen beschlagen, ain Jar lanng werend. Der Frawen wat, deren Ich etwan Zwaintzig oder Vierundzwaintzig min einander zw Iren Betheussern gon gesehen hab, seind gemainlich all mit ainem vast weyssen raynen tuch vmbzogen, das man In nichs sehen ist, allain die fües, das angesicht mit ainem schwartzen seydin tüchlin verdeckht. Vnnd dis in der stat, in den Dörffern, oder auf dem Lannd, vast ellendigklich mit klaidung versehen. Dis arm volckh ist ain wenig gellt hanndlen, wolhe sie nennen serafi[6], sind Ducaten, Medini[7] Ir

1) 2) Lücke. 3) gespeist. 4) moscheen.
5) mit knoten ihn befestigend? 6) seraphi goldstücke; vgl. RM. 16; R. 54.
7) Meidine; vgl. RM. 16; R. 53

schilling, fluß[1] Ir mynnst, also das vier auf pfenning komen.
strassen der stat seind enng vnnd vor Zeiten vast all gewelbt,
darauf niemants nas werden möcht, die durch etlich subtyl taglö
schein haben wasen auf dismal, die nit gewelbt ston, sein zw be
seiten erhebt, das menigklichs zw Regen Zeiten wandeln mag.
stat ist vast ein in altem gepew, also das wol vil leuten vor Ze
herynn gewonet vnnd noch villeicht wonen mügen, wann Ich Ir
abgezelt. Doch ist der tempel Salomonis mer dann der vierdt tayl
seinem vmbkreis bekümern, do kain leut beleiben. Dise stat ist
beschliessen, als man es auch nechtlich beschleust, aber mit a
schlechtigisten porten. In diser stat sind etlich vil hoch türn,
wölhe zu nacht vnnd morgens etlich dar zw bestellt steygen seind,
volckh mit Irem geschrey zu beten ermanen, Alßdann wir Cris
bedeuten wöllen mit den gloggen, auf disem thurn, auch durch
gantz lannd sind die volkher aufzünden brynnend feurer, zw der Z
Irer vasten[2], die sich erhebt vnnd anfaht des ersten tags Augusti, v
werdt denselben außhallten dise gewonheit Irer fasten, das sie ni
essen sind, von ainem stern zw dem andern, vnnd so sie zu na
den ersten stern ersehen, heben sie an ermklichen sich zu fürse
mit speis, des Ich nit geleben möcht, bezeug Ich mich mit got,
müeste dann thon. Diser Leut tisch oder stul sind anders nichs, da
die Haylig erd, so haben sie auch nit souil trinckhen noch ess
gerüst noch Aparatz[3], dann wir gewont haben. —

Item von dem Zwölfften tag Augusti sind wir gefaren, ains m
haben Bonatzo, annders widerwertigen winnd bis auf den sybenzeh
den tag, das wir die Innsel Cipern nit erlanngen. Herzwischen w
den wir nahend getriben zw dem lannd, das man nennt Barut[4], et
auf die recht Hannd weyters dann die Innsel Cipern ligen, doch
von vnns mögen gesehen werden, vnnd alls wir nach lanngem Beg
zuletzst auf den gedachten sybenzehenden tag ankamen, bey ainer p
genennt Salline[5], warden wir darnach gefuert zw etlichen Heuse
von dem mer ligen hayssen Larnica[7]. Do beliben wir den tag, auf
nacht versah sich menigklich, der mit Roß, der mit Esel, zu reyt
der gein Famagust, der gein Niclosia[8]. Ich was nemen den w
mit sampt ainem gesellen, auf Niclosia, vnnd alls auf den Achtzeh
den zu stundin tag, kamen wir zw Herberg diser gedachten

1) fuls (vom lat. follis, schuppe), scheidemünze.
2) im Ramadhan. 3) *wol für* apparat; *vielleicht ist der genetiv gem*
4) Beirut. 5) Salinis. 6) *ergänze:* die feru ... 7) Larn
8) Famagusta, Nicosia.

Niclosia, die von dem meer ligt zwu meyl, seind newn Ciperisch meyl. Das lannd darzwischen vast bürgig vnnd vol Dornen, doch etlich hüpsch gärtenbaw wellen bringen, warden von weyten gesehen. Die gedacht stat ist die gewaltigist vnnd vernamptest der Innsel Cipern, wöliche mit alltesten besten meuren vmbgeben in weytem vmbkreis, doch innwenndig in gebew in kainen eeren, auch vil leer Pletz haben, darzu vil vnnd manich kirchen vnnd Capellen, da etlich zerstört, etlich in mynsten eeren stond. In diser stat hanndelt man manicherlay Müntz, doch sind die fordersten Carcy[1], sind pfenning, Bysanti gonnd zehen auf ain Ducaten. Da belib Ich den tag, mit sambt dem Newnzehenden vnnd zwaintzigisten tag Augusti. —

Item auf den Ainvnndzwaintzigisten tag zw aubend Reyt Ich mit etlichen herren vnnd gesellen zw sant ...[2], der do ligt vierundzwaintzig meyl von der gedachten stat, ain schön eben lannd, aber auf die Zeit gantz erdürret, vnnd alls des morgens kamen wir dahin, do wir fannden den hayligen ligen, in ainer klainen Capellen, mit ainem staynin grossen sarch bewart. Do am Mitten dess Deckhels des grabs sind zway Löchlin, daraus scheinbarlich fleust ain liquor, den man den Bylgern fürsetzt vnnd mit tayl in etlichen klainen gläßlin. Ditz soll zw allen kranckhen leuten haylsam sein, als wol zu glauben ist. Dann Ich daselbst sach wonen ob fünf Armer, die sich dess Liquors ernerten, vnnd zuletzst in kurtzem vertrauten gesund werden. Den tag beliben wir da, vf die nacht zugen wir wider zw Niclosia, da belib Ich den drewundzwaintzigisten vnd den vierundzwaintzigisten tag, zu erwarten ains teutschen, der den weg wüst. —

Item des vierundzwaintzigisten tags zu nacht was ich allain Reiten, nach dem das thor beschlossen ward, das man mir auch aufthet, des wegs ain tayl auf Famagust, bey sechs meylen, vnnd alls Ich den weg verlur, von vinstere der nacht, fannd Ich darnach ain greckhischen man bey ainem Haus, dem Ich alls vil erzaigt, das Er mich fuort in ain Haus, da man wein verkaufft, satzt Ich mich vnnder vier pauren vnnd ain frawen, tranckhen bey ainer stund, bis sie frölich wurden. Zw jüngst zallt Ich die yrten, vnnd leyt mich darnach nider ain stund, zu schlaffen, bis der Mon scheinen begund, alls darnach was mich ainer derselben weysen den Rechten weg, saß auf vnnd kam diselben nacht mit den halben tag durch ain zimlich gut Lannd, dann das es

1) Carcy (ob aus grossus verderbt?), scheidemünze; Bysanti, silbermünze: vgl. Desmioni, Giornale Ligust. XI, 1882, 13 fgg. (Separatabzug).

2) Ergänze Montfort; seine grabstätte wird in allen pilgerschriften seit anfang des fünfzehnten jahrhunderts erwähnt und beschrieben (vgl. RM. 23; R. 60).

mich fast dürr bedaucht. Doch sind manich wonungen nahend be
einander, darzwischen in ainer gantzen ebne, kam also auf die vesp
gein Famagust, die sechsvnnddreyssig meyl von der gedachten st
ligt, welche in allem sterckhesten gebew ainer Rinckhmaurn vn
wunderbarlichen stat grabens, auch allermechtigist Bollwerckh vn
thure haben, vmbgeben ist. Innwendig, so sie mit Munition vn
speis alls wol fürsehen würt, alls Ich verston, versehen sein mit ma
ren, Büchssen vnnd kriegsleuten, mags wol der sterckhsten stet se
so auf erden erfunden werden. Von Innen hat sie allt zerstört heuss
der gar wenig wider in eeren gebracht werden, gibt mans die schu
den kriegsleuten, der bey Achthundert da wonen. Vnnd von stu
kamen etlich vnnser Zungen, mich emphaen, vnd ain herren schelte
des Ich mich zum merermal versprach, nicht destermynder must I
beleiben. Also begaben sie sich mit mir wöllen zu nacht essen, vn
weiters, wo sie mir gedienen könnten, das Ich sie vngespart nit lie
vnnd erkhannten doch vnder anderm Ir gros Armut, vnnd das sy n
mer begerten, auß der Innsel entrunnen mögen. Versach Ich mi
wol, wo mein herschaft auß wolt, die mir beleib bis morgen, alls I
die yrten zalen sollt, mußt Ich ain Ducaten verzert haben, nach all
Rechnung. Also bin Ich auch ain mal zw ainem Herren worden, da
aber dess kain gülden sporn fueren. Doch acht Ichs klain, dann me
tag, wo Ich ye hin kam in frembd land, hab Ich niemand erfunde
meiner landsleuten, oder teutscher Zungen, der mich ansprech, w
dann ärmer als Ich, das Ich dann nach Natürlicher Billigkait Inn me
Armut mitzutailen nit versagen möcht. Vnnd ob schon etlich ...[1] waren
in vermügen, mir zu helffen, wassen sie sich vor mir verberge
Ditz must Ich auch bewert nemen zw Rodis, alls ab Bilger von d
hohen teutschen Zungen geladen worden, sunders Ich außgeschlosse
man gabs aber auch dem zw, das Ich ain schweytzer mich hies, d
Ich mich hernach an vil orten schrib, mich frewet geborn sein a
Schweytzerlin. —

Item auf den sechs vnnd zwaintzigisten tag Augusti gieng Ich
fuos zw sant Katerina, die auf ain teutsch meyl von der gedacht
stat Famagust ligt, in ainem aller größten wunderbarlichsten ältest
gebaw, das man nennet alt Famagust, daselbst gesehen ain Capell
auf aller größten gewelben, wol sich erzaigen ains künigs wonu
gewesen. Daselben auch nahend darbey die gefennckhnus, allain stee
In dem felld hypsch zu sehen, nahend darbey zwu staynin seul, dar

1) Lücke.

die haylig Junckhfraw gemartert, die auch noch blutfarb scheinen. Auf die nacht rayt Ich allain, mit zwen kriegsknechten, gein Salline, sind viervndzwaintzig meilen, da belib Ich den sybenvnndzwaintzigisten, mit sambt dem Achtvnndzwaintzigisten tag Augusti. Item auf den Achtvnndzwaintzigisten tag zu nacht fuoren wir zu schif, was vnns der wind alls wider, das wir beleiben mußten den Neunvnndzwaintzigisten tag, den dreyssigisten, mit sambt dem ainvnddreyssigisten tag. Vnnd auf den dreyssigisten tag starb ains Enngellenders knecht, got hab der seel gedult, vnnd behuet die anndern, dann gar mancher sich beclagt, im namen gotz der erst, wie der Münich sagt.[1] auf den Barzotten waren fünf daruon. —

Item in der gedachten Innsel Cipern, die vor Zeiten den Breis behielt, sein die fruchtbarst. Zu diser Zeit der mer vnd grösser tail vervnnutz, verwüst von den hewschreffen, die zw etlichen Zeiten in so gros menng sich auf lond, das von embsiger dickhe die Sunn hellstags nit gesehen mag werden, die sich nach narung Irer Natur dann nyder lonnd, vnnd so sie auf grüne volkomne fellder, seien was geschlecht der früchten, sich nider lond, werden dieselben von den genannten hewschryckel verfretzt vnnd gar gefressen, alls wer es ain dürryn Egert[2], vnnd nye gebawen gewessen. Heruon leidt der Arm gar schwer vnnd gros nachtail, die …[3] aber wennd dennocht geessen han, vnnd auf hohen Rossen reyten, got sey es klagt, nach gemainem sprüchwort, der arm leidt an allen orten. Doch nit destermynder ist noch zw Zeit erberlich wesen, herynn zimlich Zuckher, den man für den besten hallten will, von drey kochen, die auch gar mit grosser arbait, costen vnnd wunderbarlichen geschyrren, darzw gehörennd, zw ennd erhollt vnnd gemacht würdt. Darbey grosse menge der besten Baumwollen, alls auf erden gefunden. Ditz würt vnnd kumt aber vast der Nutz den vorderigen …[4] Man spricht auch, das in diser Innsel vor Zeiten das best vnnd schönest golld gegraben sey worden, das man noch dickh nennet Ciperest gold. Doch nymer von der Türckhen wegen dörffen darnach graben, die Ir sunsts gar aufsetzig sind. Es müssn auch die Venediger Jerlich sechtzehen tausent Ducaten daruon tribut den Türcken bezallen vnnd zw Haus schicken, wann an ainem ort Er gar leichtlich in die vil gedacht Innsel komen möcht, wann sie Im nahend an sein land stost. Darzw das das grösser ist dem Armen vnnd dem Reichen gemayn, Aber den Venedigern am höchsten Nütz-

1) Wol eine sprichwörtliche redensart. 2) brachfeld.
3) und 4) Lücke.

lich hat die meer genannt Innsel ain saltzgruob, inner kurtzen Jare
worden vnnd angestannden, dann vor Weingärten daselbst gepflanntz
worden. Ist in grösse ains zimlichen weihers. Dis sagt man vo
süessem wasser Zusamenlauffen sich daselbst versamblen, würckht dar
nach die sonn in Irer krafft darein, das der schaum zw oberst ain
gemüntz hoch schneeweis saltz würt, Ringsweis, so weyt das wasse
sich außbrayt anzusehen, alls im wynnter in vnnsern lannden die weye
gefrürend, vnnd darnach ain schnee darauffallen ist, den man etwa
mit eckhsten gewynnen vnnd aufhawen mus. Also thund sie nit me
noch minders, dises saltz zu haben, dann etwan zwayhundert vnn
meer, der mit Eckhsten aufzuhawen, der mit Esel hinweggzufueren
der zw hauffen worffen, bei den gestat, do sy dann gros hauffen san
len, bis die Venediger schiff komen vnnd hinfueren, sunst darf ni
mants daselbst sich versehen, zu laden, werd dann durch gros b
nachgelassen, den Venedigern thut aber niemands weren. Es sein
wol ettlich, die sprechen, dise Saltzgruob sey vnnd enntstannd vo
dess meers überlauffen, zw Winters Zeit, vnnd wann dann des Sume
die Sunn in dasselb wasser würckhen sey, enntstannd dann dasselb
saltz, das auch wol zu glauben, dann die gedacht stat ligt nahend be
dem meere, sey aber welhes zum Besten ze glauben für war gehal
ten, so will Ich dannocht lieber in vnnsern lannden mein leben fueren
zw Jüngst, nach aufsatz got des almechtigen ennden vnnd beschliesse
solt Ich das salz noch so tewr sein, macht man doch gut suppen vnn
häberinn Muos. —

Item also verlagen wir den Newnvndzwanzigsten, den Drey
sigisten mitsambt dem Ainvnddreyssigisten tag Augusti auf dem sch
das wir Hindernus dess winds, auch das der Naf nit zugerüst vn
in ordnung was, nyrgends hin fürstreckhten, des etlich Bilger schm
ten, vermainten, bas vnnd lieber auf dem lannd verliben sein, zu
mynsten die speis erspart habenn, die In darnach gepresten[1] möc
so waren aber etlich triben gefürdert werden, zu schif zu faren, vn
das sy ain klain gellt ersparten, das sie sonnst verzeren mueßte
Diser waren meer, dann der anndern. Hierumb der Patron vnwil
In zw willen ward vnnd zu schif kert. Mußten aber hernach dieselb
wol von Im hören, alls es sy beschwert, so lanng verharren, an lan
zu sein. —

Item auf den ersten tag Septembris in der nacht, die darna
was dess Ainvnddreyssigisten tag Augusti, auf ain Sambstag, zwu stun

1) gebrechen.

kam ain zimlicher Wind von dem lannd, lies man all segel fallen, abermals mit gewontem geschray vnnd segen, herzw gehörenndt vnnd gewont. Auf den Mittag ward Calmas, auf die nacht stond der allt Wind an genannt Prouintza[1], der vns mer hindert, Also das wir zw ...[2] hinnauf mueßten, der werdt bis an den andern tag, an welchem ain eerlicher herr vnnd Vicari auß dem Nyderlannd abstarb, die schuler[3] der Natur bezalt, got der erlöser gedennckh der seel vnd des Namens, der do heyßt Theodorius de Hagen[4]. Alls man In besanng, ward Er darnach balld in das meer geworffen. Derselben nacht hetten wir ain starckhen widerwind, der vnns den segel, Contra metzan genannt[5], zum tayl in das meer warf, doch kaine sorglichait geberen, dann das etlich Bilger seer vast erschrackhen, hierumb got, seine hayligen anrueffen. Diser Wind wert den vierdten, den fünfften, den sechsten, den sybennden tag, das wir allweg des Aubendts nahend bey der Innsel hinfuoren, do vnns vil hüpsch gelegenhait, Zuckher vnnd Baumwollen bringen gezaigt wurden. Auf die nacht aber must man dem wind enntgegen weyhen, die segel vmbkeren, do wir dann darnach so weit zw Bosit[6] getriben, das wir der nachgeenden Nacht nit vil beuor gewunnen, an dem ort wider befunden werden, alls wir daruon gescheiden. Das werdt die genannt Zeit. Doch zuletzst, nach willn dess herren, lanngten wir gegen Baffet[7], da vor Zeiten ain grosse stat gestannden, erbawt gewesen, auf ditz mal mit klainistem gepew sich erzaigt. Da waren etlich, vermainten zu lannd gelassen werden, das doch nit stat het, segelten also Besitz hynnaus, das wir des morgens die Innsel gar nahend auß gesicht verluren, vermainten etlich zu sein auf dem Golfo, schifften darnach auf die weyte des mers, vnnd alls vnns an dem Achtenden tag aber wider wind ankam, der do wert bis zw morgens des Neundten tag Septembris, was man die Innsel Ciperns, die wol sybenhundert meyl in vmbkreis beschleust, wider sehen. Daruon die Bilger betruebt, vnnd ward annder annderm angezeigt, das man von ainem hayligen Cörpel zu Niclosie genomen sollt haben ain tail[8] desselben hayligen mans, der vnns nit faren lies, wer dann widerkert. Ditz ward auf ain Bischof gelegt vnnd geredt, deßhalben Er gar gros scheltwort von ainem Frantzosen hörn must, etlich

1) provinza........ 2) Lücke. 3) schuld.
4) Wird sonst nicht erwähnt.
5) contramezzana, gegensegel am hintermast. 6) beiseit.
7) Bapha, früher Paphos.
8) Ein schiff, welches reliquien an bord hatte, war nach dem aberglauben der schiffer dem untergange verfallen (RM. 18; R. 17.)

sunst vmb vnnser sünd willen, vmbtriben worden vermainten. Furen also vngewis den Neundten, den Zehennden tag, an welhen auch verschaid ain gesel der Riterschafft, so zw Jerusalem sich het lassen schlagen, hies der von der Aw, geborn von ...[1] der verlies, alls man saget, ain hüpsch jung weib vnnd jungen kind, darzw vil guts. —

Item des Aylfften tags septembris starb aber ain Briester aus Pomern. Die beed, alls mans besanng, versanckht mans in das meer, der ain wolt aber nit zw grund gon, got der erbarm sich der seelen. —

Item den Zwölften tag zw Aubendt ward man Türckhisch lannd sehen, daruon wir erkhüekht enstunden, vnnd alls auf den dreyzehenden tag dess morgens kamen wir Nehand zw dem gebürg, genannt die Velsen Zinidonia[2], ligen in türckheien, an disem warden wir getriben, dann Neben hin auß, dann wider zw lannd keren, den vierzehenden vnnd fünfzehenden tag Septembris, das wir noch kain annder Hoffnung hetten, dann der hilf gots zu erwarten, der wir auch bedurfften, dann vnns abgieng an wein, an gutem flaisch vnd allermaist an geschmachten wasser. —

Item an disem gebürg sagt man gelegen sein ain alt stat gehayssen Cacuba[3], alls sich dann des noch etlich thürn erzaigen, wölhe von schickung gots versenckht, zw meres grund. Item weiter an disem gebürg ward vnns gewisen ain gelegne, do soll ain schlos hayßt Castel Ros, ston[4], vnndertönig den herren von Rodis. Bey derselben gegne liessen sich auch sehen etlich segel, die vnns ain schreckhen versamelten. —

Item des fünfzehenden tags heten wir vmb den Mittag ain zimlichen genedigen wind, der do wert bis auf die nacht. Darnach stund aber Bonata zw, die do wert denselben sechzehenden tag, kamen also zwischen das gebürg, auf den Golfo, do wir verhalten in werender Bonata, das wir des wegs gar nit fürstreckhsten. Doch kam etwan ain Blosts[5], von dem wir erfreut, keret man die segel eylennds, denselben zu emphahen, werten aber in kainer sterckhy. Hierumb wir also verlagen auch den sybenzehenden tag, das wir das Rodischer gebürg wol schawen mochten, vnnd hetten wirs wöllen abmalen. Darauff ersehen worden drew Heusser, hayssen das ain Lindaw, das

1) Lücke; nach Ottheinrich 386 war der verstorbene Johannes von Aue „etwan ein rentmeister zu Mechel“.

2) Chelidonia.

3) Kekoba w. vom vorigen.

4) Castelloryzo (meis), w. von Kekoba.

5) wind.

annder faraklo, das drit sant Angelo[1], vnnd auf den Achtzehenden tag, alls wir die nacht die stat Rodis fürfaren gezwungen von widerigem wind, kamen wir zw lannd, des gedachten Achtzehenden tags auf den Anbis. Da aber etlich, alls sich bezamt, schon vnnd erlich empfanngen, mit vil weins vnnd schenckh geert, Aber vnns schweytzern, der vier waren, sties derselb wein nit das hertz ab, wann man vnns nit schickhen was, der eeren auch, so man vnns embot, ist leichtlich zu dannckhen, ligt aber nit daran. Allain, wo Ichs alls gut het, wurds mir zu bedennckhen ston. —

Item verliben also zw Rodis den Neunzehenden, den Zwaintzigisten, den Ainvndzwaintzigsten, den Zwayvnnzwaintzigisten, den Drewvnndzwaintzigisten tag Septembris. Dazwischen ward gesagt von etlichen vil segln der vncristen, die sich kürtzlich erzaigt haben, die auch auf den großmaister von Rodis, der Newlich in Acht tagen dar komen was[2], mit vil newer Reden, die ain yetlicher verston wolt nach seinem aeligen, schifften. Auf dis warden wir gewarnet, fürzesehen. Es war bas zu thun gewis ain Zeit lanng gebaytet, on vngewis in schaden komen, hierumb ward Rat gesucht bey dem groß Maister, der Anntwort weren allweg frey vnnd sicher, möchten hinfarn vnsern weg. —

Item auf den Drewundzwaintzigisten tag zu nacht warden wir aber bestimbt zw schiff, das zu letzst beschach, vnd alls wir etwas lenngers ennthalten wurden, den der Bartzot, was man sprechen, vnnser schifleut weren nit wol erfaren, das vnns doch zw grossem vnd heylsamen Nutz erschoss, mit dem das wir Widerwind überkamen, der vnns zu Ruckh trayb, dann wo wir für gefaren weren alls zw Ruckh, hetten wir ain hertny Nuß beyssen müessen, daruon vnns niemand erlösen het mögen, dann allain der Almechtig got, vnnd vnnser Beschirm, die zu sorgen was, nit mögen widerston, dann der widertail zu strackh erscheint, als hernach steet. —

Item auf den Vierundzwaintzigisten tag des Morgens zwu stund dess tags, alls wir wie obstat, zw Ruckh von widerwind getriben waren, stuend an ain lanng werender Bonatza, Also das man Rodis von weyte sehen, darzw das gebürg, der vngleubigen gehaysse zw der anndern seiten. Vnnd alls man daruon Reden was auch das gebirg hinab zw sehen, von ferren warden geschawt in scheinbarm Augenschein Manich vnd vil segel, die man für Galleen vnnd füsten gar

1) Lindo, capelle Ferraclo, St. Angelo.

2) Philippe Villiers de l'Isle Adam, der am 11. sept. 1521 gelandet war (Wochenblatt d. Johanniter-Balley Brandenburg 1881, s. 17).

wol erkhannt bey fünfzehen Stückhen, nit was gewis, das nit freund, hierumb man bas aufsehen was. Da ward erkhannt, dise Segel oder Galeen strytten zwo Candiottischs grypen[1], die dess anndern Morgen von vnns gefaren, ward man gar scheinbarlich den Rauch dess geschütz aufgeen sach. Daruon enntstund vnnder vnserm Schyff ain lermen mit gemüster forcht, dann sy gegen vnns schyfften, so hetten wir auch ain werende Bonatza, das wir kain Hilf noch vorteil suochen möchten, noch zu fliehen, noch zw Beschirmung, alls dann ainer Naf not ist wind zw haben, Ist sy halb bas zu bewaren, dann in ainer Bonatza mögen die füsten[2] vnd Galleen zw vnnd von faren, die Naffen schedigen, so sie dann sehen ain vortail, stürmen sy, das in ainem guten wind nütten ist, doch sind sie glückh wol in sorgen, wo der widertail zu starckh, als do was zu erwegen. Daruon ward ain ordnung zugerüst. Erstmals das geschütz, das zw mal nit ganntz berayt mit zugehörender Bewarung, das man nahend als gros aufsehen haben must vnnsers geschütz, alls der feind, wan man vngewarsamlich mit dem Bulfer hanndlet. Darnach vnder dem volckh doch nichts ordenlich alls mich bedaucht, dann wan es darzw kem, solt ain yetlicher thon alls ain Redlich Man. Das von dem von Neumeckh[3] widerredt, vnnd an patron Reden lies, das man ain yeclich Nation außteylen solt an ain ort, dieselb zu bewaren, vnnd die teutsche an das vnsicherst, dann wir allwegen denselben Blatz innhielten, beschah aber nit. In solichem, alls sich ain yetlicher berayten was nach dem Besten in Im erkhannt, was man sehen außgonn zw Rodis ordenlichen nach einannder ain galeen mit ettlichen predegtinen, darzw das gros schif (ain Haus darinn ze sehen, sein Beschlus vnnd Zugerüst). Dennoch volgten bey Newn segel, auch gros schif, vnnd alls sy heraus auf die weyte kamen, warden sy gesehen vnnd geacht, als sy auch waren, ain zimlich ornate vnnd alls dis gesehen, Empfiengen wir gros freud, dann sy ain predegtin[4] zw vnns schickhten, von dem wir alle Bescheid verstunde was dise segel, so wider vnns weren, für leut, vnnd was sy gehande hetten. Diser ward geschickht zw dem Durchleichtigsten Fürste Hertzog Ottheinrichn in Bayrn, pfalntzgraf am Reyn, ob sein fürstli gnad vermaint wider zw keren gein Rodis, das sy In solten empha vnnd dahin Anntworten. Das da sein fürstlich gnad nit thun wo sonders saur vnnd sues mit den Bilgern empfahen, vnnd was d Almechtig got seinthalben geordnet het. Also was vnns das gedac

1) grippo, eine schifsart. 2) fusta, ital. kaperschiff.
3) Ottheinrich 390: Reinhard v. N. 4) brigantino, schifsart.

Predegtin etwan ferr dess wegs durch die Bonatza ziehen, darum der patron In ain Baryllen ...[1] schencken was, die gar bald gelert ward. Die feind aber erschrackhen von disem, deßhalben sy eylennds zw Ruckh zügend in Ir gewarsam, hetten aber vor vnnd ehe die vorgedachten Grippen vnnd Galeen gewonnen, vnnd alls darauf ertödet, vnd gefangen, was sy funden, bey dreyssig personen, allain ain Patron, der übel wund war, alls er auch zuletzst abscheid, der seelen got barmhertzig sey. Drey Jung heten sich in den sand vergraben, sind auch daruon komen, vnnd alls die feind sahen die enntschüttung so nahend, haben sy verlassen die genannten Grippen vnd Galleen, die darnach gein Rodis wider gefuert wurden, etlichen vnnd der grossen segeln manngeln. Auf die vesper Zeit kerten die gedachten schif von Rodis widerumb, zw denen wir dann in miten, dann zuletzst, dann zw forderst, so widerig was der wind, komen waren. Vnnd alls sy wider zw Haus kerten, ward der von Neuneckh mitsambt dem Patron geschickht in das gros schif, zu berayten, ob wir vnnsers wegs faren möchten, vnnd alls sy wider kamen, brachten sy in anntwort, Wo nit ain grosser Wind kem, der mit vnns gieng, solten wir es nit vnnderston. Darnach ward an sie begert, ob sy vnns nit beleyten könndten, Anntworten sie, weren nit versorgt mit speis. Daenntzwischen stiend vnns an gar ain schwer hert weter mit schleg, Regen vnd seltzamen winden, die sich von augenblickh vnnd stund verwanndleten, daraus sich nyemandt verston konnt. Es waren bey Fünfzehen segel bey einander, den auch ain vnfal begegnet von starckhem wind, alls die frumen Ryter vom schif stigen, ertrannckhen zwen[2] vnnd sonnst ainer, got tröst der seel. Da hetten etlich Bonatza, etlich wider wind, etlich fort wind. Darumb fuoren die von dem grossen schif in das port, die anndern mußten aber fürfaren, das kains zw anparckh komen möcht. Ditz weter werdt bis auf die nacht. Also lies man die segel nyder, vnnd schwebten die nacht vor Rodis über. Dess morgens het vnns der wind aber weyt getriben von der stat, also das wir bis zw Anbiss nit wider dar ze komen möchten. Dess fünfvnndzwaintzigisten tags vnnd alls es sich so lanng verzog, man meniclich den Anbis in dem schif. Darnach kam aber gar ain grosser Regen, der vnns verhinndert, bis auf die vesper abzusteigen, vnnd alls etlich wider zw Herberg empfangen, ward sich ain freud mit genügster Dannckhsagung, got dem almechtigen, erhebt, ains tails der Bilger aus so ainer grossen sorg-

1) Lücke; ein barille hält jezt c. 20 flaschen.
2) Ottheinrich 390.

lichen gefer erlöst sind, annderstails deren sy emphahen waren, die auch sagten, gar trewlich für vns gebeten haben, dann sy vermeinten, weren durch fort wind den Hennden vnnser feind zu tail worden. —

Item auf den sechsvnnzwaintzigisten tag ward aber zw Rodis ein grippen eingefürt, daraus all beraitschafft vnnd leut genomen vnnd ertödt waren, ain schwer hert sach zu uernemen. Also die Cristen von den vngleubigen Hunden durchächtet[1] werden, aber vmb der sünd willen synd wir vnnderwürfflich, vil leut an disem was Ich gewesen bey vnnser lieben frawen zw fillerma[2], da gesehen fürwar ain schön andacht. Ditz ligt auf ainem Hohen Berg, ain teutschen meyl von Rodis. Die zart Junckhfraw ward für vnns Ir liebs kind bitten mit[3] ... —

Item den sybenvnndzwaintzigisten, den Achtvndzwaintzigisten, mit sampt dem Neunvnndzwaintzigisten tag lagen wir styll zu Rodis in grossem vnnwillen etlicher, die do maynnten, weren wol durch die feind koman, was aber der merertayl darwider, wolten mer verligen vnnd gelt verzeren, dan sich in gefär vnnd sorglichait leibs vnd guts geben, dieweil vnns der Almechtig ain mal so genedig versehen vnnd erlöst het, das sich darnach nit gut zu wagen, auch sein guetigkait zuuersuchen. Herzwischen enstunden manicherlay Red vnnd Hanndlung vnnser Hinfart, dann wolt man auf Conserua[4] warten vnnd sollt es sich ain Monat zwen verziehen, dann wolt man den gros Maister biten lassen, vnns im Beschirm zu belayten. Daruon auch annstund ain taylt Red, etlich vermainten, nayn, ob sy vnns schon geleyten, wer In dann herwider hülf, dann die wind gar zu starckh weren, die sich erzaigten mit zwen vnndzwaintzig Segeln, etlich sagten, Ja, man würd vnns sterckhung geben mit drey galleen, vnnd dem grossen schif, war mans zurüsten lies, es möcht aber noch niemand wissen fürwar, auch wann vnnser Hinfart sich schicken solt. Herzwischen kamen manicherlay schif zw Rodis an, auß Ponent, vnd Leuant[5], die mancher hann newer meer sagten, dauon wir auch dester begiriger wurden hinzw faren. Deßhalben mer betruebt, die Zeit also zuuerligen, vnnd ab in vnnsern lannden so wunderbarlich sachen verhanndelt wurden. Item in disem, alls wir also still lagen, kam ain Rübschif aus Leuant auf den Achtvnndzwaintzigisten tag Septembris, das do bracht ain Grippen, so sie gewunnen hetten, darzw einander ...[6] darauf gewonnen

1) verfolgt. 2) St. Maria de Philermo. 3) Lücke.
4) conserva, hülfe. 5) Ponente, Levante — westen, osten.
6) Lücke.

eunvnndneuntzig Moren vnnd Hayden, darzw annder kaufmanschatz, ls Leder vnnd Reys, welhe ditz wolten gefuert haben in Alexandria, nnd aber sy zw Rodis ausstunden, warden sy gemainklich gefuert für en gros Maister, der allwegen von zehen ain haben ist, die anndern arden verkaufft. Wiewol sy mich liederlich leut dünckhten sein, erden sie doch teur hingegeben. —

Item den dreyssigisten Septembris, mit dem ersten tag Octobris ard nichts gehanndelt, dann das furthin weg gesucht ward vnnser infart, auch wie man vnns gelayten wolt, dan was man das sagen, nn ain anders, nit wißt Ich der vrsach, dann allain, das vmb des falntzgrauon willen die Recht warhait nit geoffembart wart, damit in gnad dester minder verspeht. Darzw kamen furthin vil newer eden von vnnsern Lannden, die den Bilgern angelegen. Darumb egerten gefürdert. —

Item alls auf den anndern tag Octobris warden wir bestimbt zu hif, auf die nacht, do nun menigklichs gerüst stund, solichs zuuolringen, was angestannden ain fast grosser wind. Wiewol Er mit vnns ewesen, möcht man doch gar kümerlich zw dem nauf komen, der Naf eniger auß dem Haffen musten, also aber gehindert stond. Ich was ber im besten mir vermerckhen, das got der Almechtig vnns zw utem also geschickht, verlyben also den driten tag, den vierdten, das an on vnderlas hanndelt, wie zu schiffen wer, vnns hin mögen faren, nnd alls man aber nichts gewiß, noch enntlichs sagen was, wie wir elaytet sollten werden, oder mit galleen, oder mit naffen, wurden wir och zuletzst beschayden zu schiff, dess vierten tag Octobris gegen der acht also kamen etlich, die anndern verlyben bis morgens, darunder ar manicher kümerlich hernach kam. Da entzwischen was ain gryplin ankomen von Venedig, das vnnder den feynnden gewesen, dem sy kain laid gethon, sonnders die sie auch vor gefanngenn heten, wie obstet. Bey syben wider schickhten sy herwider, die vrsach erkhannt man nit, dann das sy sagten, der Hauptman Dürckhen wer nit dess willens, niemands kain layd zu thun. Das etlich in bösem verston wolten, villeicht er vnns Bilger darmit raytzen, allain fürzufaren. Vnnd also gegen tag dess fünften Octobris was man all Anker aufheben, dann sich der wind ganntz gestyllet. Darnach kamen drew galleen, die vnns auß dem Haffen zogen, ain guten weg in das mör. Do stund Bonatza an, das wir also schwebten, in dem zogen hernach die schiff unnser Conserua, ains der partzo[1], auch ain Bilgerschif, darnach die

[1] 1. oben s. 194 anm. 3.

Maryetten genant, gar ain gering kriegsschif, das auch manich erlich stuckh erlanngt, mit ainer andern naffen, darzw drew galleen, ain Predegtin, darzw etlich Gripen, also das vnns bey zehen segel wurde, auf die nacht thet sich die galleen zw vnnserm schif, darumb das ditz den fürsten füren was, machten es zw Hauptman, darumb Er die latternen außstreckht, das dem anndern schif dem Barzotten beschmahen was, dann es vnnder den Meerleuten vnnd schiffen gar ain gros Ee zwgibt, die ainer dem anndern gar kaum nachlast. Also namen die galleen das Warzaichen vnnd allen beschayd, gesegneten vnns vnnd furen etwas auf die linckh Hannd weyt von vnns hindan, wann wir dem wind nach nahend zw der Türckhen lannd faren musten, den wolte zu nemen, so vnns aber etwas ankem, solt mans In bedeuten, mit ainem schuss ward verlassen. —

Item in der nacht stund der wind ab, do wir dess morgens auf erstunden, waren wir dess Wegs nit weyt gefaren, vnnd alls man sich vmbsach, was vnnser Conserua nahend beyeinander, das lustig zu sehen. In dem bliesen die galleen Ir trumeten auf, vnd schanckhten dem fürsten vnnd den Bilgern ain guten tag, vmbfueren das schif, darnach eyllten sy dann dem Türckhischen lannd zw, Inen wasser zu fassn. —

Item disen sechsten tag weret die Bonatza bis zw Anbis, in dem gesehen ward ain weis Ding, sich regen vnnd bewegen, also wie es wais Ich nit, ob von forcht oder sonnst auß vnerfarenhait man wölt sagen fürwar, es wer ain fusten von den feynden, vnd do mans wol ergründt, was ain vogel, der zuletzst hinflog, alls nach mittag kam ain wind, der etwas wider vnns was, hierumb man lauieren must. Diser wert bis zw der nacht, das wir wenig fürstreckhtn, gegen aubend kamen aber die Galleen vnnd schannckhten dem durchleuchtigen fürsten vnnd den Bilgern abermals ain gut nacht, namen warzaichen, alls darzw gehört, vnnd beliben auf der seytten hallten. —

Item in der nacht kam ain galleen zw warnen, das meniclich sich versach vnd munder wer, dann sy besorgten, die feind nit weit von dann zuhalten, die sich mit ainer Galleen vnnd fusten sehen hetten lassen. Doch begab sich anders nichts die nacht, dann guts, weder das wir ganntz schwachen wind überkamen gegen tag, des Achtenden Octobris, alls wir auch am selben aus dem Canal von Rodis schifften. Darnach begunden aber die galleen vmbfarren den Naf, mit erschelten trumeten, gaben dem fürsten aber ain guten tag, darnach zogen sy die schif ain lannge weil, auf den Anbis fuoren sy ...[1] hinaus, das wirs bis

1) Lücke.

in die nacht nit sahen, alls darnach begunden sy wider zw komen, vnnd brachten, das sy erkhannt hetten, die Aromata[1] der türckhen hin zu sein von dem alten ort, aber wo aus, wissen sy nit, vermainten also vnns zu lösen. Also was mans biten, das sy mit vnns fuoren bis morgens, das sie guetlich verwiligten. —

Item dess morgens dess Achtenden tag Octobris waren wir der Innsel genannt Caua Carpanton[2] über, der Venediger, ligt Achtzig meyl von Rodis, ain klainen schwachn wind haben, alls darnach waren vns die galleen gesegnen mit worten, trumeten vnnd geschütz, fuoren wider in Iren Canal zw, da sy vorhallten wolten, bis morgens, darumb, wann vnns etwas ankem, darin wir Ir notturfft hetten, solten wir es mit ainem schuss bedeuten, wolten sy vnns zw Hilf faren. Also schieden wir von einander, belyben bey ein das annder bilgor schif, fürwar nit in klainer gefär vnd sorglichait, daraus vnns der allmechtig got erlösen wöll. —

Item bis zw nacht desselben Achtenden tags Octobris het vnns der winnd so weyt getriben in das meer, das vnns der Beschirm, wie vorstat, nit het mögen hören, vnnd hetten wir joch alls vnnser geschütz enntschossen. Hierumb wir allain in dem schirm der Driualtigkait, der wirdigen Muter vnnd aller lieben Hayligen stunden, die vnns vor allem übel behüten wasen, alls wir teglich beten sind. —

Item des Neundten tag Octobris zwo stund vor tag kam vnns gar ain starckh weender wind, der mer vnns zu hindern anlag, beschütz oder mer enntgegen komen, vnnd darumb auf dem Arcy Pelago[3] schiffen wasen, darin gar vil Innsel vnnd felsen sich erzaigen wasen, wir etwas in vnsicherhait, deren ain anzufaren. Dieweil es sich aber dem tag nahend, möchten wir dester bas hindurch komen, vnnd alls derselb vnns den tag bis nahend der nacht anlag innweren der sterckhin mit etwas Regens vnnd bösem lufft vermischt, was das schif gröblich geappen[4] vnnd den wellen nach auf vnnd nyder gon. Hierumb etlich bilger gar hart beschwert warden vnnd Ich insonnderhait, wann Ich mich in ainer klainen weil wol zehen mal vervnnwillet vnnd gespewt, das Ich doch nit vermaint, dann in anndern dergleichen mit nichts zu schaffen gab. —

Item auf die nacht stiend an ain Bonatza, sonnst het man nit vil dem patron weins getrunckhen. Die weret bis gegen tag des zehenden Octobris, vnnd alls darnach was aber sich begeben ein bleyin[5]

1) Armada. 2) Karpatho. 3) Arcipelago.
wanken. 5) schweres.

weter mit gemüstem wind, das auf den Mittag zu besorgen was vnge-stümigkait, hierumb trewlich aufsehen hies, darunder sich gros geschrey verluffen, liessen die segel nyder, kam ain starckher wind mit ainem Regen, der bald erlag. Der Wind aber ward auf die nacht schwer vnnd gros, also das derselb gar vnstümigklich ween vnnd blasen was, hierumb das schif sich in stettem krachen grewlich beweget dieselb gannz nacht. Vnnd dieweil Er vnns gantz wider erzaigt, het man all segel eingefaßt, allain den trinckhget nit, mit demselben, gegen tag dess Aylften, wasen wir weit auß dem Rechten weg getriben zw etlichen Inseln, die wir sunst fürgefaren waren, vnerkhant. Also da ist Fanapia, Parys, Anteparys, Syffanno, Millo, Niyo, Sannt Turrynno, Anaffi[1]. Dise ligen all nahend bey einander im vmbkreis, mit vil anndern, da kaine leut inenwonen. In disem was man vns sagen, vil schöner weyber wonen, darzw etlich mit guten starckhen schlössern bewart sein, das sy von den türckhen kain sorg haben. Disen Inwonenden wachst auch zw notturfft, was sy bedörffen. —

Item alls dess Aylften Octobris der starckh wider wind, in dem wir manchen[2] vnsicherlich vnnderworffen, stettigs anlag, bereyt sich der Patron in der Innsel Nyo anzufaren, dahin wir zw Ruckh guten wind hetten, vnnd alls man auff Mittag nahend dahin komen, das der Haff mit ainem schlos auf ainer Höchyn ligen gesehen ward, kert man widerumb dess wegs, alls wir darkomen, der vrsach wais Ich nit, dann das man sagt, der wind, der sich ain klain geendet, welt vnns nit zu lannd keren lassen, vnd alls wir darnach hin vnnd her getriben warden, von ennderung der lüfften, ward gegen aubendt gesehen daher komen, von ferren aus lauent, ain grosser segel ains mechtigen schifs oder Naf, das in allen segeln wind haben, gegen vnns schiffen pflag, vnnd als man fragen was, sagt man vnns, wer ain Venediger oder ain[3] Darnach nam yederman das nachtmal, in dem das gedacht schif nahend auf vnns komen. Hierumb enntstunden vil getail Reden, ain yetlicher vermaints beym besten zw erkhennen, ainer schribs dem zw, der ander disem, der drit vnnserm patron, so vnns füren was[5] glückh, als thetten sy es on all Mittel erkhennen, deßhalben nit sorg was. Dieweil aber das komen schif sein Banner außgestreckht, thett man das vnnser auch lassen fliegen on ainige Arckhgewon, vnnd alls ditz nahend zw vnns komen, sanckht es sein trinckhet de geba[4], auß dem ennstund, das mans für ain Cürser vnnd Raubschif achten the-

1) Kunupia (?), Paros, Antiparos, Sipheno, Milo, Nio, Santorin, Anaphi.

2) und 3) Lücke.

4) trinchetta da geba (gabbia), besansegel am mastkorbe.

ard in forcht geschryen, meniclichs gerüst sein, vnnd insonnders die ichsse. die do gar klain zw wer stunden, alls Ich mich verston. arzw bedaucht mich auch, wo es so bös gewesen, das in feindschafft ider vnns hett wölln fürnemen, weren wir wol zw grund geschossen, trenckht gewesen, oder vnns ergeben müssen, ob wir die zw wer sten mögen erlanngen, so nah heten wirs lassen faren. Dieweil aber er herr der best vnnd höchst hüter ist, der die seinen versicht, in die ennd der feind nit zw kommen, ward bald erkhennt, dise Cristen zu ein, vnnd nit Rauber. Hierumb wir der sorg halb bald erlöst waren, wo es aber not het thon, wer es glückh gewesen. Hierumb der pruch Dauids war bleybt, Es sey den das der herr behüt die stat, o wachen vergebens die wächter, die sie behüten wölln[1]. Darnach vard mit geschrey bedeut zw einander, das wir ain bilger schif zu rst vnnd sy ain karan[2], oder ain gros Naf von Genua, in süryenn aren begert, vnnd alls wirs erfragten, was newes wer, anntwurten sy ichs sonnders. Darauf wir Inen anzaigten die Armata der Türckhen, o wir in dem Canal zw Rodis funden heten, das sy sich darnach wissten dester gewarsamlich zu halten, gesegneten darnach aller ainander mit geschrey vnnd geschütz, da vnnsers gar kaum hernachckam, man kont nit lanng verharren vnnd zuhalten, sie heten starcken fort wind oder In pupa[3], heten wir wider wind, der vnns die ganntze nacht hindert, das wir die gedachten Innseln stets nahend zw hand heten, vmb die wir gar nahend drew necht gefaren waren. —

Item dess zwelfften tags Octobris des morgens bekam ain finster weter mit ainem kurtz werenden Regen, das braht vnnd gab vnns Hallen wind, wol etwas zu starckh, doch wasen wir mit demselben für gut haben, allain Besorgen stiend bald ab, der do wert bis auf die nacht mit aller sterckhy, in welher wir darnach wind in pupa haben wasen, herumb wir dess wegs fast gefürdert, man sagt vnns, das wir vnder stund bey zwelf vnnd mer meylen fürschlugen mit schiffen, das war tag vnnd nacht zway Hundert vnnd Achtvnndachtzig meyl. In derselben Zeit, bis auf mitnacht, was man fürgezogen das türckhen lannd vnnd Eckh (genennt Cana lyon)[4] ain gros gebürg, da zw gegen wir auch auß dem Arcy Pelago schifften, wölhes bey[5] Innseln beschleust in vmbkreis, darzw die Innsel Cyrigo Cyzerigo, alls bey drew

1) Psalm 127, 1.
2) caraca, arab. charāka, transportschiff (Ottheinrich 387; vgl. Wochenblatt der Johanniterballey Brandenburg 1869, nr. 7; Conrady 195).
3) poppa ital. schifshinterteil.
4) Höchst wahrscheinlich Cap Malia (Caput Angeli.). 5) Lücke.

stunden gegen tag, ward der wind so starckh, das man den segel nydern must, vnd in ain vach oder paner abnemen, nicht destermin-der warden wir großlich fürgetriben, darynn wir gegen tag des drew-zehenden Octobris dem lannd Morea vberlanngten, da zuuor ain gegen vnns gezaigt ward ain[1] vnnd port haben, do nichts dann Cristen grecy wonen sind. Daselbst sollen vnnd diser Zeit im mitten des Octobris so gros vnd vil mennge der Wachteln komen vnd niderlond, das wun-dersam daruon zu sagen, auch von derselben feyste, alls weren die mit speckh vberzogen, sind die Innwoner mit schlechter kunst fahen, tödten, vnnd zusamen bringen ain yetlicher die jhenen, so Er auf sei-nem ertrich ergreyfft vnnd haben mag, die sie darnach einsaltzen, hinwegg schicken zuuerkauffen. Ditz gegne vnnd lanndtschafft würt genennt Mania[2]. Item, alls sich mit der Zeit vil vnnd mancherlai begibt, das in etlichen zw gutem bedacht, in annderm auf all bös Argkhwon, weg vnnd Nachtail außgelegt vnnd gezogen wirt, Also waren auch etlich in vnnser Versamblung, den nit recht lag, hiemit noch gieng, wie mans doch anfahen was, es war mit faren, still ligen wind haben, oder Bonatza, auch so etwan ain sayl oder annders, wie sich dann begibt in ainem solichen Bruch, brechen begundt, vermain-ten, ditz sollt versehen sein, wo ordnung stiend, den doch (alls Ich glaub) nit nach willen kombt, alles was sy zw walten haben, daheym in Iren Heusern, das sy auch nit enndern wissen, wie wee es Inen thut. Doch laß mans sein, ain Argkhwenig Red gibt anzaigung ains bekümerten gemüts, ains neydigen hertzen, wem ist es aber schedlicher dann Im selbs. —

Item alls wir disen wind, nach Bescherung dess Almechtigen furthin den drewzehenden tag haben wasen, theten wir vnns dess gar gros erheben, machten aber vnnser Rechnung an den Wirt, der wol in sechs tagen, der annder in Acht tagen gein Venedig komen. Darvor meinten Wür, vnnserer mitgesellen, den Barzottenn nymer zu beyten In disem stund an ain Bonatza auf den Mittag, der wert bis zu nacht das wir also zwischen Koron[3] vnd dem felsen, Sapientia[4] genannt darauf man über das weyt mer sicht, haben wasen. —

Item auf die nacht dess drewzehenden Octobris stiend an ain klainer schwacher lufft, der vnns treyben was nit sterckher, dann da wir dess morgens am vierzehenden Octobris gerichtig der stat Modon über raichten, da wir aber nit in klainer gewagnus wonnten, dann w

1) Lucke. 2) Maina. 3) Koron im gleichnamigen golfe. 4) Sapienza westlich davon. 5) Modon nördlich von Sapienza.

n feinden ganntz in gesicht vnd augen halten musten, vmb willen
s der wind so schwach ween thet. Der wert nach Imbis mitsampt
r nacht, vnd den fünfzehenden tag Octobris bis zw non Zeit, darinn
r auch vnnder weylen lanng Bonatza haben wasen, möchten also
nserm Begern nit Ersettigung erlanngen, ab dem weg zw komen,
nwebten in solichem dem gepürg Morea genannt, über, das wir
cher nacht vnd tag nit zwelf meyl fürstrackhten. —

Item dess sechzehenden Octobris angeend dem tag kamen vnns
end ain klain Naff, genant Carauela[1], die durch ain schuss zw
ns ze komen beruefft ward, demselben sie von stund gehorsameten,
n außgelassen Barckhen zw vnns schicken wasen. Von dem wir,
nn es käm, anntwurt, auß Neapoly de Romania[2], vnnd wohin es
t, gein Venedig, erfragten. Darbey was vnns[3] wie der Türckh von
Vngern ernyder gelegen vnnd erschlagen wer, vnnd der gros
ckh in aigner person[4]. Dis kam zwen tag nach vnns von Alzant[5],
ab Wir in sonder (nit vnbillich) freud emphahen wasen. Gegen
nacht stiend vnns an ain solich still Bonatza (alls wir der Rays
gehebt) —

Item dess morgens am sybenzehenden Octobris, alls wir der Inn-
Alzannts nit weyt von lanngten, stiend an ain Wind, etwas widerig
end, der vnns zw Besitz treyben was auf ainer klainen Innseln
annt Stribali[6], da etlich frum Ainsidel wonen sind, in sondern gna-
gots bewart vnd beschirmt. Als das wir nahend sehen wasen,
ifften also den tag vnd die nacht vmb die gedacht Insel Alzant,
wir luffts halben nit zw port komen möchten. In disem ward die
uela, wie vorsteet, so komen was von Neapolis de Romania, von
rigem wind so weyt zw Rückh geworffen, das dieselb darnach zwen
auf vnns zw Alzanti ankamen, Vrsach, das die leichten schiff dem
d nit wider ze stond, geladen sind. —

Item des Achtzehenden zwu stund vor tag kamen wir bey der
achten Insel Alzanti zw anker. Alßbald ain grypen zw vnns komen
, von dem wir erfragten, was newes gesagt wurd, also enntstunden
ganntz das widerspil dess türckhen halben, dauon (alls zu glau-
ist) ain yetlich hertz sich betrübt, ward gesagt, wiewol der Türckh
ße menge seins volckhs verloren, vnnd Im erschlagen weren bey
fzigtausend man, het er doch den Vngern abennthalten vnnd abge-
nnen ain schön stat, geheyssen Belgrad, vnd andere schlösser, darynn

1) caravelle, kleiner schnelsegler. 2) Napoli di Romania oder Nauplia.
3) Lücke. 4) Belgrad ward am 29. aug. 1521 durch Soliman II. erobert.
5) Zante. 6) Strivali-inseln südlich von Zante.

vnglaublich wüterey gebraucht, das got dem herren geklagt, vnns Cr
sten also leben, das sein Barmhertzigkait bewennt, die Ruten au
streckht, sein feind mit seinen freunden straffen ist. Disen tag verlibe
wir daselben mit dem Neunzehenden vnnd zwaintzigisten tag. Al
ward eylends geboten, das man speis zufürt, ward von stund an
ain große wölflin der Hüner, vnd was man bedorfft, das, wo man
Rodis etwas vmb ain gellt kauffen must, möcht man herynn drewn
alls vil haben. Hierumb wir gar mit Ringem kosten daselbst won
ten. Es kaufften auch die bilger vnnd schifleut gar vil guts v
essender speis, als Hüner, Ayer, Brot, Cittrunen, Öpfel, vnnd gut
Wein, die auch etlich versuchten, gleich wie im Hinnein faren,
sy nit auf den füeßen gston könnten. Auß disem man merck
mag, die vilgedacht Innsel gar Reichlich, mit aller narung begal
sein. —

Item des Neunzehenden tag Octobris, hat der Durchleuchtig fü
mein genediger herr, ainen türcken zw Cristen helfen beuestigen,
geheyssen ward Otto[1], nach seinen fürstlichen gnaden, dem sein g
schanckh zehen kronen. Item desselben tags kamen etlich frantzo
zw mir, sagten warlich verstannden haben, dess künigs von francl
reichs Zug solt dem Bapst sein heer belaydigt haben vnd geschlag
das sy doch nit wyssen möchten, darumb wol freud umbsunst,
bald ain ennd het. Item, als wir die Zeit verzogen, wie vorst
kamen aus allen lannden stetigs Nafen, Carauely, galion vnnd gryp
darzw zwu Venediger galleen, die gar schön zugerüst stunden,
allem Bedürffenden, die von Constantinopel schifften, darumb vil s
bey einander ankerten, das lustig zu sehen was. Es ist auch ders
ben Zeit gewonlich, das alle schif zu haus komen, vnd sich rüs
thund. —

Item des zwaintzigisten Octobris nach Inbis furen wir zu sch
darnach ylends daruon, von dem wir guten wind in pupa haben war
es versumten sich etlich Bilger, den Essen lieber was, da sy darn
lanng hernach faren musten, etlich gar da hynden verlyben. Was a
nit des patrons schuld, dann ers zeitlich gnug die Hinfart bedeut
mit dissem guten lufft kamen wir bis zw ennd der Innsel. Vnnd
gegen der nacht sich nahet vnd was, stund an ain wynd widerwert
komend, also das wir der nacht nichts fürfuren.

Item gegen tag dess Ainvndzwaintzigisten Octobris verwand s
derselb, vnd ward mit vnns ain guter wind, der vnns trayb bis n

1) Ottheinrich schweigt davon.

mittag, für die Insel Ceffolonia, soll gar in schön vnnd feyst ertrich vnnd Innwonung erfunden werden, von allem was man bedarf, darzw mit starckhen Bletzen vnnd schlössern bewart, deßhalben die Spanyer vnnd Frantzosen zw Zeiten, als der türckh Modun gewan, erobert Er dise Innsel auch wider abgewonnen, den die Venediger zu schwach vnnd zw forchtsam waren. —

Item zw Vesper kamen wir dem gebirg der türcken über, das man nennet Caua de Caty[1], ligt Hundert vnnd zwaintzig meyl von Alzanti, vnnd als wir die nacht vnd den zwenvndzwaintzigisten tag styllen wind haben wassen, warden wir gegen der nacht getryben bis auf die Insel Corffo, von der man sagt, gar mit ringstem kosten vnnd wol gelebt mög werden, von allem was man begern ist. Die auch mit zwayen schlössern im meer ligen, mit starckhen meuren vmbgeben, bewart, darvmb manich hüpsch Haus vnnd wonung stond. Bey diser hinab warden wir getryben den tag auf die nacht, stuend an ain Wind, der vnns des wegs nichts für tryb, sonder, als zw besitz hinaus faren wasen, begab sich das wir dess morgens am drewvndzwaintzigisten tag wider an dem ort vnns befanden, als wir dess morgens daruor gestanden wasen. Vnd dieweil derselb den tag weren begund, darzw auf die nacht sich sterckht, waren wir größlich gehynndert. Diser weret die nacht, vnnd den vierundzwaintzigsten tag, das wir mer hinnder sich zugen, dann fürlanngten, stetigs bey der Insel Corffo, über nahend. Der weret aber die nacht bis auf den fünfvndzwaintzigsten tag, das man sich aber befannd, nahend bey der gedachten Innsel Corffo, vmbschiffend, so gantz verdrüsslich dess widerwertigens Winds, das man von allem geschray vnnd gesanng gestannden was, so gewart stund den weg anzuzaigen, vnd als man vmb Sext Zeit, nach gewonhait, ain vnconsecrierte meß hyelt, lies der patron durch den Nauteyr[2] außschreyen, das man ainen Bilger erwelen wölt, mit ainem opfer, so dann die frumen Bilger herzwsteuren würden, denselben schicken, mit disem zw dem lieben Hayligen sant Niclaus in Parens[3] vnns vmb die Barmhertzigkait gots erwerben, ain genedigen wind vnns vnnsers wegs treybende, dann wir nun in vier tagenn vmb disen felsen Corffo getryben wurden, vmbzufaren, vnd als auf ditz ward aufgesamelt ain opfer, darzw der pot gestellt. Dieweil aber der Herr die stimen der sünder nit erhören ist, warden wir wieuor den tag ennthalten, vf die nacht stund an ain Bonatza, die wert bis morgens am sechsvnndzwaintzigi-

1) Cap Ducato auf der südspitze von Santa Maura.
2) nocchiere ital. steuermann. 3) Parenzo.

sten tag Octobris, das wir desselben neher bey den forderigen en
stunden. Wie wir nun fünf tag geschwebt, an dem erfuren v
nahend drey schiff, die zum mynsten zwen tag zw Alzanti, nach v
vom lannd gescheyden, etlich gros vnleidlichait entstunden, vnd
segel tryspitzig[1], den man nennet fela Deteya[2], darunder ains v
mit gesel, was der anndern Bilger, das ander auch ain Venediger s
heyst der patron Liccadegoba[3], der in Cipern kürtzlich bey zw
tagen daruor hingefaren was. Als wir von Jaffat wider in Ci
lanngten, diser darzwischen in Barut lanng gelegen, sein sachen ge
vnd herwider komen, daraus man wol nemen thut, in disem Jar
Bilger zw Bezeit von Venedig gescheiden sein. Als dann ward
ingedenckh der Red, so zw Alzanti verluffen, von etlichen galy
vnd fusten dess Bapsts, die auf die Venediger angryffen vnnd raul
Vrsach dess angehebten kriegs zwischen einander. Hierumb, als
ditz schif zw vnns schiffen sach, ward ain Red mit etlicher fo
dise sind die obgenanten vom Bapst gesandt Rüber, das auch ain
lanng also in Zweiuel belag, doch bald entschossen. Es hetten
die Venediger vnd etlich Franzosen nit ain klain forcht im Buos
vnd als dis auf vesper nahend zw vnns komen theten, schickht
vnnser gundelin[5] zw in, zu erfragen die newen mer, die in ant
brachten, sy weren von dem türcken angewendt worden, doch n
layds von im empfanngen, darzw es wer auch vnns von dem ann
Bilger schiff nit not gewessen, Belaytung mit zu fueren, dann sy
da weren, den Venedigern ainigen schaden zu thun, noch zugefu
allain das sy wolten den weg vnd mer von den Meer Raubern
halten, heten doch annder schiff disen in augen nider geleyt, dar
wol zu besorgen, wo wir In zu hannden komen, heten müssen be
Item auf die nacht, alls wir noch stetigs bey dem gebürg Zi
genannt, vmblanngten zw ainer seiten, die felsen vnnd gebürg
Napels zw der anndern haben wasen, deßhalben nahend durch den
komen, wo wir etwas Winds mit vnns gehebt hetten, als dar
bekart sich ain klain der lufft, fieng man wider an zu bedeuten
weg, der wert die nacht schwachlichen ween, bey drew stunden,
fandt sich wider ain stillung ains Calmas bis gegen tag des syben
zwaintzigisten Octobris, das wir nahend beystunden. Als wir
bey sechs tagen gefaren wasen, in disem enstund ain zimlicher v
den wir in pupa bezwanngen, als Er vnns nit mynders trost v

1) dreispitzig. 2) Vela di tre.
3) Wird sonst nirgends in pilgerschriften genant.
4) busen. 5) gondel.

hoffnung erneweret, als Er vnns dess wegs fürtreyb, allain forchtende, denselben nit lanng verlyben, theten wir vnns desselben hoch erfrewen, der do wert den tag bis zw aubend, vnnd alls Er sich stercken ward, kamen wir den felsen genannt[1] sichtbarlichen zw ainer vnd dem Napulischen Bürg, do dann zuuor ligt die stat Otrant[2], zw der andern seyten, auch in gesicht gerichtigs über. Alßdan wir auch durch den golf geschifft heten, der sich bey disem verleurt, vnnd dieweil ain finster weter ain Regen bedeuten, ain stund darzw starcken wind, das man nit wol die gelegenhaiten darumb sehen was, fuoren wir etwas in grosser vnsicherhait, das doch nit yeder vermercken was, die nacht mit starckhem Wind in pupa, der vnns getryben het bey vierzehen meyllen, ainer stund. Item des morgens am Achtundzwaintzigisten Octobris, alls es etwas geregnet vnnd finster was, mocht man nit erkhennen, vmb was gelegenhait wir vmb schifften, darumb wir stetigs in gleicher vnsicherhait segleten mit vollem wind, vmb die Innseln, die do ligen in dem meer hin vnd her, Meliga, Langusta, Pegulosa[3], vmb diß die Venediger gar manich nachtail vnnd schifbruch erlidten, allermaist in nybligem Weter, alls wir heten. Bey disen hinab ligen annder Insel alls Caza, Cazoly, Lissa[4], do man die serdintin[5] fahen ist, sant Andrea, Melisella, Cursula, Turtura, Lesena[6], gantz reichlich, was man bedarf vnd insonders der vischen, die wir all zw beeden seyten verliessen, vnnd alls es ward gegen Aubend, erschein zum tail ain Heysterey[7], ward man die Innseln bescheidenlich sehen, darumb wir gewarsamlicher faren theten. In disem wasen wir auch den steten Ranagusy oder Aragusy vnnd Catary[8] vber gerichtigs[9]. Dis Aragusy ligt auf dess türcken lannd in etlichen mechtigen gebürg, hat macht vnnd erwelt ain ainigen Hertzogen, leben auf der Venediger art, geben aber dem türcken tribut, sind weyt in alle lannd, hanndeln mit kaufmanschatz, soll daruon den Namen haben Ranagusa[10], das vor Zeiten ain grosse menge der frösche daselbst wonnten, die Raini in welsch genennet werden, Catary aber, ein stat, ist den Venedigern vnndertanig. —

Item in der Nacht bewand sich der wind etwas wider vnns mit etlichen schweren Wetern, der keltin vnnd plitzgens, Also das wir nit mit klainer sorg vmbgeben die Zeit der nacht verzarten. Vnd alls

1) Lücke. 2) Otranto. 3) Meleda, Lagosta, Pelagosa.
4) Cazza, Cajola, Lissa. 5) sardinen.
6) S. Andrea, Mellisello, Curzola, Torcula, Lesina. 7) heiteres wetter.
8) Ragusa, Cattaro. 9) grade gegenüber.
10) Ein unglücklicher erklärungsversuch.

dess morgens am Newnundzwaintzigisten Octobris ward derselb sterckher wider vnns ween, darumb man sich behelffen must, hin vnd her zw keren. Alßdann kamen wir zw den gedachten Innseln, wie oben ver-zaichnet stat. Lyssa, da man groß menge der sardinilin fahen ist, zw Aubend nahend zw der schönen vnnd fruchtbarn Inseln, Lessena, i der vnnder annderer vberflüssigkait gar wunderlich groß vyle de fischen teglich gefanngen werden, darzw mit zimlicher weytin vmb geben, mit vil Arbaytsamer Innwoner, dis zuuor ain starckh schlos mit manichen Heusern darumb ston hat, auf welchs wir gar nahen komen wassen, die weil ligt in schlaffonia[1], derselben sprach sy auc reden. Item derselben nacht bekart sich der winnd, darynn wir gröl lich fürfuoren, Also das wir dess morgens am dreyssigisten tag Octo bris nahend auf die Innsel Clar[2], die auch mit gewaltigen pletzen vnn Lustparkait beziert. Darumb auch an disem erzaigt sich gar ain schwe gros wetter, mit starckhem wind, in dickher finsterhait, dadurch da mer groblich erhebt vnnd wüten ward, vnd darumb man besorgen wa dasselb zuzunemen in stercky, daraus dann ain fortun oder gewagnu enntston möcht, ließ man die segelmaister genannt fallen, den ma bezwungen hielt, auf ain halbe stund. Vnnd alls aber dasselb sic zerteilt in stillung, Richt man gar bald den segel wider auf den win zu empfahen, den wir in pupa haben wasen. Hierumb wir zw Auben nahend auf die Innseln geheyssen Ossera[3] komen warden, darinn g lieblich flaisch allerlay hannd erzogen wirt, des sich die Venediger zu maisten beneren in Ir metzg[4]. In disem ward vnns der wind g genedigclichn fürtreyben, Also das wir die andern schif, der son drew bey vnns vmbschifften, fürfuoren, auß dem wol zu nemen, a schiff das annder überfert, darnach es in segeln gerüst stet, wie da vnnsers, der Naf Coressy, auch was geordnet, darumb es wol beriefen. —

Item ain stund in die nacht, als wir etlichen schlunden ül waren, nahend bey dem gepürg in Histria zw ainer, vnd dem P gischen gebürg zw der andern seiten, enntstund gar ain schwe starcker wind, zw beed seit komend, vnd alls es nacht gar vins was, waren wir nit in klainsten sorgen, darumb man die segel nie liess, die man mit grosser Arbait bezwang, vnd alls derselb die dur geend nacht mit grewlichem wüten anlag, dorft man ditz nit wider höhe aufrichten. Deßhalben des morgens am tag Nouembris wir nicht

1) Slavonien. 2) Clar. 3) Orsera, nördlich von Rovigno.
4) metzgerei, fleischbank.

des wegs fürgeschlagen wasen, allain wir befannden vnns nahend bey dem gebürg in Histria, da sich etlich stetlin sehen liessen, als Medelin[1] vnnd ander, auf den mittag gerichtigs dem flecken Pola[2] in gesicht, enntgegen zw Vesper nahend vnder augen dess stetlins Rubina[3], darby sonst ander auch vnder augen lagen, auf lustigen burgen, bis gein Parentz[4], da wir hinkomen auf die nacht, fast in Vnnserm weter, das wir der gelegenhait nichtzig sehen möchten. Alßdann etlich zw lannd fuoren in schiffen, die von weytem zw vnns kamen, in diser nacht aber gar ain hert schwer wetter mit grossem Regen vnd hertem starckhem wind, als wir kaum gehebt hetten der Reiß, also das nahend niemants was, der an trucken steten verlyben möcht. Vnd als derselb so vngestümigklich wüten was, deßhalben ain Ancker ließ, hierumb wir aber nit in minsten sorgen stunden, dann man maynen was, die andern würden auch nit[5] das doch in gutem vnnd gnossnen ausschlug. Dess morgens am ersten Nouembris vnd aller Haylgen tag kam Ich zu lannd in die genannten stat Parentz, die zumal in lustigen zimlichen höchyn ainer landtschaft ligen thut, mit vil nutzbarn Ölbaumen vmbgeben, vnnd sonst von allem gewechs, was man not ist, in sonders ain Clösterlin, darynn zwen münnich wonen, haist sant Niclaus, gar in ainer lustigen Zierdt der grünen gärten vnd mancherlay fruchtbarn Bömen, darzw nahend ain Insel. Dis stat ist nit fast suber wanndeln, doch mus bedüncken, faist darynn zu wonen, vnnd lustig gesetzt auf ainem ebnen felsen. In disem Parentz was ain großer teufstain, darynn Ich wol geschwumen wolt haben. Hie wurden sich die Bilger zertailen, auf die nacht, der auf Ankonien, der auf Tryest[6], der vf Venedig, nachdem es ainem yetlichen wolkem, vnnd als den niemands mer noch auf den patron, noch auf mitbilger warten waren, dann gesellen, enstund der nacht ain wylde Zertaylung, in der wir so weyt fürschlugen dess wegs, das wir auf mittag zw Humago[7] ausstunden. Darzwischen ligt ain stetlin, haist Cittanona[8]. In disem Humago verlyben wir, dem weter zu erwarten, das sich in Regen vnnd wyderigem wind den gantzen driten tag Nouembris erzaigt. In der nacht bewannt sich das vngewiter in ain schöne. In demselben maniclichs zw schiff zoch, dahin schied, kamen gegen tag dem stetlin Tyran[9] über, da wir dann aber über ain klainen golfen faren musten. Vnd dieweil vnnser schifflin so klain, waren wir etwes in sorgen, der wir guetigklichen erlöst wurden, vnnd alls wir zimlich wind haben

1) Medolin. 2) Pola. 3) Rovigno. 4) Parenzo.
5) Lücke. 6) Ancona, Triest. 7) Umago. 9) Cittanova.
9) Pirano.

wasen, furen wir die steten Grauw, Aquilea[1], da ain patriarchat, Ma-ran, Montfalchon[2], ligen an dem gebürg Dadmatya, oder Fingul[3]. Zw Imbis kamen wir auf ain Insel Canerly[4] genannt, da vor Zeiten ain schön stat gelegen, nun aber mer dann halb von meeres vnstümigkait versunckhen, wir aßen daselbst zw Imbis, alles gnugsam was man begeret, in leichter Zerung, das mich verwundert, dann diese Innwoner sich nichtzig begonnd dann Vischens vnd waydwerckhs der wylden ennten, vnnd anders geflügel, eßen nicht desterminder gar gut weis prot. Von disser mag man faren durch ain graben zw bösen Zeiten oder in gutem weter, auf dem meer gein Venedig, da wir hinkamen von den genaden gots, mich der fart in huot nun verlassen, auf den fünfften Nouembris, damit meinem fürgenomen gemuet vnd lanng verhartem Begern gnug gethon, vnd erstattet, in hoffen, in künfftigem mir zu vil gutem, fürderung, vnd hernach abbruch, ze myndern mein sündigs leben, das mich der schopfer aller Ding in seinem willen vnnd gefallen vnderziehe, ze volennden.

BERLIN. REINHOLD RÖHRICHT.

ÜBER WIELANDS GERON.

Eine litterargeschichtliche untersuchung.

Bald nachdem mit Goethes und Herders ankunft ein neuer aufschwung des litterarischen lebens in Weimar begonnen hatte, erschien im Deutschen Mercur (1777, 1, 3 fg.) Wielands romantische erzählung: Geron der Adelich (umgearbeitet in der gesamtausgabe von 1794—1796 bd. 8). Obwol von geringem umfange und von der neueren litteraturforschung bisher unbilliger weise vernachlässigt, verdient dieses gedicht dennoch schon wegen dieses zeitpunktes seines erscheinens besondere beachtung, zumal da es in inhalt und sprache mehr als irgend ein anderes beweist, wie auch Wieland damals von der einwirkung Goethes und Herders nicht unberührt blieb[5].

Die vorliegende studie[6] berücksichtigt in erster linie diejenigen eigentümlichkeiten des Geron, welche mit den gesichtspunkten in zusam-

1) Aquileja. 2) Marone, Monfalcone. 3) Karst. 4) Caorle.

5) Vgl. Scherer, Litgsch. s. 515: Geron ist Wielands ernstestes und durch selbstverläugnung, ruhigen ton, abwesenheit der manier, eigentümliche composition, ästhetische und sitliche haltung vielleicht sein volkommenstes gedicht.

6) Schon februar 1889 der redaction dieser ztschr. übersendet; daher konte auch der im III. bd. der Vierteljahrsschrift f. d. l. (okt. 1890) enthaltene aufsatz von G. Rousshoff nicht berücksichtigt werden.

hang stehen, die für Wieland bei der ausarbeitung des gedichtes massgebend waren[1].

Ich habe demnach zunächst die composition des gedichtes untersucht und dessen verhältnis zur quelle im einzelnen dargelegt. Sodann habe ich die diction, welche sich Wieland selbst hoch anrechnet, auf folgende fragen untersucht: 1. Wieweit ist Wieland in der nachahmung älterer redeweise, namentlich der sprache des 16. jahrhunderts gegangen, und in welcher art hat er die von ihm selbst genanten vorbilder benuzt? 2. Welche mittel hat er angewendet, um dem gedichte den charakter würdevoller einfachheit und schlichtheit zu geben? 3. Lässt sich im einzelnen ein einfluss des französischen originals oder anderen fremden sprachgebrauches auf die stilistische form nachweisen?

Eine eingehende besprechung des versbaues habe ich unterlassen; doch sei schon hier bemerkt, dass der Geron reimlose fünffüssige jamben zeigt, und dass Wieland die wahl dieses versmasses besonders rechtfertigen zu müssen glaubt. Auf einzelnes ist gelegentlich hingewiesen.

Der untersuchung liegt die recension des gedichtes zu grunde, welche Wieland selbst als die endgiltige angesehen wissen wolte, die der gesamtausgabe von 1794—96 (Leipzig, Göschen. kl. 8), nach welcher ausgabe auch citiert wird (**W**); damit wurde die erste ausgabe (Teutscher Merkur 1777 Jänner u. fgg. (**T. M.**) verglichen.

Der königlichen bibliothek zu München danke ich für die gütige übermitlung der Bibliothèque universelle des Romans 1776, des alten druckes des Gyron le Courtois von Jean Petit und Michel le noir, sowie der Bodmerschen „Proben der alten schwäbischen poesie“.

I.

Starkes hervortreten der persönlichkeit des dichters ist eine der hervorstechendsten eigentümlichkeiten der romantischen erzählungen Wielands. Durch den überwuchernden subjektivismus wird der leser fortwährend daran erinnert, dass er sich eigentlich nur für gebilde der freischaffenden phantasie erwärme, deren wilkür, wie die charaktere, so

1) Brief Wielands an Merck vom 16. april 1777 (Briefe an Merck 108): „Das Original (des Geron) will ich Ihnen mit dem April-Merkur schicken. Sie werden sehen ..., dass ich mir von Geron gar nichts zuzueignen habe, als das Bischen Composition und die Jamben und, wenn Sie wollen eine Diction, die dem Colorit, womit sich die Geschichte meinem Geiste darstellte, etwas nahe kommt“.

auch die taten und geschicke der helden schaft; eine wilkür, die soweit geht, dass sie mit vielem aufwande verwicklungen herbeiführt und die handlung bis zu einem der vollendung nahen punkte steigert, um dann das ganze in ein nichts verpuffen zu lassen.

So tief begründet sind die damit zusammenhängenden eigentümlichkeiten des stils in des dichters innerster natur, dass sie sich, mehr oder minder stark hervortretend, in fast allen seinen epischen dichtungen erkennen lassen. In behaglicher breite fliesst die erzählung dahin, zumeist in launigem tone gehalten, als ob der erzähler, der in den meisten fällen der dichter selbst ist, zeigen wolte, dass er durchaus über seinem stoffe stehe, und dass das, was seine helden aufregt, ihm nicht die heitere ruhe rauben könne, mit der er, der schöpfer, die entwicklung der dinge übersieht. Mitten in erregter und erhöhter darstellung mahnt eine altägliche wendung, ein dem kreise des gewöhnlichen entlehntes wort den leser, sich nicht alzutief ergreifen zu lassen. Nicht selten wendet sich der dichter persönlich an den leser mit fragen und ausrufen; ausführliches moralisieren unterbricht öfters den gang der erzählung; zahlreiche eingeschobene sätze geben bald einen vergleich, bald eine zwischenbemerkung, die einen zweifel, einen wunsch, einen ausdruck der befriedigung, eine einschränkung enthält. Zahlreich sind auch in den späteren romantischen erzählungen anspielungen, welche durch den widerspruch mit ton und charakter der eigentlichen erzählung die stimmung fast gewaltsam unterbrechen. Auch an anachronismen fehlt es nicht. Dahin gehört es, wenn Oberon III, 16 Scherasmin von „Schweizern" spricht; oder wenn Gandalin stock und hut ergreift, um ins freie zu laufen (G. 8), recht wie eine figur eines Chodowieckischen kupfers. Die anrede „euch" wechselt mit dem seit der mitte des jahrhunderts immer mehr zur geltung gelangenden „sie", so in den gesprächen Gandalins mit der zofe. Nicht minder fremdartig berührt es, wenn Scherasmin, indem er das märchen von Gangolf und Rosette erzählt (Oberon VI, 70), Diogenes und Salomon als autoritäten für die unzuverlässigkeit des weiblichen herzens anführt. Ganz unvermerkt ist hier Siegewins knappe zu Wieland geworden.

In bezug auf die behandlung der liebe lassen sich die romantischen erzählungen der späteren zeit — Clelia und Sinibald hiebei nicht in betracht gezogen — in zwei gruppen scheiden: Pervante und sommermärchen einerseits; Gandalin, Oberon und Geron anderseits. Durchaus zeigen diese leztgenanten eine höhere auffassung des gegenstandes. Die casuistik der liebe behandelt der Gandalin. Aber der ton des gedichtes ist bei aller zartheit und feinheit vielfach derart, als

ob sich der dichter über die unnützen und thörichten selbstquälereien seines „schützlings“ lustig machen wolte. Menschlicher schwachheit, wie sie der dichter so oft besungen, erliegen die helden im Oberon, aber in standhafter treue erproben sie ihren inneren wert. Und diesem gehalte entspricht auch die darstellung.

Einen siegreichen kampf der pflicht mit der leidenschaft schildert der „Geron“. Ungewöhnlich bei Wieland ist dieses thema, ungewöhnlich auch die art der darstellung. Der dichter ist gleichsam aus sich selbst herausgetreten. Wie er selbst durch die einfachheit und würde des gegenstandes tief ergriffen wurde, so wolte er diesen eindruck auch im leser hervorbringen. Darum übte er die äusserste selbstbeschränkung und selbstverleugnung. Nur die sache selbst solte wirken. Im „Geron“ ist der gegenstand gleichsam zum herrn geworden über den dichter, und so lässt dieser seine individualität möglichst zurücktreten: Geron ist die objektivste unter den romantischen erzählungen Wielands, diejenige, in der sich, vom mittelalterlichen stoffe abgesehen, die wenigsten berührungspunkte mit den eigentümlichkeiten der romantischen schule finden. Wie hoch hier das verdienst Wielands zu schätzen sei, ergibt der vergleich der beiden recensionen des gedichtes unter einander und mit der quelle. Denn er zeigt, wie strenge selbstkritik der dichter geübt hat.

Kunstvoller und einheitlicher als bei irgend einer anderen romantischen erzählung ist die composition unseres gedichtes. Im Sommermärchen, in Pervonte, Musarion, Hann und Gülpenheh, im Vogelsang wird ohne weiters mit der erzählung begonnen; die ereignisse sind nach der zeitfolge geordnet. Andere bieten eine vorrede, in der das thema angekündigt, die wahl desselben gerechtfertigt wird, sei es vom dichter allein, sei es in form eines supponierten gespräches, wie im Gandalin, in Sixt und Clärchen, Clelia und Sinibald oder selbst im Oberon. Freilich bietet gerade bei diesem die kunstvolle ankündigung des themas ihre eigenen reize, umsomehr als sie in dem spannendsten momente abbricht und die achte strophe in heiterer, leicht ironisierender weise zur ruhigen epischen erzählung hinüberleitet. Nicht von anfang an „wie alles sich begab“ (Ob. I, 8) wird uns die handlung erzählt, sondern nach gut epischer art werden wir mitten in dieselbe versezt. Erst nach der erkennungsscene im Libanon erfahren wir aus Hüons munde, was ihn gezwungen habe, die fahrt zu unternehmen.

Erzähler und dichter sind im Wintermärchen und im Geron von einander geschieden. Im ersten sind die in der einkleidung der märchen von „Tausend und eine nacht“ auftretenden personen genant.

vgl. Spiegel der könige von Scheschian. Aber die wenigen verse erscheinen als eine rein äusserliche zutat, vielleicht nur herübergenommen, um an das original zu erinnern. Im Geron jedoch sind die erzählende und die hörenden personen nicht blosse figuranten, sondern sie interessieren uns an sich. Die erzählung von Gerons treue und edelsinn erscheint als die zielbewuste handlung des alten Branor. Wir erkennen die inneren gründe, welche den alten Branor bewegen, in dieser geselschaft gerade diese geschichte aus dem reichen schatze seiner erinnerungen zu erzählen.

Die äussere anregung zur wahl dieser form gab der text des auszuges aus dem alten ritterromane Gyron le Courtois, den das oktoberheft 1776 der Bibliothèque universelle des Romans enthält. Dort heisst es (s. 48), „Der genaue titel dieser geschichte, die zu Paris bei Verard gedruckt ist (ohne jahreszahl), besagt, dass sie von Branor dem Braunen überliefert ist, dem alten ritter, der mehr als hundert jahre zählte und an den hof des königs Artus kam, begleitet von einem fräulein, um den jungen rittern gegenüber zu erproben, welche die reisigeren wären, ob die jungen oder die alten; und wie er den könig Artus aus dem sattel hob und vierzehn könige, die in seiner geselschaft waren, und alle ritter der tafelrunde; und es behandelt das genante buch die grösten abenteuer, die irgend einmal irrenden rittern zustiessen. Branor der Braune also erzählt, dass er eines tages in einer höhle oder einem unterirdischen grabe zwei alte ritter fand usw.“ — Diese daten, die einen innern zusammenhang nicht erkennen lassen, hat Wieland zu einer schönen, in sich geschlossenen handlung vertieft.

Die scenerie, in der die handlung des Geron begint, ist die so vielen Artusromanen eigentümliche. Wie im „Sommermärchen“ im saale, so sind Artus und sein hof hier im freien vor der burg versammelt. Da komt ein schwarzer ritter vom walde her, „er ganz allein“. Die worte deuten darauf hin, dass Wieland hier mit voller absicht von seiner quelle abgewichen ist. Die nebengedanken, die sich daran knüpfen könten, dass der ritter in geselschaft einer jungen dame erscheint, stünden im widerspruch mit dem eindrucke der höchsten ehrwürdigkeit, den er auf Artus und seinen hof und mittelbar auf den leser machen soll.

Der held — eines hauptes länger als die andern alle — bittet den könig Artus mit höflichen worten, er und seine ritter möchent zu ehren aller minniglichen frauen und zu erprobung, ob den alten oder den jungen rittern der preis der ritterschaft gebühre, einer nach dem andern mit ihm eine lanze brechen. Alle kämpfen mit ihm doch kei-

ner vermag den fremden zu überwinden. Als der lezte wird Lanzelot besiegt. Durch eine reihe kleiner züge ist die persönlichkeit Branors fein charakterisiert, die kämpfe sind mit frischer lebendigkeit geschildert[1]. Als auch Lanzelot aus dem sattel gehoben ist, steigt der sieger vom rosse und geht nach dem zelte des königs. Scheu weichen ihm die ritter aus; mit edlem anstande empfängt ihn Artus und fordert ihn auf, sein antlitz zu zeigen, seinen namen zu nennen. Als der fremde den helm vom haupte nimt, erblicken die ritter der tafelrunde ein schönes, edles greisenantlitz. Die kraftvolle herliche erscheinung gewint aller herzen. Er heisse Branor der Braune und sei ein vasall und waffengefährte von Artus vater, könig Uther Pandragon, gewesen, erzählt der alte; er gibt seiner freude darüber ausdruck, junge männer zu sehen, die „noch nicht völlig aus der väter art geschlagen". Bei tische wird „höflichen gespräches viel gepflogen bis um mitternacht". Ein bewunderndes wort des königs Artus erweckt in Branor die wehmütige erinerung an die gefährten seiner jugend; er nent einige seiner genossen, zulezt den Geron. Hier benüzt nun Wieland das ihm aus anderen romanen, vornehmlich dem Lancelot du Lac bekante liebesverhältnis zwischen Lanzelot und Genievra, um Gerons geschichte in einen inneren zusammenhang mit ihrer umkleidung zu bringen.

Schon in den eingangsversen des gedichtes ist leicht auf das verhältnis zwischen Lancelot und der königin gedeutet worden (W. 13): „Und zwischen ihm und ihrem Lancelot sass Genievra" . . . T. M. s. 3 hat hier: „Und neben ihm (Artus) in sommersschönheit sass" . . . Die änderung erklärt sich daraus, dass der dichter schon im anfange, wenn auch nur flüchtig auf einen für die composition seines gedichtes so wichtigen gegenstand hinweisen wolte. Ausführlicher wird die sache erörtert, da geschildert wird, wie Lancelot sich zum kampfe mit dem schwarzen ritter anschickt. (W. 19 z. 2 v. u.)

Lancelot fordert auf den wink seiner dame Branor auf, von den taten seiner zeitgenossen zu erzählen. Dieser willigt ein und verspricht, „von Geron, von dem edelsten der männer", die er gesehen, zu erzählen.

Das folgende entspricht nun im ganzen dem auszuge der Bibliothèque universelle. Doch beschränkt sich Wieland darauf, die geschichte von Hektors des Braunen schwert zu erzählen. Nur in wenigen wor-

1) Die darstellung dieser kämpfe weist merkwürdige übereinstimmungen mit den betreffenden stellen des originalromanes „Gyron le Courtois", die sich in der B. nicht finden, auf. Vielleicht bin ich im stande hierüber und über etwaige beziehungen zu Luigi Alamannis „Groneil Cortese" in einem der nächsten hefte kurz zu berichten.

ten deutet er darauf hin, dass dem edlen Geron nach seinem siege über seine leidenschaft ein neues, reines liebesglück erblühte. Die Bibliothèque gibt nämlich hier dem alten romane gemäss folgendes: Geron wird von Danayn (dies auch bei Wieland) auf das schloss des alten ritters gebracht. — Beim abschiede treffen die freunde das übereinkommen, es solle der kranke von allen vorkomnissen unterrichtet werden. So erfährt Geron, dass die dame von Maloanc krank geworden sei, dass sie im fieber nur von ihm gesprochen, dass sie mit seinem namen auf den lippen gestorben sei. Mit mühe nur wird er selbst geheilt. Die liebe, die in seiner pflegerin schon lange glüht, wird von Geron erwidert: er beschwört die jungfrau, sie möge ihn zu ihrem ritter annehmen, und gerne gewährt es die dame Blaye. Da er Danayn sein geheimnis anvertraut, wird dieser darüber ungehalten, und nur zu bald erkent Geron, aus welchem grunde. Am nächsten morgen ist die damoyselle Blaye gewaltsam entführt: ein zurückgelassener brief offenbart dem bestürzten Geron, dass Danayn, unfähig, seine leidenschaft zum schönen fräulein zu bezwingen, der täter sei. Geron sucht die beiden auf. Nach unzähligen abenteuern, auf deren widergabe die Bibliothèque mit recht verzichtet, findet er die beiden und entreisst dem treulosen freunde die geliebte. Wol schenkt er dem besiegten das leben, verzeiht aber erst, als er von Danayn aus einer schweren gefangenschaft befreit wird. Dann werden noch die taten von Gerons sohn geschildert. Dieser zweite teil soll Gerons tugend durch die treulosigkeit seines freundes in ein noch helleres licht stellen. Man vgl. Gerons worte gegenüber dem besiegten Danayn: et certes tu pouvois te rappeler certaine courtoisie qui te ful faite par ton ami Gyron. (B. n. 90

Wieland hat, wie erwähnt, darauf verzichtet, seinen Branor diese abenteuer erzählen zu lassen. Rasch ist Geron geheilt. In aller kürze, mit kräftigen, ergreifenden worten, die sich enge an die quelle anschliessen, wird das ende der frau von Maloanc geschildert. Dann schweigt der alte ritter. Wenige aber kräftige züge zeichnen die wirkung der erzählung auf die hörer und insbesondere auf Genievra und Lancelot. „Und wie gieng's nun mit Geron weiter?“ fragt Lanzelot. Branor aber „hat nichts mehr zu erzählen“. Das vom könige angebotene obdach weist er zurück, geheimnisvoll, wie er gekommen, kehrt er [illegible]

In den anmerkungen zum T. M. gibt Wieland eine ziemlich ausführliche [illegible] zwischen Genievra und Lancelot. [illegible] anmerkungen meint er, es

würde zu nichts helfen, den lesern darüber rechenschaft zu geben, warum er „es so und nicht anders gemacht" und besonders warum er „den weg, diese geschichte durch den alten Branor an könig Artus tafel erzählen zu lassen, gewählt".

Indessen lässt die art, wie die quelle benüzt wurde — und natürlich sind hier erweiterungen und abweichungen besonders unterrichtend — des dichters absicht klar erkennen.

Liebenswürdig ist die gestalt Gerons, imposant und ehrwürdig diejenige des vertreters seiner anschauungen unter dem jungen gechlechte. Auch in den äusserlichen dingen, auf die das rittertum wert legt, ist Branor Artus und seiner tafelrunde überlegen. Die überwiegende physische tüchtigkeit lässt seine moralische persönlichkeit den hörern und damit auch den lesern um so bedeutsamer erscheinen. Erst aus eines solchen mannes munde ist die erzählung ihrer vollen wirkung sicher.

Die composition lässt das streben nach strenger geschlossenheit, nach motivierter verbindung aller einzelheiten erkennen. Auffallend sind zunächst zwei abweichungen von der quelle. Bei Wieland (W. 32) unterbricht sich Branor, nachdem er von Hektor des Braunen tode und von dem erbe berichtet, das dieser Geron hinterlassen mit den worten: „Wie ers verwaltet, des will ich euch ein beispiel geben, wenn ihr zuzuhören nicht müde seid".

Lanzelot und seine dame verneinen dies im namen aller anwesenden. Mit einem scharfen blicke misst Branor die beiden, diese senken ihre augen, eine kurze stille folgt und Branor fährt fort zu erzählen. Diese episode ist von Wieland frei erfunden. Hingegen hat der dichter ein abenteuer übergangen, das die Bibliothèque im zusammenhange dieser geschichte erzählt. Als Geron nach Maloanc zurückkehrt, weil er es fern von seinem freunde nicht dulden kann, begegnet er im walde dem fräulein Blaye. Die dame erbittet sich des ritters geleit und schirm und Geron findet bald gelegenheit, sie durch einen tapfern kampf vor einer beleidigung seitens des Chevalier-sans-peur zu schützen. Die dame gelangt glücklich in ihr nahegelegenes schloss. Geron lässt sich in einem benachbarten kastell von seinen wunden heilen und sezt dann seinen weg fort, ohne vorläufig einen tieferen eindruck von der schönheit seines schützlings empfangen zu haben. Eben diese damoyselle Blaye pflegt ihn, als er nach seinem selbstmordversuche auf das schloss des alten ritters gebracht wird. Dem verfasser des romanes mochte dieses erste zusammentreffen Gerons mit seiner späteren geliebten zur besseren, wiewol nach unserem gefühle unnötigen, motivierung der liebe der jungfrau dienlich erscheinen.

Wieland, der Gerons neues liebesleben nur flüchtig andeutet, hat im interesse des rascheren fortschrittes der handlung auf diese episode verzichtet.

Aus dem gleichen grunde mag er auch in der kurzen darstellung der heilung Gerons einen vielleicht dem Amadis entlehnten zug verwendet haben. Bei ihm ist des ritters tochter — T. M. hat wie die Bibliothèque noch die nichte — gleich einer der heldinnen des Amadis viel verborgner mittel kundig, die schwersten wunden „leicht und wol zu heilen“, während die Bibliothèque davon erzält, dass die jungfrau berühmte ärzte habe kommen lassen, und eine art krankengeschichte gibt.

Das abenteuer, wie Branor die beiden alten in der unterirdischen höhle findet, schliesst sich im algemeinen an die quelle an. An unterschieden sei folgendes erwähnt: die worte qu'un jour il trouva dans une caverne ou tombeau souterrain (49) werden dahin ausgeführt, dass Branor bei einem unwetter in einer höhle schutz sucht. Ein enger gang, der sich in den felsen windet, lockt ihn an, weiterzugehen, und nun trift er auf die greise. Auch die folgende stelle hat Wieland geändert. Es heisst in der quelle: Pour se desennuyer dans ce sombre séjour les deux anciens guerriers se racontoient leurs vieilles guerres. C'est à moi disoit Giron le Vieux .... Wieland lässt beim eintritte Branors die beiden alten gleichsam aus einem sanften schlummer erwachen. „und wohl

> Zu thun schiens ihnen, wieder einen Menschen
> Zu sehn. Sie hiessen mich mit dumpfer Stimme
> Willkommen, sagten mir ...“

Nun folgen aus dem munde der beiden die nachrichten über ihr leben. Sie wären ruhesehnend in diese gruft gestiegen. In der welt würden sie längst für tot gehalten. Erdgeister pflegten sie und brächten ihnen kunde von den lebenden. Geron hiess der eine, Brehus der andere. Geron (der ältere) habe sein reich Gallien seinem ältesten sohne überlassen, um sich ganz der ritterschaft zu widmen. Dieser habe das beispiel seines vaters nachgeahmt und das reich seinem jüngeren bruder überlassen. Nach vielen abenteuern sei er zu seinem vater in die gruft hinabgestiegen und dort gestorben. Dem zweiten sohne habe Phatamund der Franken thron und leben geraubt. Nur Geron der Adeliche sei von seinem stamme noch übrig. Was die erdgeister von diesem melden ist die nahrung, die den alten nicht sterben lässt. — Nun entschliesst sich Branor, Geron den Adelichen aufzusuchen. Er findet ihn, gewinnt ihn lieb, begleitet ihn und ist zeuge seiner taten. Daran

schliesst sich, wie eine nachricht, die Branor aus Gerons munde erfahren, in aller kürze, dass Geron einst durch Hektor den Braunen gerettet worden, dass dieser sein lehrer und väterlicher freund gewesen und ihm, als er in einer schlacht schwer verwundet sein ende nahen gefühlt, sein schwert zum erbe hinterlassen habe.

Vergleichen wir damit die quelle. Wer die beiden alten waren, und dass man sie in der welt für tot gehalten, erzählt Branor vor den eben citierten worten: „Pour se usw.“ Geron der alte erzählt, sein enkel Geron der Adeliche sei der rechtmässige herr Galliens. „Mein geschlecht geht bis auf die ersten christlichen könige dieses landes zurück. Ich erhielt die krone nach dem erbrecht, ich habe sie dann im stiche gelassen, um als irrender ritter die welt zu durchziehen, bis ich schliesslich, nachdem ich mich bis zur ermüdung durch hohe waffentaten ausgezeichnet, es für gut fand, mich zu vergraben. Mein ältester sohn folgte in allem meinem beispiele“. (Dies wird weiter ausgeführt.) „Meine konstitution, zweifelsohne stärker als die seine, ist ursache, dass ich ihn überlebe. Ich bin hier von der übrigen welt abgetrent; doch tragen die erdgeister dafür sorge, mich von zeit zu zeit von den grossen und bewunderungswürdigen taten meines enkels, Gerons des Adelichen, zu benachrichtigen. Dieser war noch in der wiege, als sein vater den tron Galliens seinem jüngeren bruder überliess. Der aber hat ihn unseliger weise durch Pharamund usurpieren lassen. Dieser usurpator ist der sohn eines mannes, der mein sklave war. Er überschritt zu gelegener zeit den Rhein, stelte sich an die spitze eines haufens von barbarischen heiden, die man Franken nent, und kam mit ihnen, um mein reich zu rauben und sich desselben zu bemächtigen. Er tötete meinen jüngeren sohn. Der junge Geron, der lezte meines stammes, war gerettet worden, zu jung, um seine abkunft zu wissen, und war an den hof des königs Uter Pandragon gebracht worden, wo er erzogen ward. Dieser monarch ist bis jezt der einzige, der das geheimnis seiner abstammung kent; er weiss auch, dass mein enkel durch seine mutter von Hélain-le-Gros abstamt, der seinerseits der linie Josephs von Arimathäa angehörte, jener linie, die so hoch geehrt ist als hüterin des heiligen Grals“. Was nun folgt findet sich wortgetreu bei Wieland wider, bis auf den umstand, dass Hektor der Braune nur als der lehrer des knaben, nicht als sein retter erscheint.

Die unterschiede beider fassungen bedeuten eben so viele vorzüge der bearbeitung. Der stoff ist einfacher, klarer und psychologisch wahrer geordnet, wodurch die widerholungen der quelle vermieden werden. Das genealogische beiwerk entsprach gewiss dem geschmacke der

leser des ursprünglichen romans; wir aber würden es nur als störend empfinden. Die erzählung Gerons des alten vom untergange seines sohnes klingt bei Wieland weit würdevoller als im romane; ebenso sind die ruhmredigen worte: jusqu'á ce qu'étant las de me distinguer par tant de hauts faits d'armes, je pris le parti (s. 50)... durch die verse

> Nachdem sie auf dem Lebensmeere lang
> Herumgetrieben, alt und ruhesehnend usw.

in einer unserem gefühle weit entsprechenderen form widergegeben.

Verzicht auf alle für die entwicklung des ganzen unbedeutenden nebendinge zeigt auch die weitere erzählung. Wo der auszug der Bibliothèque dem alten romane das wort lässt, sucht Wieland möglichst engen anschluss auch im wortlaute; doch wird auch ausser der episode mit fräulein Blaye (s. o.) noch manches ausgelassen, was etwa zu widerholungen anlass geben könte. Die bemerkungen und reflexionen Tressans meidet der dichter widerzugeben, so sehr sie seiner eigenen manier entsprechen, oder formt sie doch so um, dass sie dem charakter Branors gemäss werden.

Geron gewint die freundschaft Danayns des Rothen. Dessen gemahlin macht durch ihre ausserordentliche schönheit einen tiefen eindruck auf den helden. Der aber weiss sich zu beherschen; nicht so die frau, die von liebe zum ritter ergriffen merkt, was in ihm vorgeht und dadurch den mut findet, ihm ihre gefühle zu offenbaren. Er aber ruft die frau zu ihrer pflicht zurück:

Il la rappela à son devoir, il la conjura de ne point user de tout l'empire de ses charmes et de permettre qu'il restât fidèle à l'amitié. Quelle situation pour l'amoureux Gyron! Quel excès de vertu dans ce loyal Chevalier! Qu'il fut digne de l'epée du brave Hector-le-Brun! C'est peu de condamner son propre amour à se taire: il pousse l'héroisme jusqu'à fermer la bouche à sa Dame au moment ou elle lui fit l'aveu de sa passion!

T. M. 107 gibt diese stelle in ähnlichem charakter wider:

> Nun denkt Euch eine Frau in aller Glorie
> Der Schönheit und der Jugend und der Liebe
> Dem Manne, der für sie brennt,
> Sich in die Arme werfend –
> Und denket, was es ist, ihr widerstehen!
> Wie wenige selbst von den Besten des
> Sich mögen rühmen können usw.

In **W.** erscheint die stelle ganz verändert. Die Wieland so gewöhnliche einleitung der schilderung durch: „Nun denkt euch (z. b. Gand.

III, 170. VIII, 229) ist ausgefallen; die figur der apostrophe ist ganz gemieden; an die stelle der reflectierenden lobpreisenden darstellung, die Branors zwecken widerspricht, ist eine sehr lebendige schilderung der grösse und gefahr der versuchung getreten, doch ist die sünde von vorn herein als solche hingestelt. Das dem weiteren verlaufe widersprechende

Und sie zu sehen öffnet er auch ihr die Augen

ist getilgt; Gerons worte sind einfacher, naturgemässer, würdevoller. Stellen die quelle und die erste fassung den verlauf so dar, als ob es sich um einen kaum begreiflichen heroismus handle, so erscheint in W. Gerons verhalten einfach als eine handlung, wenn auch schwerer pflichterfüllung.

Die frau liebt Geron um seiner treue willen nur noch mehr und zeigt ihm dies in ihren blicken. Um der versucherin auszuweichen verlässt der ritter das schloss seines freundes. Doch hält er es unter den fremden leuten nicht lange aus: er kehrt zu Danayn zurück.

Wie viel die Frau von Maloanc an seinem Überdruss
Theil haben könnte, mocht er so genau
Sich selbst nicht fragen (S. 38).

Die Bibliothèque hat hier: il se dissimula du mieux qu'il put toute la part qu'y avoit sa Dame. Quoi qu'il en soit, il prit ses armes usw. (S. 55/56.) Ähnliche psychologisierende bemerkungen liegen zu sehr in der manier Wielands, als dass er diese worte, die ja sehr am platze sind, nicht hätte aufnehmen sollen. Doch ist seine wendung milder als die seiner vorlage. Über das in dieser erzählte abenteuer Gerons s. o. s. 227.

Danayn ist hocherfreut über Gerons rückkehr. Wörtlich fast aus der vorlage herübergenommen ist die bemerkung, dass niemand ausser Danayn und dessen gemahlin Gerons namen wuste, sondern alle leute in der burg ihn nur den guten ritter nanten.

Ein schildknappe komt, um Danayn zu einem turnier vor der beiden schwestern burg zu laden und dieser verspricht zu kommen. In der vorlage fragt Danayn den knappen, wer das turnier veranstalte, dieser gibt darüber auskunft, und nun erklärt Danayn, dass das turnier nicht ohne ihn vor sich gehen werde. Rede und gegenrede hat Wieland wol als für den fortschritt der handlung bedeutungslos übergangen.

Danayn sucht seinen freund auf, und die beiden entschliessen sich, unerkant am turnier teilzunehmen. Die frau von Maloanc hört davon. Um Geron bewundern zu können, bittet sie ihren gemahl, sie zum turnier zu führen. Dieser erklärt, er könne es nicht tun, wolle

sie aber hingeleiten lassen. Die schilderung des seelenzustandes der frau von Maloanc ist mit geringen änderungen in der disposition aus der quelle herübergenommen. Dass die dame ihre hofnung, Danayn werde sie zum turniere mitnehmen, auf die bestehende sitte gründet, erwähnt Wieland nach der Bibliothèque, doch nur ganz kurz. Die geschichte der entstehung dieser sitte übergeht er ganz.

Indes die frau von Maloanc in grossem staate (en grand cortège) den geraden heerweg zieht, nähern sich die freunde auf nebenwegen der burg. Nahe bei derselben begegnet ihnen herr Flaunz, der sie zum kampfe zu reizen sucht und, als sie seiner nicht achten, trotz der mahnungen des Irwins höhnt, ohne jedoch einen erfolg zu erzielen. Auf diese stelle, die bis auf die namen mit der vorlage stimt, komme ich in einem anderen zusammenhange zurück.

Geron und Danayn sind sieger im turnier, und die frau von Maloanc ist hocherfreut über Geron. Ihre schönheit entzündet in Lac, dem freunde des königs Melias, eine heftige leidenschaft. Der könig fängt, um Lac auszuforschen, von der dame zu reden an. Lac erklärt, er getraue sich die frau ihren sechsundzwanzig rittern abzugewinnen, fals er dem zuge in einem walde begegnete. Der roman hat hier noch eine zweifelnde gegenrede Meliads, auf die hin Lac seine versicherung widerholt. Beides fehlt bei Wieland.

Darauf wird, jedoch kürzer als in der vorlage, erzählt, Geron habe Lacs worte gehört und ihm dies zu verstehen gegeben. Lac bleibt bei seiner behauptung und wird in folge dessen von Geron aufgefordert, den beiden freunden den dank des turniers streitig zu machen. Lac erklärt sich dazu bereit. Danayn, der hinzugekommen, und Meliad nehmen an der wette teil. Die beiden freunde behalten den sieg. Indessen bricht die nacht herein. Da Danayn einen rachezug gegen die mörder seines neffen zu unternehmen hat, lässt er Geron und der frau von Maloanc entbieten, nach hause zu kehren und dort seiner zu harren.

Dass Danayn sich allein auf den rachezug begibt, wird B. u. 68 besonders, jedoch nicht glücklich, motiviert. Wieland unterlässt dies mit recht, da er wol voraussezt, dass die frage, warum Geron sich nicht am rachezuge beteiligt, überhaupt nicht aufgeworfen werden würde, und dass die fassung der stelle dem leser genügend raum zu vermutungen biete.

Geron hat der worte Lacs nicht vergessen und folgt der frau von Maloanc von ferne, als sie nach hause zurückkehrt. Lac hat indessen deren zug im walde aufgelauert, jagt die begleiter in die flucht und

reitet mit der frau davon. So trift ihn Geron, der durch einen zufall die spur der frau von Maloanc verloren hatte. Rasch wird die dame befreit. Von Lac ist weder in der vorlage noch bei Wieland weiter die rede.

In der folgenden stelle hat Wieland sowol die form der exclamatio als den gedankengang aus Tressans auszug aufgenommen. Doch sprechen seine worte das gefühl weit mehr an als die kühle rhetorik des franzosen.

Wortlos stehen die dame und Geron einander gegenüber; er aber findet bald seine fassung wider: die dame sei frei, sie könne nach ihrem willen nach Maloanc zurückkehren. Schon diese worte sind nahezu unverändert dem auszuge Tressans entnommen, der hier den alten roman getreu widergibt.

Dasselbe gilt für das ganze folgende gespräch und für die darstellung des seelenzustandes Gerons und seiner dame, da sie schweigend nebeneinander reiten. Der kunstvolle parallelismus mit untergeordneten antithesen, in dem die vorgänge im innern der beiden geschildert werden, ist mit wenigen, bloss auf den wortlaut bezüglichen änderungen der quelle nachgebildet. Ebenso ist das gespräch, welches zur liebeserklärung führt, eine fast wörtliche übersetzung des französischen textes. Doch finden sich einige kürzungen. Sowol in T. M. (120) als auch in W. (156) schliesst Gerons zweite rede mit den worten

wo nicht
Die Minne, die er zu Euch trug, ihm Kraft
Zu solcher That gegeben hätte

(mais la très grand' Amour qu'il avoit à vous luy fit faire et entreprendre ung si grant fait que vous vîtes B. u. 74); während B. u. dann nochmals auf die besiegung Lacs zurückkomt.

W. hat in der dritten rede Gerons folgende worte, die sich T. M. 120 nach B. u. 75 finden, ausgelassen:

Und zwar mit solcher Minne, wie ich glaube, dass
Kein andrer Ritter bass als ich gewinnen möge.

(Et voyrement aimèje en telle manière, qu'il m'est avis que nul autre Chevalier ne pût plus aimer que j'aime.) Die auslassung ist darin begründet, dass sowol T. M. 121 als W. 57 eine ganz ähnliche stelle an einem passenden orte, übrigens auch in wörtlichem anschlusse an die quelle geben:

Ja liebe Frau —
Ihr seid es, die ich minne, so wie bass
Kein andrer ritter seine Dame minnen mag.

(B. u. 76. Oui chère Dame vous êtes celle! même que j'aime de to
mon coeur ainsi fort comme Chevalier puisse aimer Dame.) Als d
frau von Maloanc dies hört, ist sie so glücklich, dass sie für ihre freu
keine worte findet.

Hier ist die schlichte stilisierung des originals von Wieland vi
leicht nicht zu ihrem vorteile verändert worden.

Indem Geron und die frau schweigend nebeneinander reit
erblickt der ritter einen pfad, der zu einem waldbrunnen führt.
schlägt der dame vor, dort ein wenig zu ruhn, denn er fühle s
sehr müde. Die frau ist damit einverstanden. So reiten sie dem br
nen zu. Dort bindet Geron sein pferd an einen baum und hilft
dame herab. Die schilderung des plätzchens findet sich an dieser st
der vorlage nicht, eine in manchen punkten ähnliche jedoch im zw
ten teile des romans.

Geron entwafnet sich und ist nahe daran, die treue auch du
die tat zu verletzen, da fält sein schwert vom brunnenrande ins w
ser. Er zieht es heraus, wischt es ab, und indem er es betrachtet,
es nicht beschädigt sei, fält sein auge auf die inschrift. T. M. 1
schliesst sich hier enger an die vorlage an als W.

„Er liest und liest die inschrift": und nun folgt die widerg
der ganzen inschrift.

Und Geron liest und liest es wieder und
Zum drittenmale

(vgl. ses yeux involontairement se fixèrent sur la devise vertueu
Loyauté passe tout, trahison ternit tout etc. Il la relit à plusie
réprises, comme s'il la remarquoit pour la première fois.)

Bloss die ersten worte der inschrift zu geben und daran
„usw." zu setzen, war für Wieland ganz untunlich; daher hat W.
um die widerholung zu meiden:

Er bebt und liest und liest es wieder und
Zum drittenmal.

Dies ruft ihn zu seiner pflicht zurück. Er sinkt in tiefes sinnen, u
da er lange nichts spricht, redet ihn die frau von Maloanc endlich
In der vorlage antwortet er sofort. Wieland lässt seinen Geron
frage zuerst völlig überhören. Lange harrt die frau der antwort; e
lich widerholt sie in zärtlicherer form die frage: Nun erwidert ihr G
ron, indem er sich anklagt. Ehe die frau es hindern kann, durchbo
er sich mit dem schwerte. Nur mit mühe hindert ihn die frau v
Maloanc, sich noch einen zweiten stoss zu geben. Indes hat Dan
seinen rachezug vollendet. Auf dem wege nach seiner burg hört

die klagerufe und reitet zum brunnen. Geron gesteht dem freunde seine schuld, die der frau verbirgt er. Danayn erkent jezt erst die herlichkeit der tugend seines freundes und bittet ihn zu leben. Geron willigt ein und wird auf einer bahre nach dem nächsten schloss gebracht. Der schluss wurde bereits besprochen.

Anachronismen sind in dem auszuge der Bibliothèque vorhanden, und Wieland hat dieselben wol bemerkt und zu beseitigen gesucht. Der seneschall des königs Artus, Gries, wird in der einleitung unseres gedichtes als ein mann hingestelt, der höflichkeit mit rittersitten paarte. Ein gewanter, wackerer krieger, tritt er nur gelegentlich des kampfes Branors mit den rittern der tafelrunde auf. Die rolle, welche der roman dem seneschall Breux zuschreibt, Geron und Danayn zu höhnen, hat bei Wieland herr „Flaunz“ erhalten. Bemerkt sei übrigens, dass Gries im Sommermärchen so charakterisiert wird, wie Breux (Keie) im Gyron und anderen romanen. — Herr Flaunz wird von Irwin, „einem der adeligsten ritter der tafelrunde“ zurechtgewiesen. Herr Irwin (messire Yvain wird auch im alten romane an dieser stelle genant) ist der wolbekante Iwein. Wieland mag gedacht haben, dass Irwin seinen lesern nicht bekant genug sei, um von ihnen nicht für ein mitglied der ersten tafelrunde, derjenigen Uter Pandragons gehalten zu werden, von welcher er in den anmerkungen im Deutschen Merkur spricht. Vielleicht haben wir es auch mit einer flüchtigen herübernahme einer einzelheit zu tun, die genau genommen der voraussetzung des gedichtes widerspricht. — An einer anderen stelle hat Wieland einen kaum fühlbaren anachronismus beseitigt. Bei Tressan heisst es s. 78: Icelle épée — comme le lecteur peut s'en souvenir — avoit appartenue jadis au bon et vaillant Chevalier Hector-le-Brun. Et pour amour de lui et aussi pour ce que l'épée etoit parfaitement bonne Gyron le-Courtois la prisoit plus chèrement que ne faisoit le Roi Artus le meilleur château qu'il eût.

W. 61 ist dem Geron das schwert so lieb,

> Dass er nicht das beste Schloss
> Des Königs Uther drum genommen hätte.

Hier hätte es Wieland sehr nahe gelegen die worte que ne faisoit le roi Artus durch ein „wie euch, o könig, euer bestes schloss“ oder ähnlich widerzugeben. Dass er dies nicht getan, legt zeugnis ab für seine sorgfalt bei der arbeit. — An einer stelle jedoch scheint der dichter durch die erinnerung an seine quelle tatsächlich zu einer inconsequenz verleitet worden zu sein. W. 53 nämlich werden die gedanken der frau von Maloanc gegeben:

Der wäre nicht des Ritternamens wert,
Der eine frau wie ihr zum drittenmal
Abweisen könnte.

Von einer wirklichen abweisung ist aber im gedichte nur einmal die rede. Dass man nicht annehmen dürfe, die frau von Maloanc betrachte Gerons entfernung oder etwa seine worte nach der besiegung Laes als eine zweite abweisung, lehrt der vergleich mit W s. 58:

Denn es ist so lange nicht usw.,

welche stelle sich nur auf das erste gespräch Gerons mit der dame bezieht. Die ganze sache erklärt sich leicht, wenn man annimt, Wieland habe bei dem „zum drittenmale“ an Bibl. un. s. 55 gedacht: Soutenue par l'espoir, la Dame de Maloauc fit a Gyron une seconde ouverture. Diesen worten erst folgt die auch von Wieland beibehaltene darstellung des benehmens der dame, welches Geron veranlasst Maloanc zu verlassen. Psychologisch interessant ist es, dass die worte der vorlage (B. u. 71), denen unsere stelle nachgebildet ist, eine zweimalige abweisung zwar als möglich, nicht aber als notwendig voraussetzen. Sie lauten: qu'il ne l'econduie tout ainsi comme il l'a autrefois fait.

II.

Die verwertung des vorgefundenen stoffes hat die absicht des dichters erkennen lassen, möglichste geschlossenheit und einheit der handlung zu erzielen und dabei den charakter würdevoller einfachheit zu wahren: „Die geschichte war zu heilig in meinen augen, um sie verschönern zu wollen, und das einzige, was ich bedaure, ist, dass ich sie nicht noch einfältiger, noch gotischer und holzschnitmässiger habe vortragen können, als es geschehen ist. Es mag wol sein, dass sie in einer minder altfränkischen gestalt vielen modernen lesern und leserinnen besser gefallen würde. Auch steht nun jedem frei, damit zu machen, was er kann und will; ich meines orts muste meinem gefühle folgen. Eine sprache, die der täuschung, als ob man den alten Branor selbst reden hörte, so wenig als möglich hinderlich wäre, ist zu meinem zwecke ebenso notwendig, als eine apologie deswegen in unseren tagen überflüssig sein würde“. (T. M. 131.) Ähnliche gedanken spricht die vorrede zu W. 1796 aus, und sie weist noch deutlicher auf die mittel hin, deren sich der dichter bediente: „hingegen suchte ich mir, indem ich mir nach unserer sprache im sechzehnten jahrhundert eine art von deutschem Gaulois bildete,

eine diction herauszubringen, welche ohne unverständlich und abgeschmackt zu sein, der täuschung, als ob" ... usw.

Diese äusserungen zeigen, von welchem standpunkte aus der dichter sein werk beurteilt wissen will. Indessen lässt sich das volle verständnis für die sprachlichen eigentümlichkeiten des Geron denn doch nur aus einem grösseren zusammenhange gewinnen.

Die bestrebungen der Schweizer, die dichterische sprache des 18. jahrhunderts aus dem frischen born der volkssprache und aus der mittelhochdeutschen und älteren neuhochdeutschen sprache zu bereichern und zu verjüngen, hatten vielfachen widerspruch, aber auch mannigfache förderung erfahren. Im Nordischen aufseher wies Klopstock darauf hin, dass man ältere sprachformen und wörter mit vernünftiger auswahl widerbeleben solle; dass Luther, Opitz und Haller die nachzuahmenden muster seien. In ähnlichem sinne erneuert Lessing das andenken Logaus. Von gröster wichtigkeit jedoch ist hier das auftreten Herders. In den „Fragmenten über die neuere deutsche litteratur" fordert er (H. 19, 31), dass man die idiotismen aus den zeiten der meistersänger, des Opitz und Logau, des Luthers usw. samle und insonderheit mehr von Klopstock lerne. Auch die kühnheit der idiotismen bei einem einzelnen autor gebe gelegenheit, auf sein genie zu achten. Er nimt sich der Schweizer an, die zwar manches übertrieben hätten, deren gutes aber noch zu wenig geprüft sei. Er rühmt das verdienst, das sich der „patriarchische Bodmer" durch die herausgabe der Minnesänger erworben, ein verdienst, das seiner meinung nach grösser ist, als das Lessings durch seinen Logau. Noch schärfer spricht sich hierüber die zweite, rechtmässig nie zur ausgabe gekommene auflage der fragmente aus (H. 19, 351): „Können wir uns also auch nicht für αὐτόχϑονες ausgeben, so wollen wir uns doch derselben (der idiotismen) als eines eigentums rühmen und mit patriotischem stolze idioten sein nach der griechischen bedeutung dieses wortes". Und s. 360: „Ich komme von ihm (Klopstock) zu Luthern zurück, um über ihn einen commentar und aus ihm eine anthologie zu wünschen. Auch mit Opitzens sprache solten wir vertrauter werden ... Erst solte man doch, ehe man über deutsche schreibart sprechen will, lernen, was wahres deutsch gewesen ist und bleiben wird". S. 362. „Nimt man diesen (den schriftstellern) das idiotische ihrer sprache als einer lebendigen, als einer angebornen, als einer nationalsprache, so nimt man ihnen geist und kraft".

Damit berührt es sich, wenn er gegen Sulzer die uneigentlichen synonymen, idiotismen als notwendige bestandteile einer jeden

sinlichen sprache in schutz nimt. Freilich verkent er die schwierigkeiten nicht, die unsere sprache zu überwinden hat, um etwa die machtwörter und inversionen Homers nachzuahmen (Fr. 40).

Im 12. und 13. abschnitte der fragmente legt er die bedeutung der inversion für den sprachlichen ausdruck dar. Diese inversion ist, um aufmerksamkeit zu erregen, jene, um sie zu erhalten; diese überrascht, jene bewegt die ganze seele usw. So hatte ja auch Bodmer (Pr. LII) die metathesis oder verwerfung der gewöhnlichen wortverbindung für eine ursache vieler und verschiedener schönheiten der altdeutschen sprache erklärt.

In der gleichen tendenz nun veröffentlichte im jahre 1776 der deutsche Mercur eine reihe von aufsätzen, in denen das leben deutscher schriftsteller und gelehrter aus dem zeitalter des humanismus und der reformation dargestelt wird.

Diese nachrichten, die sich in der hauptsache auf Heinrich Pantaleons „Teutscher Nation Heldenbuch" stützen, haben für uns keinen wert mehr. Die anregung aber, die hier gegeben wurde, muss als eine höchst verdienstliche angesehen werden. Im februarheft wird Sebastian Brants schreibart charakterisiert. Seine sprache schwebe zwischen derjenigen der minnesänger und dem neuen hochdeutschen in der mitte und habe viele wörter, die noch jezt in Schwaben üblich und mit einer menge anderer brauchbarer alter wörter von späteren sprachverbesserern unverständiger weise aus der schriftsprache ausgemerzt worden seien. „Es wäre zu wünschen, dass ein guter teil dieser ausser cours gekommenen wörter wider zurückgeholt und wenigstens in die komische, launigte, satirische und burleske schreibart — versteht sich mit auswahl und geschmack — eingeführt werde.

In diesem sinne ist Wieland bei der abfassung des Gandalin vorgegangen, der im selben jahre im Deutschen Mercur erschien. So ist es eine ganz unverkenbare nachahmung der sprache des heldenbuches, wenn das 6. buch mit den worten begint:

> Sie nahte nun, die furchtbare Stunde,
> Da Gandalin weit grössre Fahr
> Als alle ritter der tafelrunde
> Je untergangen, bestehen war.

Die gefahr, von der gesprochen wird, ist die belauschung der „Jelängergelieber" im bade.

Als quellen werden das alte heldenbuch (wahrscheinlich hatte Wieland die auch von Lessing besprochene Frankfurter ausgabe von 1560 vor sich), die vier ersten bücher des deutschen Amadis aus Gallia,

der Teuerdank, der Froschmäuseler, die werke Hans Sachsens und das Narrenschiff nebst vielen anderen angegeben; wie ja der Froschmäuseler auch in einer anmerkung zum Geron ein in bezug auf die sprache klassisches buch genant wird. Dass man der sprachbereicherung sehr bedürfe, steht nach Wielands meinung ganz ausser frage.

Die folgenden hefte des T. M. 1776 bringen die biographien Geilers von Kaisersberg, Ulrichs von Hutten, Johannes Fischarts — der übrigens in erster linie als rechtsgelehrter gefeiert wird u. a. m.

Die nachrichten über Hans Sachs werden im märzhefte gegeben. Das aprilheft bringt den kräftigsten protest gegen die anmassenden kritiker, die über die männer des 16. jahrhunderts abgesprochen: Goethes „Erklärung eines alten holzschnittes, darstellend Hans Sachsens poetische sendung". In unmittelbarem anschlusse daran wurden zwei gedichte des Nürnberger meistersängers abgedruckt, der prächtige schwank „St. Peter mit der Geis" und der wunderliche „Der Liebe Zanck".

Bezeichnend genug ist, dass Bertuch damals den Plan einer ausgabe der werke Hans Sachsens fasste.

Von des dichters manier und sprache heisst es s. 95: „Seine alte, rauhe aber kräftige sprache, die ungefeiltheit seiner verse, die holzschnitmässige Dürersche manier soll uns nicht länger hindern, den geist, das herz, die in allen seinen werken leben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben."

Vergleicht man diese worte mit den oben citierten und mit der art, wie veraltete wortformen, wörter und constructionen im Gandalin gebraucht werden, so sieht man, dass Wieland in verhältnismässig kurzer zeit seine anschauungen über den wert der alten sprache weitergebildet hat. Im Gandalin wird III, 170 ein grosses gemach „altfränkisch verziert" geschildert; in diesem ist Jelängerjelieber. „So steif, so voller Dürerscher falten" ist ihr anzug. Im Geron aber ahmt er die alte sprache nach, um den eindruck ehrwürdiger einfachheit hervorzubringen.

An diesen einmal gewonnenen theoretischen anschauungen hält Wieland auch fest.

In der abhandlung „Über die frage: Was ist hochdeutsch?" (W. H. 38, 17) erklärt er in naher übereinstimmung mit Herder, dass sich diese frage nur aus den werken der besten schriftsteller beantworten lasse, und dass hievon auch die schriftsteller des 16. und 17. jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürften. Die älteren dialekte seien noch immer als gemeingut und eigentum der echten deutschen sprache anzusehen; sie bildeten eine art fundgrube, aus welcher man

der schriftsprache in fällen, wo es vonnöten sei, zu hilfe kommen könne.

Entscheidenden einfluss auf die diction des Geron übte auch der sprachliche charakter der vorlage. Der auszug der Bibliothèque gibt nämlich an den bedeutendsten stellen den alten roman ziemlich getreu wider. Da finden sich denn veraltete formen, wörter, deren bedeutung einer erklärung bedurfte, die dann in klammern beigefügt ist. Ebenso finden sich einzelne constructionen, die dem französischen des 18. jahrhunderts nicht mehr geläufig sind. Zu diesen stellen kommen andere, die zwar auch durch anführungszeichen als wörtlich aus dem originale herübergenommen bezeichnet werden, an denen sich jedoch der excerptor änderungen erlaubt hat. Zeichnen sich diese stellen im ganzen durch einen naiv-volksmässigen, herzenswarmen ton aus, so ist dagegen der ganz von Tressan herrührende rest von kühlem rhetorisierenden charakter, reich an ausrufen, reflexionen u. dgl.

Was Wieland in sprachlicher beziehung zur nachahmung reizte, waren die älteren, echten teile. Er will ein „deutsches Gaulois“ schaffen.

Für die richtige beurteilung des grades der kühnheit, die Wieland sich als sprachbildner zuschreibt, ist der vergleich seiner sprache mit dem, was in Adelungs wörterbuch[1] als hochdeutsch bezeichnet wird, sehr lehrreich. Man muss hiebei jedoch darauf achten, dass Wieland bei der abfassung des Geron nur die beiden ersten, bis inclusive R reichenden bände des wörterbuches benützen konte — die vorrede des dritten bandes ist von der ostermesse 1777 datiert —; dass ihm aber bei der zweiten bearbeitung das volständige werk zur verfügung stand.

Demgemäss kann in T. M. nur dasjenige als trotz Adelung geschaffen angesehen werden, was in die vorbezeichneten grenzen fält. Für alles übrige lehrt der vergleich zunächst nur, worin Wielands Geron von dem abweicht, was Adelung als sprachrichtig gilt.

Manche änderungen von W. gegenüber T. M. dürften auf den einfluss des wörterbuches zurückzuführen sein; im ganzen und grossen jedoch hat Wieland an den grundsätzen festgehalten, die für ihn bei der ersten abfassung massgebend waren. Für dasjenige, was in W beibehalten ist, kann also der ganze Adelung in derselben weise zum vergleiche herangezogen werden, wie für den ersten teil des wortvorrates von T. M.

Der grundsätzliche gegensatz zwischen Wieland und Adelung könte leicht überschäzt werden, wenn man es unterliesse auf einig

1) Das Wieland bekantlich sehr gewissenhaft und fleissig benüzt hat.

wichtige bemerkungen in der vorrede zum ersten bande des wörterbuches näher einzugehen. „Die sogenante höhere schreibart“, sagt Adelung, „arbeitet unaufhörlich an dem untergange der mundart des täglichen umganges. Da sie nicht immer neue bilder, neue wahrheiten sagen kann, so will sie die alten sachen doch immer wenigstens mit neuen wörtern nennen. Sie nimt alsdann ihre zuflucht gemeiniglich zu der oberdeutschen mundart .... Ein glück wäre es noch, wenn es auf diesem wege behutsam fortgienge; die oberdeutsche mundart hat einen solchen reichtum an unerkanten erhabenen ausdrücken und wortfügungen, dass sie die hochdeutschen dichter und redner noch jahrhunderte hindurch damit versehen kann, ohne erschöpfet zu werden. Sie (die hd. mundart) figieren und auf alle folgende zeitalter einschränken zu wollen, heisst den lauf aller menschlichen dinge verkennen. Man müste zugleich auch den künsten und wissenschaften, den moden, ja der ganzen art zu denken und handeln auf ewig grenzen setzen“.

Man sieht, auch der conservative Adelung kann sich den einflüssen der neuerer auf sprachlichem gebiete nicht völlig entziehen, so wenig freundlich er ihnen auch gegenübersteht. Gegenüber den oben (s. 239) erwähnten äusserungen Wielands, dass sich die frage, was hochdeutsch sei, nur aus den werken der besten schriftsteller beantworten lasse, und dass hiervon auch die schriftseller des 16. und 17. jahrhunderts nicht ausgeschlossen werden dürften, weist es doch auf eine bedeutsame verschiedenheit der anschauungen, wenn Adelung in ansehung der reinigkeit der sprache keinem schriftsteller das prädikat „klassisch“ zugestehen will, die aufnahme veralteter und provinzieller bedeutungen und wortfügungen aus Luther, Opitz, Logau, Flemming des weiteren rechtfertigt und diese rechtfertigung mit den worten schliesst: „solte es auch nur geschehen sein, um den unkundigen oder ausländischen leser zu warnen“.

Ich führe nun aus dem wortvorrat des Geron die irgend auffälligeren wörter in alphabetischer ordnung an, ähnlich, wie es Wieland selbst in seinen anmerkungen zum Geron (Teutscher Merkur 1777, s. 132 u. fgg.) gehalten hat.

Adelich. Hiezu bemerkt Wieland (T. M. 132): „Ich gebrauche dieses wort als ein äquivalent für das französische *courtois*. In unsern zeiten wird *edel* mehr gebraucht, den adel des gemüts und der sitten, *adelich* hingegen mehr den adel der geburt zu bezeichnen. Bei unsern alten war es just umgekehrt. Sie sagten edel von geburt, adelich von sitten“. Wieland verweist auf den sprachgebrauch der alten übersetzung des Amadis de Gaule, in welcher *courtois* häufig durch adelich widergegeben wird. Dass er es nicht mit höflich übersetze, rechtfertigt er mit der abgeschliffenen bedeutung dieses wortes. Courtois — adelich ist ihm gleichbedeutend

mit *καλὸς καὶ ἀγαθός*. Er verwahrt sich jedoch hier ebenso wie in der etwas kü
zeren auf dieses wort bezüglichen stelle der vorrede dagegen, dass er damit d
adel ein kompliment machen wolle.

In demselben sinne gebraucht das wort auch Luther: „die aller adilig
und theuerste tugend“ (Briefe 2, 254). — Und hetten ir mir bestanden —
ellenhaften handen — das were adelich getan (Hdb. 707, 31). — schön, wolerz
gen, adelich (H. S. der ermört Lorenz z. 5) von einer kaufmannstochter. — Sow
T. M. als W haben **adelich**. Diese schreibung schlägt auch Adelung für die figü
liche anwendung des wortes vor und bemerkt weiter: In dieser figürlichen bede
tung fängt das wort an zu veralten, vermutlich, weil die sache selbst bei unser
heutigen adel aus der gewohnheit gekommen ist.

Anmuthen, sich = *sich anmassen.* Adelung weist das einfache „anmuten jm
etwas“ dem gemeinen leben zu. Die verbindung mit dem reflexivpronomen fehl
ganz.

Ansprengen auf: „Sprengt im sturm auf seinen gegner an“. DWb. I, 470 gibt zahl
reiche beispiele für **a.** mit blossem accusativ = concitato equo aggredi, aber kein
für **a. auf** — *schnell auf jemand losreiten.* Das gleiche gilt von Adelung, d
das wort als tätiges zeitwort von anspringen erklärt.

Arbeit: „Und könig Artus kaum mit arbeit ... sich festhielt“ W. 16. **m. a.** = m
mühe; DWb. I, 540. Bed. 6: „Hieran grenzt unmittelbar die von schwerer knecht
arbeit zuerst abgeleitete abstraktion grosser mühe und anstrengung. „Der wi
uns trösten in unserer mühe und erbeit auf erden L. 1. Mos. 5, 29. Ich habe s
(die heil. schrift) über zwelf jahre gelehrt mit grosser schwerer erbeit L. 6, 24a
Die hier citierten beispiele lassen das wort minder entfernt von seiner ursprün
lichen bedeutung erscheinen, als es bei Wieland gebraucht wird. Vgl. aber Ad
lung: „Im hochdeutschen ist diese bedeutung (sorge, verdruss) nicht mehr üblic
ausser dass arbeit zuweilen noch für mühe gebraucht wird“.

Aufschmücken: ein aufgeschmücktes ross W. Das wort klingt gegenwärtig veralt
DWb. 727, wo es mit exornare, denuo ornare erklärt wird, gibt beispiele aus Go
the, Musäus, Tieck und Jean Paul. Auch bei Adelung erscheint das wort a
durchaus gebräuchlich.

Auslaufen, sich: und so bald sein ross Sich ausgelaufen W 16. **S. a.** = genug la
fen, vom pferde, das in der carrière schwer lenkbar ist und erst almählich in ei
mindere gangart übergeht, „sich auslaufen“ muss. Diese bedeutung fehlt DWb.
904. **a.** 7. nur „sich auslaufen: nach langem sitzen sich bewegen, gleichsam d
beine wider auslaufen. Auch: sich ermüden“. Auch bei Adelung nur die erkl
rung: Sich durch laufen gehörige bewegung machen.

Auswägen: Er hatte aus einem grossen haufen speere ... den schwersten ausgew
gen W. 19. In verbindung der wörtlichen und der übertragenen bedeutung
nach dem gewichte prüfend wählen; fehlt DWb. I, 1008. Angegeben bei Adelu
A. 1. Herauswägen, nach dem gewichte aussuchen.

Bar: aller ehren bar W. 51. Wieland selbst erklärt T. M. 133: soviel als nac
entblösst, ausgezogen .... wird durch unser beraubt nicht völlig ersezt. Au
Bodmer findet es nötig, das wort im glossar zu den Proben zu erläutern. Da
stimt es, dass die DWb. I, 1057 angeführten beispiele aus dem 18. und 19. jah
hundert für diese bedeutung durchweg jünger sind als die Proben. Adelung erkl
das wort in der bedeutung unserer stelle für gänzlich veraltet.

Bergen: ... bis zu heiss die wunde brent, sie dem — zu bergen W. 36. **b.** = verbergen, verhehlen, vor DWb. I, 1508, 4. Adelung bezeichnet das wort als nur noch im oberdeutschen üblich, citiert jedoch beispiele auch aus Schlegel.

Bewährung: zu bewährung, wem in ritterschaft — der preis gebühre W. 15. Das wort ist hier in der bedeutung exploratio gebraucht, ähnlich wie T. M. 5 entsprechend **hat:** und zu bewähren, wenn usw., wo **b.** = explorare, dartun, prüfen. Vgl. Und welcherlei eines jeglichen werk sei, wird dies feuer bewähren. L. 1. Cor. 3, 13. — Die hier entsprechende bedeutung fehlt DWb. I, 1765. Adelung hat bewährung überhaupt nicht; unter bewähren erklärt er die bedeutung „prüfen“ für veraltet.

Dame: wird sowol für gemahlin als für geliebte gebraucht. Vgl. DWb. II, 702 und Adelung: Dame „ein vornehmes frauenzimmer, besonders, wenn es verheurathet ist“.

Dank: Den dank davonzutragen W. 45. Den dank des turneys zu gewinnen W. 48. trugen ... des turneys dank davon W. 48. Wieland erläutert: „Dank ist das eigentliche wort für den preis, der dem sieger im turney zuerkant wurde. Man sagte nie preis des turniers, sondern dank. — Er hat den dank gewonnen“ T. M. 133. Wieland verwendet das wort auch im Oberon zweimal in der gleichen bedeutung: trug durch hinterlist ... den dank davon I, 35, Und ratet, welchen dank der sieger heut erhält XII, 81. Seitdem ist der gebrauch dank = siegespreis wider in aufnahme gekommen; vgl. Schillers Handschuh: den dank, dame, begehr ich nicht! Dazu DWb. II, 731. 9. Wielands vorlagen: Gott geb im glück in dem turnier, dass im der höchst dank heimgfall H. S. h. S. 289. Adelung: besonders bedeutete dieses wort ehedem die belohnung, die der überwinder bekam, den preis; dazu ein beispiel aus Opitz citiert.

Degen: der edle degen Uther Pandragon T. M. 10; im W. 23 ersezt durch der edle ritter usw. — Degen = held, ritter. — Aber der teurdank der degen rein — beschüzte sich mit rechter mass W. 83, 58; wer ist der reine degen, der uns die lere git Hdb. 63, 22. Zur geschichte des wortes DWb. II, 895: „Vom 14. jahrhundert kam es (das wort) in abnahme. In neuerer zeit erscheint es wider häufiger, aber man betrachtete es als einen bildlichen ausdruck von ensis“. Vielleicht, dass Wieland die änderung von d e g e n in r i t t e r eben mit rücksicht darauf — man denke an die wenig heldenmässigen galanteriedegen des 18. jahrhunderts — vornahm. Im Gandalin ist das wort II, 169 und III, 172, beidemale in scherzhaft spöttelnder anrede verwendet. Adelung bezeichnet das wort degen in der bedeutung „kriegsmann, rechtschaffener, redlicher mann“ als völlig veraltet; er citiert Teuerdank und Logau.

Desselbengleichen W. 51 = desgleichen, ibidem, similiter; die DWb. II, 1030 angeführten beispiele gehören durchwegs der älteren sprache an. Adelung: „Die verlängerte form desselbengleichen, welche in der deutschen bibel mehrmals vorkömt, ist im hochdeutschen völlig veraltet.

Dienen: und zwanzig dienten bei der tafel T. M. 11; verändert in: zwanzig andre pflegten des diensts dabei — Und zwanzig bei der tafel W. 25. Vgl. DWb. II, 1105 d. 5, ab. — Adelung: Zu tische dienen, bei tische aufwarten, im gemeinen leben sowol Nieder- als Oberdeutschlands.

Durchlaucht: durchlauchter herr W. 14; **d.** = durchlauchtig; vgl. DWb, II, 1638; **Adelung kent** vor substantiven nur den gebrauch der form durchlauchtig, die er **nur unter d u r c h l a u c h t** (adjectiv) bespricht.

Ehrlich: Je ehrlicher sie sprachen, desto gröber ward herr Flaunz W. 42. D Wieland T. M. 133: „In der alten bedeutung, in der es hier genommen wird, dem französischen worte honnête gleichbedeutend und also mit höflich bein einerlei. Gleichwol ist zwischen diesen beiden synonymen noch ein feiner un schied. Höflich sprechen kann auch ein schalk; ehrlich sprechen ist höflichkeit biedermannes. In diesem sinne ist das wort ehrlich im alten Amadis und in and werken dieser art vom 15. und 16. jahrhundert immer gebraucht". — Das w verbindet also hier die DWb. III, 70 e gegebenen bedeutungen 3 ehrlich = *lich, ohne falsch* von leuten, und 5 = *ziemend, anständig* von sachen. Adelung passt hierher am nächsten I (3) dem äusseren wolanstande der reinig der sitten gemäss, im gemeinen leben.

Enthalten sich: während Geron sich zu Maloauc enthielt W. 38; wo ein guter, a ritter sich enthielt W. 67. = sich aufhalten. DWb. II, 551. C. 1 führt dazu za reiche beispiele namentlich aus Luther an; u. a.: Da zog Abraham hinab in Äg ten, dass er sich daselbst enthielte I. Mos. 12, 10, auch sonst ist es sehr häu wird aber gegen das 18. jahrhundert zu immer seltener. Aus der zeit der kl siker weist DWb. nur die beiden fälle im Geron nach. Adelung erklärt diese ga bedeutung für veraltet.

Entstehet: Entstehet eurem treuen ritter nicht TM. 8 = verlasst ihn nicht. Verlass euren usw. W.

Erbe: Das Hektor Braun ... sterbend ihm zum erbe liess W. 61 = erbschaft, er stück; DWb. 3, 710. 6: „Neben verba setzen wir statt des einfachen erbe heutz tage das schlagendere erbschaft. Es heisst nicht *erbe lâzen,* sondern erbsch hinterlassen. Noch bei Schweinichen: „Was for erbe s. f. G. gelassen". — Erb = „zum erbe" geben im glossar zu den Proben 277. Adelung (5) bezeichn das wort als im gemeinen leben noch häufig für erbschaft angewendet; dazu citi er Gellert: das dritte gebetbuch hat sie aus dem väterlichen erbe bekommen.

Erbidmen: Dass die erde unter ihrem stampfen — erbidmete W. 15 = erbeb erzittern. DWb. III, 722 tremere = dem einfachen bidmen: Ranten also neidig lich auf einander, dass man bedaucht das feld erbidmet unter ihnen Aimon s. Und fiel so ungestümiglich ernider, dass das erdrich .. erbidmet Buch der li 274, 1. — Auch die übrigen zahlreichen beispiele gehören durchwegs der älte sprache an. Das wort fehlt bei Adelung; ebenso bidem, bidmen.

Erfreuen sich: erfreut sich ohne mass W. 57 = sich freuen. DWb. III, 807, 2 n mit gen. der sache oder präposition. — Bei Adelung **e.** 2 im gleichen gebrauche bei Wieland: ich erfreue mich, dass es dir wolgeht.

Frech: nichts mocht ihm seine vorsicht frommen, nichts — sein frecher mut W. = kühn, verwegen; sonst überwiegt nhd. die üble bedeutung. (DWb. IV, 1, vgl. ich verwunder mich, wie du deines tods so frech warten darfst Am. 125. gute bedeutung wird von Adelung als veraltet bezeichnet; doch im sächsisc churkreise „der rocken wuchs in wenig tagen so frech, dass man sich darüber v wunderte" d. i. stark, mutig.

Frommen, s. o. = nützen. Wieland hält es für nötig, diesen gebrauch durch berufung auf Hdb. zu rechtfertigen (T. M. 133). „Der stein ist aber stark — frumt dich in ein jare — wol achczig tausent mark. Hdb. 32, 28. Ich hab zwar alles macht, aber es frombet nicht L. 1. Cor. 1, 12. Doch bietet DWb. a mehrfache beispiele für diesen gebrauch aus der zeit kurz vor und nach dem

ron. Adelung: = nutzen, vorteil bringen, ein wort, welches im hochdeutschen ungewöhnlich geworden. Darum die erklärung im T. M.?

Frucht: Des hatt' (hätt' T. M.) er wenig frucht W. 44. Dazu T. M. 133: „die gewöhnliche alte redensart für: er hatte wenig nutzen, vorteil davon. Ohne Wielands erläuterung läge es näher frucht hier in der DWb. IV, 1, 263, 5c erörterten bedeutung folge, erfolg aufzufassen. So auch Adelung: (5) folgen, erfolg, (a) die guten folgen, der nutzen. Die verbindung „wenig frucht" fehlt bei Adelung.

Gackeln: mögen sie — Was ihnen lüstet, gackeln W. 44; = schwätzen. DWb. IV, 1, 1128. 1. Vom geschrei der hühner. 2. Danach von menschen, besonders frauen; rheinisch = hell lachen, sonst = plaudern, schwätzen. Wieland gibt damit B. u. 63 laissons les exercer leur jactance wider. Die form gackeln bei Adelung nicht angegeben; von gackern nur die wörtliche bedeutung.

Gecken: der ... die unbekanten ritter geckte W. 44 = *zum narren haben, höhnen,* vgl. DWb. IV, 1, 1921/2. Adelung: im gemeinen leben einiger gegenden vexieren; jemanden gecken oder ausgecken = seiner schwachheit spotten.

Helmlin: nimt das helmlin ab T. M. 123; verändert in: nimt die haube ab W. 61 = *si ôte son haubert* B. u. 78. **H.** = *helm.* DWb. IV, 2 . . . **H.** 1 = kleiner helm. Das wort wird aber vielfach geradezu für helm verwendet; an der DWb. citierten stelle: mit einem schwerdt, helbmlein und schildt H. S. 3, 2, 238ᵃ ist die bedeutung kleiner helm ganz ausgeschlossen, wie der volständige wortlaut derselben lehrt: „der ris komt usw." Wieland mochte das wort W. 61 durch *haube* ersezt haben, weil er annahm, dass es zu nahe läge, an die deminutive bedeutung des „-lein" zu denken.

Herausgeifern: alles kurz und klein herauszugeifern W. 44. Hier wie das einfache geifern im 16. jahrhundert als verächtlicher ausdruck von nichtigen reden, ausführungen usw. gebraucht; jezt denkt man gewöhnlich an giftig lästerndes, schmähendes reden. Vgl. DWb. IV, 1, 2566 und IV, 2, 1034, wo Wigandus Ob die newen Wittenberger 22ᵃ citiert wird: das ir wider die öffentliche schriften ein blawen dunst herausgeifert. Es fehlt bei Adelung, der auch das einfache geifern nur in der bedeutung *geifer fliessen lassen* kent.

Hinan: ritt zum könig hinan W. 16. = hin, hinzu, dem älteren sprachgebrauch gemäss, während es in jüngeren quellen sonst auf einen höher gelegenen ort zeigt. (DWb. IV, 2, 1383) und die damit gebildeten verba der bewegung im algemeinen ein steigen oder klimmen anzeigen. Nach Adelung Wielands gebrauch ganz regelmässig: **h.** ein nebenwort, ein nahekommen an einen ort oder eine sache zu bezeichnen.

Hochmuten: der .... hochmutete und neckte männiglich W. 42. Die vermeinen ungestraft — uns hochzumuten W. 43 = hochmütig behandeln. T. M. 134: „Einen hochmuten, ein trefliches wort, das wider cours zu bekommen verdient, wie es ehemals sehr gewöhnlich war. Sein sinn bedarf keiner erklärung. Jedermann sieht, dass die redensarten, deren wir uns bisher als mit dieser gleichbedeutend bedient haben, z. e. einem hochmütig trotzen, einem trutzen u. dgl. das wort hochmuten keineswegs ersetzen". Das wort ist namentlich in der Amadisübersetzung sehr häufig, z. b.: ritter, was bewegt euch diese fraw also schendlich zu hochmuten. Am. 4. Grossen verdriess name der juncker ab dem, dass er jrer so viel den könig Parion hochmuten und trotzen sahe Am. 8. Vgl. auch DWb. IV, 2, 1627. Bei Adelung fehlt das wort. Doch findet sich in der anmerkung zu hochmut: Im deutschen hat man auch das zeitwort hochmütigen, aus hochmut verhöhnen.

Hohn: hohn dem mann X. 32 = Et tout homme est honni B. u. 52. = schmach, schande. DWb. IV, 2, 1722 gibt: 1. erniedrigung, schmach, schande, die einem widerfährt: da kompt verachtung mit schmach und hohne. L. Spr. Sal. 18, 3: Die götzen machen, müssen allesampt mit schmach und hohn bestehen Jes. 45, 16. Vereinzelt auch noch bei Bürger, während die neuere sprache sonst mit hohn den begriff (4) übermütig spottender verachtung verbindet. Adelung bezeichnet das wort als nur der edleren schreibart angehörig und (1) die bedeutung schande als grösten-teils veraltet.

Höhnen: Und höhnen sie uns heute — Leicht mags sein, es reut sie morgen W. 43 (a). — Denn gehöhnt auf ewig — Und aller ehren bar wär ich geblieben W. 51 (b). a = verhöhnen DWb. IV, 2, 1726. **h.** 46. — b = „gering, niedrig, verächtlich machen [car j'étois deshonorée à toujours] eine bedeutung, die nhd. noch bis ins 18. jahrhundert vorkomt. Wen hast du gehöhnt und gelästert L. 2. Könige 19, 22. Etliche aber griffen seine knechte, höhnten und töteten sie Math. 22, 6. Der Basler nachdruck des neuen testamentes zählt höhnen unter die der erklärung bedürftigen wörter und erläutert es durch spotten, schmähen, schänden .... Sagt, wer ist schimpflicher gehöhnt — der held, von dem ein Sch(önaich) dichtet — der dichter, den ein G(ottsched) krönt. Lessing 1, 34. Auch bei Wieland (eben W. 51), doch nach dessen eigener erklärung in nachahmung der sprache des 16. jahrhunderts“ DWb. IV, 2, 1725 **h.** 1. Adelung gibt zunächst nur die bedeutung: mit verachtung verspotten. In der anmerkung: Bei den schwäbischen dichtern, die es aber auch für *tadeln* gebrauchen, gehoenen.

Jungfrau: Zwölf jungfrauen standen W. 13 und mehrfach. Nach Wieland T. M. 134 in der alten bedeutung mit *fräulein* gleichbedeutend gebraucht. „Was wir jezt jungfrau nennen, hiess vor alters bekantlich magd, maget — daher magetlich jungfräulich — oder maid. Im rosengarten zu Worms — oder im dritten teile des sogenanten heldenbuches heisst die königin Kriemhild, könig Gibichs tochter, weil sie noch unvermählt ist, die königliche magd“. Vgl. auch Got, dir sei es im himel klagt — das ich ein königliche magt H. S. h. S. 327. Königliche magt gehabt euch wol; ebend. 651. — Der deutsche Amadis wendet *jungfrau* auf mädchen an, von denen unmittelbar vorher erzählt worden, dass sie eine liebesnacht verbracht haben. Adelung: **j.** 1. „In der weitesten bedeutung eine junge person weiblichen geschlechtes, sie sei verheuratet oder nicht; eine im hochdeutschen veraltete bedeutung“. Unter 3, (2) (c) findet sich auch der alte gebrauch von „magd“ für das neuere „jungfrau“ berührt. Solte dies Wieland veranlasst haben, ein gleiches zu tun?

Klaffen: Lass sie klaffen W. 44 = laissez les coquêter B. u. 62 = schwatzen DWb. V, 894, 26. „Im 16. und 17. jahrhundert schwatzen, lästig viel, vorlaut, anmassend oder selbstgefällig reden. Zwar noch: Klaffe nicht zu laut oder von der seele empfindung Voss 5, 203“. Wieland dürfte das wort der lektüre des heldenbuches verdanken: sag an was kanstu klaffen 70, 21. Du gibst mir schwere büsse, du achtest nit was ich claff 660, 18. Das klaft sie senleich reich und armen. Fm. I, 3, I, 91. Adelung erörtert auch die verschiedenen fig. bedeutungen des wortes und bemerkt: Im hochdeutschen ist es in allen diesen bedeutungen ungewöhnlich.

Knappe: Dreissig knaben hielten — Im schatten W. 13; und die knappen bei den hohen rossen standen W. 15 — T. M. 4 knaben — und mehrfach. Wieland hält es T. M. 135 für nöthig, die bedeutung des Wortes zu erklären (ebenso das glossar zu den Proben 283): „knappen, knaben, schildknappen, knechte ist in der sprache unserer alten ritterzeiten gleichbedeutend mit dem altfranzösischen valet

damoyseau und écuyer". Darauf wird in kürze die geselschaftliche stellung usw. der knappen besprochen. „Flaunz der schalk nante die beiden unbekanten ritter schimpflicherweise knechte, weil er sie ihres schlechten aufzuges wegen nicht für voll ansah. Adelung erklärt das wort für „im gemeinen sprachgebrauch der hochdeutschen gröstenteils veraltet". 2. (1) „Von einem von jungem adel, welcher noch nicht ritter war, sondern die ritterschaft erst noch erlernete .... ein schildträger, knecht, edelknecht, im engl. ehedem knave".

Knecht: spottet er ... der beiden schwarzen knechte W. 43 s. o. = knappe. Pr. Gl. 283 knecht = waffenträger, reuter; vgl. noch Adelung: 2, (1.) (a) Adelige männliche personen, welche zur erlangung der ritterwürde andern rittern dienten, hiessen sowol knappen und edelknappen als knechte und edelknechte.

Magetlich: s. jungfrau T. M. 12, magetlich ist W. 27 durch jungferlich ersezt. Das wort ist von Adelung nicht aufgenommen. Zu magd = jungfrau bemerkt er: eine im hochdeutschen veraltete bedeutung, in welcher das wort ehedem sehr üblich war, fehlt DWb., wo VI, 1434 nur magdlich.

Mannheit: Kein anderer genoss der tafelrunde tats ihm zuvor an mannheit und an schöne W. 20. Von solcher mannheit W. 26. T. M. 135: „Mannheit besagte bei unsern alten sovlel als männliche tugend und kraft mit ihrem äusseren glanz und anstand, sowie weibheit (wibheit) weibliche sinnesart und sitte mit ihrem äusserlichen sanften reiz. Beides wörter voller bedeutung, ehe üppigkeit und neufranzösische lebensart beide geschlechter so untereinander gemengt und eine so wundersame wechselseitige mitteilung der eigenschaften unter ihnen bewirkt haben, dass daraus eine zwitterart von menschen entstand, die, mit erlaubnis zu sagen, weder als mann noch als weib recht zu brauchen sind". Vgl. das sie gern fechten sehe die ritter umb ir manheit. Hdb. 623, 22. Dir ist noch verborgen die grosse manheit mein 652, 5. DWb. VI, 1587, 2. Adelung: 2. „Ehedem wurde es auch sehr häufig für tapferkeit gebraucht, in welchem verstande es aber veraltet ist". — So verwendet es Schlegel im Lear: dass du so meine mannheit kanst erschrecken.

Männiglich: neckte männiglich W. 42 = jedermann. DWb. VI, 1591 **m.** 1. „Der gewöhnlichen rede gehörte männiglich nur im 16. und 17. jahrhundert noch an; später steht es bei dichtern und im kanzleistil, heute ist es völlig veraltet". Vgl. damit Adelung: im hochdeutschen veraltetes unabänderliches fürwort für jedermann, welches noch im oberdeutschen üblich ist. Mennigklich auch desshalb lob gieht Tdk. kap. 95. Menigklich nam gross freud ab der erlichen tat Tdk. kap. 82.

Milde: zwang ihn von der milde — der frau von Maloanc sein leben anzunehmen W. = gnade, freigebigkeit mhd. *milte;* vgl. DWb. VI, 2208 **m.** 1. Adelung verweist unter milde auf das adjectiv, wo (3) (4) die an unserer stelle passenden bedeutungen erörtert werden.

Minne: vielfach = *liebe* T. M. 135/6: „Minne für liebe, minnen für lieben ist durch unsere alten minnesänger aus dem 13. jahrhundert und durch unseren Gleim, der uns einige ihrer lieder in einer vernehmlicheren sprache vorgesungen, bekant genug; oder solte es wenigstens sein, wenn gleichgiltigkeit gegen alles, was unsere nation war oder tat, nicht so tief eingewurzeltes nationallaster unter uns wäre. Rechte minne ist so viel als *parfait amour* in den altfranzösischen gedichten und romanen und wurde ehemals so gebraucht „Von rechter minne minnen ist als im ganzen ernst lieben *aimer de parfait amour* oder *aimer par amours,* wie sich die dame de Maloanc im Gyron-le-Courtois ausdrückt". Wieland selbst gebraucht das wort

minne widerholt im Oberon, Gandalin usw. Pr. Gl. erklärt minne durch liebe, Venus. Zur geschichte der widerbelebung des wortes DWb. VI, 2241/2 **M.** 8. Adelung erklärt das wort für veraltet, bespricht jedoch ziemlich ausführlich bedeutung und geschichte desselben.

Minnekraft: Wärs nicht in dieser übergrossen minnekraft — Ich hätt in diesem turney nicht getan — Was ihr gesehen habt W. 56. Mit rücksicht auf die vorlage = kraft, welche die minne verleiht. DWb. VI, 2243 gibt nur unsere stelle. Bei Adelung fehlt das wort.

Minniglich: Zu ehren aller minniglichen frauen W. 15. Pr. Gl. erklärt das wor durch „allerliebst". Das was ein minnikliche tochter schone H. S. G. u. G. 15. DWb. VI, 2245: Um 1773 wider aufgefrischt und seither öfter, immer mit altertümlichem klange. Fehlt bei Adelung.

Mögen = *können*, vielfach. DWb. VI, 2452: mögen für vermögen „entweder im falle mundartlichen anklanges, (da im fränkischen, bairischen und alemannischen sprachgebiet mögen noch immer = vermögen, können ist) oder bei gehobener un altertümelnder rede". Adelung weist diese bedeutung den oberdeutschen dialekte zu, „aus welchen mundarten es noch einige hochdeutsche kanzelleyen behalte haben".

Muten: Uns zu höhnen mutets ihnen heut T. M. 112; in W geändert in: Und höhne sie uns heute. T. M. 138: sie sind in der laune. Wieland bezeichnet die redens art als eine von ihm selbstgewagte, für die er keine autorität anführen könne. D wort muten selbst sei altdeutsch. DWb. VI, 2796. **m.** 3: „hessisch einfach muten = anmuten in der neueren bedeutung. Das mut mich nicht = das zie mich nicht an, habe keine lust dazu. T. M. 112 ist DWb. nicht angeführt. Ad lung hat das wort und gibt 2: „als ein activum verlangen, begehren, besond formell um etwas ansuchung tun, in welchem verstande es noch im gemeinen leb üblich ist". Die wendung: *es mutet mich* kent er nicht.

Not: Der ritter ... müste wol von not der besten einer sein W. 47. Welch gewaltig wesen müste dann von not — die minne sein W. 55. — Not ist ihr reden W. 52. Der not war, ihrem herzen luft zu schaffen W. 55. (6); von = *necessario* DWb. VII, 916 **n.** B. II, welchs als ketzerisch muss sein von Fastnachtssp. 9, 24. Der musz von not dreckig beliben Murner narrenbeschwör 57 überschrift; selten bei neueren". Von not fehlt bei Adelung. Not sein *necesse, opus esse* mit dativ der person: Doch des erschlagnen tod zu rächen War dem feilen tross nicht not W. Oberon 1, 37. Die anderen von DWb. ange führten beispiele zeigen, dass auch diese construktion der älteren sprache geläufige ist als der jüngeren. Adelung: Im hochdeutschen ist dieses nebenwort veraltet ausser dass man in der höflichen sprechart des gemeinen lebens zuweilen „mir ist not sagt" (für das körperliche bedürfnis).

Nu: Und von diesem nu vermied er streng, ins auge ihr zu sehn W. 33. = augenblick DWb. VII, 995 n. 2 c, d. Adelung: Nu und nun werden zuweilen auch als hauptwörter gebraucht, doch selten in der anständigen sprechart.

Rühren: Rührt ihn des schwarzen schaft mit solcher macht W. 17. = *berühren treffen*. Wan das birg wird von regen nass, — so lösten sich die stein darvon — wen sie dan rürten, der was tot Tdnk. 49, 16. Ein grosser stein rürt — dem held beed sparadern sein, ebd. 30. Einer ist mir zwischen beed bein — gefallen und hat mich gerürt ebd. z. 50. Adelung: 2 (1.) von einer tätigen bewegung in gerader richtung soferne sie sich an ein gewisses ziel erstrecket ... Seine hand

hat uns nicht gerühret 1. Sam. 6, 9. Die hand gottes hat mich gerühret Hiob 19, 21, wofür man doch jezt anrühren, berühren braucht.

Sache = *ursache:* der also ohne sache — die unbekanten ritter geckte W. 44. Pr. Gl. 288. Sache = *rechtssache* âne sache ohne recht; Pr. s. 7: daz âne sache ir iht geschehe. Adelung: 8. eine ursache, eine veraltete bedeutung. Er ist ohne sache aufgeblasen in seinem fleischlichen sinn L. Col. II, 18.

Schaft = *lanze;* sie brachen manigen schaft Hdb. 183, 5. Adelung: 2 (1) Die lange gerade stange an einem spiesse heisst noch hin und wider ein schaft. Daher dieses wort ehedem auch wol für den spiess selbst gebraucht wurde.

Schalk: Herr Flaunz — Ein junger schalk und prahler W. 42 (a). Hohn dem mann, der seinen schalk — Verbergen will im löwenbalg W. 32 (b). a = spötter vgl. railleur incivil et plus que fanfaron B. u. 62. b = spitzbube, schlechter mensch; tritt jezt almählich zurück. Mein gewant, das ist ein igels balk — damit deck ich meinen groben schalk H. S. Heinz Widerporst 55. als ob ich sei der ergest schalk H. S. Wolfsklage 47, und so vielfach. Bei Adelung beide bedeutungen.

Schier = *nahe, beinahe:* Und wie er schier herangekommen, stieg er ab W. 14. Adelung: Ein noch in der gemeinen sprechart Ober- und Niederdeutschlands sehr gangbares wort, welches aber in der anständigen schreib- und sprechart der hochdeutschen veraltet ist. (2) bald, mit nächstem.

Schimpf: ... Halb im schimpf und halb — Im ernst gesprochen W. 18 = T. M. 7. Halb im schimpf gesprochen — Und halb im unmut; = scherz ... Und begiengen vil manheit durch frawen willen zu schimpf und zu ernst Hdb. vorrede s. 2. von ernsthafften und schimpfflichen sachen Am. vorrede s. 3. Kanstu denn keinen schimpf verstan H. S. Rockenstube 183. Schimpf und ernst von Pauli. Adelung: Schimpf (1.) der scherz, eine im hochdeutschen veraltete bedeutung, welche aber in den schriften der vorigen zeit häufig vorkomt.

Schlecht: Doch unbekant und nur in schlechten waffen W. 39. Ihr ganzer aufzug schlecht und scheinlos W. 42 Denn wiewol er nur — in schlechten waffen aufzog W. 45. — schlecht = schlicht, einfach, dem älteren sprachgebrauche gemäss, wie bei Adelung 1. (3.) (b) einen geringen, oder geringeren wert habend.

Sold: Die der minne süssen sold ... wol zu geben — vermochten W 13 ...., dem ein edles weib den sold der minne nicht versagen könte W 35. = Lohn vgl. minne. Gandalin hat noch: Und Sonnemon — verspricht mir dafür der minne lohn. — Der minne sold später noch häufiger verwendet. Adelung: In der hohen schreibart wird sold noch zuweilen für besoldung und lohn überhaupt gebraucht.

Sparen: Die auf morgen sich sparen wolten W. 43. T. M. 136 erklärt das wort durch schonen und gibt als muster: Wer seine feinde spart — Und auch erzürnt sein freunde — Der ist nicht wol bewahrt (Hdb. 36, 38). — ich muss mein haut selber sparn Fm. I, 3, v. 137. Adelung 1 (2) fig. (a) erhalten, die unverlezte fortdauer eines dinges bewahren; eine im hochdeutschen veraltete bedeutung.

Spässling: strenge spässlinge W 44. T. M. 138: Auch das wort spässling für spassvogel un Plaisant nach der analogie von witzling u. a. ist meines wissens ungestempelt". — Fehlt bei Adelung.

Spiessgeselle: Geron ward sein spiessgesell W 33. Und wiewol sie schon — So lange spiessgesellen waren W 38. (Et néanmoins qu'il y avoit déjà longtemps, qu'ils étoient compagnons d'armes ensemble B. u. 58.) Und liegt wo seine spiesgesellen lagen W 21. = waffengenosse. Weigand II, 765. Zum andern, liber spisgesell — ist dis an dir ein grosser fäl Fischart Flohhatz 555. — Adelung: =

kamerad, commilito; jezt gebraucht man es noch zuweilen von einem jeden mitgesellen oder kamerad, doch am häufigsten nur im bösen oder verächtlichen verstande.

Stange = *lanze:* Dass sie die stange vor der faust zersprengten W 21. Das er im solte bringen her — ein stangen dick und darzu schwer Tdk. 103, 22. Adelung: 2. Die stange an einem spiesse, welche doch lieber schaft genant wird.

Strenge: Und von diesem nu — Vermied er streng, ins auge ihr zu sehn. W 34 (a). — strenge spässlinge W. 44. Doch unter ihnen allen keiner hielt — den strengen stoss des unbekanten aus W. = *stark, gewaltig:* (Weigand II, 836) fiengen solch strengen vnd harten streit an Am. 4. Gen dem wurt der junkfrawen herz — enzünt in strenger lieb H. S. Die Lisabet m. i. Lorenzen 28. Der ein in streng anlief ebend. 100. Adelung: *stark . . tapfer,* eine ehedem sehr gangbare bedeutung, in welcher es ... veraltet ist.

Stunde: von stund an mögen sie — Was ihnen lüstet gackeln W. 44. = *von jezt an.* Von stund an sahe der abenteur Fm. I, 3, XIV, 108. Das wirs von stund an könten wissen Fm. I, 3, XV, 194. Im 18. jahrhundert noch üblicher als jezt vgl. Adelung: I. Eine kleine weile, ein augenblick, eine ehedem sehr übliche bedeutung, welche auch jezt noch gangbar ist. Von stund an, von demselben augenblick an, sogleich.

Trügen: Auch trügt das menschenherz — Sich selbst zu gern T. M. 108. Der sat[illegible] in W. ausgefallen. = *betrügen.* wiltst um den beutel triegen mich H. S. T. m[illegible] d. W. 1060. Adelung: 2 als ein activum mit der 4. endung der person ... I[illegible] dieser bedeutung ist es im hochdeutschen veraltet, wo betriegen dafür üblicher ist

Tugend: Gross und selten war des schwertes tugend W. 32. = *vorzug, tauglichkei[illegible] treflichkeit, güte.* Adelung: 3. fig. ist die tugend (1) der zustand, da ein ding di[illegible] zu seiner bestimmung nötigen eigenschaften besizt (a.) als ein abstractum tugen[illegible] eines hauses, eines pferdes. Auch diese bedeutung gehört in der edleren schreib[illegible] art zu den veralteten.

Überwägen: Ihn überwiegt — des schwarzen ritters stürzendes gewicht W. 21. [illegible] Mit gewicht bedrücken, überwältigen, hier mit starker betonung der concrete[illegible] bedeutung. (Vgl. Weig. II, 988.) Und ward vom schlaf überwogen und fiel hinun[illegible]ter vom dritten söller L. Ap. 20, 19; als denn der schlaf in überwiegt, das er [illegible] wie ein toter liegt H. S. d. Baur i. d. f. 143. Adelung: 2 fig. (1) überwältig[illegible] übermannen ... in dieser bedeutung fängt es an zu veralten.

Ungeschicht: Herr Geron hatte durch ein abenteuer — Von ungeschicht (= r[illegible] *ungefähr* W. 49) den weg verloren: T. M. 1!6. (Diverses aventures lui en fire[illegible] perdre les traces, et le même hasard qui les lui avoit faire perdre les lui [illegible] retrouver) B. u. T. M. 137: V. u. soviel als durch einen unglücklichen zufall. I[illegible] erinnere mich diese redensart im Froschmäuseler gefunden zu haben .... welch [illegible] werk in absicht der sprache billig ein klassisches buch sein solte. Er fand a[illegible] weg aus ungeschicht — Ein leuenhaut wol zugericht Fm. I, 3, X, 34. Fehlt b[illegible] Adelung.

Ungewahrsam: Und ungewahrsam lässt sie auf und ab — die augen schweifen . . W. 35 = „ohne dass es jemand wahrnahm“ oder ohne sich in acht zu nehmen? fehlt bei Adelung.

Verdriess: ... hörte mit verdriess W. 44 = *verdruss.* Es wäre mir leydt, etwa[illegible] zu begeren, das jhm verdriess brächte Am. 2. grossen verdriess name der juncke[illegible] ab dem Am. 8. Da den sass ein bild zu verdriess dem hausherrn L. Hes. s. 5[illegible]

one verdriess Fm. II, 1, IV, 95. Adelung: ein im hochdeutschen veraltetes wort für verdruss, welches noch einigemale in der deutschen bibel vorkomt.

Vergaumen: Hätt euer mut die schmach mir nicht vergaumet W. 51. = prohibere DWb. IV, 1, 1580, 2 d. Oberschwäbisch und schweizerisch, gaumen zeitwort zu gaum = die hut. Fehlt bei Adelung; das simplex wird als oberdeutsch beobachten, hüten erklärt.

Verjähen: Verjäht herr Lanzelot T. M. 8 = So spricht W. 20 (a) verjähte tac T. M. 114 = verfehlte W. 46. Verjäht herr Geron T. M. 112 = versezt herr Geron W. 43. (b.) a = *sprechen;* b = *erwidern, antworten.* Wielands muster gebrauchen das wort häufig: wir leben ane sorgen, — das wil ich dir verjehen Hdb. 114, 31. Dasselbig bitt ich sie zu sehen, — damit sie müge verjehen — wer unter uns erlangt den sieg. Tdnk. 103, 61. Die ich dir nit kan verjehen d. w. t. 158. Doch deckt sich Wielands gebrauch nicht völlig mit dem der angeführten beispiele, da er das wort mit dem einfachen *jehen* gleichbedeutend verwendet. Adelung hat nur: *verjehen*, veraltetes wort für *bekennen, beichten.*

Verlassen: Sterbend ihm zum erb verlassen T. M. 123 = erbe liess W, 61. = lassen, hinterlassen, welcher seinen bruder als erben des königreichs verliess Am. vgl. das subst. verlassenschaft. Adelung: 1. (1.) (a). Man verlässt etwas, wenn man es bei seinem tode auf der welt zurücklässt, wofür jedoch hinterlassen edler und üblicher ist.

Vermählte: Des Danayns vermählte W. 23 = ... Gemahel T. M. 106 = *gemahlin.* Zu gemahel: und wo ich denn komme in die e — da mach ich meinem gemahel we. H. S. Heinz Widerporst 79. wart mir zu einer gemahel geben H. S. der wunderl. traum 5. Vermählte fehlt bei Adelung.

Vermessen, sich: Vermess sich keiner W. 32. Pr. Gl. 293: vermessen = sich in die gedanken nehmen, wagen. Der muss sich grosser ding vermessen H. S. d. Schl. Adelung: 2 (1) .. 3. im weiteren verstande ist sich vermessen zuviel unternehmen, was über jemandes kräfte ist. Es wird in dieser bedeutung wenig mehr gebraucht.

Vorsagen: Und wie das herz es ihnen vorgesagt W. 45 = vorhersagen; vgl. ahd. *forasago.* Die von Wieland angewendete bedeutung fehlt bei Adelung.

Waglich: ... sie könte wol — Aus einem feigen menschen einen waglichen — Beherzten ritter machen W. 55. = leicht wagend; waglich kühn Gand. I, 161. Adelung kent das wort nur in der bedeutung mit gefahr verbunden, eine wagliche sache, wobei man viel wagt. Vgl. „im 16. jahrhundert mit wagnis verbunden“ Weigand II, 1038.

Wehren: Dessen wehrten sie — Gar höflich sich W. 42. (a) Doch kont er sich nicht wehren, dann und wann — Sie anzusehn W. 54. (b). a = sich weigern Adelung 2: widerstand leisten, als ein reciprocum, sich wehren, es geschehe nun auf welche art es wolle. b = sich enthalten, sich versagen. Diese bedeutung fehlt bei Adelung.

Werten: Dessen seele solcher tat — Sich werten dürfte W. 47 = sich wert halten, sich zutrauen. Wieland bezeichnet auch diese wendung als von ihm selbst gewagt T. M. 138. Das wort fehlt bei Adelung.

Wicht: Der in ritterschaft — Kein kleiner wicht zu sein sich dünken liess W. 42. T. M. 137: „Wicht (engl. *wight*) für person, mensch oder was die Engländer jezt a fellow, ein bursche, ein kerl nennen, ist uralt und komt im heldenbuche häufig,

aber immer in einer verächtlichen bedeutung und meist mit den beiwörtern „arm ... falscher wicht“ vor .... Noch jezt sagt man in Niedersachsen „dat arme wic[illegible] ken“. Den Oberdeutschen ist davon nur bösewicht geblieben“. Die historis[che] ableitung des wortes und sein bedeutungswandel war Wieland unbekant. „Wir haben den wicht — Nur einmal in unsern schutz genommen“ Gand. prolog 151, vgl. wiltu dich nit verkeren, — du arger, böser wicht Hdb. 70, 15. so was er nit ein wicht Hdb. 658, 8. Du bist ein untreuer wicht Tdnk. 24, 5. Adelung: Ein für sich allein im hochdeutschen veraltetes wort, welches aber ehedem in verschiedenen bedeutungen üblich war.

Winnen: .. und wo in ritterspielen ehre — Zu winnen war T. M. 106 (= *ruhm zu holen*) W. 33; = gewinnen Adelung: das für sich allein im hochdeutschen veraltete stamwort für *gewinnen*, so noch im niederdeutschen üblich ist.

Wolgetan: Ihr seid so wolgetan von leib und angesicht W. 53. T. M. 138. In Wielands mustern sehr häufig. Fehlt bei Adelung.

Wunder: Voll wunders über seine statliche gestalt W. 14. = Verwunderung; vor wunder mecht mein bauch aufbrechen H. S. Cl. Narr 62. Adelung (1.) die verwunderung ... In dieser grösstenteils veralteten bedeutung wird es nur noch ohne artikel und in einigen wenigen verbindungen gebraucht, welche noch dazu im gemeinen leben und in der vertraulichen sprechart üblicher sind, als in der edleren.

Wundern: Der könig sah den fremden wundernd an W. 14 (a). Sie drängen wundernd sich hinzu W. 23 (b). a = sich wundernd, verwundert. Adelung 3. Verwunderung oder die empfindung des ungewohnten durch worte und geberden ausdrücken; ein provinzieller, nur in wenigen gegenden noch üblicher gebrauch. b = bewundern; fehlt bei Adelung.

Ziemlich: wie für eine frau — ... ziemlich ist W. 40 = geziemend. Adelung: (1) Was sich ziemt ... geziemend, eine im hochdeutschen veraltete bedeutung.

Zucht: Den schönen mund versiegelte die zucht W. 21. = sitsamkeit, äusserer anstand. Pr. Gl. 295: „Zucht = sitsamkeit, wolgezogenheit; mit züchten = sitsam, wolgezogen“; vgl. des danct im da mit zichten — der berner unverczeit. Hdb. in eren und in grosser zucht H. S. G. u. G. — Im Gandalin: entblöst (mit züchten) III, 170. Adelung: 3 (2) die wirkung dieser zucht, wo es besonders noch für sitsamkeit, schamhaftigkeit, ehrbarkeit gebraucht wird. In dieser bedeutung ... ist es wenig mehr gebräuchlich.

Zücken: Und mit dem worte zückt — Er seinen arm W. 65. = mit kurzer geschwinder bewegung ziehen; Weig. II, 1191. Wir sind gewohnt dabei waffen, werkzeuge usw. als objekt zu denken. Doch: der held zuckt seine faust im zorn Tdnk. 24, 26. Damit zuckt er die hend und schwert Fm. I, 3, II, 79. Adelung 2. erklärt die vorliegende bedeutung für ehedem üblicher als jezt.

Zurückkehren transitiv = *zurückwenden* (fehlt bei Adelung): Kehrt dann ... seinen ... schritt zum goldnen zelt zurück W. 22. Vgl. DWb. V, 410.

WIEN. LUDWIG SINGER.

MATTHIAS v. LEXER.

Am 16. april 1892, dem ostersonnabend, starb auf der rückreise von Berlin nch München zu Nürnberg dr. Matthias v. Lexer, ordentlicher professor der eutschen sprache und litteratur an der universität zu München, ordentliches mitglied er k. bayerischen akademie der wissenschaften und des obersten schulrates des önigreichs Bayern.

Ich habe meinem teuren freunde schon in der beilage zur Algemeinen zeitung om 28. april (nr. 99) einen nachruf gewidmet, spreche aber auf wunsch der leiter er zeitschrift für deutsche philologie hier noch einmal kurz über ihn, zum teil mit enutzung jenes nachrufes.

M. Lexer ward am 18. oktober 1830 zu Liesing im Lesachthal, der westichen fortsetzung des Gailthals, in Kärnten geboren. Sein vater besass im Klebasgraben hinter dem dorfe eine mühle mit zugehörigem grundstück; die wilden muren, velche in den kärntischen und Tiroler alpentälern bei jedem gewitterguss fürchterche verheerungen anrichten, haben auch sein geburtshaus längst (1872) hinwegerissen. Die guten anlagen des knaben brachten die eltern auf den gedanken, ihn ir das studium zu bestimmen; ein älterer bruder von Matthias war nach München egangen, unter Kaulbachs anleitung zu malen. Und so führte ihn die mutter in ei langen tagereisen nach Klagenfurt, erbat mittagstische bei woltätigen bürgersuten, und Matthias begann auf dem gymnasium seine studien. Im herbst 1851 gte er die reifeprüfung ab und gieng nach Graz, hier jus zu treiben. Aber bald b er den plan auf und schloss sich mir als eifriger schüler an. Er war mit sein freunden Alois Egger und Franz Ilwof bei der samlung des stoffes für mein ch: „Weihnachtspiele und lieder aus Süddeutschland und Schlesien“ ein treuer lfer, und begann auf meine anregung für den wortschatz und die volksüberliefengen Kärntens eifrig zu sammeln. In Frommanns Mundarten und in der Zeitschrift r deutsche mythologie gab er seit 1855 proben davon.

Da in Graz noch keine prüfungs-kommission für das höhere lehramt bestund, ang Lexer nach Wien, um sein examen dort zu machen. Er ward dann als hilfshrer nach Krakau geschickt, und lehrte auf dem damals deutschen ober-gymnasium utsch, geschichte und geographie von 1855—57. In dem programm für 1856 schien seine arbeit „Der ablaut in der deutschen sprache“, worin er die theorie h. Jacobis klar auseinandersezte.

Mit einem ministerialstipendium gieng Lexer zum herbst 1857 zur weiteren issenschaftlichen ausbildung nach Berlin, wo er Haupt, Bopp, A. Weber, Kiepert, osche hörte und in einen angeregten jungen kreis trat, aus dem er namentlich mit /. Mannhardt, seinem hausgenossen, viel verkehrte.

Nach seiner rückkehr nach Wien erhielt er zunächst für den abschluss seiner rntischen samlungen eine ministerialunterstützung, aber eine anstellung fand sich r ihn nicht. Er übernahm daher eine hofmeisterstelle in dem gräflich Hunyadyhen hause, die er indessen 1861 wider aufgab, als ihn die historische kommission r k. bayerischen akademie der wissenschaften zum philologischen mitarbeiter bei rausgabe der deutschen städtechroniken nach Nürnberg berief. Seine tätigkeit hier wol, als sein 1862 erschienenes Kärntisches wörterbuch empfahlen ihn dann für die ue ausserordentliche professur des deutschen in Freiburg i. Br., die er 1863 antrat; 66 ward er zum ordinarius befördert. Aber die besoldung war klein, und in der ngen ehe muste der gulden zweimal umgedreht werden, ehe er zur ausgabe kam, mal krankheiten nicht ausblieben. Daher war die berufung nach Würzburg wil-

kommen, der Lexer im herbst 1868 folgte, wenn auch die verbesserung zunächst nicht sehr bedeutend war.

In Würzburg hat nun Lexer dreiundzwanzig jahre gewirkt, beliebt und hoch angesehen an der Julius-Maximilian-universität wie in weiteren kreisen. Zweimal war er rector, sehr oft senator. Hier hat er seine beste kraft entwickeln können, hier hat er das dreibändige Mittelhochdeutsche wörterbuch (1869—78) nebst dem Mittelhochdeutschen taschenwörterbuch (1878. 1881. 1885. 1891) gearbeitet, hier den VII. band des Grimmschen deutschen wörterbuchs (N. O. P. Q) und die drei hefte vom XI. bande (T bis Todestag!) fertig gestelt. Er war für diese aufopfernde unablässige lexikographische tätigkeit der geeignete treue mann, wie Salomon Hirzel früh erkant hatte; willig verzichtete er darauf, durch andre bücher seinem namen einen glänzenderen schimmer zu geben.

Als in Strassburg die besetzung der deutschen professur 1872 in beratung kam, ist auch an Lexer recht ernstlich gedacht worden. Nach Scherers berufung ward Lexer in Wien auf die vorschlagsliste gesezt und der unterrichtsminister entschied sich für ihn. Aber er lehnte den ruf in sein vaterland ab, da ihn Bayern festhielt und die Würzburger verhältnisse ihm sehr lieb geworden waren.

1885 ward ihm das ritterkreuz des verdienstordens der bayerischen krone und damit der persönliche adel verliehen; 1890 erfolgte seine ernennung zum ordentlichen mitgliede des obersten schulrates. Und als Konrad Hofmann, der Münchener germanist und romanist, anfangs oktober 1890 gestorben war, ward unserm Lexer die ordentliche deutsche professur angetragen. Aber er konte sich zur annahme nicht entschliessen; erst im mai 1891, nachdem der antrag zum zweiten male an ihn kam, entschloss er sich den dringenden, ihn hoch ehrenden wünschen des herrn ministers nachzugeben.

Am 1. august übernahm er das neue amt, doch war es ihm nicht vergönt es lange zu führen. Nachdem er das gefühl gewonnen, er werde sich in München gut einleben, getragen durch das algemeine vertrauen, das er genoss, führte ihn ein rascher tod unerwartet nach schluss des wintersemesters hinweg. Bereits erkältet, wagte er ende märz 1892 eine reise nach Berlin. Er blieb nur zwei tage hier, da er sich unwol fühlte. Erfrischt durch die fahrt nach Würzburg, blieb er zwei tage dort in geselligem verkehr mit den freunden; in Nürnberg aber, wo er seine tochter besuchte, kam eine rippenfell- und lungenentzündung zum ausbruch, die nach vorübergehender besserung sein ende herbeiführte. Matthias v. Lexer starb in den ersten nachmittagsstunden des 16. aprils, von seiner ganzen familie umgeben. Am 19. april ist er auf dem Johanniskirchhof in Nürnberg beerdigt worden.

Wer ihn kante, hat ihn tief betrauert. Er war ein ganzer mann, ein wolwollender, parteiloser, reiner mensch, eine goldene treue seele. Ein schwerer verlust ist sein tod für das bayrische schulwesen; in der deutschen wissenschaft erhalten seine gründlichen arbeiten sein andenken, länger, als die herzen schlagen werden, die in liebe und freundschaft an ihm hängen, denn sie halten auch dem toten die treue.

ÜBERSICHT VON M. LEXERS GEDRUCKTEN ARBEITEN.

1855. Mundartliches aus dem Lesachthale im herzogthum Kärnten: Frommann, Die deutschen mundarten II, 241 fgg. 339 fgg. 513 fgg.

1856. Der ablaut in der deutschen sprache. (Programmabhandlung des Krakauer gymnasiums.) Krakau 1856. 25 s. gr. 8. — Mundartliches aus dem Lesachthale: Frommann, Die deutschen mundarten III, 114 fg. 305 fg. 464 fg.

857. Mundartliches aus dem Lesachthale: Frommann, Die deutschen mundarten IV, 36 fg. 155 fg. 481 fg.

858. Sprachproben aus dem Möllthale im herzogtum Kärnten. 1. Gasslreime. 2. Die Sendrin in Wildentux: Frommann, Die deutschen mundarten V, 99—103.

859. Mundartliches aus dem Lesachthale: Frommann VI. 191 fgg. — Volksüberlieferungen aus dem Lesachthale: Zeitschrift für deutsche mythologie III, 29—36. — Volksüberlieferungen aus Kärnten (Drauthal). Ebd. IV, 407—414.

1862. Kärntisches wörterbuch. Mit einem anhange: Weihnachts-spiele und lieder aus Kärnten. Leipzig. S. XVIII sp. 340. Lex. 8. — Endres Tuchers Baumeisterbuch der stadt Nürnberg. Mit einer einleitung und sachlichen anmerkungen von Friedrich von Weech, herausg. durch M. Lexer. Stuttgart. S. XIV. 387. 8.

1862—66. Chroniken der deutschen städte vom 14—16. jahrhundert, herausgegeben im auftrage der königl. bayr. akademie. Bd. I—V. (Diese bände enthalten die chroniken von Nürnberg und Augsburg; Lexer war mit Frensdorff kritischer bearbeiter der texte und hat auch die glossare ausgearbeitet. Auch die texte des 1892 ausgegebenen 3. bandes der Augsburger chroniken sind vor 1866 von Lexer hergestelt und mit seiner handschriftenbeschreibung unverändert abgedruckt.)

864. 1866. 1867. Bücheranzeigen im Anzeiger für kunde deutscher vorzeit. Nürnberg (nicht unterzeichnet).

869. Bruchstücke der kaiserchronik: Zeitschr. f. deutsches altert. XIV, 503—25.

869—78. Mittelhochdeutsches handwörterbuch. Zugleich als supplement und alphabetischer index zum Mittelhochdeutschen wörterbuche von Benecke-Müller-Zarncke. I. A—M. Leipzig 1872. S. XXIX sp. 2262 und 2. s. — II. N—U. Leipzig 1876. S. VII sp. 2050 und 1. s. — III. V—Z. Leipzig 1878. S. IV sp. 1226 und 1. s. Nachträge sp. 406. gr. 8.

873. Über Walther von der Vogelweide. Ein vortrag. Würzburg. 33 s. 8.

877. Rede zur feier des 295. stiftungstages der universität zu Würzburg: Über deutsche philologie. Würzburg. 26 s. 4.

878. Mittelhochdeutsches taschenwörterbuch. Leipzig. — 1881. Zweite auflage mit nachträgen. Ebd. S. 320. — 1885. Dritte umgearbeitete und vermehrte aufl. Ebd. S. VII. 413. — 1891. Vierte aufl. Ebd.

881—89. Deutsches wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Siebenter band. N. O. P. Q. bearbeitet von Matthias v. Lexer. Leipzig. Sp. VIII. 2386. 4.

882—86. Johannes Turmair's genant Aventinus Bayerische chronik. München. I. 1. 2. 1882. 83. S. 1184. II. 1. 2. 1884. 1886. S. 808. 8. (Glossar von H. Stümper, umgearbeitet von Lexer).

1888. Miscelle: *stiezen*, in der Zeitschrift für deutsche philologie XXI. S. 255 fg.

1890. Festrede zur feier des 308. stiftungstages der universität zu Würzburg: Zur geschichte der neuhochdeutschen lexikographie. Würzburg. 4.

1890. 91. Deutsches wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Elfter band. (T. U). Bearbeitet von M. Lexer. Lief. 1. 2. Leipzig 1890. Lief. 3. Ebd. 1891. 4.

Zur geschichte des deutschen wörterbuches. Mitteilungen aus dem briefwechsel zwischen den brüdern Grimm und Salomon Hirzel: Anzeiger für deutsches altertum und deutsche litteratur. Berlin 1890. XVI, 220—264. Nachlese aus dem briefwechsel zwischen den brüdern Grimm und Sal. Hirzel. Ebd. 1891. XVII, 237—54.

BERLIN. KARL WEINHOLD.

LITTERATUR.

Altdeutsche predigten. Herausgegeben von **Anton E. Schönbach.** III. b[and]. Texte. Graz, verlagsbuchhandlung Styria. 1891. VIII u. 451 s. 9 m.

Von den predigtsamlungen, die noch vor Berthold fallen, ist die vorliegende, welche Schönbach zuerst in ihrer volständigkeit herausgegeben hat, ihrem inhalte wie ihrer sprache nach unstreitig die wichtigste. Sie ist enthalten in der pergamenthandschrift der Wiener hofbibliothek nr. 2684* und umfasst die predigten des Conradus prespiter — so nent sich der verfasser in seiner lateinischen vorrede. Ihren wert hatte man bereits kennen gelernt durch prof. Joh. Schmidt, welcher in dem jahresbericht des kk. staatsgymnasiums im 3. bezirke in Wien 1878 unter dem titel „Priester Konrads deutsches predigtbuch“ einen geregelten text von sieben predigten nebst der vorrede daraus veröffentlichte. Auf grund dieser proben sowie der vielen bis dahin unbelegten ausdrücke, welche das mhd. handwörterbuch Lexers in seinen nachträgen nach mitteilung Schmidts aus Konrad brachte (vgl. Lexer III, vorwort s. V), haben gewiss nicht wenige philologen gewünscht, recht bald die ganze samlung gedruckt zu sehen. Diesen wunsch hat nun Schönbach durch die in rede stehende ausgabe erfült und damit sich den dank aller fachgenossen verdient.

Wie in dem vorhergehenden predigtbande geschehen, so sind auch diesmal die von Karl Roth herausgegebenen Regensburger bruchstücke, wo sie zu Konrads texte stimmen, zur vergleichung mit abgedruckt worden. Aber auch in bezug auf die widergabe der handschrift selbst ist der herausgeber seinem bisher befolgten verfahren treu geblieben, wonach die berechtigten eigenheiten des schreibers möglichst geschont und nur die offenbaren nachlässigkeiten und versehen desselben, insofern sie den zusammenhang und das verständnis beeinträchtigen, berichtigt worden sind. Wie Schönbach in der vorrede bekent s. VI, hat er hierbei nicht nur die abschrift des prof. Schmidt mit dem original verglichen, sondern auch manche ergänzungen und verbesserungen, die Schmidt in seinem texte angebracht hatte, benutzen können.

Die behandlung des textes, um auf diese zunächst einzugehen, hat wie anderwärts so auch hier ihre besondern schwierigkeiten, namentlich wo es gilt bei einzelnen auffallenden wortformen zu entscheiden, ob sie als dialektische eigenheit dem schreiber zu belassen oder als schreibfehler in die varianten zu verweisen sind. So finde ich ein auffälliges schwanken bei folgenden formen:

vrûlichen ist 102, 40, *vrûlich* 113, 29 im text verblieben; dagegen 23, 13 und 41, 18 sowie 46, 26 unter die varianten gerückt und durch *vrölich* im texte ersezt; vgl. Germ. 9, 360.

girscheit für das überlieferte *gigirscheit* steht 23, 29; dagegen 71, 25 und 155, 17—22 ist die lezte form im texte gelassen, ebenso wie das 54, 31 und 155, 25 stehende adjektiv *gigirsch.*

27, 28 und 30, 33 ist die form *vrûmden (alienis)* in die varianten verwiesen und statt dessen *vrömden* gesezt, dagen 108, 28 und 112, 31 im texte verblieben; vgl. Trudberter H. lied 146, 28 *frûmidiu dinch.*

31, 4 in *almaetigen* in die var. gesezt, dagegen 28, 5 im texte belassen; ausserdem steht *zûtiget* (= *zühtiget*) 70, 25 unter den varr. und ebenso *erchutte* (= *erchuhte*) 136, 30 und 31; im text aber 220, 23 *braetest* (= *brachtest*); 160, 11 und 35 *vergittiget* (= *vergihtiget*); 160, 38 *vergit* (= *vergiht*); 161, 4 *vergitte*; 229, 15 *flutic* (= *fluhtic*); 34, 36 *durnaeteclichen;* 183, 27 *vorsam* (= *vorhtsam*); vgl. darüber Weinhold, Alem. gramm. § 234 und Germania 9, 361.

7, 3 hat die handschrift *an vil maengen* (Regensb. bruchst. *manigen*) *sun-*
im text steht *maengem* für *maengen;* ebenso 71, 15 *mit sinem* (var. *sinen*)
gewalt; dagegen ist unverändert geblieben die überlieferung 31, 14 *ze mensch-*
ilde; 141, 6 *einen andern genaedic sîn.*

3, 34 ist das überlieferte *ann im* (im text *an im*), 68, 41 *ann iu* (im text
in die varr. gesezt, während 150, 6 *annin*, 186, 35 *annim* (hs. *an min*),
annim, 249, 6 *annuns* unberührt gelassen sind; übrigens steht auch in den
. bruchstücken s. 80 *ann in* und *ann im.*

)ie form *waere* (lat. *verus*) ist 131, 9 und 15, ebenso 144, 5 und 149, 26
texte entfernt um *wâre* platz zu machen, dawider 221, 18 stehen geblieben.
0, 12 *in dirre heiligen zit* (var. *ziten*), ebenso 163, 7 *zuo sinen* (var. *siner*)
n und 164, 15 *ze minen* (var. *miner*) *hochciten;* unverändert heisst es dage-
, 23 *in siner küniclichen hochgziten.*

94, 31 ist überliefert *der heiz Nero*, wo *hiez* für *heiz* in den text gesezt
hrend 57, 12 *diu heiz Sara* ungeändert blieb; über das in alemannischen
häufig erscheinende *ei* = *ie* vgl. Germania 9, 359 und Beitr. von Paul u.
III, 516.

Iach *sô wol* sezt die handschrift, entsprechend den im Mhd. Wörterb. III,
) fg. aufgeführten beispielen, den accusativ 216, 37 *sô wol uns vil armen*
e — — des wart, daz usw., ebenso 220, 30; 206, 8 und 233, 32; aber nur
beiden lezten stellen ist die überlieferung gewahrt, an den zwei ersten hat
ausgeber den accusativ in den dativ verwandelt.

29, 20 heisst es nach der hdschr. *daz siu der bescermete von dem vil ubeln*
benso 230, 27 *daz er sol bescermen von der anevehtunge des v. ü. tivels;*
dem zweiten beispiele ist *von* unter die varr., *vor* dafür in den text gestelt
vgl. dagegen *biscirman einen fon* bei Graff, Sprachsch. VI, 547 und die
im Mhd. wörterb. II[a], 162[b], 45 fg.; Trudperter Hoheslied 50, 5 *si schirmet*
niskin von den schozen des tiuvels.

n der redensart *von sînen genâden*, wie sie richtig überliefert ist z. b. 162,
256, 38, scheint der schreiber öfter *vor* für *von* gelesen zu haben; 213, 27
es *vor* von dem herausgeber den varianten überwiesen, dagegen dem text
207, 37; 239, 23; 241, 31; 248, 14; 254, 20; 257, 8; 260, 37; 261, 6.
7, 29 ist *vor der liebe* wol versehen des schreibers für *von d. l.*

53, 35 *so ne mohte si — — von dem warn gots urchunde niemen betwin-*
nder sine wolten ê ersterben; anders, und nach meinem dafürhalten richtiger
giert ist dieselbe redeweise 235, 25 *von siner minne, dâ mohte siu — —*
von betwingen sunder, sine liezen sich ê slahen.

Jeschont konte ausserdem die überlieferung noch werden an folgenden stellen:
2, 5 *der heilige bast* (so die hdschr. für *babst*) und 154, 21 *ein paste*
für *pabste*); dieselbe form lässt sich noch nachweisen in dem stiftungenbuch
ters Zwetl ed. J. v. Frast s. 1: *ein hailigen bâst der hiez Paschal den vie*
J. Haupts Beitr. zur litt. d. deutschen mystik II, 72 und 75 *der heilig*
o.

00, 9 *sine boten unde sine vurfrit;* vom herausgeber *vurfrit* in die varr.
n, *vurstrit* dafür in den text gesezt; aber *vicarius, vurfrit* verzeichnet En-
aus der Herrad v. Landsperg s. 193[a].

35, 6 *pi dem got sun sîn* und 173, 28 *des helfe iu der ware got sun;*
ale ist hier für *got sun* gedruckt *gots sun;* aber auch diese überlieferung

lässt sich belegen durch Diemer, D. gedd. 230, 23 und *gote sun* ebenda in
zu 249, 26.

13, 3 in der hdschr. *brûtgō*, 35, 16 *brutegū*, wofür in den text
brûtgoum und *brûtegūm;* wahrscheinlich ist aber hier kein schreibfehler
men, denn im stadtbuche von Augsburg ed. Meyer findet sich s. 242, 243
widerholt *braeutgaewe*, *braeutgaew*.

129, 27 und 29, ebenso 135, 38 ist *bezechent* überliefert, statt dess
chent in den text gesezt worden; doch man vgl. die beispiele von *ē* =
Germania 9, 359; im Trudberter H. liede ist *bezēchenon* sehr häufig zu fin

21, 14 *unde giegen* (d. h. *gieng in*) *der* (*stern*) *allez vor;* 21, 96
gen (d. h. *giengen*) *sî in daz selbe hûs;* 140, 11 *die gnade die begieger*
gieng er); im texte Schönbachs dafür *giengen* und *beginger;* auch *reifte*
scheint hierher zu gehören, wenn es nicht druckfehler für *renfte* (254, 26)
tere belege für die überlieferte alemannische form bringt Weinhold, Alem.

82, 21 und 23 sowie 86, 33—36 enthalten nach der überlieferung
chúnsche, *chúnschelichen*, *unchúnschen;* es sind bis jezt die ältesten beleg
nischer nasalierung des wortes *kiusche;* Weinhold l. l. § 201 und Lexer
sche, *kiuschecheit*, *kiuschlîche* bringen erst beispiele aus dem 14. jahrhund
meinem dafürhalten war hier kein zwingender grund, die gemeindeutsche s
geltend zu machen.

77, 21 nach der hdschr. *alle die erkouffet unde erlöst hat;* Sch.
vor *erkouffet*, und so findet sich *erkouft und erlôst* 93, 24; 101, 13;
Gleichwol fragt sichs, ob man nicht einfacher *die er chouffet hat* zu schrei
Dass das partic. praeteriti von *koufen* oft des augments entbehre, erwähn
hold, Mhd. gr. § 405 und Hildebrand im DWb. V, 324; es ist das aber nic
md. quellen der fall, wo es sich aus nd. nachbarschaft erklärt, sondern n
der häufig in oberdeutschen. So heisst es bei Berthold v. Regensburg 2
hâst du den luft für brôt kouft; 287, 16 *in hât der almehtige got kouft*
martel; 149, 13 *unkouft;* Habsburg-österr. urbarbuch 113, 3; 179, 3;
254, 12; Alemannia 6, 232, 37; 244, 23; 259, 43; 269, 40. Lassberg
549, 92; Urkundenb. von Augsburg I, nr. 62 (a. 1280), 84 (a. 1284), 142
(a. 1295), 166 (a. 1298), 196 (a. 1304) usw.; vielleicht auch bei Reinmar
II, 7, 5 *her nidere, herre, in dîne tiure kouften cristenheit.* Dagegen ist
tic. *dient* in diesen predigten 232, 9 wahrscheinlich schreibfehler für *ge*
oberdeutschen schriften ist es sonst nicht nachweisbar.

164, 31 *den heizet er zesamne pinden paidiu hende unde fuze,*
niht sines willen, sunder da si dem tievel mit habent gedient; in der hds
nu für *im;* nach *willen* hat Schönbach *mit habent getan* eingeschoben,
entbehrlich scheint, wenn man *sînes willen* als archaistischen ausdruck ve
in den in der Germ. 30, 273 beigebrachten beispielen und dem zeitwort *di*
zeugmatische funktion zuweist.

174, 18 *nu hat er — — daz selbe lôz siner gnaden hin ziu als*
die ir von der heidenschefte geborn unde chomen sît, daz ir usw. Das
die hat der herausgeber zugesezt, wie mir scheint ohne nôt, da im arch
stil des 12. jahrhunderts das pronomen *ir* ausreichend war für relative s
Grimm, Gr. 3, 17; Pfeiffer zu den Myst. I, 342, 26; Behaghel in der Ge
277 fg.; St. Trudberter Hoheslied 11, 5—20; 31, 1; 44, 15 usw. Derselbe
vor in den vorliegenden predd. 76, 39: *in dem selben alter da erstil un*

inne, ir junge oder alt von disem libe geschaidet; hier hat der herausgeber noch ob vor *ir junge* dem texte zugefügt. Ferner 166, 24 fg.: *herre, heiliger gots sun, du da her in dise welt chome unde geborn unde gemarteret wurde durch die armen sundaere! ich geloube an dich, herre;* hier ist mittels der interpunktion das archaistische gepräge der rede verwischt; statt des ausrufungszeichens nach *sundaere* solte ein komma stehen. Ausserdem 182, 37 *wan swie er iu daz niht gehaizen hete, spricht sant Paulus, ir da von der heidenschefte chomen sit* usw.; hier glaubt Schönbach durch ein vor den worten *ir da von* eingeschobenes *wan*, Schmidt s. 5, 34 durch *sît* an derselben stelle nachhelfen zu müssen. Endlich 42, 5 lautet nach dem unter dem texte abgedruckten Regensburger bruchstücke: *chomet her zuo mir, sprichet er, ir da mit arbeiten lebt und die swaeren burde trait;* statt dessen findet man in Schönbachs texte die moderne fassung: *ir die da mit arbeiten lebt unde ir die da hie swaere burdin traget.* Findet sich *die* wirklich schon in der Wiener handschrift?

259, 15 fg.: *swie selten si ir vil scônen lip gepadet oder gedwâge unde swie übel ir gewasken wâre ode gelest unde swie mager oder swie plaicher ir vil sconez antlutze von der heiligen vasten wâre unde swie undare si ir hâr gepunden oder gestralt hete* usw. Zuerst fragt sich, was soll hier *gelest* bedeuten? jedenfals steckt darin ein synonymer ausdruck zu *baden, dwahen* und *wasken;* ich vermute daher *geleet* für *gelest. Lecken* = benetzen, in dem schwitzbade bearbeiten, mit dem badewedel streichen, ist hier mit dem dativ construiert nach der analogie des daneben stehenden *wasken;* von lezterem finden sich in den mhd. wörterbüchern noch keine beispiele vermerkt, doch vgl. Lassberg L. S. III, 157, 384 *im wart geweschen und gezwagen Von râm und von schimel* (= G. Abent. I, 222, 404 *er wart gewe-schen und getwagen von râme und ouch von schimele*); dazu die beispiele von *twahen einem* bei Schmeller-Frommann II, 1175. Denselben sinn hat der dativ bei den folgenden zeitwörtern *binden* und *straelen,* eines zusatzes wie *hâr* bedurfte es hier nicht; vgl. über *binden* Mhd. wörterb. I, 129[b]; über *straelen* Martina 181, 60 fg. *âne twahen er im strâlte Ze berge ûf der unguoter, Alsam ein stiefmuoter Straelt ir stiefkinde, Des* (hs. *der*) *siu ze ingesinde Zaller zît verdriuzet;* Alemannia 10, 76 *sy strêlt oder zwahet im* und die beispiele aus H. Sachs bei Schmeller-Frommann II, 813. Entstelt ist endlich noch *plaicher,* wofür *plaich* gelesen werden muss.

Von offenbaren fehlern, die der schreiber verschuldet, habe ich noch folgende in dem texte wahrgenommen:

29, 22 *idoch so ne wil er durch sine guet sine liute troesten;* hier war *ne* zu tilgen.

40, 7 *er gesenft iu aller iuwer arbeit;* lies *alle* für *aller,* vgl. 42, 6 *jâ wil ich iu iuwer arbeit unde iuwer burde gesenften.*

49, 2 *nain diu, sprach er, daz soltu mir glouben;* man erwartet *nain du* für *n. diu;* oder hat sich die z. b. in dem St. Trudberter Hohenliede so häufig auftretende form *diu* = *du* hier erhalten? vgl. Germania 9, 360.

52, 24 *daz sage ich iu daz urchúnde,* gemeint ist *da zur chunde;* misverstanden hat wol auch das in der vorlage stehende *daz* der schreiber von 199, 13: *sô warf si — — die scame da ruche,* wo wol ursprünglich *daz ruche* stand für *da zeruche;* vgl. Walther 141, 14 *schame hin ze rügge legen* und Frauenlob spr. 216, 8 *dâ sich dîn schande ze rucke leget.*

7 *der stap der da durre ierloubt unde gruonte* ist unverständlich; viel-
dürrer loubte; stark flektiert in der apposition ist das adjektiv z. b.

90, 9 *der von der strâze muoder chomen ist;* 20, 17 *gienger lebentiger in daz grap;* 108, 10 *ob er nu milter unde diumuetiger von iu gescheiden sî;* 234, 17.

54, 25 *mit der guoten werchen*, l. *den* für *der.*

101, 21 *uf die er den heiligen touf und den heiligen glouben gelert hat;* l. *geleit* für *gelert* wie 117, 1.

117, 5 *sin chüneglich hantgemalen an den menschen legen;* l. *hantgemale* wie 116, 22 und 117, 1.

132, 38 *daz si des gots riches umbe verstozen werdent;* l. *da* für *daz.*

133, 31 *wan zuo der werlt dienst da ne treibt iuch non entstarct iuch niemen zuo;* in der hdschr. *traib* und *sterct;* darnach hätte man entweder das präteritum *traib* und *starct* oder das präsens *traibt* und *sterct* zu setzen. Ein sw. v. *treiben* lässt sich aus dem J. Titurel 3633, 4 (*der sich mit ellen dar niht treibet: weibet*) und aus der Krone 5930 nachweisen, vgl. auch Graff V, 488 und Lexer s. v. *durchtreiben.* Indessen zwei zeilen weiter heisst es in den vorliegenden predigten *daz trib iuch unde sterch iuch zuo dem gotes dienst.* Daher wol auch vorher *tribt* statt *traib* zu lesen. In der vorlage des schreibens stand wol *trib iuch noch ensterct iuch,* das *t* gespart wie 41, 25 *erzaig unde eroffent hat* und in den zu 159, 21 angezogenen stellen.

142, 3 *daz ir wolte,* l. *woltet.* — 146, 33 *die sich ir sunden da niene hellent,* l. *helent.* — 148, 32 *des sult ir im alles gehorsam,* l. *gehorsamen.* — 151, 20 *do sprache si do, ez ware von ir schulden niht daz si poslichen taeten,* l. *sprachen* statt *sprach.*

159, 21 *der selbe sin der ist nu leider vil harte eralten unde ervernt in den alten sunden;* gemeint ist hier *eraltent,* wie in den Predd. II, 4, 25; 9, 23 und 27; Windberger Ps. 17, 51 *sune die fromiden eraltent sint* (so nach Wallburg) und Ps. 31, 3 *sint eraltenet* (*inveteraverunt*). Auch 181, 22 *gevesten unde gesterchet.* vom herausgeber in *gevestent* gebessert; 185, 39 *lob unde êrt in,* ebenfals vom herausgeber *lobt* für *lob* geändert; aber auch 239, 10 bedürfte der besserung: *swem got swer diu werlt ahte durch daz gotes rehte unde iuch schiltet,* l. *âhtet,* und ebenso 248, 26 *von der wilden haidinschefte erroute unde bechert,* l. *erroutet.* Der schreiber hat in diesen fällen ein *t* am ende des ersten verbums gespart wie in den zu 133, 31 vermerkten beispielen.

161, 32 *ir sult iu dar zuo gemuzegen;* der dativ *iu* statt *iuch* (vgl. dagegen 255, 3 und 32) ist hier ebenso unhaltbar wie bei *manen* 54, 16; 52, 9 und 110, 30, obwol bei lezterem dieser casus einmal nachgewiesen ist von Kinzel zu Lamprecht 3846. Vgl. Weinhold, Mhd. gr. § 474.

162, 3 *nu ist aver ir ubel so groz, daz ir ofte daz gotes dienste von ir âsalofte versumen muzet:* was heisst hier *âsalofte?* ist es eine zusammensetzung wie *brûtloft, hintloft?* Die auffallende wortform ist wol, wie Bartsch bemerkte, dadurch entstanden, dass *ofte* vom schreiber zweimal gesezt ist; *âsal* könte aus *âgezzel* = *oblivio* entstanden sein; vgl. darüber noch Windb. Ps. s. 28, 117, 627 und J. Haupt, Über das md. arzneibuch des Meister Bartholomaeus s. 11 (459) *von der achzzel* (l. *âgezzel*); Schmeller-Fromm. I, 947. Aber auch an das ahd. *âzzali, edacitas* bei Graff I, 529 könte man denken.

167, 9 *an der selbe wile,* l. *selben* für *selbe.* — 181, 22 *da zuo so hat im allez gevestent unde gesterchet diu wirme unde daz fiuer;* l. *in* für *im.*

184, 6 *der selben zaichen unde der selben vraisen der ist iu nu wol so vil chomen;* im vorhergehenden ist von *vorboten* und *vorraisen* die rede; für *vraisen*

et die handschrift *raisen;* daher liegt es wol näher *vorraisen* dafür zu vermuten. :h auf s. 209, 33 steht *ain vorbot unde ain raise* in der hdschr. statt *vorraise.*

192, 22 *vor dem heilige Christo,* l. *vor dem heiligen Chr.* — 212, 23 *die* *it alle der heiligen gots man,* l. *heilige* für *heiligen,* wie bei Schmidt s. 9.

208, 29 *deste grozer tugende unde deste grozer erlist,* l. *deste grôzerer list;* :h 152, 28 ist zu schreiben *grozerer êrn* statt *grozer êrn.*

42, 24 *wan si negewinnent umbe daz gewette alle niht,* l. *umbe daz daz* *cette;* vgl. damit das Regensbburger bruchstück.

59, 2 *diu iuwer eigen unde ir sun:* hier steht *diu* (dienerin) nach *eigen,* › das Regensb. fragment lehrt, oder es ist *iuwer eigen diu* für *diu iuwer eigen* lesen; auch 31, 28 war *diu* vom schreiber ausgelassen.

80, 8 *der sin erwelt junger an im gezwivelt, daz ir von sim unglouben* *taeteget unde gevestent werdent an dem h. glouben;* diesen worten lässt sich nur sinn abgewinnen, wenn man mit dem Regensb. bruchstück liest *daz er — — wurde* *daz ir — — werdent.*

29, 8 *daz du niummer deheinen zwivel dar an habest, unser herre der* *'e sinen liuten ze helfe chomen;* in der hdschr. aber steht *unser herren;* diese ›chreibung führt darauf, dass in der vorlage des schreibers stand *unser herre* *› welle* wie es die regel erheischt nach Paul, Mhd. gr. § 339. Der schreiber e das enklitishe *en* aus versehen an *herre* statt an *der.*

105, 28 *nach grozer aerbeit unde nach grozem dienst da gehort och groziu* *ce unde grozez lon wol billich nach.* Dem zusammenhange nach muss es hier *ce* heissen für *riuwe.*

132, 33 *die des waent daz si da mit behalten sin, ob et si die grozen gebot* *e die grozen sculde vermiden;* nach *gebot* ist wol *behalten* (oder *gehalten*) ausllen; der schreiber konte durch das in der nähe stehende *behalten* dazu verleisein.

139, 6 fg. *getuont ouch si wider unsers herren hulden iht, die iwerm lerere,* *'han ouch si sin vil wol gezuhtigen;* für *iwerm* l. *iwern; si* vor *sîn* ist zutat herausgebers, wobei aber *sîn* unverständlich bleibt; ich vermute dass *liute* nach ausgefallen ist, vgl. 138, 34—35.

147, 31 *unze er sich mit aime umbehange gehangen muost,* l. *behangen* für *ıngen.*

149, 38 *sin vinger da er den mennisken mit beruhte,* l. *beruorte* für *beruhte* z. 6.

154, 28 *diu sele diu samnet diu liut elliu also ze samne, daz si werdent* *lip, wan si gibt dem ougen daz gesehene unde dem oren daz geborde;* l. *lit* *liut,* vgl. z. 30.

173, 38 *daz er er iwer herze erfulle:* ein *er* ist zu streichen; ebenso ein *ir* :74, 15—16.

186, 9 *do west daz der gots trut* (= Johannes) *wol, daz im diu vancnusse* *:e dem lîbe und hinze dem tode erleit was;* für *erleit,* das hier keinen passensinn gibt, lässt sich *erteilt* vermuten.

212, 9 *wan do unserm herren — — sin heiligez opher — — amphanclich* › *daz erzait unde eroffent er — — da mit:* l. *daz* für *do* wie bei Schmidt 29.

238, 11 *daz nie der ist beliben deheiner slahte stoube:* l. *niender* statt *nie* — 244, 32 *Thoma, nu dû also du da gesprochen hast:* l. *nu tû* für *nu dû.* —

246, 29 *da von si so ere habent, daz si* usw.: nach *so* ist ein wort wie *getân* oder *grôz* ausgefallen.

251, 41 *an iuwern letzten:* hier ist *zîten* vom schreiber ausgelassen, wie man aus 38, 31 ersieht.

In der predigt nr. 110, welche *von den bîhtaern* überschrieben ist, zieht der prediger die stelle von der speisung der 5000 heran und spricht dann von der speise der auf die welt gerichteten und von der speise der auf den himmel gerichteten seelen. Dann fährt er 355, 1 fort: *daz sint zwarc die grozen chorbe unde die manigen cleinen undertracht der geistlichen spise, da diu gots liute mit gefuort werdent an der sele, die sich zuo dem gots dieniste unde zuo dem gots vire da gemuzeget habent.* In den zusammenhang will sich *zuo dem gots vire* nicht schicken, es muss wol heissen *zuo der gots vuore.* Auch das folgende ist falsch überliefert: *nostra autem conversatio in celis est. Diu geistliche unde diu gots vire ist daz, daz ir gemuote unde ir herze zallen citen ist mit dem alm. got unde da ze siner ewigen hochciten* usw.; denn auch hier muss es wol heissen *gots vuore* für *gots vire;* derselbe fehler noch z. 29 *diu gotliche vire* und z. 32 *der heren gots viere.* In der vorlage des schreibers stand vielleicht die form *v̊re* wie im Spec. eccles. 48. Von der speise der seele (dem *spîsen* und *fuoren*) ist in diesen predigten noch die rede 60, 21 und 73, 6; von *geistlicher lîbnar* 135, 13, von *geistlicher wirtschaft* (= *spîse*) 135, 34; von der *fuore der sêle* Fundgr. I, 30, 18; von der *fuor des heiligen Christes* St. Pauler predd. 34, 19; von der *êwigen fuore* Karajans sprachd. 101, 18. Vor allem vgl. Wackern., Predd. 56, 267 fg. *diu spise daz ist daz, daz si* (= *sêle*) *an deheime dinge ûf ertrîch inheinen trôst noch inheine vroide hât, niht wan an himelschen dingen; dar an suochet si trost und wirt ouch dâ von gespîsit und gevuoret.*

Eine bequeme übersicht über den diesen predigten eigentümlichen wortschatz und ihren sprachgebrauch zu geben hat auch diesmal Schönbach unterlassen, es aber nicht in abrede gestelt, dass er noch gelegenheit haben werde näher darauf einzugehen. Ein glossar schien ihm ausser der billigen rücksicht auf die verlagsbuchhandlung schon darum nicht unbedingt notwendig, weil er die wahrnehmung machte, dass „der dem denkmal eigentümliche wortvorrat beinahe in seinem ganzen umfange dem nachtragshefte des mhd. handwörterbuches von Lexer einverleibt“ worden war. Indessen sind mir von seltenen wörtern, die bei Lexer nicht gebucht sind, doch noch folgende aufgefallen:

paere, f. 106, 8 (und 11 und 16) *der* (*stoc*) *veredelt aver sich unde misseriet also harte, daz unser herre von im an sim heren bûwe ain vil grozen schaden nam unde daz im ain vil groziu paere wart an sim himelschen wingarten. die paere die newolt idoch unser herre mit der selben slahte stocke niht wider buwen noch wider avern* usw.; *paere* = *bare, bere, bar, nuditas,* die kahle, unbepflanzte stelle im weinberge; bei Lexer nur *bar,* f. aus Roland 241, 17; vgl. ahd. *barî* in *houbitbari, calvitium;* DWb. I, 1057 s. v. *baare.*

barmherzunge, f. 238, 3: nur noch in den Trierer psalmen ed. Graff s. 313 und 569 *barmherzunge, miseratio.*

bûwewerch, n. 140, 3, landbau; nur noch im ersten bande dieser predigten 385, 30 im sinne von *ars architectoria* (nach Steinm. ztschr. 19, 206 anm.); das bei Lexer I, 404 angesezte *bûwewerc* ist druckfehler für *bûwewec.*

dietlant, n. 194, 20; 230, 14 u. 18; 245, 12 u. 21; noch in einer Münchener psalmenübersetzung des 14. jahrh. bei Khull, Beitr. 26: *patria gentium, dietlant.*

dornslêhe. f. 137, 23; DWb. II, 1300.

ebengenôxsam, adj. 171, 28.

ebenmâzunge, f. 97, 28 und 35; 163, 4.

eigensun, m. *ancillae filius*, 57, 21; vgl. *eigenwîp*, *ancilla*, 57, 14 und 23; 58, 3 (im gegensatz zum *vrîgen wîbe*).

ergranten? 157, 32 *daz si — den wâren gotes sun — — ergranten unde erstechen* (= *suffocare*) *mechten;* vgl. 158, 18 *do erstaht unde uberchom er si harte.* Man könte an *ergrannen* denken, das nur einmal überliefert ist bei Diemer, D. gedd. 15, 17 und wofür dieser *ergremen* vermutete; denn das von Lexer I, 132 angezogene beispiel aus der Martina 203, 96 ist zu streichen, es muss dort heissen *er grante.* Allein der zusammenhang erfordert hier statt des imperf. *ergranten* einen infinitiv; überdies würde *ergrannen* oder *ergremen* neben *erstecken* auch seiner bedeutung nach sich nicht recht schicken. Mit mehr wahrscheinlichkeit glaube ich daher in *ergranten* einen schreibfehler zu sehen. Ich nehme an, dass der flüchtige schreiber *g* und *t* versezt hat, dass es ursprünglich *ertrangen* (*erdrangen*) hiess = *suffocare*, was zu dem dabeistehenden synonymen *erstechen* (*erstecken*) vortreflich passen würde. Das ursprüngliche *erdrangen*, *erdrengen* scheint aber sehr früh schon an das lautlich nahe liegende *ertrenken* seine bedeutung abgegeben zu haben, welches an mehreren stellen die bedeutung von *suffocare* angenommen hat, wie man aus folgenden stellen ersieht: Fundgr. I, 93, 38 *dô die dorne ûf komen, dô irtrancheten* (ἀπέπνιξαν, *suffocaverunt* nach Lucas 8, 7) *sie den guoten sâmen;* ebenso in den vorliegenden predigten 47, 40 *den ertrankten och die dorne;* bei Grieshaber Predd. II, 52 *die dorne — — ertrancten den sâmen;* Schönbach, Predd. II, 51, 8 *die dorn machent den sâmen boes und ertrenchent in;* Schmeller-Fromm. I, 667; Graff, Sprachsch. 5, 542 *irtrancta, irtrancti, suffocati.* Daneben finde ich *erdrengen* nur niederdeutsch belegt bei Schiller-Lübben I, 716.

erscemen, swv. reflex. *sich e.* 191, 17; vgl. I, 104, 20; Frauenlob, Spr. 125, 10; Trebnitz. ps. 24, 20 = *erubescere;* H. v. Hesler, Apokal. 4916; Deut. chron. 13, 114, 14 *einen erschemen.*

verteilaere, m. 103, 18.

visk-schiflîn, n. 129, 1; vgl. Diefenbach 400[b], s. v. *oria.*

vol-êren, swv. 5, 40; so noch in der Germ. 31, 304 (289); in Lassbergs L. S. I, 570, 413.

vol-lônen, swv. 258, 15.

viwer-eiter, n. Hndschr. *viwe aiter*, 138, 39 = *viurîn aiter* 218, 16—31.

gemande, n. *admonitio*, 144, 31 *elliu mîn warnunge unde allez mîn gemande;* 156, 27 *von sîme gemande u. ouch von sîner lêre;* vgl. Windb. ps. s. 557 *vermanede*, *contemtus* = ahd. *farmanida*, *farmanidi* Graff II, 771.

gemuexegen, swv., *sich dar zuo g. daz* usw. 161, 32; 255, 32; vgl. Wackernagel, D. predd. s. 281, 19; *sich gem. von allen unmuoxen* im St. Trudb. Hohenlied 108, 25.

genôxsamen, swv. refl. *sich g.* 4, 25; 12, 14; 76, 36; 102, 4 u. 16: 116, 42; 206, 16; 246, 22; bei Lexer unbelegt.

gigirsch, adj. 54, 31 *alle gigirschiu* (Regensb. hdschr. *girskiu*) *liute;* 155, 25 *dem gigirschen man;* vgl. *gegirn* bei Lexer I, 782; *gigirdo*, *gigiridi* bei Graff IV, [illegible] *ge* bei Schönbach, Predd. I, 3, 11.

[illegible] f. 23, 29 var. 71, 25; 155, 17—22.

[illegible] f. *diu hêre g.* 161, 12.

hêrsal, m. 100, 2 (vgl. 100, 37).

hêrsedel, m. = *hêrstuol*, 103, 5 u. 7 u. 25; 155, 32.

heimladunge, 213, 22 u. 25.

hinnebedes? adv. 129, 20 *Petre, du solt nû hinnebedes ain viskêr sîn ze liute.* Die seltene form könte man zurückführen auf *hin-abe-des* = von jezt ab, hinfort, vgl. *after-des, innen-des;* in diesem sinne steht *hin abe* im Moritz v. Craûn 695; Mauritius u. Beamunt in v. d. H. Germania 9, 111 (459); wahrscheinlicher aber hat man an *hinne-bî-des* zu denken, vgl. *bî daz* (und *bî diu*) bei Graff III, 12; Fundgr. II, 34, 12; 41, 26; dafür *pedes* bei Diemer, D. gedd. 341, 26; und *hinnan bi des* = *a modo,* aus Notkers psalmen 67, 25 von Graff l. l. angeführt.

horwelîn, n. „limus terrae", „erdenkloss", 216, 29; 217, 6.

lantsîte, f. 98, 37.

leigelîch, adj. *laicus*, 61, 20; 255, 30; noch in Aristotilis Heimlichkeit ed. Toischer 1824 *leiliche wort;* ahd. *leiclîh*, Graff II, 152.

mirrensmac, m. 93, 12; noch bei J. Haupt, Bruder Philipps Marienleben s. 57, 177 *mirresmac.*

nedehein = *niedehein*, *nehein* 100, 16 und 27.

pfaffensamenunge, f. 208, 33.

reismantel, m. *sagum*, 239, 37.

riusaerinne, f. = *riuwesaerinne*, 198, 35; noch in der busse Adams und Evas ed. Fischer in der Germ. 22, 249 nach einer variante *rewserin* statt *riuwerin*; Ztschr. f. d. a. 20, 160 *reusarin.*

sâmbalde, adv. = *sân balde*, 50, 38; 75, 29; 93, 11; 99, 11 u. 15; 111, 3[illegible] 112, 33; 155, 16; 159, 40; 179, 27; 191, 16.

scefstiuraere, m. 252, 30 u. 24.

toufbotege, swf. *lavatorium, mare fusile,* das „eherne meer", 98, 38; 99, 1 [illegible] *ein êriniu toufb.* 100, 35; 101, 16 u. 18.

unanesihtic, adj. 223, 31; 224, 13 u. 19—24.

ungewislichen, adv. 43, 14 u. 19 *vil u. loufen* = *in incertum currere.*

wênigî, f. *parva statura*, 95, 22; 96, 6; noch bei Graff I, 891.

zuowceten, swv. *accedere*, 123, 22; 124, 22 *ih hân zehen ohsen gekouft, der muoz ich zuo weten unde muoz die bewarn* = Lucas 14, 19 *juga boum emi quin[illegible] que et eo probare illa;* vgl. Mhd. wörterb. III, 535ᵃ, 41.

Einen ganz aussergewöhnlichen fleiss hat der herausgeber wider verwant au[illegible] die dem texte angefügten bemerkungen, in welchen auf s. 271—421 nicht nur di[illegible] laufenden biblischen citate nachgewiesen, sondern auch die verborgensten quellen au[illegible] den kirchenschriftstellern zu tage gefördert werden. Das verzeichnis der 19 kirche[illegible] väter, bei denen er nach s. 446 auf der suche gewesen ist, gibt allein schon e[illegible] beredtes zeugnis von den unsäglichen schwierigkeiten und mühsalen, die der une[illegible] müdliche forscher auf weitestem und entlegenstem gebiete hier zu überwinden hatt[illegible] Und wenn auch für die sprachliche seite der altd. predigten zunächst nur wen[illegible] damit gewonnen worden ist, für die entstehung derselben und ihre geschichte, beso[illegible] ders auch für die dogmengeschichte bleiben diese untersuchungen Schönbachs ei[illegible] unschätzbarer gewinn.

ZEITZ, DECEMBER 1891. FEDOR BECH.

Unsere höfischen epen und ihre quellen. Von dr. **Placid Genelin.** Innsbruck, H. Schwick. 1891. I, 115 s. 1,50 m.

Von der vorliegenden abhandlung muss leider ausgesagt werden, dass sie die wissenschaft nicht fördert, wol aber in manchen stücken hinter der zeit zurückbleibt, und mit einer sorglosigkeit geschrieben ist, der man glücklicher weise auch in anfängerarbeiten nicht alzuhäufig begegnet. Vielleicht, wenn der verfasser sich darauf beschränkt hätte, einen unser höfischen romane mit seiner quelle zu vergleichen, wäre es ihm an der hand eines kundigen führers gelungen ein bescheidenes ziel zu erreichen. Nun er aber die gesamtheit unserer höfischen romane mit den zu grunde liegenden darstellungen behandeln will, hat er nur eine illustration zu dem französischen sprichwort geliefert: *Qui trop embrasse, mal étreint.*

Von den bekantern romanen scheint in der darstellung keiner zu fehlen. Einiges was nur in bruchstücken erhalten (die niederrheinische schlacht von Aleschanz, Klīes, Girart de Roussillon) oder nur durch anspielungen bekant ist (Segramors), ist unerwähnt geblieben. Was besprochen wird, findet sehr ungleiche beachtung: dem Parzival sind 35 seiten gewidmet (s. 46—81); Wigalois wird mit 2 zeilen abgetan (s. 45). Das meiste ist aus litteraturgeschichten oder bekanten specialuntersuchungen compiliert. Einiges beruht auf eignem lesen, doch ohne nutzen für die sache. Oft ist minderwertige litteratur herangezogen und wichtiges bei seite gelassen. Zum Willehalm wird das buch von San Marte (Quedlinburg 1871) nicht benuzt. Von Gaston Paris sind weder die aufsätze in der Histoire littéraire bd. XXX noch die Littérature française au moyen âge (2. aufl. 1890) verwertet. Der ursprung der Arthursage wird dargelegt, aber ohne kentnis von Zimmers und W. Försters einschneidenden arbeiten.

Minder verzeihlich als diese unkentnis einschlägiger litteratur scheint mir die nachlässigkeit, in der ausdruck und inhalt dem leser vorgeführt werden. Gleich auf der ersten seite ist von Robert Wace die rede. Das misverständnis, dem dieser vorname entstamt, scheint unausrotbar zu sein; er muss wie die seeschlange immer von neuem auftauchen. — Auf s. 9 heisst es: „man war [in Nordfrankreich] begierig nach dem *gai savoir,* worunter man namentlich jene romantischen erzählungen, epen und lieder verstand, welche der wirklichen ritterlichen welt eine phantastische ... entgegensezten“. Der ausdruck *gai saber* wurde im 14. jahrhundert von den provenzalischen meistersängern aufgebracht. Fragen wir lieber nicht was er zu einer zeit und in einem land bedeutete, wo man ihn nicht kante. Auf s. 10 wird „der berühmte bischof Wiston“ genant; in der tat hiess er Wulfstan oder Wulstan. Nach s. 11 berief Heinrichs I. gemahlin Alix von Brabant im jahre 1122 nordfranzösische dichter nach England. Man wüsste gern, woher der verfasser dieses weiss; doch wird es wol aus der luft gegriffen oder aus einer trüben quelle geschöpft sein. Nach s. 12 dichtete Christian von Troyes für Marie de Champagne, die gemahlin Balduins, des spätern kaisers von Constantinopel. Indessen weiss man längst, dass er der mutter, nicht der tochter nahe stand.

Vorstehendes ist den ersten fünf seiten entnommen (die abhandlung begint auf s. 7). Aus dem folgenden erwähne ich *liasse* für *laisse* s. 19; Willehalm stirbt 862 (s. 30); die mutter Percevals heisst Cammuelles, obgleich der verfasser die änderung Bartschens kent (s. 59 fg.); Feirefiz komt „zweifellos aus *fier* und *fils*“ (s. 65); die Tristansage scheint zuerst von den französischen spielleuten ausgebildet worden
88; der pfaffe Lamprecht schrieb sein gedicht im lezten drittel des 12. jahr-
05.

Das falschschreiben von eigennamen gehört zu den liebhabereien des verfassers. Hier nur einiges: *Potevin* s. 1. 11. 12, *Théodor* [sic] *de la Villemarque* s. [illegible] *Lachman* s. 19, *lady Quest* s. 44, *Simrok* s. 63, *Rehaghel* ebd., *Avenar le* [illegible] s. 100; drei entstelte namen stehen in einer zeile s. 98 anm. 2.

Von citaten nur eine probe: am ende von s. 103 wird vom verfasser auf seine eigene schrift s. 58 anm. 2 verwiesen; das citat ist falsch, es scheint s. 98 anm. 4 gemeint zu sein.

Schliesslich nehme ich Wolfram gegen die anschuldigung in schutz, er habe aus *à termes* irtümlich einen eigennamen gebildet (die ausgabe der Bataille d'Aliscans von Guessard schreibt richtig *à Termes* s. 25), und protestiere gegen die behauptung (auf s. 38), ich hätte für Ulrich von dem Türlin eine französische quelle angenommen.

HALLE. HERMANN SUCHIER.

Die deutsch-französische sprachgrenze in der Schweiz. Von dr. **J. Zimmerli.** I. teil: Die sprachgrenze im Jura. Nebst einer karte. Basel, Georg. 18[9]1. IX, 80 s. 8. 16 tafeln, 1 karte. 3 m.

Nachdem Konstant This auf grund persönlicher forschungen die deutsch-französische sprachgrenze erst in Lothringen (1886), dann im Elsass (1888) bis an die Schweizer grenze verfolgt hat, nimt nunmehr Zimmerli den faden auf und spint ihn von da weiter durch den Schweizer Jura bis zum Neuenburger see. Zimmerli hat sich auch in der einrichtung seiner arbeit an seinen vorgänger angeschlossen, was nur zu billigen ist.

Er hat zunächst die ergebnisse der schweizerischen volkszählungen verwertet. Bekantlich zeichnen sich leztere, wie auch die belgischen, vor den volkszählungen der grössern länder dadurch aus, dass in ihnen auch die sprache der bewohner der statistischen aufnahme gewürdigt wird. Daher konte eine feststellung der sprachgrenze schon auf grund der schweizerischen statistik vorgenommen werden. Zimmerli hat diese angaben auf widerholten fusswanderungen nachgeprüft und ergänzt und überall an ort und stelle erkundigungen eingezogen, so dass seine darstellung von dem sprachlichen leben in den grenzorten ein detailliertes und zuweilen anschauliches bild gibt.

Nachdem er die einzelnen ortschaften durchgenommen hat, stelt er in einem besondern abschnitt das hin- und herwogen der bevölkerung in folge von fabrikanlagen, auswanderungen u. dgl. dar. Auf romanischem gebiet hat ein starker zuzug deutscher bevölkerung statgefunden, welche in manchen bezirken $^1/_3$—$^1/_4$ der gesamtbevölkerung ausmacht. Doch darf hieraus nicht auf eine verschiebung der sprachgrenze geschlossen werden. Denn „fragen wir nach den sprachlichen geschicken der in neuerer zeit durch einwanderung in den welschen Jura geführten deutschen bevölkerung, so lautet die auf eine grosse anzahl einzelbeobachtungen gestüzte antwort dahin: sie geht in der regel in der zweiten generation im romanentum unter, d. h. die auf welschem boden gebornen kinder deutscher eltern verstehen das deutsche noch, sprechen aber mit vorliebe französisch und werden die begründer französisch sprechender familien" (Zimmerli s. 56).

Es folgt dann ein kapitel vom häuserbau mit 9 grundrissen keltoromanischer und alemannischer (dreisässiger) häuser. Dann werden die deutschen grenzmundarten auf drei seiten kurz charakterisiert, und schliesslich die französischen patois eingehender behandelt, deren lautverhältnisse erst im algemeinen dargelegt und dann

auf 16 tafeln durch beispiele veranschaulicht werden. Eine landkarte, welche die sprachgrenze als linie — und nicht, wie man erwarten solte, als gürtel — darstelt, beschliesst das buch.

Die einzelnen tatsachen, die der verfasser anführt, wird nur der nachprüfen können, der selbst gelegenheit hat, die sprachgrenze zu besuchen. Ich möchte hier nur gegen die etymologie eines ortsnamens bedenken aussprechen, da das überlieferte material mir nicht die ansicht des verfassers zu stützen scheint. Das fast ganz französische protestantische pfardorf *Vauffelin* hat gegenwärtig zwei deutsche namen: *Füglisthal* und *Wölflingen*. Urkundlich haben wir *Walfelin* 1228, *Vallis Volucrum* um 1311, *Fuglistal* 1349. Hieraus schliesst der verfasser (s. 33): „*Wölflingen* ist jedenfals die älteste form des namens, aus welcher dann durch romanisierung *Vauffelin* hervorgieng, während *Füglisthal* lediglich die deutsche übersetzung der später von klerikern aufgebrachten bezeichnung *Vallis Volucrum* zu sein scheint". Indessen entsprechen sich *Wölflingen* und *Vauffelin* doch keineswegs volkommen; und höchst auffallend bleibt, dass die angeblich älteste form des namens erst in unserer zeit auftaucht. Mir ist daher viel wahrscheinlicher, dass der ort ursprünglich *Füglisthal* hiess, dass dies in *Val-felin (Vallis volucrum)* romanisiert wurde, und dass *Wölflingen* auf einer wilkürlichen verdeutschung des namens *Vauffelin* durch irgend einen lokalforscher beruht.

In den lautlichen angaben ist nicht alles ganz correct ausgedrückt. Intervokales *p* gibt in *sapere vu* sagt der verfasser s. 78; doch ist in *savu̦ĕ* nur *v* = *p* und *u̦ĕ* = fz. *oi* = lat. *ē*. — *ovum* hat niemals kurzes *o*, weder im lateinischen noch im älteren romanisch (s. 74). — Auch in den tabellen sind einige etymologien zu berichtigen. So ist *violetam* nicht möglich als lateinische form für das romanische *violĕt violăt* (t. XI), sondern nur *violittam*. Auch kann *ti̦ēv* (t. XV) neben *kār* nicht aus *cavcam*, sondern nur aus *cavam* entstanden sein.

Hoffentlich lässt uns der verfasser auf die versprochene fortsetzung nicht gar zu lange warten.

HALLE. HERMANN SUCHIER.

Conradi Hirsaugiensis dialogus super auctores sive didascalon. Eine litteraturgeschichte aus dem XII. jahrhundert, erstmals herausgegeben von dr. **G. Schepss.** Würzburg, A. Stuber. 1889. 84 s. 1,60 m.

Der verfasser dieser schrift ist, wie von Stölzle nachgewiesen wurde, der aus der gegend von Speier stammende Benediktinermönch Konrad von Hirschau, langjähriger leiter der klosterschule daselbst, welcher unter kaiser Konrad III. blühte und um 1150 im alter von 80 jahren gestorben ist. Der bekante abt Joh. Trithemius, dem wir die unsern autor betreffenden notizen verdanken, nent diesen einen in weltlichen und geistlichen schriften wolbewanderten philosophen, rhetor, musikverständigen und dichter, der unter dem pseudonym „Peregrinus" viele berühmte, durch klassische form ausgezeichnete lateinische werke geschrieben habe, von denen er 7 namhaft macht, darunter neben dem Didascalon auch ein lobgedicht auf den hl. Benedictus und ein musikalisches werk. Ausser diesen weiss der im jahre 1588 verstorbene abt Joh. Parsimonius von Hirschau noch einige theologische schriften Konrads zu nennen.

Das Didascalon unseres autors ist nur in einer Würzburger handschrift des [illegible]nderts erhalten und von Schepss in der vorliegenden schrift zum ersten-

mal herausgegeben worden. Nach einer einleitung über Konrads leben und werken (s. 3—18) folgt von s. 19—84 der abriss der litteraturgeschichte in form eines gesprächs zwischen lehrer und schüler. Der wesentliche inhalt des dialogs ist folgender:

Der lehrer, vom schüler gebeten, ihn in das studium der alten autoren einzuführen, sträubt sich anfangs unter hinweis auf den neid des Bavius und Maevius und die gefahren, welche die beschäftigung mit weltlicher wissenschaft mit sich bringt, erklärt sich jedoch auf widerholtes bitten des wissbegierigen bereit, ihm das wichtigste über die alten schriftsteller, wie er es selbst von anderen erfahren habe, mitzuteilen. Zunächst spricht er jedoch (meist im anschluss an Isidors origines, bezw. den auf diesen zurückgehenden, grösstenteils noch ungedruckten Theodulkommentar des Bernhardus Trajectensis aus dem ende des 11. jahrhunderts), dem wunsche des schülers entsprechend, über einige wichtige rhetorische begriffe, über die verschiedene bedeutung von liber, über den unterschied zwischen ungebundener und rhythmisch oder metrisch gebundener rede, über titel und einleitung, über die verschiedenartigen bezeichnungen für schriftsteller. Es folgen sodann belehrungen über die dichtungsarten, wobei der lehrer, wie bei den meisten übrigen erläuterungen, auch auf die worterklärung rücksicht nimt, ferner über die verschiedenen arten der argumenta, über den ordo naturalis und artificalis bei den schriftstellern und die 4 arten der explanatio, über tropologia und anagoge, sowie über die 3 stilarten. Hierauf nent er einige schriftsteller, welche in die fussstapfen älterer autoren getreten sind, spricht von den 7 punkten, welche die alten bei der erklärung von literaturwerken berücksichtigten, während die neueren deren 4 annehmen: operis materia, scribentis intentio, finalis causa et cui parti philosophiae subponatur, quod scribitur. Nachdem er sich hierüber im einzelnen ausgelassen hat, begint er mit seiner litteraturgeschichte, indem er mit den leichtesten autoren, „der milch für die säuglinge“, den anfang macht, um darauf die schwierigeren, „die feste speise der entwöhnten“, von den eben genanten 4 gesichtspunkten aus zu betrachten.

Donatus ist zwar für die unterste stufe geeignet, doch wegen seiner lehre von den 8 redeteilen von der grösten bedeutung und als das fundament für das studium der übrigen autoren zu betrachten. Er ist nicht zu verwechseln mit dem ketzer Donatus, hat lange vor Priscianus gelebt und war der lehrer des Hieronymus. Die kürzere bearbeitung seiner grammatik ist für anfänger, die ausführlichere für fortgeschrittenere geeignet; sie sind zum studium der grammatik unentbehrlich. — Wie das syllabarium auf das abecedarium so folgt auf Donatus Cato. Es lebten in Rom zu verschiedenen zeiten viele dieses namens. Da er von der person des schulschriftstellers nichts sicheres weiss, spricht er von dem inhalte seiner lehrhaften sprüche, die der schüler nicht nur lesen, sondern auch befolgen soll, denn die correctio morum ist der fructus finalis bei allen autoren. Die sprüche des Cato (von catus = ingeniosus), der seine lehren lieber in kurzen doppelversen als in langatmigen, poetischen ermahnungen vortragen wolte, sind zu den moralphilosophischen schriften zu rechnen. — „Hesopus“ gibt Konrad gelegenheit, von den fabeln überhaupt und dem unterschiede zwischen den äsopischen und den dichtungen des Terentius und Plautus zu sprechen. Als beispiel der ersteren wird die fabel vom wolf und lamm angeführt und erläutert, zum vergleiche werden stellen aus der hl. schrift herangezogen. — Der vierte schriftsteller für die untere stufe ist der fabeldichter Avianus, nach seinem prologe ein zeitgenosse des Theodosius (den Konrad augenscheinlich mit dem im folgenden genanten kaiser für identisch hält), ein nachahmer des Äsop, wie

ser des Altimon (Alcmon) Crotoniensis. Doch überragt er beide, da er ein katholischer ist und in ungebundener (vgl. Teuffel, Gesch. d. röm. litt. § 450, 5) und gebun- er rede wolerfahren ist. Von den fabeln erwähnt er die erste von der femina per-, die dem mönchischen magister die wurzel alles übels ist, und die zweite von testudo, welche er zu einer wegschnecke macht. Dann folgen nutzanwendun-. — Bevor sich nun der autor zu der lektüre für die fortgeschritteneren wendet, at er veranlassung, von den vorzügen der heiligen schriften vor den werken der dnischen schriftsteller zu sprechen, und komt dann zu Sedulius (sedulus in lit- is ewangelicis), der nach ihm in Achaia zur zeit des Valentinianus und Theodosius te. Anfangs weltlicher weisheit ergeben, hat er, um die jugend von der beschäf- ung mit den heidnischen dichtern zum studium der hl. schrift zu führen, die tlichen wunder des alten und neuen testamentes in seiner dichtung behandelt. ch sein alphabetischer hymnus auf Christus und sein in reciproken distichen abge- stes carmen werden genant. — Ihm schliesst sich der spanische presbyter Juven- s, ein zeitgenosse Constantins I., an. Dieser optimus versificator hat sein haupt- rk in engem anschluss (pene verbum ad verbum transferens) an die evangelien, sonders an Lukas, geschrieben, denn er wolte verbis simplicibus ecclesiae lactare antulos. Daher muste er auf mystische auslegungen verzichten, was ihm auch r grosse umfang des stoffes gebot. — Dem rechtgläubigen und in den schriften der väter wolbewanderten Prosper (sermone scolasticus, assertionibus subtilissimus) rdanken die tirunculi scolares eine samlung der sentenzen Augustins, die der wechselung wegen teils in prosa, teils in elegischen versen abgefasst sind. Aus dem nanten kirchenvater sind auch seine epigrammata geschöpft, doch hat er selbst ch manche exhortationes hinzugefügt. Er will den leser ermahnen, die welt zu rachten, die laster zu verabscheuen, die tugenden zu pflegen und die seligkeit zu streben. Auch seine chronik von der erschaffung des ersten menschen bis zur ein- hme Roms durch Geserich wird nebenbei erwähnt (composuisse dicitur). Er war Aquitanier und lebte zur zeit des papstes Leo, entsagte zuletzt seiner schriftstel- ischen tätigkeit, seiner gattin (vgl. Teuffel, § 460, 5) und der welt, um sich die te zeit seines lebens den werken der frömmigkeit zu widmen. — Theodolus, ein n christlicher eltern, wurde in Italien geboren und studierte in Athen. Er will den heidnischen lügen abraten und die wahrheit der hl. schrift empfehlen; daher sst er mit recht Theodolus = dei servus oder Theodorus = dei inspector. Seine oge, in der er heidnisches und christliches zusammengefügt und die lüge und die hrheit mit einander streitend dargestelt hat, aufs genaueste zu feilen, ist er durch tod verhindert worden. Dass er in dem worte secretum (in v. 320 der ekloge) erste silbe kurz braucht, darf jedoch nicht, wie einige wollen, als ein zeichen flüchtigkeit angesehen werden, vielmehr ist nach Konrads konjektur an der reffenden stelle „et Troianum lauderis scire sacratum“ (sacratum Palladis simula- m) zu lesen. „Beatus, qui non offendit in verbo“. Auf die frage des schülers, eine ekloge sei, wird ihm geantwortet, das wort bedeute caprinus sermo, entweder l die ekloge von hirten handele, wie Virgils bucolica, oder weil sie die hässlichen ter geissele, durch welche der bock sich auszeichnet. Nachdem der lehrer auseinan- gesezt hat, was man bei der lektüre der gedachten ekloge zu berücksichtigen habe, ndet er sich zu Arator. Dieser lebte zur zeit des Cassiodorus und Priscianus, and sich in dem von den Goten belagerten Rom, wurde vom papst Virgilius reit und zum subdiaconus geweiht. Seiner metrischen darstellung der actus apo- lorum schickte er zwei vorworte an Virgilius und Florianus voraus. Die dichtung

begint mit der himmelfahrt des herrn und reicht bis zum märtyrertode des Pet
und Paulus. Im widerspruche mit Eusebius lässt er ebenso wie Prudentius zwisch
der kreuzigung des ersteren und der enthauptung des lezteren ein jahr verstreich
während doch beide apostel an einem und demselben tage unter Nero das martyri
erlitten haben. Ein solcher irtum ist aber verzeihlich und nicht schwer wiegend
einem schriftsteller, der die rechte gesinnung gegen seinen schöpfer und den wah
glauben hat. — Den vorher besprochenen autoren ist Prudentius anzuschliess
welcher seinen ausgezeichneten, klaren stil seiner beschäftigung mit weltlicher
geistlicher litteratur verdankt. Er soll aus der landschaft „Traconia" stamm
welche nun wegen der schlangen unbewohnbar ist, war dreimal consul und liess
schliesslich taufen. Seine werke werden kurz aufgezählt, worauf der lehrer ausführlic
auf inhalt und tendenz seiner psychomachia eingeht, die sich in seinen händen befin
Die lebenszeit des autors hat der verfasser zwar angeben wollen; da ihm jed
augenscheinlich darüber nichts bekant war, so hat er eine lücke gelassen (wie s
ter auch bei Homer). — Dem Tullius als prosaschriftsteller ist kaum einer sei
vorgänger und nachfolger zu vergleichen. Seine werke de amicitia und de senect
sind dem Atticus gewidmet, nach welchem sich der schüler erkundigt. Nachdem
lehrer von dem freunde Ciceros und von der veranlassung zur abfassung der bei
werke gesprochen, geht er auf anordnung und inhalt der erstgenanten schrift
Dabei benuzt er die gelegenheit, von den prologen überhaupt und den 4 arten
exhortatio (ab utili, ab honesto, a possibili, a necessario) zu sprechen. Der sc
ler fragt dann nach den büchern de senectute, „de rhetorica" und dem „liber inv
tivarum" (aus s. 55, 2 fgg. kann man schliessen, dass die Catilinarischen re
gemeint sind), doch wird nur die zuerst genante schrift im folgenden besprochen, w
rend Konrad von den übrigen, sowie von den lebensumständen Ciceros ganz schwe
Mit recht scheint uns daher E. Voigt in der deutschen litt.-ztg. 1889, nr. 41 h
wie an einigen anderen orten eine lücke anzunehmen. — Sallustius, der nach K
rad zur zeit des kaisers Augustus blühte und, abgestossen von den ausschweifun
seiner jugendgenossen, sich der schriftstellerei widmete, schildert in Catilina
Jugurtha zwei bösewichte, von denen der eine innere, der andere äussere kri
erregte; sie sollen dem leser als abschreckende beispiele dienen. Der geschichte
Catilinarischen verschwörung ist ein prologus excusatorius praeter rem vorausgeschic
dessen unterschied von einem prologus ante rem dem schüler erörtert wird. —
die frage des lezteren, warum denn Boetius, von den römischen schriftstell
ingenio facundiaque illustrissimus, der nun ausführlicher behandelt wird, sein
werke de consolatione philosophiae nicht auch einen prolog vorausgeschickt ha
wird ihm erwidert, dass der titel des buches mit wenigen worten den zweck ei
solchen erfülle. Doch stehe es nicht fest, ob der titel von Boetius selbst oder
anderen herrühre. Hierauf werden die namen und titel des schriftstellers erklärt
gedeutet, der begriff philosoph definiert und der inhalt der gedachten schrift besproch
Dass sie der belege aus der hl. schrift entbehrt, ist darauf zurückzuführen, dass
verfasser die bosheit der ungläubigen (Arianer), unter denen er lebte, berücksichti
teils aber auch darauf, dass er lediglich mit vernunftgründen die weltverachtu
predigen wolte. Sein grab hat Boetius zu Pavia an der seite des hl. Augusti
gefunden, den er sich in seiner (ihm fälschlich beigelegten) schrift de sancta trinit
zum vorbilde genommen hat. — Dem Boetius reiht sich würdig Lucanus an, ü
dessen charakter und fähigkeiten Konrad sich sehr anerkennend ausspricht. Er blü
zur zeit Neros, des ramusculus antichristi, und hat dessen leben und sitten palli

litera gegeisselt. Er will durch seine geschichte des bürgerkrieges, der mehr als ein bürgerkrieg war, und dessen ursachen und verlauf kurz angegeben werden, zum frieden und zur eintracht ermahnen. — Gelegentlich der besprechung des „Oracius", der nach Konrad (quelle: Hieronymus) im 57. lebensjahre zu Rom starb, komt der lehrer auf den wert der weltlichen schriften für die studirenden überhaupt zu reden. Ihre weisheit ist keineswegs ganz zu verwerfen, doch muss man es mit ihnen halten wie mit dem dill, den man fortwirft, wenn er seine schuldigkeit als gewürz getan hat; die beschäftigung mit weltlicher wissenschaft darf nicht von den geistlichen studien abziehen. Der dichter hat sich besonderes verdienst erworben durch seine ars poetica (die ausführlicher besprochen wird), während die sermones und odae für die tirunculi eine zwar nicht unnütze, aber doch zum teil verderbliche lektüre bilden. Doch dürfen wir aus der vitiosa oratio nicht auf die sitten des autors schliessen. — Da es so viele gute bücher gibt, braucht man das gold nicht aus den unflätigen schriften Ovids herauszusuchen und sich dabei zu beschmutzen. Seine fasti, de Ponto, die (ihm fälschlich zugeschriebene) elegie de nuce und einiges andere sind erträglich, die schriften, in denen er „de amore croccitat", und einige briefe dagegen unleidlich. Besonders aber werden die metamorphosen als heidnische lügen verdamt unter hinweis auf Römer 1, 18—23. Und doch hat nach met. I, 23 der dichter eine ahnung von dem einigen schöpfer aller dinge gehabt, ohne ihm jedoch dankbarkeit zu zollen. Trotz seiner entschiedenen abweisung des heidentums hält aber Konrad für erlaubt, worte und gedanken aus heidnischen autoren in kirchlichen schriften anzuführen, denn das finden wir auch bei Moses und den propheten, ferner bei Paulus, Augustinus und Hieronymus, und die wahrheit, bei wem sie sich auch findet, stamt schliesslich von gott. — Von den übrigen 6 heidnischen schriftstellern, über welche der schüler belehrt zu werden wünscht, wird im folgenden Terentius nicht weiter berücksichtigt, so dass wir hier wohl mit Voigt a. a. o. eine lücke anzunehmen haben. — Nach wenigen worten über Juvenalis, den satyricus optimus Romanorum, spricht er kurz von Homers liber de excidio Trojae, dann von dem minor Homerus und Pindarus, der den Homer ins lateinische übersezte (vgl. Teuffel, § 308, 2), ferner von Persius, der fronte inverecunda die laster der Römer geisselte, und erläutert bei dieser gelegenheit wort und begriff satire. Es folgen dann einige bemerkungen über die Thebaïs und die Achilleïs des Statius, die von einem und demselben dichter dieses namens verfasst sind, worauf er ausführlicher und mit wärme über den lezten der von ihm behandelten autoren, Virgilius, spricht. Er ist nach dem zeugnisse Augustins ein dichter von ausserordentlicher anziehungskraft und hat, dem humilis, mediocris und grandiloquus stilus entsprechend, drei werke, die bucolica, die georgica und die Aeneïs gedichtet, welche eine integra liberalium disciplinarum notitia des verfassers verraten, der als verskünstler von niemandem übertroffen wird und sich durch die eigenart seiner darstellung auszeichnet. Darauf wird der inhalt der bucolica angegeben und bemerkt, dass sie nicht in allegorischer weise auszulegen sind. Als beispiel ist ecl. III, 90 angeführt, wo der dichter den Bavius und Maevius verspottet. Dann wird der georgica gedacht, die magna mediocris stili subtilitate geschrieben sind, und schliesslich bei der Aeneïs versbau und sprache gerühmt, auch hervorgehoben, dass kein dichter, wenn er von der wahrheit abzuweichen gezwungen gewesen, officialius et curialius gefabelt habe. Nachdem Konrad den geburts- und sterbeort Virgils, sowie seine grabschrift angegeben hat, gedenkt er schliesslich noch der herausgabe der Aeneïs nach dem tode des verfassers durch Varius und Tucca.

Hiermit ist der kreis der s. 67, 33 genanten autoren geschlossen und offenbar der kursus der litteraturgeschichte zu ende geführt. Der übergang zu dem folgenden, einer belehrung über die artes liberales und die drei teile der philosophie, welche widerum besonders aus Isidor geschöpft ist, ist allerdings sehr gewaltsam und entspricht nicht der bisherigsn darstellungsweise; daher haben wir wol auch hier eine lücke anzunehmen. Die schrift zerfält somit in zwei teile, einen algemeinen, anfang und schluss, und einen besonderen, welcher die einzelnen schriftsteller behandelt, und darauf könte vielleicht die angabe des Parsimonius (s. 6) sich beziehen, dass das Didascalon zwei bücher umfasse.

Der sprache Konrads rühmt Trithemius eine ornata sententiarum dispositio et venusti sermonis cultura nach, ja er spricht lobrednerisch von einer Tulliana eloquentia derselben. Allerdings „steht sie in woltuendem gegensatze zu so manchem öden machwerke jener zeit und entbehrt nicht einer gewissen frische und freundlichen wärme“, doch finden sich verstösse gegen die grammatik, wie sie das mittelalterliche latein aufzuweisen pflegt, und die ausdrucksweise ist mitunter etwas weitschweifig. Auch fallen öfters widerholungen auf; allein wir haben an die schrift als an ein lehrbuch nicht lediglich den ästhetischen massstab zu legen, und wenn wir uns den alten magister im kreise seiner schüler denken, wie er nach dem grundsatze „repetitio est mater studiorum“ seinen lehrstoff behandelt, so werden wir diese umschreibenden erklärungen wol am platze finden.

Die quellen, aus denen Konrad schöpfte, sind besonders sogenante accessushandschriften, Isidor, Bernhardus Trajectensis, Augustinus, Hieronymus, Boetius, Servius, Alkuin, Rhabanus Maurus, Abälard und des verfassers lehrer Wilhelm, deren benutzung unter dem in sorgfältiger und schonender weise verbesserten texte ausführlich nachgewiesen zu haben, ein besonderes verdienst des herausgebers ist. Trotz der benutzung dieser zahlreichen quellen ist die arbeit jedoch keineswegs eine blosse kompilation, sondern zeugt von umfassenden studien und selbständigem urteile des verfassers. Dabei ist vor allem hervorzuheben, wie er, im gegensatz zu dem grossen Alkuin, der im alter das studium des einst so geliebten Virgil als gefahrbringend verdamte, trotz seines bestimt ausgesprochenen kirchlichen standpunktes sich der heidnischen litteratur gegenüber nicht ablehnend verhält, neben entschiedener verwerfung Ovidianischer schriften anderen schriftstellern, besonders Virgil seine anerkennung nicht versagt und der wahrheit, wo sie sich auch findet, göttlichen ursprung zuerkent.

Was seinen pädagogischen standpunkt betrift, so ist dem mittelalterlichen schulmeister die bedeutung der lateinischen klassiker für die formale bildung noch verschleiert. Auch sollen sie seiner meinung nach nicht um ihrer selbst willen studiert werden, vielmehr sind sie ihm nur mittel zum zwecke. Sie sollen zum studium der geistlichen schriften geschickter machen und deren zweck, abscheu vor den lastern und lust zu den tugenden zu erwecken, erfüllen helfen.

Die art und weise, wie Konrad seinen lehrstoff behandelt hat, verdient alles lob. Um nicht zu ermüden, hat er die theoretischen erörterungen teils vor, teils hinter die eigentliche litteraturgeschichte gestelt und bei der besprechung der einzelnen dichter und deren werke an passender stelle weitere belehrungen über rhetorische, philosophische und religiöse fragen eingestreut. Die zu behandelnden autoren hat er, dem standpunkte der schüler entsprechend vom leichteren zum schwereren fortschreitend, in drei gruppen geteilt und die einzelnen nach den genanten 4 gesichtspunkten, doch in abwechselnder reihenfolge und mit verschiedener ausführlichkeit behandelt,

auch die verbindung zwischen den einzelnen abteilungen durch immer wechselnde, meist durch fragen des schülers gebildete übergänge in geschickter weise herzustellen verstanden.

So bildet denn dieser vom verleger sehr hübsch ausgestattete katechismus der litteraturgeschichte einen wertvollen beitrag zur geschichte des gelehrten unterrichtes in den klosterschulen des mittelalters, und wir sind dem sachkundigen herausgeber für seine fleissige arbeit zu grossem danke verpflichtet.

WEIMAR, IM DECEMBER 1890. HERMANN ALTHOF.

Venus-gärtlein. Ein liederbuch des XVII. jahrhunderts. Nach dem drucke von 1656 herausgegeben von **Max** freiherrn von **Waldberg.** (Braunes neudrucke nr. 86—89). Halle, Max Niemeyer. 1890. XLVI u. 220 s. 2,40 m.

Trotz des erfolgreichen eifers, mit dem in Deutschland das sammeln und sichten der spuren volkstümlicher lyrik betrieben worden ist und betrieben wird, fehlt es doch bis jezt volständig an einer klaren einsicht über die entwicklung des deutschen volksliedes seit den dreissiger jahren des siebzehnten jahrhunderts. Diese tatsache erklärt sich einmal daraus, dass, wenn auch von den heute noch im volke gesungenen und in zahlreichen samlungen vorliegenden liedern viele, ja die meisten dem ausgang des 17. oder dem beginn des 18. jahrhunderts ihre entstehung verdanken, doch naturgemäss nur wenige leser oder hörer die zeit ihres ursprunges sofort richtig zu bestimmen wissen. Andererseits sind die gedruckten und handschriftlichen liedersamlungen und einzeldrucke von der zweiten hälfte des 17. jahrhunderts an schwer zugänglich und nur wenigen bekant, und von neueren samlungen der volkslieder des 17. und 18. jahrhunderts ist, genau genommen, nur eine zu verzeichnen. Man kann es daher nur als wünschenswert bezeichnen, wenn zunächst die liedersamlungen dieser periode wider leicht zugänglich gemacht werden, und muss mit dank die erneuerung eines für die geschichte des deutschen volksgesanges wichtigen liederbuches entgegennehmen, welche M. von Waldberg in dem vorliegenden neudruck unternommen hat.

Das Venusgärtlein, von welchem noch drei ausgaben aus den jahren 1656, 1659 und 1661 vorhanden sind, gibt uns eine ungefähre vorstellung von dem, was um die mitte des 17. jahrhunderts in den breiten schichten des volkes gesungen worden ist, und zeigt uns, welche lieder algemeiner beliebtheit sich erfreuten. Es enthält einige ältere volkslieder, sehr viele geselschaftslieder und ebenfals sehr viele erzeugnisse der kunstlyrik des 17. jahrhunderts. Die leztgenanten hat der herausgeber alle nachgewiesen, für die anderen lieder mögen hier noch einige nachweise die einleitenden bemerkungen des herausgebers ergänzen.

Nr. 50. S. 65. Wir zweene sind hie alleine in einem fl. bl. von 1616: Drey Schöne Newe Lieder. Das Erste. Wir Zwey sind hie allein, niemand kan vns sehen, etc. In seiner eigen Melodie. Das Ander. Mütterlein, was soll ich thun? Michelein vnsers Nachbarn Sohn, schmatzt mich, etc. Das Dritte. Der Liebste mein hat mich verlassen, die (sic!) mich hat zum fall gebracht. Gedruckt Im Jahr 1616. (Königl. bibl. zu Berlin, Ye 1241.)

[illegible] strophenzahl übereinstimmend. Ich verzeichne die wichtigsten varian-[illegible]ey sind hie allein. II. 2. mit euch zu machen ein red. II. 3. [illegible]n, vnd den (denn). IV. 1. Nun solt jhr drinnen wachen.

IV. 4. hey hey seyd zufrinen. IV. 7. dz bitt ich euch mein allerliebst Liebelein. V. 1. Warumb dürfft jr diß. V. 6 und 7. bleib stan, bleib stan, bleib stan, schöns Lieb ich hab zur stund mit euch gethan. VI. 1. Ach was sol das gesein. 2. jr thut mir so grosse pein. 3 u. fg. mir. VII. 1 u. 2. Anders nichts Venus Kind, als was ewer Mutter benimpt. 6. u. 7. aber acht, gute nacht, ade schöns Lieb halt mich in ewer gedacht.

Nr. 53, s. 68. Kehr vmb mein Seel, vnd trawre nicht. Ich vermag von diesem liede nur einen späteren druck aus dem jahre 1684 nachzuweisen, der aber wahrscheinlich ein älteres fliegendes blatt nachdruckt: Vier schöne neue lieder. (Hierauf folgen die anfänge.) Getruckt im Jahr, 1684. (Königl. bibl. zu Berlin, Ye 5706.) Der druck ist deshalb von so hohem interesse, weil wir aus ihm erfahren, auf welches ereignis sich unser lied bezieht. Das erste: Ein gar trauriges Lied, Von einem Studenten, welcher im Jahre 1608. zu Frankfurt an der Oder sich mit einer Jungfrau verehelichet, und vor der Hochzeit in seine Heimaht gezogen, sein Heurahtgut zu hollen, und also ein wenig über die zeit außgebliben, also hat die Braut (auß zwang ihrer Eltern) einen, welcher reicher gewesen ist, nemmen müssen, als aber der erste wider kommen und erfahren, daß die Braut einen anderen verheurahtet. Als hat er dises lied gemacht, und Abends vor ihrer Thür gesungen und letstlich sich erstochen. Allen Venus Kinderen zur wahrnung fürgestelt, und in der Melodey: Nun laßt uns den Leib begraben, usw.

Dieser druck des liedes stimt mit dem Venusgärtlein nur im algemeinen überein, im einzelnen finden sich in jeder zeile varianten. Da das lied indessen im Vg 56, im fl. bl. 53 strophen umfasst, so müssen wir es uns versagen, die sämtlichen abweichungen aufzuzählen. Die strophen sind in dem einzeldruck an mehreren stellen anders angeordnet als im Venusgärtlein. Str. 11, 28, 31, 51 und 54 finden sich nicht in dem fliegenden blatt, dagegen haben wir in dem einzeldruck zwei strophen, welche in dem Venusgärtlein nicht enthalten sind. Und zwar nach str. 17 im Vg. folgendes:

Sag nun herzallerliebste mein,
Heißt das nicht recht geliebet seyn?
Weil durch die Lieb mein Leib und Leben
Wird schändtlich in den Tod gegeben.

Ferner nach str. 47 des Vg:

Und wenn dich dünkt für über seyn,
Die trübe Wolk, all Qual und Pein,
Was du zuvor im Spiegel gsehn,
Wird erst mit rechtem Ernst angehen.

Als zweites lied gibt der einzeldruck eine antwort des mädchens, um dessen willen sich der verfasser unsres gedichtes den tod gegeben haben soll. (Das Ander: Ist die Antwort der Personen, um welcher willen sich der Student erstochen: Im Thon, Ach, daß ich könt von herzen singen, usw.) Das lied erscheint mir merkwürdig genug, um es hier mitzuteilen.

Ach höret zu mit klagen,
Ihr Jüngling und Jungfräulein,
Was ich euch jez wil sagen,
In disem Liedelein,
Werd ohn zweiffel gehört han,
Das Lied von einem Studenten.
Der ihm selbs Leid anthu

2. Wegen das sich vermählet,
Sein allerliebstes Lieb,
Und ein ander erwehlet,
Weil er so lang außblib,
Das bracht ihn in so grosse noht,
Daß er sich selbs erstochen,
Ja ganz verwundt in Tod.

3. Bin ich doch nicht gewesen,
Die Ursach nur allein,
Hat drum noch nicht vergessen,
Der Treu und Liebe sein,
Die Ursach war, weil mir zukam,
Ein falscher Brief, drauf[1] stunde,
Sein Pittschaft und sein Nam[2].

4. Darinnen war zu lesen,
Ich solt hinfort nunmehr,
Seiner gänzlich vergessen,
Er käm doch nimmer her,
Er het sein Lieb gesezet[3] nun
Auf eine die ihm lieber,
Als aller Welt Reichthum.

5. Als ich den Brief gelesen,
Mit schrecken und grossem Leid,
Wurd mir mein Herz besessen
Mit eitel Traurigkeit,
Mein Herz stets seufzt und klaget sehr,
Ach du Liebster auf Erden,
Seh ich dich nimmermehr.

6. Der Brief hat mich betrogen,
Und ihn gebracht in Tod,
War falsch und alles erlogen,
O weh des Jammers und Noht,
Den Brief doch nur geschrieben hat,
Ein falsches Herz und Hande,
Und mich abwendig gemacht.

7. Drauf hab ich mich vermählet,
Ein ganzes Jahr hernach,
Und mir zum Trost erwehlet,
Dem ich vertraut mein klag,
Mein nicht anderst dann alles wahr,
Was mir ward zugeschriben,
War seine Meynung gar.

8. Da er doch oft geschriben,
Ich solt beständig seyn,

Namen. 3) Text: gesezt.

Aber wo sind geblieben,
Dieselbig Briefelein,
Keinen ich nie empfangen hab,
Bezeug ich mit Mund und Herzen,
Bis in mein traurigs Grab.

9. Wie wahr du nun gesungen,
O du mein treuster Hort,
Freilich werd ich verdrungen,
Von eim zum andern Ohrt,
Dein Geist der thut mich quelen sehr,
Daß ich kein Rast noch Ruhe,
Kan haben nimmermehr.

10. Ich schlaffe oder wache,
So komst mir zu Gesicht,
Dein jähmerliche Klage,
Hat kein aufhören nicht,
Dein bleicher Mund, dein töttlich Wund,
Zeigst mir zu allen Zeiten,
Wann dann erst komt die Stund.

11. Daß ich von hin sol scheiden,
Hast du gesungen mir,
Da muß ich erst dann leiden,
Was nicht geschehen hier,
Sol ich dann haben gar kein ruh,
Das muß ja Gott erbarmen,
Das klag ich immer zu.

12. Mein ist doch nicht alleine,
Die Schuld, wie vor gehört,
Dannoch so leid ich Peine,
Weil er sich hat ermördt,
Von meinetwegon mir allein,
Ach Gott, tröst du sein Seele,
Und b'hüt mir auch die mein.

13. Diß Liedlein hab ich dichtet,
Auß traurigem Gemüht,
Da mit ich mir berichtet,
Daß mich allein verführt,
Das falsche Schreiben, welches mir,
Zukommen und berichtet,
Er komme nimmermehr.

14. Ihr Jüngling und Jungfrauen,
Nemt diß Liedlein in acht,
Und thut nicht allzeit trauen,
So euch wird zugebracht,
Schreiben von eurem Lieblein,
Daß ihr nicht werd betrogen,
Und komt in gleiche Pein.

Wenn in dem lied: Kehr umb mein Seel eine grosse reihe von männern aus der biblischen geschichte, namentlich aber aus dem klassischen altertum angeführt wird, welche die liebe ins unglück gestürzt hat, so ist das ein zug, der dem geselschaftsliede des endenden 16. und beginnenden 17. jahrhunderts eigentümlich war[1]. Venusgärtlein, s. 71 des Ndr. str. 26—31.

Troja das edle Königreich
Geschleiffet war der Erden gleich,
Mancher Fürst vmb die Helenam,
Erbärmlich vmb sein Leben kam.

Julius Cesar, Hannibal,
Tarquinius und Atribal,
Ja Adam, Loth und Salomon,
David, Samson und Absalon.

Dydo die edle Königin,
Ihrs Lebens war ein Mörderin,
Aus Liebes Brunst, die sie gewann,
Zu Enea dem kühnen Mann.

Leonhard (Leander) in dem Meer umbkam,
Da er zu seiner liebsten schwam,
Die Billis sich zu tode weint,
Da sie verlohr jhrn liebsten Freund.

Hipos erhencket worden ist,
Bonis erschossen wie man list,
Narcissus durch sein eigen Lieb,
Seins Lebens worden ist ein Dieb.

Acteon ein Jüngling zart,
Von Hunden sein zerrissen ward,
Vnd andere vnzehlich mehr,
Welches lang zu erzehlen wer.

Dazu vgl. man nun ein lied, das in der vorliegenden gestalt zwar nur für das ausgehende siebzehnte jahrhundert bezeugt ist, aber in einzelnen teilen sicher bis zu der wende des sechzehnten und siebzehnten jahrhunderts sich zurückführen lässt: Vormals hab ich jederzeit das Lieben ganz veracht (Gantz neuer Hans guck in die Welt, nr. 77; Zwey neue weltliche Lieder nr. 2. Berliner königl. bibl.; Jungfern- und Junggesellen-Noth, [Liedersamlung aus d. anf. d. 18. jahrh.] s. 17 fgg.) str. 5—12.

Adam war mit Hohn und Spott,
Durchs erste Weib verführt,

1) Gelegentlich lässt sich ähnliches auch schon in unserer älteren litteratur nachweisen; vgl. Boners Edelstein, nr. 57, s. 99 der ausgabe von Pfeiffer:

hêr Adam wart ertœret,
Troje wart zestœret,
hêr Sampson wart erblendet,
hêr Salomon geschendet,
der tôt man wart erhenket.

' die matrone von Ephesus an.

Und die beiden Töchter Loth,
Unwissent er berührt,
Da sie giengn zum Freuden-tantz,
Verlohren sie den Jungfer-Krantz,
Das bringt die Leffeley,
Vanitatum Vanitas, ist lauter Fantasey.

Mopsus war ein grober Tropff,
Er nahm sich doch ein Weib,
Debore schor Simsons-Kopff,
Und bracht ihn um sein Leib,
Jacob diente Viertzehn Jahr,
Um eine Jungfer, das ist war,
Warn das nicht Jecken drey,
Vanitatum Van. usw.

David war ein frommer Mann,
Ein Mann nach Gottes Hertz,
Dennoch gieng er tapfer dran,
Und liebte Frauen-schertz,
Häts gekost sein Königreich,
Galt es ihm doch alles gleich,
Noch bleibet er dabey,
Vanitatum Van. usw.

Salomon ein weiser Mann,
Wie die Schrifft von ihm zeugt,
Er grieff vielen Weibern dran
Und beugte seinen Leib,
Tausend Weiber eins so viel,
War das nicht ein Venus-Spiel,
Doch bleibet er dabey,
Vanitatum, Van. usw.

Troja wer zerstörte dich?
Nur eine schöne Frau,
Ilion brennt jämmerlich,
Der Welt-berühmte Bau,
Doch damit ist nichts gethan,
Mancher Held muß auch daran,
Das macht die Jauckeley,
Vanitatum Van. usw.

Der Römer ihre Tapfferkeit,
Gehöret auch hieher,
Da Leander schwimmen wolt
Zur Liebsten übers Meer,
Er versang und gieng zu Grund,
Ward auch sehr in Lieb verwund,
Verschiede mit Geschrey,
Vanitatum Van. usw.

Ingibus erhenket sich,
Und starb gleich wie ein Dieb,
Tronius starb jämmerlich
Wol umb sein feines Lieb,
Priovis und Disputein,
Sind nicht kommen an den Reihn,
Das macht die Leffeley,
Vanitatatum Van. usw.

Als Narcissus in den Wald,
Zu einem Brunnen kam,
Da vergaß der Narr sein bald,
Sah wie er war gestallt,
Daß er sich auch vor Unlust,
Sich selbst lieb gewinnen must,
O Lieb ihm das verzeih,
Vanitatum Van. usw.

Diese art von berufung auf vorgänge aus dem altertum oder der biblischen geschichte ist dann auch in das neuere volkslied übergegangen; doch werden hier meist nur die tatsachen aus der bibel beibehalten, und reminiscenzen aus dem klassischen altertum tauchen nur vereinzelt auf. Man vgl. Nicolai, feyn. kleyn. Almanach II, 24, eine ausführlichere fassung bei Ditfurth, Volks- und geselschaftslieder des 17. und 18. jahrhunderts, s. 55 fg. und mehrfach in fliegenden blättern, so z. b. Sieben schöne neue weltliche lieder nr. 3 (K. bibl. Berl. Yd 7909) in 14 strophen, auch meine ausgabe des Kl. f. a., bd. II s. 76. Ferner das gedicht Kl. f. a. II, 15, eine bessere fassung in meiner ausgabe, bd. II s. 73 fg., wo nach der berufung auf das unglück, in das die liebe Adam, Salomo, Simson und Holofernes gestürzt hat, auch der Helena gedacht wird, die den brand Trojas veranlasst hat. (Str. 7.) Vgl. ferner das aus dem anfange des 18. jahrhunderts stammende lied: Leiden, Freuden ist ein ungleiches Paar (Acht neue arien, nr. 8. Königl. bibl. zu Berlin, Yd 7901, bd. 1), str. 4 und 5.

Holofernes, David und Salomon,
Diese drey die wissens ja schon;
Als Holofernes ans Lieben gedacht,
Hat ihn die Judith ums Leben gebracht.

Wie auch Simson, der groß und starke Held,
Wurde durch Lieben ins Elend gestellt,
Als er der Delila alles vertraut,
Hat sie ihm alle seine Stärke beraubt.

Die biblischen beispiele tauchen auch in liedern auf, die die liebe preisen; so in dem lied: Lieben ist meine Lust, Lieben ergötzt die Brust (Sechs schöne Nagelneue Weltliche Lieder, nr. 2. Kgl. bibl. Berlin, Yd 7909), str. 2:

Adam hat so gethan, Isaac fieng gleichfalls an,
Jacob und andre mehr waren verliebt,
David hat so geherzt, Salomon so gescherzt,
Und sich in brennenden Flammen geübt.

Man sieht, wie das neuere volkslied elemente aus dem geselschaftslied des ...imt, aber dieselben volständig umbildet, so dass der gelehrte

aufputz des geselschaftsliedes ganz in dem volkstümlichen geiste aufgeht. Wenn man die entstehungsgeschichte des neueren volksliedes betrachtet, so muss man auf diesen zusammenhang zwischen dem älteren geselschaftslied und dem neueren volkslied besonders achten, da sich aus ihm manche lehrreiche resultate ergeben.

Die verwantschaft des liedes: Kehr vmb mein Seel vnnd trawre nicht mit dem unter nr. 105 im Vg. mitgeteilten gedicht: Phöbus dein instrument s. 145 fgg. scheint dem herrn herausgeber nicht aufgefallen zu sein. Und doch kann wol kaum ein zweifel darüber obwalten, dass eines der beiden lieder durch das andere beeinflusst worden ist. Das ergibt sich nicht allein daraus, dass auch in dem zulezt genanten liede berufungen auf klassische gestalten widerkehren, denen die liebe den tod gebracht hat, (vgl. str. 26. Pyramus aus Liebes-Trieb, vmb Thisbe ließ den Leib, vnnd Troilus, ersterben muß, vmb sein verlohrnen Leib.) sondern auch aus dem umstande, dass ähnliche gedanken in beiden liedern zum teil mit den gleichen worten ausgedrückt sind, man vgl. nr. 53, str. 42 mit nr. 105, str. 30; ferner 53, 54 mit 105, 31. Welches von den beiden liedern später entstanden ist, wird sich schwer entscheiden lassen.

Nr. 63. Das Voigtländer'sche lied: Ich habe offt vor vielen Jahren ist auch in beträchtlich gekürzten einzeldrucken verbreitet worden: Drey Weltliche Newe Lieder. Im Jahr 1646. (Berlin kgl. bibl. Ye 1650), nr. 3 enthält von den 30 strophen des gedichtes nur sieben, nämlich str. 1—3, worauf sich in folgender reihenfolge anschliessen str. 27, 6, 30, 25.

Nr. 64. Ach ich armes Mägdlein klage. Über die nachwirkung dieses Voigtländer'schen liedes ist jezt auf meine ausgabe der Komödien und harlekinsspiele Christian Reuters, Braunes neudrucke, nr. 90 und 91, s. XIII zu verweisen.

Nr. 65. Zu Voigtländers lied: Eine reiche Magd hat Matz sei darauf hingewiesen, dass der Aminta der englischen komödianten unmöglich durch Voigtländer beeinflusst sein kann, denn die von dem herausgeber in seinem buch: Renaissancelyrik, s. 192 fg. angezogenen worte aus dem Aminta finden sich genau schon ebenso in der samlung der englischen komödianten von 1630. Will man eine gegenseitige beeinflussung annehmen, so würde Voigtländer von dem volksdrama abhängig sein. Das wahrscheinlichste aber wird dies sein, dass das witzwort schon früher vorhanden war.

Nr. 69. Frölich ist man im Früeling im Garten. Ein sehr abweichender druck von 1618 in der königl. bibliothek zu Berlin: Ein schön newes und kurtzweyliges Lied, zuvor nie in Truck außgangen, auff die zwölff Monat gericht. ₡ Frölich ist man im Früling, im usw. In seiner eignen Melodey zusingen. (Darunter ein titelbild.) ₡ Gedruckt zu Augspurg, durch Johann Vlrich Schönig. 1618. Ye 1301.

Str. 1 im Vg. stimt mit kleinen abweichungen mit der ersten strophe des fliegenden blattes überein. Hierauf folgen in dem einzeldruck folgende drei gesetze, die im Vg. fehlen:

Mertz.

Dann der Mertzen dem Erdtrich das leben,
Wirdt safft und krafft wider geben,
Thůt vns nach Fruchtbarkeit streben,
Die Gärten werden schön zugerichtet,
Die der traurig Winter vernichtet,
Vnd der Pflůg zum Acker gerichtet.

Aprill.

Im Aprill sich eröffnet die Erden,
Die Dämpff darauß gelassen werden,
Die Kälden bringts nimmer ins Gefrörte,
Die Räben und Bäum werden gestutzet,
Die Velder gar schön gebutzet,
Das es dem Menschen sehr nutzet.

May.

In dem Mayen gar gesund ist das baden,
Wol leben die Gelehrten und Räthen,
Seine Gesellen solt einer auch laden,
Ertzenay, Purgieren, Aderlassen,
All langkweil und traurigkeit hassen,
Vnd fein lustig sein aller massen.

Hierauf folgt str. 2 des Vg. mit manchen abweichenden lesarten, worauf sich widerum drei im Vg. fehlende gesetze anschliessen:

Junij.

Der Junij läßt sich vernemmen,
Wirdt Hew vnd Korn schneyden bald lemen,
Darauff richt man die Pöden und Thennen,
Die Hewwägen werden herfür gesetzt,
Die Sichel zum Schnitt gewetzt,
Die Baurn zu der Arbeit angehetzt.

Julij.

In dem Julij mit Rechen und Gabeln,
Legt man das Hew auff den wagen,
Das sie Hitz vnd durst nit plagen,
Darumben sie sich auff den Morgen,
Mit Pittrich vol Wasser versorgen,
Man saufft das kein Würth mehr will borgen.

Augusti.

Im Augusto wann geschnitten ist das Korn,
Vnd alle Wysen beschorn,
So sicht man kein Arbeyt verlorn,
Die Bäum voll Frücht werden gefunden,
Die Fässer zum Wein gebunden,
Das soll vns erfrewen all stunden.

Die str. 3 des Vg., welche dann folgt, gebe ich ebenfals in der fassung des inzeldruckes, da diese beträchtliche abweichungen im ausdruck aufweist; die strophen über die drei herbstmonate fehlen widerum im Vg.

Herbst.

Frölich ist man im Herbst bey dem Reben,
Die Wein vnd Tranck von sich geben,
Zu erquickung das (sic!) Menschlich leben,
Am wald sich die Hörnlein erhöllen,

Wann der Jäger sampt seinen Gesellen,
Thût ein lustigs feins Jagen anstellen.

September.
Im September das Obst wird abbrocket,
Krammetvögel vnd Lörchen gelocket,
Vil ander Vögel werden geropffet,
Man thût schon ablesen die Röben,
Die den lieblichen Most von sich geben,
Der mit lust wird getruncken darneben.

October.
Der October gibt Wein vber die massen,
Darumb pflegt man zu zechen vnd prassen,
In Würtshäussern auff gassen vnd strassen,
Die Wärme vnd Summer will weichen,
Die Kälten wirdt hereiner streichen,
Darumb thût euch mit holtz wolbereichen.

November.
Im Nouember der Baurn Kirchtag verschwinden,
Vnd lassen sich d'Gänß noch finden,
Das wir noch ein frewdt haben könden,
Die Kältin thût zimblich herstreichen,
Vnd kommen die kalten Reiffen,
Der Winter wirdt vns angreiffen.

Str. 4 des Vg. stimt dann mit der nächsten strophe des einzeldruc doch widerum mit starken abweichungen, so lauten in dem fl. bl. z. 4—6: am Walde sich entferben — Die Bletter daran thun verderben — Alle] Garten damit sterben. Dann zwei im Vg. nicht vorhandene strophen:

December.
Im December der trawrig Wintter,
Der wird uns dem nach desto ringer,
Wann wir schlagen faist Schwein und Rinder,
Mit Brotwurst und Schweinen Braten,
Da erfüllen wir vnsere Zährgaden,
Die Keller mit Wein wol beladen.

Januar.
Im Januar man kein Holtz soll sparen,
Die Stuben vor Kälten bewaren,
Ist auch lustig im Schlitten vmbfahren,
Ein warme Stuben thût weyt das beste,
Darinn helt man vil Malzeyt vnd Feste,
Sein fein lustig und frölich die Gäste.

Leider fehlt die lezte seite des einzeldrucks, welche, wie a vermerk hervorgeht, noch eine den februar behandelnde strophe scheinlich die zwei schlussstrophen, mit Vg. str. 5 und 6 überein Fragt man nach dem verhältnis der beiden fassungen zu einan

widergegebene die ältere zu sein, aus der dann die im Vg. vorliegende version erst durch zusammenziehung entstanden wäre. An poetischem wert hat das lied durch die ausstossung der gesetze über die einzelnen monate entschieden gewonnen.

Nr. 81. S. 122. Warumb thustu mich kräncken in einem fl. bl. der königl. bibl. zu Berlin: Drey Weltliche Newe Lieder. Das Erste, Warumb thustu mich krencken, Amor du (titelbild). Das Ander, Der Liebste mein hat mich verlassen, der mich | Das Dritte, Betrübe dich doch nicht so gar, nimb selber | Im Jahr 1646. Ye 1656. Einen andern einzeldruck citiert Ditfurth, Volks- und geselschaftslieder, des 17. und 18. jahrhunderts s. 3. Der Berliner druck stimt mit ganz geringen abweichungen mit dem Vg. überein.

Nr. 107. Viel Trawren in meinem Hertzen in einem fl. bl. der königl. bibl. zu Berlin: Drey Weltliche Newe Lieder. Im Jahr 1645. Ye 1611, nr. 1 im wesentlichen mit dem Vg. übereinstimmend, die abweichungen sind ganz unbedeutend, die wichtigste str. 2, z. 1 Vg.: affectioniret, fl. bl.: inamoriret.

Nr. 109. S. 150. Joseph liebster Joseph mein. Einzeldruck der königl. bibl. zu Berlin: Drey Schöne newe Weltliche Lieder. Gedruckt im Jahr, 1615. Ye 1221. Nr. 3. Das lied umfasst in dem fl. bl. nur neun strophen, während es im Vg. deren zwölf zählt, und zwar fehlen str. 6, 8 und 10. Die abweichungen sind nicht erwähnenswert.

Nr. 114. S. 158. Mein Hertz ist mir in der Lieb entzündt in einem fl. bl. der königl. bibl. zu Berlin: Vier Schöne Newe Lieder. Gedruckt zu Magdeburgk. Ye 816, nr. 3 im wesentlichen mit dem Vg. gleichlautend.

Das Venusgärtlein kann in der geschichte des deutschen volksliedes sorgfältige berücksichtigung deshalb beanspruchen, weil es uns zeigt, wie es mit dem liederbestand um die mitte des siebzehnten jahrhunderts bestelt war und was wirklich gesungen worden ist. Es sind verhältnismässig wenige volkslieder aus dem sechzehnten jahrhundert, die damals sich noch algemeiner gunst zu erfreuen hatten; neben liedern, die von bekanten verfassern, wie Simon Dach, Rist, Finckelthaus, Greflinger herrühren (83 lieder unter 169, wobei ich die stücke Voigtländers, von denen gleich die rede sein wird, nicht mitzähle) gehört die gröste zahl der anderen gedichte dem geselschaftslied an. Ein teil derselben stamt, wie die nachweise zeigen, aus der zeit, in welcher das eigentliche geselschaftslied zu einer art von blüte gekommen ist, d. h. aus dem endenden 16. und beginnenden 17. jahrhundert. Ein andrer teil dagegen reicht schwerlich viel weiter als etwa in die vierziger jahre des 17. jahrhunderts zurück. Vergleichen wir nun diese lieder mit den stücken des älteren geselschaftsliedes, so muss der vergleich unzweifelhaft zu gunsten des lezteren ausfallen. Alle schlechten eigenschaften, die das ältere geselschaftslied besass, sind geblieben; von den guten seiten desselben haben sich die meisten verloren. Das geselschaftslied, wie es uns aus Hoffmanns vortreflicher samlung entgegentritt, zeichnet sich durch eine zierlichkeit und anmut, gewantheit in sprache und composition und eine treuherzige altfränkische naivetät aus, die ihm namentlich in einzelnen erzählenden stücken vortreflich zu gesichte steht. Es geht ihm ab die tiefe des gefühls, wie sie uns aus dem volkslied des funfzehnten und aus der ersten hälfte des sechzehnten jahrhunderts entgegentritt; der ton ist prosaischer, verstandesmässiger, nüchterner, ja, wenn man das wort nicht misverstehen will, spiessbürgerlicher geworden. Dieser ton steigert sich nun im laufe des siebzehnten jahrhunderts; dazu komt, dass auch die [illegible]schaften, welche dem älteren geselschaftsliede eignen, almählich verloren

gehen. An die stelle der zierlichkeit tritt rohheit, die gewantheit in composition und sprache verschwindet. In diesem zustande treffen wir das geselschaftslied in der zeit, in der das Venusgärtlein entstanden ist, und ein teil der in dieser samlung mitgeteilten stücke legt von dieser heruntergekommenheit des geselschaftsliedes zeugnis ab. Der rechte repräsentant dieses stadiums des geselschaftsliedes ist Gabriel Voigtländer, der mit seinen plumpen und hölzernen liedern einen ausserordentlich grossen erfolg errang. Man kann es daher nur als einen fortschritt bezeichnen, dass dieser plumpen produktion gegenüber lieder von kunstdichtern, die in einer verhältnismässig gebildeten sprache auch zarteren empfindungen ausdruck gaben, in aufnahme kamen und, wie das Venusgärtlein (s. o.) und viele einzeldrucke beweisen, häufig und gern gesungen wurden. Nur aus dieser verbreitung der kunstmässigen lieder im volk ist der grosse einfluss zu erklären, den die lyrische kunstdichtung des 17. jahrhunderts auf die entstehung des neueren volksliedes ausgeübt hat. Diese einwirkung ist entschieden eine woltuende gewesen; einzelne ihr nicht angemessene elemente, wie z. b. die herübernahme des so beliebten daktylischen metrums in das volkslied, hat die volksdichtung mit sicherem takte schnell wider ausgestossen. Wer diese beeinflussung des neueren volksliedes durch die kunstdichtung auch in der vorliegenden samlung mit händen greifen will, der braucht nur einmal Görings adschiedslied, s. 16 fg. mit den volkstümlichen abschiedsliedern, wie sie seit dem beginne des 18. jahrhunderts aufkamen, zu vergleichen: die verwantschaft in empfindungs- und stimmungsgehalt, ton und motiven springt auf der stelle in die augen.

Eine andere frage ist, ob sich in dem Venusgärtlein schon die anfänge des neueren volksliedes nachweisen lassen. Diese frage ist, wenn wir den gesamtinhalt des buches betrachten, entschieden zu verneinen. Der typus desselben ist im wesentlichen kunstdichtung und geselschaftslied in vergröbertem zustande, dazu wenige bruchstücke aus den älteren volksliedern der beiden vorigen jahrhunderte. Das waren die lieder, die das volk damals sang Das Venusgärtlein gibt uns, wie die gleichzeitigen einzeldrucke bestätigen, ein volkommen zutreffendes bild von dem zustand des volksgesanges um 1650, wenn es auch natürlich nicht alle damals gesungenen lieder umfasst. Aber die keime des neueren volksliedes zeigen sich doch bereits, wenn auch nur ganz vereinzelt. So wird in dem s. XVII fg. mitgeteilten lied bereits ein ton angeschlagen, der dann im neueren volksliede weiter ausgebildet worden ist. Ferner vgl. man das valetlied s. 10. Besonders wichtig ist in dieser beziehung das lied s. 138 Ein Hirschlein gieng im grünen Wald, der erste vorklang der jägerromantik, die nachher einen so bezeichnenden zug des neueren volksliedes ausmacht. Aber diese ganz vereinzelten spuren wollen gegenüber der gewaltigen menge der anderen lieder nichts besagen; und wenn auch hin und wider ein vorklang der gefühlsweichheit, die namentlich für das liebeslied des neueren volksliedes charakteristisch ist, auftaucht, so erinnert es doch mehr an die gleichzeitige religiöse dichtung, die ihrerseits ja auch wider vom volks- und geselschaftsliede gelernt hat. Es mag bei dieser gelegenheit darauf hingewiesen werden, dass Schefflers schönes lied: Psyche die verliebte Seele offenbar von dem liede Venusgärtlein, s. 58 fg.: Du o mein hochbetrübter Sinn beeinflusst worden ist. Man vgl. str. 10 und 11 des liedes:

> Darumb jhr Hirten gute Nacht,
> Ihr Wälder drinnen Echo wacht,
> Ihr Myrthen, Rosen, Lilgen, Klee,
> Thaal, Berge, Wiesen, Flüß, Ade.

Du auch O Doris leb in Ruh,
Doch schließ den harten Sinn nicht zu,
Laß deiner Augen Thränen-Bach,
Mir zu dem Grabe folgen nach.

und Scheffler, Heilige Seelenlust (Breslau 1657), buch IV, nr. 6, s. 29 fgg., str. 2 und 3:

Gute Nacht, jhr grüne Matten,
Gute Nacht du bundtes Feld:
Gute Nacht jhr kühle Schatten,
Sprach sie, und du gantze Welt:
Gute Nacht du süsser Bach,
Denn ich folge Jesu nach.

Gute Nacht jhr Schäfferinnen,
Meiner Nachbarn liebe Schaar:
Lebet wohl, muß von hinnen,
Und euch lassen gantz und gar:
Gute Nacht jhr Schäffelein,
Und was mich gekönt erfreun[1].

Auch in dem Neu weltlichen Liederbüchlein finden sich nur wenige vorklänge des neueren volksliedes. Die samlung, die etwa um 1680 anzusetzen ist, zeigt freilich ein anderes aussehen auf als das Venusgärtlein. Neben den kunstdichtern, zu denen jezt auch noch Schoch hinzukömt, finden wir eine reihe von wüsten zotenliedern mit den widerwärtigsten zweideutigkeiten, eine gattung, die gegen das ende des 17. jahrhunderts grosser beliebtheit sich erfreut haben muss. Daneben eine reihe von geselschaftsliedern, auch einzelne kriegslieder. Dass wir uns bereits nicht mehr in einer so unproduktiven periode befinden wie zur zeit der abfassung des Venusgärtleins zeigt der merkwürdig individuelle, und trotz mancher härte in der sprache zu herzen gehende ton des liedes: Frisch auff mein Gemüht, bedaure nicht, Schlag alles in den Wind (nr. 71). Aber von dem ton des neueren volksliedes ist hier noch nichts zu spüren; dieser zeigt sich ziemlich ausgebildet nur in einem lied der samlung: Ach wer ist doch so selig als ich bin, Der ich nicht mehr darff lieben wie vorhin. Volständig ausgebildet begegnet uns indessen das neuere volkslied erst in den samlungen, die um die wende des siebzehnten und achtzehnten jahrhunderts gedruckt worden sind, dem Tugendhaften Jungfrauen- und Jungen-Gesellen Zeit-Vertreiber und dem Gatnz neuen Hansguck in die Welt, beide entschieden um ein oder zwei jahrzehnte jünger als das Neu weltliche Liederbüchlein. Ein lied wie das in dem Gantz neuen Hansguck in die Welt nr. 79 mitgeteilte: „Ach Gott, wie kann es möglich sein, dass ich soll lassen die Liebste mein“ zeigt schon durchaus den wehmütig-sentimentalen ton, durch den sich das neuere volkstümliche liebeslied so eigentümlich von dem älteren

1) Vgl. auch Jakob Schwinger, Liebes-grillen, Hamburg 1656. III, 18:

Der guhte-Nacht sagende:
Guhte Nacht, ihr schöne Wiesen!
Guhte Nacht du Lust Revier,
Ich muss Abschied nehmen hihr
Und ein fremdes Land erkiesen.
Guhte Nacht gehabt euch wol
Und lebt hoher Freuden vol.

abhebt. Natürlich stehen in beiden samlungen diese zeichen eines neuen erblühens der volkspoesie noch unter vielerlei älteren und minderwertigen stücken; aber trotzdem lässt es sich doch deutlich erkennen, dass der charakteristische ton des neueren volksliedes bereits zum durchbruche gekommen ist. Ebenso wie die einzeldrucke wird eine eindringende untersuchung der herkunft der heute noch im volke lebenden lieder weisen uns also auch die liedersamlungen auf die wende des 17. und 18. jahrhunderts als auf die zeit hin, in der die für das neuere volkslied entscheidenden züge gefunden und ausgebildet worden sind. Freilich müssen auch die etwas später gedruckten liedersamlungen noch mit hinzugezogen werden, so vor allem das Bergliederbüchlein, welches keineswegs, wie Uhland meinte, sehr alte und weit zurückgehende lieder enthält, sondern im wesentlichen den liederbestand um 1700 repräsentiert.

Die frage nach der entstehung des neueren volksliedes ist bis jezt trotz der wichtigkeit des gegenstandes immer flüchtig nur berührt, und versuche zu ihrer lösung sind kaum gemacht worden. Ich glaube, dass, wenn auch im einzelnen noch manches dunkel ist, die oben gegebenen gesamtanschauungen das richtige treffen. Sobald meine studien über diesen gegenstand volständig zum abschlusse gekommen sind, werde ich den versuch machen, die frage in einem grösseren zusammenhange zu beantworten.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

MISCELLEN.

Gardinenwiese.

In meiner heimatstadt Quedlinburg liegt zwischen dem Wiperti-kloster und dem schlossberge ein stück land, das den namen der „Gardinenwiese“ führt. Zulezt hat über diese bezeichnung oberlehrer dr. Rudolf Kohlmann in der festschrift zur feier des 350jährigen bestehens des Quedlinburger gymnasiums (Quedlinburg, druck von Carl Voges 1890, s. 10) gehandelt, der neben der landläufigen erklärung aus dem frz. *jardin* auch die vermutung Brechts in den erläuterungen vor dem 2. bande des urkundenbuches der stadt Quedlinburg, bearbeitet von K. Janicke s. XCI: „Gardinen-wiese, d. i. wol Cortinen- oder Wallwiese“ abgelehnt hat.

Zunächst ist zu bemerken, dass wir in der Quedlinburger bezeichnung eine volksetymologische umdeutung des flurnamens Gartine, Gärtine haben, der in dieser form aus Könnern an der unteren Saale beigebracht ist (s. DWb. 4, 1418) in einer gerichtlichen anzeige, in der ein bäuerliches grundstück feilgeboten ward, bestehend in einem busche, einer gartine auf der Pernener mark und 12 morgen acker. Ferner führt Vilmar im idiotikon von Kurhessen s. 117 aus Niederhessen die bezeichnungen: „In der *Gärthine*“; „in der obersten *Gärthine*“; „in der *Breitengarthine*“; „in denen *Gärthinen*“ an. Kohlmann sieht in der bezeichnung mit dem deutschen wörterbuche eine weiterbildung von garten in der bedeutung „umzäuntes landstück“. Allein es ist klar, dass diese bezeichnung eine zu algemeine ist, als dass sie zu einer speciellen flurbezeichnung hätte werden können. Ich möchte deshalb vielmehr auf das alte niederdeutsche femininum *jart*, *jarde*, *jarden* verweisen, über das die herausgeber des Mittelniederdeutschen wörterbuchs bd. 2, s. 401 bemerken: „Es ist ohne zweifel [illegible], alts. *gerde*, engl. *yard*, rute

oder messrute gemeint, die von verschiedener grösse ist. Nach der aussage von landleuten aus Zwischenahn (im Ammerlande bei Oldenburg) versteht man unter *Jarthen* oder *Vorjarthen* „wendeäcker“, d. h. landstreifen auf den eschen, auf denen der pflug umwendet, die daher nicht eher besamt werden dürfen, als bis die hinter ihnen liegenden stücke besamt sind“. Ebenda wird erwähnt, dass das wort noch im Oldenburgischen zur bezeichnung von länderstücken gebräuchlich ist, z. b. *twiejard, twiejahrte, Dobjahrten*, wie es sich denn appellativisch auch in einer Oldenburger urkunde von 1496 findet: *item ene stucke, heten de dorp iaren, dat buwet Eylers, 1 schepel kornes.* Dass das westphälische und hessische *garde, gerde*, in *drigerde, vifgerde* usw., von denen *gardine, gärdine* (mit dem ton auf der zweiten silbe) regelrechte weiterbildungen sind, dasselbe wort ist, ist ebendaselbst richtig bemerkt. Vilmars meinung, dass *gart* aus *quart* entstelt sei, wird mit recht als völlig unhaltbar hingestelt; aber auch gegen Hildebrands (DWb. 5, s. 1392 und Woestes (Ztschr. des bergischen geschichtsvereins 1872 s. 183) erklärung, die es auf *gart*, garten, zaun, umzäuntes land zurückführen wollen, wird zurückgewiesen. „Dagegen spricht das verschiedene genus und die bestimte unterscheidung (wenigstens im Old.) zwischen *garden* und *jart*, sowie sachlich der umstand, dass *jart*, fals es ein teil eines esches ist, niemals eingehegt gewesen sein kann, weil die esche, im gegensatz zu dem eingehegten sondereigentum, immer offen waren“.

NORTHEIM. R. SPRENGER.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Bötticher, G. und **Kinzel, K.,** Denkmäler der älteren deutschen litteratur für den litteraturgeschichtlichen unterricht I, 3: Nibelungenlied. VI und 170 s. 1,20 m. IV, 1: Litteratur des 17. jahrhunderts, ausgewählt und erläutert. X und 130 s. 1 m. Halle, buchhandlung des waisenhauses. 1892.

Braitmaier, prof. dr., Goethecult und Goethephilologie. Eine streitschrift. Tübingen 1892 (in comm. bei G. Fock, Leipzig). IV und 120 s. 2,50 m.

Der verfasser hat durch seine Geschichte der poetischen theorie und kritik von den discursen der maler bis auf Lessing (Frauenfeld 1888. 89) bewiesen, dass es ihm weder an litteraturkentnis noch an geist fehlt. In der vorliegenden streitschrift zeigt er auch einen lebhaften und stellenweise drastischen schwäbischen witz; aber von dem fein abgeklärten und selbst bei scharfer sachlicher gegnerschaft stets liebenswürdigen humor, den Fr. Vischer bei behandlung derselben fragen anzuwenden wuste, bleibt dieser witz sehr weit entfernt. Neben manchem beachtenswerten enthält die schrift auch rasche und schiefe urteile; vor allem ist einzuwenden, dass fast alle männer, die der verfasser wegen ihres übertriebenen Goethecultus speciell angreift, in demselben bei weitem nicht in dem masse befangen waren und sind, wie herr Braitmaier durch citieren einzelner äusserungen (oder auch ohne citat) glaublich machen will. Die lebenden mögen selber für sich reden, wenn es ihnen in diesem falle der mühe wert erscheint; aber gegen angriffe auf einen verstorbenen sollen auch hier einige worte gesagt sein. Wie kann herr Braitmaier s. 38 von einer abneigung Scherers gegen Schiller reden? Hat er niemals die charakteristik desselben in Scherers litteraturgeschichte s. 581—613 gelesen, die allein schon zeigt, wie viel verwantschaft mit Schillers geiste in Scherer selbst lag? Goethes werke hat er bewundert und analy-

siert; Schiller war er selbst congenial, soweit dies ein forscher des neunzehnten jahrhunderts einem denker und dichter des achtzehnten jahrhunderts nur sein kann. Wie komt ferner herr Braitmaier dazu, die bezeichnung „Durchschnitswiener“ s. 37 fg. mit bezug auf Scherer zu gebrauchen, der — so lange er in Wien wirkte und noch später — gerade gegen die mit dieser benennung von herrn Braitmaier gemeinten schwächen des phäakentumes und des mangels an nationalem selbstbewustsein mit aller kraft gekämpft hat (vgl. z. b. Vorträge und aufsätze[1] s. 146. 192; vgl. den schluss der litteraturgeschichte!)? Wie kann endlich herr Braitmaier mit bezug auf die erwähnten schwächen sagen, dass Scherer für die „weiblichen“ perioden der litteraturgeschichte gegenüber den „männlichen“ geschwärmt habe? Die bezeichnendste äusserung Scherers bei der aufstellung jener geistvollen antithese ist (QF 12, 2): „der ruhm frauenhafter zeiten ist ihre gerechtigkeit, ihre duldsamkeit, ihre anerkennung des gegners“. Herr Braitmaier freilich scheint einer solchen epoche nicht entsprossen zu sein. O. E.

Die **Hvenische chronik** in diplomatischem abdruck nach der Stockholmer handschrift nebst den zeugnissen Vedels und Stephanius und den Hvenischen volksüberlieferungen herausgegeben von **Otto Luitpolt Jireczek.** (Sonderabdruck aus Acta Germanica III, 2.) Berlin, Mayer & Müller. 1892. XVII, 39 s. 1,80 m.

Kelle, Joh., Geschichte der deutschen litteratur von der ältesten zeit bis zur mitte des elften jahrhunderts. Berlin, W. Hertz. 1892. 435 s. 8 m.

Poeschel, Joh., Die sogenante inversion nach *und.* Anregung zu einer sprachgeschichtlichen untersuchung. [Einladungsschrift der landesschule Grimma am 24. septbr. 1891.] Grimma, G. Gensel. 13 s. 4. 0,75 m.

Von der gründlich angelegten und scharfsinnig unterscheidenden untersuchung enthält dieses programm leider nur den ersten abschnitt. Sobald die volständige ausgabe, welche der verfasser vorbereitet, erschienen ist, soll sie in dieser zeitschrift ausführlich besprochen werden.

Reicke, Joh., Zu J. Chr. Gottscheds lehrjahren auf der Königsberger universität. I. Königsberger diss. 1892 [auch abgedruckt Altpreussische monatsschrift XXIX, 1. 2; der II. teil wird in derselben zeitschrift erscheinen]. 34 s.

Wessely, R., Über den gebrauch der casus in Albrechts von Eyb deutschen schriften unter vergleichung des mhd. und nhd. sprachgebrauches. Berlin, diss. 1892. 58 s.

Der verfasser hat nicht nur fleissig gesammelt, sondern auch die verschiedenen gebrauchsweisen der obliquen casus sorgfältig gesondert und nicht ohne scharfsinn übersichtlich dargestelt.

NACHRICHTEN.

Der ao. professor dr. B. Seuffert in Graz wurde zum ordinarius ernant.

Der privatdocent dr. Friedrich Kauffmann in Marburg ist als ao. professor für germanische philologie an die universität Halle berufen; dr. Ernst Elster in Leipzig ist zum ao. professor für deutsche sprache und litteratur ernant.

Herr dr. Albert Köster (zulezt in Hamburg) ist als ao. professor für neuere deutsche sprache und litteratur an die universität Marburg berufen; ebenso prof. dr. Berthold Litzmann von Jena zum 1. oktober an die universität Bonn.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ÜBER GOETHES BRUCHSTÜCKE DES GEDICHTES „DER EWIGE JUDE“.

Wie arg die Goetheforschung in die irre gerät, wenn sie ohne steuer und kompass sich dem meere der einfälle überlässt, zeigen neuerdings wider Paul Hoffmanns „Untersuchungen über Goethes ewigen juden“ in Seufferts „Vierteljahrschrift“ (IV, 116—152). Sie bedarf einer auf alseitiger, durch übung gereifter kentnis der mittel, welcher die untersuchung zu erfolgreicher wirksamkeit sich bedienen muss; einer mit liebevoller sorgfalt den spuren der dichtung folgenden, von inniger vertrautheit mit des dichters fühlen, denken, leben und streben getragenen anschauung; eines besonnenen, alle umstände erwägenden, durch keinen augenblicklichen schein zu bestechenden urteils und voller beherschung des weit verbreiteten gebietes, aus dem jederzeit das entsprechende dem forscher zur verfügung stehen muss. Ganz besonders erweisen sich diese vorbedingungen als nötig, wo es sich um ergüsse von Goethes jugenddrang handelt, deren verständnis dem alternden dichter selbst längst verloren gegangen war, so dass seine eigenen äusserungen aus den beiden lezten jahrzehnten seines lebens nichts weniger als den stempel urkundlicher wahrheit tragen. Hoffmann fasst die untersuchung am unrechten ende an, häuft übereilte schlüsse aufeinander, sucht das zu entdecken, was klar ausgesprochen vorliegt, und findet schliesslich das gerade gegenteil.

Gehen wir zunächst auf den hauptpunkt ein, in welchem Hoffmann von der bisherigen meinung abweichen zu müssen glaubt. Er sezt die dichtung des bruchstückes in das frühjahr 1775 statt in den vorhergehenden sommer. Hierzu gelangt er auf eigentümlichem wege: er sucht zunächst die stimmung zu entdecken, aus welcher die bruchstücke geflossen seien, sucht sodann nachzuweisen, zu welcher zeit diese stimmung bei Goethe geherscht, und da er so glücklich ist, diese auf eine kurze zeitstrecke zu beschränken, so hat er sein ziel erreicht. Hoffmann findet in der dichtung „erbitterung und hohn“ gegenüber den vertretern der kirche, und besonders der protestantischen geistlichkeit; angriffe gegen den katholicismus fehlten, weil dieser Goethe fremder gewesen als das wirken der protestantischen lehre. Und doch wird

der katholicismus gehörig gestreift in v. 201 fgg.; denn dort werden die katholischen länder als diejenigen bezeichnet, „wo man so viele kreuze hat, und man für lauter kreuz und christ ihn eben und sein kreuz vergisst“. Manche protestantische und auch katholische geistliche schäzte Goethe persönlich sehr hoch, sein unwille galt nur den herschsüchtigen, das christentum zu ihren weltlichen zwecken ausbeutenden herren der kirche. Gegen den protestantismus, wie er geworden, wante er sich, weil dieser sich rühmte die kirche gereinigt zu haben; wogegen er bedauern muste, dass auch die reformation nichts gebessert, nur den pfaffen haus und hof genommen habe, um wider pfaffen hineinzupflanzen, die freilich weniger grimassen machen, aber desto mehr schwatzen (277—281). Die protestanten, bei denen Christus nur noch auf den kirchfahnen, den windfahnen, vorkomme, hätten freilich den sauerteig ausgescheuert; aber auch von der religion des herzens sei wenig übrig geblieben. Und so führt er uns diese bloss auf ein möglichst angenehmes leben und eine neue hierarchie gerichtete geistlichkeit in den köstlichen bildern eines „geistlichen schafes“ (213—226) und eines im konvent herschenden „oberpfarrers“ (229—233. 286—293) leibhaft vor. Daneben hören wir, dass nirgendwo eine spur von Christi lehren zu finden sei (235—240); und wie wenig man vom evangelium wisse, wird mit recht ergötzlicher laune dadurch gezeigt, dass bei der torwache, wo man die namen der ein- und ausgehenden aufschreibt, niemand des Heilands evangelische bezeichnung als „des menschen sohn“ versteht. Das ist heiterster humor, nicht verbissene verhöhnung. Christus selbst staunt, dass die sitliche besserung, die er mit seiner lehre bezweckt hat, nirgendwo erscheine, vielmehr alle bösen leidenschaften in voller blüte stehen, sein geist der liebe und des woltuns verweht sei (173—200); was der dichter selbst vorher mit derbern ausdrücken bezeichnet hat (165—172). Es war Goethes innerste überzeugung, dass das christentum die reine lehre seines gründers auf das ärgste verunstaltet habe, keineswegs ein ausfluss der verbitterung und des hasses, wie uns Hoffmann gern einreden möchte. Das auffälligste scheint Hoffmann der „cynische ton“, in welchem in unsern bruchstücken von der gottheit die rede sei, besonders im gespräche von Gott vater mit seinem lieben sohne (97—112). Dieses ist freilich in sehr humoristischem tone gehalten, und die scharfe laune über das auf die gottheit unwürdig angewante menschliche familienverhältnis lässt sich nicht verkennen. Hoffmann selbst ist freilich weit entfernt, die launige dichtung zu verstehen, nach welcher Gott vater darüber aufgebracht ist, dass sein die menschen heilender sohn, statt auf die erde

seine augen zu richten, nach einem weit entfernten sterne geeilt ist, um einem weibe in seiner not beizustehen; er muss ihn rufen, weil es auf der erde eben übel zugeht. Wenn Goethe sich auch die vermenschlichung der gottheit sonst wol zurechtzulegen wuste (obgleich ihm die freilich würdig gehaltene darstellung in Klopstocks „Messias“ nicht ganz behagte und die vergröberung derselben in der vorstellung mancher geistlichen und besonders des volks, bei der hohen geistigen verehrung, mit der ihn selbst die gottheit erfülte, äusserst misfallen muste) so erklärt es sich doch leicht, wie bei dem einmal angeschlagenen launigen tone sein drastischer spott gerade dieses verhältnis traf. Übrigens gehören diese verse zu den spätern bruchstücken, die ihm von zeit zu zeit einfielen; ursprünglich und kurz hintereinander gedichtet waren nur die drei stücke 1—72, 116—200 und 201—297. Wie er beim „Faust“ von dem gespräch mit Wagner gleich zur belehrung des studenten durch Mephisto und dann zu der geschichte mit Gretchen übersprang, so hier von der ersten einführung des ewigen juden, noch ehe er der beziehungen desselben zum heilande gedacht hatte, zur widerkunft des herrn nach dreitausend jahren, und dann mit vorläufiger übergehung der katholischen länder zum besuche der protestantischen. Goethe war längst entschiedener freidenker; denn es ist ein seltsamer irtum, wenn Hoffmann (s. 150), durch Goethes darstellung im fünfzehnten buche von „Wahrheit und dichtung“ verleitet, sich denkt, erst im jahre 1774 habe er sich von der brüdergemeinde getrent.

Aus diesem „cynischen tone“, der hier eigentlich gar nicht herscht, aber (bezeichnend für den charakter der ganzen dichtung) schon in der einleitung frisch und frei hervorbricht, macht Hoffmann einen schluss, der ihn recht weit führt, aber dafür auch kein schluss, sondern ein sprung ist. Dieser ton „habe offenbar seinen grund in einer stimmung, in der Goethe an der vorsehung wie an der menschheit und sich selbst nicht verzweifelte, aber zweifelte“. Fragen wir nach einem diese behauptung nur irgend vertretenden grunde, so hören wir: „Dass sich dazwischen wider stellen von wahrer innigkeit, namentlich von frommer verehrung des heilandes finden, wie vor allem in der antwort Christi: ‚Du fühlst nicht‘ usw. (133 fgg.), beweist das schwankende im empfinden und denken des dichters. Schroffer können sich gegensätze nicht gegenüberstehen als die cynisch gehaltene rede Gott vaters und diese antwort.“ Aber die verse 113 fgg. sind nichts weniger als [illegible]f die rede des vaters 108—112, worauf sie nicht passen; [illegible] gehören zu verschiedenen bruchstücken, und die zweite

sezt eine andere, nicht ausgeführte rede des vaters voraus, in der er sich nicht über des sohnes teilnahme an bedrängten (d. i. leidenden, wie das 105 fg. erwähnte weib), sondern über sein mitleid mit sündern, die ängstlich um rettung flehen, ausgesprochen haben muss. Solcher wegen hatte der vater den sohn gerufen. Die betreffenden verse dürften kaum ganz gleichzeitig mit 97—112, sondern erst nach einiger zeit gedichtet sein, wofür auch das ganz abweichende versmass zu zeugen scheint; denn nur hier haben wir sechsfüssige, früher vier- oder fünffüssige, unter die sich durch blosses versehen zweimal (76 und 77) in einem andern bruchstück ein sechsfüssiger verirrte, aber nicht unmittelbar hinter einander in einem reimpaar. Doch hiervon abgesehen, wie könte es vom schwanken des empfindens und denkens des dichters zeugen, wenn er zwei verschiedene personen auch in verschiedenem tone sprechen lässt? Und der ton des vaters ist keineswegs „cynisch“; er ist nur „ganz aufgebracht“, wie der dichter ausdrücklich sagt, und er spricht in dem einem ernsten vater einem jungen sohne gegenüber nicht zu verübelnden tone: „Das hast du dumm gemacht“ (das war ein dummer streich). Alles dies ist freilich mit keckem, fast Lucianischem tone hingeworfen; selbst dass der heiland auf einem weit entfernten sterne einer gebärenden beisteht, ist eine kecke, übermütige dichtung, die Goethe, hätte er das gedicht wirklich ausgeführt, wol fallen gelassen haben würde, da 97—112, ja auch 113 fgg. kaum zu der mit 116 beginnenden widerkunft stimmen dürften, die ja eine andere veranlassung vorauszusetzen scheint. Jedenfals ist es der entschiedenste irtum, wenn Hoffmann aus diesen von ihm nicht verstandenen versen, die nicht derselben zeit wie die drei grössern stücke anzugehören scheinen, ein schwanken im empfindens und denken findet und die schrofsten gegensätze in Goethes eignem geiste daraus herleitet. Aber auch hiermit ist er noch nicht am ziele. Ganz unvermittelt wagt er den lezten sprung: „Goethe muss zu jener zeit innerlich aufs schwerste gelitten haben.“ Solte daraus, dass Goethe den vater und den sohn in verschiedenem tone sprechen lässt, sich ergeben, dass dieser innerlich aufs schwerste gelitten habe, wie unselig müsten erst die dramatiker sein, welche die allerverschiedensten charaktere, ihr gefühl und ihr ganzes wesen lebendig, oft in höchster aufregung, auszuprägen verpflichtet sind!

Trotz allem glaubt Hoffmann wirklich drei „merkmale“ erwiesen zu haben, aus denen sich Goethes stimmung bei der dichtung der bruchstücke ergebe. 1. „Hass gegen die geistlichkeit, so weit sie nicht dem ideale des christlichen laien entspricht.“ (Vielmehr spottet er der

geistlichkeit, deren leben ein hohn auf die gemütliche lehre des stifters des christentums sei.) 2. „Zweifel an sich, der menschheit und, nach dem cynischen tone zu schliessen, an Gott". (Jeder beweis dafür fehlt; dass Goethe an den gott der christlichen offenbarung nicht geglaubt, ist gewiss, ergibt sich aber keineswegs aus dem spotte des dichters über die durchaus verweltlichte vorstellung von Gott vater.) 3. „Wechsel von solchen bittern stimmungen und inniger hingabe, und zwar in ein und demselben gedichte, ja im selben teile des gedichts". (Wie seltsam es mit dieser behauptung stehe, haben wir gesehen.) Diese wilkürlich erschlossene stimmung, „die bitterkeit gegen die menschheit und die gottheit selbst, die innere zerrissenheit des dichters", wird nun mit gewohnter raschheit zum beweise misbraucht, die einzige zeit, in welcher die bruchstücke gedichtet sein könten, sei das frühjahr 1775. Zu keiner zeit hat unsern dichter das vertrauen auf ein über ihm waltendes schicksal, eine weise, auf unergründlichen wegen ihn leitende vorsehung verlassen, wenn er auch über die art, wie die menschen sich dieses unsichtbare und unfassbare wesen denken, wol scherzen mochte: wie er sich zu diesem grossen unbekanten verhielt, hat er in der zeit seines titanischen jugenddranges seinen Faust aussprechen lassen. Wenn Fritz Stolberg, was Hoffmann nicht erwähnt, ihm einen „titanenkampf gegen seinen gott" zuschrieb, ja berichtete, im november oder december 1775 habe er ihm von riesengeistern gesprochen, die sich auch den ewigen geoffenbarten wahrheiten nicht beugten, so gehört dies zu den leidenschaftlichen entstellungen des bildes seines Wolfgang, womit er den treulosen abfall von diesem vor sich selbst zu bemänteln suchte, da er sich den glauben an eine gottheit nicht vorstellen konte, ohne die drei personen der christlichen offenbarung; während es zur zeit viele wahrhaft fromme freidenker gab, denen Lavaters „entweder christ oder atheist" ein greuel beschränktester unduldsamkeit war. Welche widerwärtigkeiten ihm auch in seinem, dem naturdrange unablässig folgenden, von mancherlei leidenschaften umgetriebenen leben bereitet waren, er vertraute seinem schicksale, dass es ihn recht führe, und verehrte es gläubig, wie schwer es ihm auch zuweilen fiel. Was Hoffmann zum beweise „einer religiösen wandlung und bittersten verstimmung" in den ersten monaten des jahres 1775 aus seinen briefen herausreisst, erscheint in ganz anderer beleuchtung, wenn man es im zusammenhange und in verbindung mit seinem damaligen leben betrachtet, dabei auch sein dichterisches schaffen nicht ausser acht lässt, das mit einer verzweiflung an sich, der menschheit und Gott ganz unvereinbar ist. Das ausheben einzelner äusserungen aus des dichters wunderbar

wechselndem, von mancherlei tiefgreifenden verhältnissen bewegtem,
wild stürmischem, dann wider sich beruhigendem und heiterm leb
ist eine leere spiegelfechterei. Hätte Hoffmann auf der suche na
äusserungen, die seinem vorurteile günstig schienen, Goethes seele
leben in den monaten märz und april, wie es trotz aller lückenhaft
keit im algemeinen klar vorliegt, reiflich erwogen, er würde gefund
haben, dass dieser bei allen verworrenheiten und aller ihn umtreib
den unruhe nie das vertrauen auf seine gute natur und ein ihm gew
genes schicksal verloren hat. Man nehme nur die äusserung an
gräfin Auguste Stolberg: „Mir ists wider eine zeit her für wol u
wehe, dass ich nicht weiss, ob ich auf der welt bin, und da ist m
doch, als wär' ich im himmel.“ Wie könte ein an Gott und welt v
zweifelnder, ein in sich zerrissener sich so aussprechen? Doch w
einzelnes hervorheben, wo das hin- und herwogen der innigsten gefü
von lust und leid so ergreifend vorliegt? Seltsam genug bringt H
mann es nicht zu einer festen zeitbestimmung von Goethes „höchst
innern leiden“; freilich sezt er es s. 145 in den mai, aber sonst spri
er vom „spätern frühjahr“. Die merkwürdige veränderung seiner st
mung durch die im lezten drittel des april plötzlich erfolgte gehei
verlobung erwähnt er mit keinem worte. Und doch ist es unzwei
haft, dass des dichters unruhe vor dieser am stärksten war, er da
das glück des bräutigams kurze zeit genoss, bis dieses durch die s
lung, welche die familie der braut gegen ihn und seine eltern einna
getrübt wurde, so dass er bald daran dachte, eine verbindung, die
gehofte familienglück nicht verspreche, ganz aufzugeben. Zunä
fasste er den entschluss, seine schwester in Emmendingen zu besuc
um sich zu vergewissern, ob er Lili entbehren könne. In dieser
vor der ankunft der grafen Stolberg, wahrscheinlich am zweiten Bü
burger posttage des monats, am 6. mai (später war er von der an
senheit der grafen zu sehr in anspruch genommen), scheint der b
an Herder geschrieben, aus dem Hoffmann kapital schlagen möc
Er begint mit gefasster ruhe: „Mir gehts wie dir, lieber bruder.
nen ballen spiel' ich wider die wand [versuche, was ich vermag]
federballen mit den weibern [unterhalte mich mit frauenzimme
Dem hafen häuslicher glückseligkeit und festem fuss in wahrem
und freud der erde [die ihm die ehe zu geben versprach] wähnt' ich
kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige weise wider hin
ins weite meer geworfen.“ Am schlusse heisst es: „Ich tanze auf
drahte, fatum congenitum [das mitgeborene schicksal] genant, m
leben so weg! Von meiner frescomalerei wirst ehstens sehen [„Er

d Elmire"], wo du dich ärgern wirst, gut gefühlte natur neben ıeuslichem locus communis zu sehen. Fiat voluntas! [Ein undlicher wunsch, nicht im evangelischen sinne.]" Und doch ver-ndet Hoffmann eben diesen brief als beweis, dass damals Goethes ıeres leiden den höchsten grad erreicht habe; denn er zeige hier erachtung des menschen und der christlichen lehre, und zum min-sten nichtachtung gegen die gottheit selbst". Von alle dem findet h nichts, nur entschiedener unglaube an die christliche offenbarung d das gefühl menschlicher beschränktheit. Herder hatte ihm seine iden neuesten christlichen schriften „Erläuterungen zum neuen testa-ent" und „Briefe zweener brüder Jesu" (Jacobus und Judas) gesant, orin ihn dessen gefühlvolle behandlung fesselte. Die ganze lehre von ıristo schien ihm nur ein scheinding, das ihn als menschen, als ein-schränktes bedürftiges ding rasend mache; doch so behandelt, werde m alles, auch gott oder teufel, lieb, da er darin einen ewig gleichen uder, den menschen erkenne, der freilich bald gott, bald wurm, bald rr sei. Hoffmann scheint zu meinen, erst jezt sei Goethes unglaube die christliche offenbarung durchgebrochen, es sei bei ihm eine „alge-eine innere umwälzung" eingetreten, die Goethe in „das tiefste see-che leiden" gestürzt, dessen vornehmster grund wol „das schwankende d unleidliche seines verhältnisses zu Lili" gewesen. Kante er denn cht das berühmte bekentnis im briefe an Pfenninger vom 26. april 74, das viel schärfer und bestimter als die äusserung an Herder ! Und selbst Jacobis gattin macht er aus seinem unglauben kein ıeimnis: ob ihre buben an Christ oder an Götz oder an Hamlet ubten, das sei alles eins, ruft er zwei monate früher aus; nur an as müsten sie glauben, da, wer an nichts glaube, an sich selber zweifle. Und an welches höhere wesen er glaubte, wuste er sehr timt; an diesem, an sich selbst und den menschen verzweifelte er ht, am wenigsten damals, wie sehr er auch um Lili litt. Von jenem ligen unglauben an Gott, von innerer zerrissenheit und menschen-achtung zeigt sich bei Goethe nie eine spur; und am wenigsten ın man einen solchen verzweifelten zustand im frühjahr 1775 nach-isen, wenn er auch im april zunächst durch die ungewissheit seines hältnisses zu Lili und manches andere, wie durch Wagners spot-ırift „Prometheus" und Jacobis misverständnis seiner „Stella", in ruhe versezt wurde. In das ende des monats fält gar seine verlobung, ihn nur sehr kurze zeit beglückte, da wol schon in den ersten gen des mai der widerstand von Lilis familie hervortrat. In dieser it, am 3. mai, schrieb er an Knobels schwester, der er nicht ver-

raten durfte, was ihn quälte, er „lebe, wie immer, in strudelei und unmässigkeit des vergnügens und schmerzens“. Ist es schon auffallend, dass Hoffmann keinen bestimten zeitpunkt für das bruchstück festzusetzen vermag, um so erstaunlicher scheint es, wenn er kurzweg, indem er zwischen dem plan und dem beginn der ausführung eine längere zeit vergehen lässt, s. 150 erklärt: „Der plan selbst fält in die zeit der trennung von der brüdergemeinde, also ins jahr 1774, das fragment aber in der hauptsache in den spätfrühling 1775. Beide fliessen aus einer quelle, dem deutschen volksbuch. Aber während der entwurf aus religiösen zweifeln hervorgieng [an diesen litt Goethe damals nicht, er war längst fest entschieden, wie wir gezeigt haben] und eine ernste dichtung beabsichtigte, wich das fragment infolge eines umschwunges der stimmung von dem plane ab in der behandlung des stoffes und in seinem ganzen ton.“ Da haben wir ja ganz neue aufstellungen, die zu beweisen nicht die geringste anstalt gemacht wird. Dass die trennung von der brüdergemeinde in das jahr 1774 versezt wird, widerspricht allem, was wir sonst wissen. Erinnerte sich denn Hoffmann nicht einer der bekantesten tatsachen, dass Kestner schon im november 1772 schrieb, Goethe gehe nicht in die kirche, auch nicht zum abendmahle, bete selten, weil er dazu nicht lügner genug zu sein behaupte, habe aber vor der christlichen religion alle hochachtung, nur nicht in der gestalt, wie sie unsere theologen vorstelten! Und doch behauptet Hoffmann, der dichter habe sich erst 1774 von der brüdergemeinde getrent, ja sein „Ewiger jude“ sei der geheime absagebrief von dieser. Wer den anfang des gedichts mit verständnis liest, der muss sich sagen, dass hier kein länger gehegter und gepflegter entwurf zu grunde liege, noch weniger ein früherer ganz umgeworfen worden, sondern dass die dichtung mit reissender gewalt aus der seele fliesse. Und schon der dritte vers bohrt alle aufstellungen Hoffmanns in den grund; denn ein zerrissener, an nichts glaubender, Gott, welt und sich verachtender mensch ist das gerade gegenteil von dem, was Goethe hier von sich sagt: „Nie war mein busen seelenvoller.“

Auch der wideraufnahme des planes der dichtung auf der fahrt über die Apenninen im oktober 1786 gedenkt Hoffmann, wobei er mit recht von dem tagebuchbericht an frau von Stein ausgeht: „Heute [am 22. oktober] früh sass ich ganz still im wagen [mit einem päpstlichen officier, dessen geselschaft ihm „von vielem nutzen war“] und habe den plan zu dem grossen gedicht der ankunft des herrn oder dem ewigen juden recht ausgedacht.“ Er bemerkt aber nicht, dass sich aus der art der einführung ergibt, frau von Stein müsse von diesem

plane gewusst haben. Und eine veranlassung, gegen die freundin desselben zu gedenken, ergibt sich leicht, wenn es auch jedesfals zweifelhaft bleibt, ob in die abschrift seiner ungedruckten werke, die er dieser im jahre 1781 verehrte, auch die bruchstücke des gedichtes aufgenommen waren. Das grosse mystische gedicht „Die geheimnisse“, von dem Goethe in den jahren 1784 und 85 unter ihrer wärmsten, ihn drängenden teilnahme eine bedeutende anzahl stanzen schuf, muste, da es auf die verschiedenheit der religionen sich bezog, auch die rede auf seine jugenddichtung bringen, in der er die arge entartung des gemütlichen urchristentums mit scharfer laune getroffen hatte. Schon damals dürfte er auch die schlussentwicklung des zusammentreffens des zur erde zurückgekehrten heilands mit dem ewigen juden näher bedacht haben, mochte er auch noch nicht zum entschlusse gekommen sein, wo diese statfinden solle. So wäre es leicht zu begreifen, wie er auf dem wege nach Rom gegen frau von Stein dieses plans unter der bezeichnung der „ankunft des herrn oder des ewigen juden“ als eines bekanten gedenken konte. Die ausführung, welche Goethe im jahre 1814 in der „Italienischen reise“ der kurzen stelle des tagebuchs gab, darf eben so wenig auf zuverlässigkeit anspruch machen als die dort frei ausgeführten pläne der „Iphigenie in Delphi“ und der „Nausikaa“; es fehlten Goethe ältere aufzeichnungen, so dass er die lücken seines gedächtnisses frei ergänzen muste. Im vorigen jahre hatte er im fünfzehnten buche von „Wahrheit und dichtung“ eine gleichfals durchaus freie darstellung des anfangs des gedichtes bis zu dem augenblick entworfen, wo der jude, betroffen vom fluche des heilandes, von „unruhe und sehnsucht“ zu seiner wanderung sich getrieben fühlt. „Von dieser“, schloss er „und von dem ereignis, wodurch das gedicht zwar geendigt, aber nicht abgeschlossen wird, vielleicht ein andermal.“ Man darf zweifeln, dass ihm damals vorgeschwebt habe, was er 1814 in der „Italienischen reise“ mit einer deutlich vorliegenden zeitverschiebung über die katastrophe des gedichtes frei ergänzte. Das tagebuch hatte des planes am 22. oktober gedacht, dann am 27. eines priesters, der seit der entfernung des päpstlichen officiers in seinem wagen platz genommen. Dies veranlasste ihn mit der freiheit, welche die bearbeitung der „Italienischen reise“ auch sonst zeigt, das brüten über den plan des gedichtes um fünf tage zu verschieben und es mit der anwesenheit des priesters und der nähe Roms in verbindung zu bringen. So heisst es denn jezt: „Dem mittelpunkte des katholicismus sich nähernd, von katholiken umgeben, mit einem priester in eine sedie eingespert“, habe er lebhaft empfunden, welch ein barockes heidentum

heute auf den gemütlichen anfängen des christentums laste. Da sei ihm denn der ewige jude wider eingefallen, der einen so wunderlichen zustand erlebte, dass Christus selbst, als er zurückkomme, in gefahr gerate, zum zweiten mal gekreuzigt zu werden. „Jene legende: Venio iterum crucifigi, solte mir bei dieser katastrophe zum stoff dienen“, schliesst er etwas seltsam. Nur in sehr entfernter weise hätte dieses wort des heilandes an Petrus, der durch die flucht sich der verfolgung wegen seiner lehre entziehen wolte, hier anwendung finden können, wie ich dies schon früher bemerkt habe. Auch Hoffmann erkent das; aber er hilft sich mit der leeren vermutung, Goethe habe von der legende nur jene worte gekant, „in der bedeutung, wie er sie selbst verwenden will“. Aber nicht von jenen worten ist die rede, sondern von der legende, die durch das stichwort kurz bezeichnet wird. Noch schlimmer als diese misdeutung ist es, wenn Hoffmann nicht weiss, dass Goethe sich auch noch in Rom mit der sage beschäftigte. Schmidt hat (Schriften der Goethegeselschaft II, 396) aus einem römischen notizhefte die worte mitgeteilt: „Ewger J(ude). P(ius) VI. Schönster der menschenkinder [als solcher erscheint Christus immer]. Neid. Will ihn einsperren, ihn nicht weglassen, wie ihn [den papst] der kaiser [während der anwesenheit de spapstes in Wien, wie die sage gieng]. | Staatsgef(angen) im vatikan behalten. | al Gesu [kloster in Rom]. Jesuitentross. Lob des ungerechten haushalters.“ Das dürfte denn doch Hoffmanns ansicht zuwiderlaufen, in Italien habe Goethe „ein strenges und keusches kunstwerk“ in seinem „Ewigen juden“ beabsichtigt. Auch Schmidt denkt, „ein neues stilvolleres gedicht“ habe die bruchstücke in knittelversen verdrängen sollen. Goethe bedachte damals wol nur den abschluss der wanderung durch das erscheinen des heilands, ohne ernstliche absicht, das gedicht neu auszuführen. Hoffmann bezieht sich auch auf das nach Riemer im jahre 1808 von Goethe beabsichtigte gedicht „Maran Atha oder der herr komt“. Ganz unbekant scheint es ihm dabei geblieben zu sein, dass eine schrift Herders von 1779, welche dieser selbst für sein meisterstück erklärte, den titel „Maran Atha. Das buch von der zukunft des herrn“ führte. In dieser neuen bearbeitung der „Offenbarung“, die Goethe mit anteil las, behauptete Herder, die „Offenbarung“, an deren abfassung durch Johannes er festhielt, enthalte das wesen des christentums und der weltgeschichte und beruhe auf dem gedanken, nur auf den trümmern eines so verfallenen reiches könne das wahre reich gottes erscheinen. Goethe scheint eine dichterische darstellung dieser widerkunft des herrn augenblicklich im sinne gehabt zu haben, wobei wol an sein zusammentreffen mit dem ewigen

juden, das nicht notwendig zu dieser gehört, kaum gedacht war. Vielleicht war er dazu gekommen durch von Sonnenbergs überspantes gedicht „Donatoa oder das weltende“, das nach dessen tode von Gruber herausgegeben worden war. Goethe schenkte dasselbe weihnachten 1806 der frau von Stein.

Ganz unbegreiflich ist es, wie Hoffmann aus einem gedichte, das, wie der anfang auf das unzweideutigste dartut, der ausfluss übermütigster laune und überschäumender schaffungskraft ist, die bitterste verzweiflung an Gott und welt und die furchtbarste zerrissenheit herauslesen konte. In kräftigstem tone hören wir den launigen sänger verkünden, sein dichterischer drang lasse ihn nicht ruhen, es treibe ihn nachts aus dem bette, um einen reisenden mann zu singen, der unzählige wunder gesehen, die noch immer „in unserm unbegriffenen gotte in einem punkte (augenblicklich) geschehen“, während man die zeit der sogenanten eigentlichen wunder gewöhnlich für längst abgeschlossen erklärte, was er als kindische gotteslästerung abweist („trutz der lästrer kinderspotte“). Kann er auch nur in kunstlosen knittelversen sich aussprechen, so fühlt er sich doch dazu gedrungen, er erkent es als seine pflicht; und die lieben leser, fügt er launig hinzu, lassen sich so viel gefallen, dass sie auch das, was der geist ihm eingibt, in seinem kauderwelsch freundlich aufnehmen werden. Und mit welcher lachenden laune beschreibt er, wie er zum ersten besten kiel greift, um seine gedanken aufs papier zu bringen, wobei der lustige vergleich mit den auf einem besenstiele reitenden hexen leise angedeutet ist! Bei dem drange, das innerlich geschaute niederzuschreiben, erinnert man sich der ausgeführten schilderung am anfange des sechzehnten buches von „Wahrheit und dichtung“, wo er bemerkt, er habe oft lust gehabt, wie Petrarca, sich ein lederwams machen zu lassen, und sich zu gewöhnen, darauf auch bei finsterer nacht zu schreiben. Schon im fünfzehnten buche, und zwar gleich nach den andeutungen über den „Ewigen juden“, hatte er seines produktiven talents gedacht, das ihn seit einigen jahren keinen augenblick verlassen habe; ja er bringt dort die betrachtung desselben mit seinem „Prometheus“ in verbindung. Dieselbe heiter alles beleuchtende übermütige laune, wie im eingange, herscht in der schilderung des schusters im heiligen lande Judäa, wohin er das separatistengetriebe seiner lieben, konventikelreichen vaterstadt Frankfurt verlegt; und schon hier bricht seine leidige überzeugung durch, dass das christentum durch die priester greulich verunstaltet, die geistliche leitung zu einem seinen mann nährenden handwerk erniedrigt worden sei; der lieben eitelkeit der separatisten wird ein

guter teil ihres frommen treibens zugewiesen. Wenn irgendwo guter humor die leicht fliessende darstellung belebt, so in diesen 72 versen der einleitung, dieses neckischen epischen proömiums. Aber von hier macht der dichter, wie schon früher bemerkt, einen gewaltigen sprung über dreitausend jahre. Die zwischenliegenden bruchstücke hat Hoffmann mit grosser kühnheit auf bestimte zeiten der kirchengeschichte bezogen, wobei er von der voraussetzung ausgeht, sie stünden in der handschrift in derselben folge, in welcher sie Riemer hat drucken lassen. Da die Weimarer ausgabe den „Ewigen juden“ noch nicht gebracht, wissen wir dies ebenso wenig, wie ob noch andere bruchstücke vorhanden. Höchst wahrscheinlich finden sich die bruchstücke in dieser folge nicht in der handschrift, sondern die ordnung ward von Riemer nach dem inhalt bestimt; so bruchstück 7 und 8 unmittelbar vor die widerkunft des herrn (9 und 10) gesezt, weil sie diesen vorhergehend gedacht werden müssen. Ich gehe hier auf die deutungen von Hoffmann nicht näher ein. Am wunderlichsten ist die beziehung der verse: „Es waren, die den vater auch gekant. Wo sind sie denn? Eh, man hat sie verbrant“ auf den späten antitrinitarier Servet, während der köstliche spott nur darauf geht, dass man sich der gegner der dreieinigkeitslehre durch hinrichtung entledigt habe; wobei Goethe wahrscheinlich noch gar nicht an die stelle dachte, wo er dies bon mot anbringen wolte. Kühne, aber unglückliche griffe sind die deutungen von 2 und 6 auf Nero und Jung Stilling. Was Goethe sehr spät von einem besuche des ewigen juden bei Spinoza im anfange des sechzehnten buches von „Wahrheit und dichtung“ sagt, bezieht Hoffmann auf die älteste zeit; es sei mit den übrigen bruchstücken wenigstens im geist schon erschaffen worden. Diese stelle war frühestens im frühjahr 1813 geschrieben, wahrscheinlich aber ist sie ein späterer zusatz. Wenigstens wird der zusammenhang eher gefördert als gestört, wenn man sich dort die worte „Was ich mir aber aus ihm zugeeignet“ bis „aus dem sinne schlug“ sich wegdenkt.

Wie sich der „Ewige jude“ zeitlich zu den übrigen bedeutenden schöpfungen Goethes in den drei jahren seines titanismus verhalte, daran hat Hoffmann nicht gedacht. Besonders in betracht kommen die dichtungen, in welchen, wie im „Ewigen juden“, eine altüberlieferte sage frei, ja dem ursprünglichen sinne zuwiderlaufend umgestaltet wurde, sein „Prometheus“ und „Faust“. Von dem ersten wissen wir jezt, dass er dem jahre 1774 angehört, wie auch „Satiros“; der andere wurde im september 1774 begonnen und wol bis zum december fortgesezt; in die ersten monate von 1775 fallen die singspiele und „Stella“. Nun

fragt sich: sollen wir den „Ewigen juden“ vor oder nach dem „Faust“ setzen? Da wir Hoffmanns verzweiflungsstimmung abgetan haben, könten wir fragen: wann dürfen wir eine solche übermütige laune und solchen glühenden schaffensdrang bei Goethe annehmen, wie ihn die bruchstücke zeigen, vor „Faust“ oder in den unruhig bewegten ersten monaten von 1775? Gerade nach der bekantschaft mit Lavater, Jacobi und Basedow, als er und Jacobi sich gegenseitig zu lebendigem schaffen aufmunterten, noch ehe die sorge über die aufnahme seines „Werther“ von seiten Lottens und Kestners ihn beunruhigte, beglückte ihn eine solche stimmung, wie die briefe an Jacobi zeigen. Schon an sich möchte es wahrscheinlicher sein, dass Goethe vom „Ewigen juden“ zu dem ihm tiefer am herzen liegenden „Faust“ übersprang, als dass er den umgekehrten weg gegangen sein solte. Doch weiss ich wol, dass dies noch immer nichts beweist.

Zulezt gedenken wir Goethes eigener äusserungen über unser gedicht in seiner späten lebensbeschreibung. Es hat sich immer mehr herausgestelt, dass Goethe über die entstehungszeit seiner ältesten dichtungen nichts bestimtes wuste, auch in spätern jahren sich nicht mehr völlig in den geist zu versetzen wuste, der ihm diese eingegeben hatte. Ebenso klar liegt vor, dass die stellen, wo er in „Wahrheit und dichtung“ seiner einzelnen werke gedenkt, meist durch die bequemlichkeit bestimt wurden, sie mit der darstellung seines lebens in verbindung zu bringen. „Götz“ und „Faust“ werden mehrfach erwähnt, wo von seinen ältesten arbeiten die rede ist; aber zur zeit, wo sie wirklich begonnen wurden, geschieht ihrer keine erwähnung. Wenn es im frühjahr 1771, zur zeit seiner ersten bekantschaft mit Merck, heisst, „Faust“ sei schon fortgerückt gewesen, „Götz“ habe sich in seinem geiste ausgebaut, so ist beides unwahr: „Götz“ war im ersten entwurf vollendet, „Faust“ noch nicht begonnen. Die dichtung von „Werthers leiden“ wird unmittelbar nach Jerusalems tod gesezt, mehr als ein jahr zu früh, weil es sich so am leichtesten machte. So geschah es denn auch mit dem „Ewigen juden“, dessen Goethe auf veranlassung seines verhältnisses zur brüdergemeinde gedenkt, auf das ihn der tod der frommen Klettenberg führte. Er erzählt, wie er plötzlich gefunden, welche kluft seine ansicht von der der brüder scheide, wie er in folge seiner trennung von ihnen sich ein eigenes christentum gebildet, es auch durch sein frommes vertiefen in die kirchengeschichte zu begründen gesucht. Da habe er denn, weil alles, was er mit liebe in sich aufgenommen, „sich sogleich zu einer dichterischen form angelegt“, den wunderlichen einfall ergriffen, am leitfaden der sage vom ewigen

juden „die hervorstehenden punkte der religions- und kirchengeschichte nach befinden darzustellen". Zeitlich schwebt hier die trennung von der brüdergemeinde nebst der dichtung des „Ewigen juden" ganz in der luft; aber Hoffmann versezt jene trennung in das jahr 1774, was nicht allein unserer jetzigen kentnis, sondern auch der von Goethe angegebenen ursache widerspricht, welche die vollendung des gedichts gehindert habe. Dieses, hören wir, sei desto eher liegen geblieben, als sich eine epoche entwickelte, die schon, als er den „Werther" schrieb, und nachher dessen wirkung sah, notwendig anspinnen muste. Unmittelbar darauf gedenkt er seines „Prometheus", der bekantlich 1773 gedichtet wurde; dass Goethe „Werther" irrig ins jahr 1772 verlegte, ward schon erwähnt. Nach dieser darstellung würden also der „Ewige jude" und die trennung von der brüdergemeinde spätestens 1772 fallen; aber eine feste zeitbestimmung wolte und konte Goethe gar nicht geben. Ihm war es nur um eine einleitung zu seiner mitteilung über die entstehung des „Ewigen juden" zu tun, die er an den tod der Klettenberg anknüpfen wolte. Was er hier vom studium der kirchengeschichte sagt, gehört mehrere jahre früher; schon ehe er nach Strassburg gieng, hatte er sich in Arnolds „Kirchen- und ketzergeschichte" versenkt, wie das achte buch von „Wahrheit und dichtung" ausführlich berichtet. Das, was er im fünfzehnten buche vom plane seiner dichtung erzählt, beruht ganz auf der vorstellung, die er sich im jahre 1813 davon bildete, ist eine so freie ausführung, wie die der „italienischen reise" eingefügten pläne der „Iphigenie in Delphi" und der „Nausikaa", was sich daraus ergibt, dass die hier gegebene schilderung des „Ewigen juden" durchaus abweicht von der im ersten bruchstücke, wie Hoffmann selbst bemerkt hat. Das, was er von Simon von Kyrene, dem tuche der Veronika und dem fluche des heilands erwähnt, nahm er aus erneuter lesung des volksbuches. Hoffmann war nicht berechtigt, diese im gedicht nicht hervortretende kentnis schon der zeit der dichtung selbst zuzuschieben und daraus schlüsse zu ziehen. Kann somit das fünfzehnte buch von „Wahrheit und dichtung" nicht als zuverlässiger zeuge gelten, so bedeutet noch viel weniger der summarische überblick seiner „in die tiefere menschheit greifenden" dichtung der jahre 1769 bis 1775 in den viel spätern „Tag- und jahresheften". Hier lesen wir: „Es entsteht ein leidenschaftlicher widerwille gegen misleitende, beschränkte theorien; man widersezt sich dem anpreisen falscher muster. Alles dieses und was daraus folgt, war tief und wahr empfunden, oft aber einseitig und ungerecht ausgesprochen". In diesem sinne seien „Faust", die „Puppenspiele" und der „Prolog zu

Bahrdt“ zu beurteilen. Die bruchstücke des „Ewigen juden“ und von „Hanswursts hochzeit“ habe er in der ausgabe lezter hand nicht mitteilen dürfen; mehreres dieser frechen art sei verloren gegangen, nur die farce auf Wieland erhalten. Dass er unter „frech“ nur die übermütige laune versteht, bedürfte keiner bemerkung, hätte nicht Hoffmann aus dieser stelle, die der bruchstücke des „Ewigen juden“ nur als in diese freiere richtung schlagend gedenkt, das ergebnis gezogen, es werde deren innerer anlass als „leidenschaftlicher widerwille“, die haltung des ganzen als „frei“ bezeichnet. Aber keiner dieser ausdrücke bezieht sich insbesondere auf die bruchstücke, die Goethe damals noch weniger näher angesehen haben wird als im jahre 1813; denn gerade die ersten abschnitte der „Tag- und jahreshefte“ sind am allerspätesten rasch entworfen, als die ausführlichen berichte seit der mitte der neunziger jahre längst vollendet waren. Uns liegen jezt die bruchstücke der dichtung vor; an sie müssen wir uns halten. Aus ihnen ergibt sich ein viel anderes, wenn auch dem umfange nach beschränkteres bild als Hoffmanns völlig verzertes, zu dessen aufstellung „ein grosser aufwand schmählich ist vertan.“ Wir durften nicht gestatten, dass ein solches windei, wie es wol geschieht, als eine leistung verehrt werde, sondern musten warnend zeigen, wie es damit steht.

KÖLN. H. DÜNTZER.

DAS NEUHOCHDEUTSCHE PRONOMEN.

EIN BEITRAG ZUR DEUTSCHEN GRAMMATIK.

In den lezten fünfzehn jahren ist für erforschung der gesetze, die in dem werdeprozess der neuhochdeutschen sprache walten, anerkennenswertes und gehaltvolles geleistet worden. Ebenso hat das studium der lebenden mundarten an umfang und tiefe gewonnen; es ist ferner die monographische behandlung des sprachgebrauchs einzelner schriftsteller, wie Luthers, mehr und mehr zu ihrem rechte gekommen. Dagegen hat die darstellung des stufenweise fortschreitenden ganges der neuhochdeutschen schriftsprache in der historisch-objectiven weise Jacob Grimms verhältnismässig geringere beachtung gefunden. Wol sind auf dem gebiete der lautlehre und syntax zwei bedeutende werke erwachsen: „Grundlagen des neuhochdeutschen lautsystems“ von Karl von Bahder und Oskar Erdmanns alle zeitabschnitte der hochdeutschen sprache, mithin auch den neuhochdeutschen, umfassende

„Grundzüge der deutschen syntax“, teil I. Allein die neuhochdeutsche formenlehre ist seit K. A. Hahns „Neuhochdeutscher grammatik“. Abt. I. (Frankf. a/M. 1849) und Jos. Kehreins Grammatik der deutschen sprache des funfzehnten bis siebenzehnten jahrhunderts“ (Leipzig 1854—56. 3 teile) nach der angedeuteten richtung kaum um einen schritt weiter geführt worden. Das buch von Hahn, das sich selber nur einen „versuch“ nent (vorrede s. X), kann, so verdienstlich es für seine zeit war, schon darum nicht genügen, weil es nur auf einem sehr bescheidenen, gröstenteils aus W. Wackernagels Deutschem lesebuch entnommenen apparate von belegen beruhte. Was aber das werk von Kehrein anlangt, so ist es, abgesehen von seiner beschränkung auf das 15.—17. jahrhundert, wenigstens in dem teile, der die formenlehre enthält, nicht viel mehr als eine zwar reichhaltige, jedoch keineswegs lichtvolle, den vorrat des sprachlichen materiales möglichst erschöpfende beispielsamlung und lässt die wissenschaftliche verarbeitung des aufgehäuften stoffes nur zu sehr vermissen. Eine neue behandlung der formenlehre in dem ausgesprochenen sinne erscheint daher nichts weniger als überflüssig.

Die nachfolgenden blätter setzen sich nun die aufgabe, die entwicklung des deutschen pronomens seit der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts auf grund von reichlichen quellenbelegen aus dem bezüglichen litteraturschatze in übersichtlichem zusammenhange darzulegen.

Als quellenwerke habe ich benüzt[1]: die schriften von Seb. Brant, Thom. Murner, G. Rollenhagen, Burkh. Waldis, Fischart, Luther (Dichtungen = Luther D.), Opitz, Fleming, P. Gerhardt, Sim. Dach, Spee, J. Rist, Andr. Gryphius, Logau, Grimmelshausen (Simpl.), G. R. Weckherlin, Günther nach den unter dem titel „Deutsche dichter des sechzehnten jahrhunderts“ (Lpz. 1867—83. 18 bde.) und „Deutsche dichter des siebzehnten jahrhunderts“ (Lpz. 1869—83. 15 bde.) von Karl Goedeke und Jul. Tittmann besorgten ausgaben; Wickrams Rollwagenbüchlein, Fischarts dichtungen (Fisch. Kurz) nach der „Deutschen bibliothek“, herausgegeben von H. Kurz; Wittenweilers Ring, Niclas v. Wyles Translationen, Paulis Schimpf und ernst, Steinhöwels Aesop nach den ausgaben in der „Bibliothek des litterar. vereins in Stuttgart (bd. 23. 57. 85. 117); Murners Schelmenzunft (Murn. Schelm.), Fischarts Geschichtklitterung (Fisch. Garg.), Krügers Hans Clawerts historien, Sandrubs Delitiae, Schupps Freund in der not, Chr. Weises Erznarren, Reuters Schelmuffsky (1. fassung) nach den „Neudrucken deutscher litteraturwerke des XVI. und XVII. jahrhunderts“ (Halle 1878 fgg. nr. 9—14. 33. 59. 65—71. 85). — Ferner: Eyb, Albrecht von, Ob einem manne sey zunemen ein eelich weyb oder nit (In: Schriften zur german. philologie. Herausgegeben von Max Roediger. Heft IV. Berl. 1890). — Eyb, A. v., dasselbe, nach der Nürnberger ausgabe von Fritz Creußner 1472 (Eyb,

1) Die von mir gebrauchten abkürzungen füge ich dort, wo sie nicht ohnehin leicht erkenbar sind, in klammern hinzu.

ußner). — Geiler von Keisersberg, J., Predigten. Augsburg 1508. 4. (Keis.) — ler von Keisersberg, J., Schiff der penitentz. Augsb. 1514. 4. Keis. Pen.) Geiler von Keisersberg, J., Die ältesten schriften. Herausg. von L. Dacheux. iburg 1882. (Keis. D.) — Luther, Martin., Von den guotten wercken. s. l. 1. kl. 4. (Luth. GW.) — Luther, M., Vom abendmal Christi. Wittemberg 8. kl. 4. (Luth. Abendm.) — Luther, M., Wider den falsch genanten d des Bapsts vnd der Bischöffen. s. l. & a. kl. 4. (Luth. Bapst.) — Franck Wörd, Sebastian, Sprüchwörter gemeiner Tütscher nation. Zürich, Froschauer 45). kl. 8. (Franck Spr.) — Franck v. W., Seb., Paradoxa ducenta octo- a ... s. l. 1542. kl. 4. (Franck Par.) — Franck v. W., Seb., Von dem wlichen laster der trunckenheit. s. l. 1533. kl. 4. (Franck Trunk.) — Agri- a, Johann, Drey hundert Gemeyner Sprichwörtter. s. l. 1529. 2 tle. 8. (Agric.) — kgref, J. W., Der Teutschen scharpfsinnige kluge Sprüch. Straßb. 1626—31. le. 8. (Zinkgr.) — Bodmer, J. J., Vier kritische gedichte in: „Deutsche teraturwerke des 18. jahrhunderts. Hgg. von B. Seuffert“. Nr. 12. Stuttg. 3. — Haller, Albrecht v., Versuch schweizerischer gedichte. 10. aufl. Göttin- 1768. — Klopstock, F. G., Oden. Hamburg 1771. — Lessing, G. E., Sämt- e schriften. Hgg. von K. Lachmann. 3. aufl. besorgt von Franz Muncker. Leip- 1886 fgg. — Bürger, G. A., Gedichte. Göttingen 1778. — Liscov, Ch. L., Lob schlechten schriftsteller. Hannover 1794. — Goethe, J. W., Sämtliche werke. einleitungen von Karl Goedeke. Stuttg. 1874. 15 bde. (G.) — Schiller, Friedrich ntliche werke. Mit einleitungen von Karl Goedeke. Stuttg. 1871. 4 bde. (Sch.) — efwechsel des grossherzogs Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit the in den jahren 1775 bis 1828. Weimar 1863. 2 bde. (Briefw. G. KAug.) — ten, Aug. v., Gesammelte werke. Stuttg. 1853. 5 bde. — Alle andern von mir ützten werke und ausgaben, werden an der betreffenden belegstelle selbst ersicht- gemacht. — [Vgl. auch Gortzitza, gymn.-progr. Lyck 1877. O. E.]

1. Persönliches ungeschlechtiges pronomen.

Die kürzeren formen des gen. sg. *mein, dein, sein,* aus denen heute gebräuchlichen *meiner, deiner, seiner* hervorgiengen, sind nmehr vorzugsweise auf die gebundene rede und dichterische prosa geschränkt. Gottsched hat in seiner „Deutschen sprachkunst“ (5. aufl. 62) schon das heutige paradigma der längeren formen; auch Schot-, „Ausführl. arbeit von der teutschen haubtsprache“ (1663) stelt reits diese den einfachen formen voran.

Beispiele für den gebrauch der ursprünglichen formen: *O, scho- t mein* Sch. (M. Stuart) 2, 221. *Denkt er noch mein?* ebd. *Ich nke dein* G. 1, 33. *als hätt' ich sein mich überhoben* G. (Tasso) 5, 7. *Sie erwehrte sich sein* G. (Werth.) 7, 59. *O Selige, die sein iest* Bürger 301. *er muss sich mein erwehren* Grillparzer, Werke tt.) 4, 170. *Dort begegnete der Maler zuerst Laurella, die ..., ohne n zu achten, vorüberschritt* Heyse, Novellen (1. samlg. 5. aufl.) 111. quellen des 15. jahrhunderts war dieser gebrauch noch allein her-

schend, obgleich schon bei Suchenwirt, mithin ein jahrhundert vorher, spuren des späteren gebrauchs zu finden sind; s. Koberstein, Über die sprache des österr. dichters P. Suchenwirt (Naumbg. 1828—42) II, 63. Auch im 16. jahrhundert tauchen die neueren formen vorerst mehr vereinzelt auf und fehlen in manchen schriften noch gänzlich. Dagegen sind sie im 17. jahrhundert schon stark in verwendung.

Beispiele: *ich laß mich beduncken, das dein gemůte vnd begire hie gegenwürtig sein vnd sein noch mit meiner lieb vmbgeben, warten mein vnd wollen nit an mich abscheiden* Eyb 58. *du .... wollest nit vergessen mein* ebd. 92. *wann ob er gleych vil mů vnd arbeit darauff legt, so spotten sy sein villeicht nur darzu* Keis. 44ᵃ. *warlich man wirt dein nit warten* Keis. Pen. 104ᵃ. *es lacht alle welt vnd spottet sein* Pauli 39. *Der sprach gern, vnd was meiner minder wert ist, das wil ich dir nach geben* ebd. 207. *von sin selbs wegen* Franck Spr. 1, 158ᵇ. *denck ouch din selbs darby* ebd. 2, 51ᵃ. *Ein yeder ist sin selbs gröster fynd* 2, 44ᵇ. *von sein selbs wegen* Franck Par. 76ᵇ. *wo er nit sein selbs sorget vnd schonet* ebd. 78ᵃ. *Ja diser mensch nimpt sich seyn selbs nit an* 144ᵇ. *Vergißmeinnicht vergißt auch seiner selbst für ihr* Flem. 63. *wenn man sein begehrt* ebd. 49. *wo seiner wird gedacht* 72. *Deiner wolt' er warten nicht* 88. *So gedenk' ich stetigs deiner, Daß ich auch vergeße meiner* 180. *So darf ich deiner doch mit Freuden stets gedenken* 268. *Wer sein selbst Meister ist* 230. *Ich achte deiner nicht* Opitz 14. *daß ich dich jetzt grüße Vnd deiner, wie ich will, ... genieße, Das macht mein bester Freund* ebd. 57—58. *Ein Bergmann aber kan so wenig sein entgelten, Als wenig Ursach ist, der seine Reben pflegt, Daß mancher Mensch sich nur auf bloßes Saufen legt* 84. *Der Fürst der Seligkeit hat seiner nicht geachtet* 216. *wann doch Jesu ... wann wirst dich mein erbarmen?* Spee 14. *Ich seiner oft muß lachen* ebd. 157. *wann deiner ich gedenke* 175. *Wilstu, daß man dich bei uns wol verehr' und deiner denke* Logau 72. *Dieser dankte, daß man seiner gleichwol hätte da gedacht* ebd. 220. *Wer sein selbst kan füglich sein, Geh' kein' andre Pflichten ein* 254. — In westdeutschen, vornehmlich alemannischen schriften und drucken des 16. jahrhunderts, bei Brant, Fischart, in dem Froschauerischen drucke von Seb. Francks Sprichwörtern u. dgl., stösst man zuweilen auf die form *deinen* für *dein*, *deiner*, z. b. *der laßt dir im kat kein recht gon, sonder spottet dinen* Franck Spr. 1, 66ᵃ—66ᵇ. Vgl. DWb. IV./2, 1029.

Über den gen. pl. *unser*, *euer* ist zu bemerken, dass daneben die ungrammatischen formen *unserer*, *euerer* vorkommen, die zu verwerfen

1. Sie scheinen erst im 17. jahrhundert entstanden oder wenigs in umlauf gekommen zu sein. In der zeit Schillers und Goethes egnen sie häufig und sind auch heutzutage gar nicht selten. Gotted (Kern d. deutsch. sprachkunst, 6. aufl. 1769) sezt die form *eurer* ar ins paradigma. Das Deutsche wörterbuch III, 191 (artikel *euer*) nerkt: „das erste beispiel dieses fehlers bietet mir Opitz dar". Unabgig von Grimm, habe auch ich trotz fleissigster nachsuchungen kein spiel zur verfügung, das vor Opitz fiele[1]. Beispiele: *Wann Rath l That erliegt, wann alles ist gethan, Kömt Gott doch in das Spiel l nimt sich unsrer an* Op. 218. *Nicht aus Verachtung eurer ists chehn* Sch. (Tell) 2, 537. *dann bedarf es unserer nicht mehr* ebd. . *Und Eurer — wahrlich hätt' ich nicht gefehlt* ebd. 542. *Und ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst* (Werth.) 7, 45. *Das Wesen der Wesen bedarf unserer nicht* Gerus, Gesch. d. d. dichtung IV[4], 275. *Wer ist, ihr frühen Urweltchte, Der eurer ohne Schrecken dächte* Schack, F. A. v., Aus zwei ten (Stuttg. 1887) 374.

2. Persönliches geschlechtiges pronomen.

Der nom. und acc. sg. neutr. von *er* erscheint schon in schriften aus n ende des 15. jahrhunderts, z. b. in jenen Eybs und Wyles, fast rchgehends in der heutigen form, die ursprünglich dem gen. sg. sc. und neutr. angehörte. Hinwider ist dieser alte genetiv bis auf zelne spuren in gewissen redensarten, wie „es zufrieden sein", „es n hehl haben", „es dank wissen" u. dgl., geschwunden, in denen ungefühlt fortlebt. Ich gebe dafür beispiele aus älterer und neuerer t. *Denn sol ein erbars kind heutte oder morgen zum regiment rauchet werden, so ist es not, das es viler leutte wesen, rede . . . ehen habe* Agric. 1, 59ᵃ. *ihr habt es freien Fug* Flem. 238. *der e war es wohl zu frieden* Weise 104. *wenn ichs zu frieden wäre* helm. 41. *Er hat es nimmermehr Gewin!* Bürger 84. *die berühmten Buchführer haben es darum kein Hehl* Lisc. 111. *so sind Alle, r wollen sie es nicht Wort haben* G. (W. Meister) 7, 245. *ich bin lange überzeugt* G. Forster, Werke 9, 79. *Aber Anton war es wohl frieden, daß jetzt die Tochter mit dem Vater fuhr* Gust. Freytag, erke 5, 68. Vgl. DWb. III, 1126 fgg.

1) Doch verzeichnet Kehrein, Grammatik der deutsch. sprache des 15.—17. h. I, 211 schon aus Joh. Dietenbergers „Catholischer Bibell" (Cöln 1571) die form rer. — [Bei Gortzitza s. 66 fg. kein älterer beleg. O. E.]

Für den gen. sg. *sein, seiner* trift man in alemannischen schriften und druckwerken des 16. jahrhunderts auch bisweilen die form *seinen*, z. b. *Nun was ein guter freund, ein Burger, bey jm, so seinen wartet* Wickr. 163, 4. *Wär den tüfel ein mal zehuß geladen, kan sinen niemermer abkommen* Franck Spr. 1, 98ᵃ. *Hettest du sinen ee gedacht, so wäre er ee kommen* ebd. 1, 164ᵃ. *Das ist, sy fraget keinen, wie er das sin hab anworden, ob er sinen wirdig sye* ebd. 2, 122ᵃ.

Der gen. sg. fem. und gen. pl. lautet in schriften des 15. jahrhunderts noch algemein und in jenen des 16. jahrhunderts noch sehr häufig *ir*, z. b. *wie wol vil fürsten und herren yr* (Sigismunda) *begerten zu der ee* Eyb (Creußner) 59ᵇ. *Marina . . . ließ sich ir keinen nit sehen* ebd. 71ᵇ. *Es wirt jr kainer sündigen* Luth. GW. A 4ᵃ. *Es begegnet eim esel vnd löuwen . . . ein huff wölff: als jr der esel von verrem warnam, fieng er an was er mocht ze rüchlen* Franck Spr. 2, 127ᵇ. *darumb solt er sich ir nit mer annemen* Keis. 75ᵃ. *ir keiner* Wald. 2, 293. *ir eyner* Murn. Schelm. 21. Dagegen: *Vor Gott jrer selbs gröster lon, vor der welt jrer selbs gröster schad* Franck Spr. 1, 172ᵇ. *Und wenn ihrer auch fünfzig wer, Erlöset mich nur von der schlangen* Roll. 1, 162, 54. *Das auch darüber viel verderben, Ihrer etlich im gfengniß sterben* ebd. 1, 232, 389. *der jhrer viel noch sind beim lebn* Krüger, Clawerts hist. 4.

Auch im 17. jahrhundert ist die ursprüngliche form noch nicht ganz erloschen, obwol *ihrer* immer ausschliesslichere geltung gewint. Schon Schottel gibt als hauptform im paradigma *ihrer* an, fügt aber *ihr* daneben in klammern hinzu. Bei Gottsched wird bereits die längere form *ihrer* allein angeführt. Beispiele für beide gebrauchsweisen: *Kein Schlaf, der sol ihr* (gen. sg.) *vergeßen* Flem. 179. *biß du jhr* (sg.) *wider loß werdest* Zinkgr. 1, 382. *Ich muß jhr* (pl.) *schonen* ebd. 1, 88. *Als vmb das Jahr 1385 die Juden zu Weissenfeld in Meissen eine zusammenkunfft hielten vnd jhrer viel . . . dahin kamen* ebd. 1, 357. *jhrer etliche, die nicht schuldig gewesen* Sandrub 88. *Es haben ihrer viel . . . wol großen Ruhm verdient um ihren Muth und Streiten* Opitz 246. *indessen wird die Welt vergessen ihrer selbst* ebd. 195. *Es ritten ihrer zwei nach Rossen* Logau 43. *Es stritten ihrer zwei* ebd. 189. *Daß eines einem andren lebt, ist keinem ihrer nicht erlaubt* ebd. 261. *ihrer zehen* Rist 58. *ihrer viel* ebd. 156. *ihrer keinen* ebd. 186.

Eine seltnere nebenform von *ir* für den dat. sg. fem., die ich z. b. in der Creußnerschen ausgabe von Eybs Ehebuch (1472) finde, ist *ire: Der man hielt ez für vnmüglich vnd versprach yre d*

In alemannischen schriften und drucken des 15. und 16. jahr-
erts erscheint bisweilen für gen., dat. fem. sg. und gen. plur., ana-
nit den oben besprochenen formen *deinen*, *seinen* für *dein (deiner)*,
(seiner), die form *iren*, z. b. *Die bübery, wo man jren nit weert,*
sich nit genůgen Franck Spr. 1, 201[b]. *er liebet sy also, das der*
lam sich zu jren in ein fleisch vom himmel herab laßt ebd. 1,
Gab jren (dat. sg.) *die leer* Wickr. 16, 15. *Ein anzahl jhren*
pl.) *entran diser Seichschwåmme* ... Fisch. Garg. 233. *Mit söl-*
n worten verspotteten sie Esopum, do iren zwen nuon so vil
en als er allain Steinhöwel, Aes. 43. Vgl. DWb. IV./2, 2054—

Eine andere nebenform des dat. sg. fem. und gen. pl., die gleich-
zumeist in alemannischen schriften und drucken des 15.—17.
underts vorkomt, hat altertümliches gepräge und heisst *iro (ira)*:
er das zum dickern mal von iro (i. e. *siner gemahel*) *erfordert*
(ed. Baechtold) 151. *Der herr verwilligete ira das und ließ un-*
bi dem kilchhof ir einen ingang machen Strettlinger Chronik (ed.
htold) 84. *Im Fricktal machten si sich uß dem land, des wurden*
iro dorfer alle verbrant Liliencron, Hist. volksl. II, 408. Vgl.
). IV./2, 2058.

In betreff der dative *ihm, ihr, ihnen* ist zu erwähnen, dass die-
n vormals bis spät in die neuhochdeutsche zeit zugleich stelver-
nd für den der hochdeutschen sprache ursprünglich fehlenden dat.
reflexivum gebraucht wurden. Beispiele: *der vater wird serer*
aft an dem sone dann an im selbst Eyb 19. *Ain armer ver-*
lter mensch, der ain grosse sach auff im hat Keis. 33[a]. *Ain*
ch soll sich offt im tage tzů jm selber keren ebd. 44[b]. *er machte*
die Augen mit Speichel naß Gryph. (Dramen) 172. *der vater* ..
gt, ob ir die tochter den tod het gethan Eyb 58. *Es war die*
Stadt ir selber nicht getreu Rist 137. *si dûnt in selber schad und*
d Brant 213. *Viel sind* ... *von Felsen abgestürzt Und haben*
ı selbst die schwere Zeit verkürzt ... Opitz 207. *Von Kirchen-*
rn sagt er: sie sollen jhnen drey ding stets lassen angelegen sein
gr. 1, 251. Jedoch begint dieser gebrauch schon im 16. jahrhundert
hlich der heutigen verwendung der reflexiven dativform *sich* zu wei-
, und diese — die dem bedürfnisse, zweideutigkeiten zu begegnen,
rungen sein dürfte — gewint dann seit dem 17. jahrhundert mehr
mehr verbreitung, ohne übrigens so bald vollends durchzudrin-
Gottsched sezt zwar schon in seinen lehrbüchern der deutschen
che den dat. *sich* ins paradigma des reflexivum, verwahrt sich aber

zugleich gegen den zu seiner zeit offenbar noch in umlauf befindlichen dat. *ihm, ihr, ihnen.* Wie tief die alte gebrauchsweise im wesen der sprache wurzelte, beweisen ferner süddeutsche volksmundarten, in denen sie bis zum heutigen tag fortlebt. Beispiele: *Gleich als wen eyn vatter vil streittige vngehorsame kinder hat, setzt er eins aus jnen zů sich an den tisch* Franck Par. 40ᵇ. *Got můß das angenommen fleisch mit ehr vnd preyß krönen, mit sich in die höhe füren vnd dem eyn namen geben über alle namen* ebd. 57ᵇ. *Ein frommer Mann, der stets einen Hund mit sich lauffen hatte* Zinkgr. 1, 350. *Sucht er ... eigen Nutzen, so schadet er sich selbst* ebd. 2, 53. *Die Frauen pflegten auch in Indien vorzeiten, Nachdem ihr Mann verschied, selbst unter sich zu streiten* Opitz 232. *Wer sich nun nicht selber helfen kunte, der* usw. Weise 40. *wenn es ja an Gevattern mangelte, so hätten sie einen Mahler bey sich* ebd. 97. Beide construktionen stehn neben einander: *Allein, weil er sie mit aller Gewalt wolte neben sich haben, lude er ihm* (sibi) *und den seinigen grosse Mißgunst auf den Halß* Schupp 11.

Der dat. sg. *ihm* hiess früher gar nicht selten voller *ime, ihme,* z. b. *jme* Wyle 297, 6. *yme* Wittenweiler 206. *ime* ebd. 159. Keis. D. 16, 8. *ihme* Salat 151. Opitz 173. Log. 11. 130. 201. Simpl. 1, 281. 2, 244 usw.; vereinzelt *imo,* s. Zarncke z. Narrenschiff 386.

Der acc. sg. *ihn* lautete vormals neben *in* auch *ine, ihne (jhne),* z. b. bei Eyb (Creußner) 109ᵇ. Fisch. 249. Fisch. Garg. 251. 334. Sandrub 122. Zinkgr. 1, 98; vereinzelt sogar *inen, ihnen,* so bei Luther D. 182. 240.

Der dat. pl., der sich heute von dem acc. sg. vorteilhaft unterscheidet, hiess noch im 15. und 16. und teilweise selbst im 17. jahrhundert *in, ihn,* jedoch ist schon im 15. — 16. jahrhundert die erweiterte form *inen, ihnen* sehr verbreitet, so zwar, dass die beiden formen abwechselnd neben einander vorkommen. Man vgl. z. b. bei Luther GW. *jn* C 1ᵇ. E 2ᵃ. E 3ᵃ. E 3ᵇ. I 2ᵇ. I 4ᵃ. L 2ᵃ. N 2ᵃ, *jnen* ebd. C 2ᵃ. D 2ᵇ. I 3ᵇ. N 1ᵇ (an lezterer stelle beide formen in einer zeile); bei Fischart (Kurz) *jn* 1, 34. 81. 138, *jnen* 1, 169. 3, 339. 363; bei Murner *in* 60. 113. 190, *inen* 39. 132; bei Franck Par. *jnen (jhnen)* 56ᵃ. 57ᵃ. 65ᵃ. 75ᵇ. 76ᵃ. 101ᵇ. 103ᵇ, *jn (jhn)* 76ᵃ. 112ᵃ; bei Spee *ihn* 86, 37. 41. 87, 45. 208, 181. 244, 45, *ihnen* 87, 43. 173, 68. 175, 165. 179, 95. 210, 236. 231, 4. 244, 27. 30.

Bei gewissen schriftstellern, insbesondere prosaikern, überwiegt oder herscht ausschliesslich *inen,* das ist z. b. bei Luther in seinen

n schriften (s. Franke, Grundzüge der schriftsprache Luthers 189), ncks Sprichwörtern und in dessen Paradoxa sowie in Paulis f und ernst der fall. Ausschliesslich begegnet man dieser form erweise auch schon bei Nicl. Wyle, man vgl. u. a. 43, 28. 99, 22. 135, 25. 27. 173, 21—22. 217, 26. 267, 32—33. 35 und s. Nohl, Die sprache des Niclaus v. Wyle (Heidelb. s. 81. In der zweiten hälfte des 17. jahrhunderts scheint bereits durchgedrungen zu sein; wenigstens sezt Schottel (s. 536) form allein ins paradigma, während in den ersten jahrzehnten jahrhunderts, wie wir oben (bei Spee) gesehen haben, *ihn* noch tund.

Eine seltnere nebenform des dat. pl. ist *ine (ihne)*, z. b. *si wonderman zug ine nach* Liliencron, Volkslieder 2, 411. *Mich nimpt r, das sie sich nicht vor jhne selber schåmen* Franck Trunk. F 3ᵃ.

Anmerkung. Die in manchen schriften älterer zeit, z. b. in weilers Ring, vorkommenden formen *sei*, *sey* als nom. und acc. ., *sey*, *seu* als nom. pl., *es* und *enk* für *vos, vobis* sind mund- e eigenheiten von lokaler beschränkung.

3. Pronomen possessivum.

Hier mag erwähnung finden, dass in der flexion von *unser, euer,* wie bei den mit *el, er* abgeleiteten adjectiven, öfter bald das *e* dung, bald jenes der ableitung abfält, z. b. *unsers Glücks* Haller *unsers Scheidens* ebd. 166. *unsres Reisens* 134. *unsers Streits* 180. *unsers Glücks* Sch. (Tell) 2, 532. *unsres Sonnensystems* . Meister) 8, 96. *Euers Gelds* Lessing (Nath.) 3, 70. *euers und euers Beistandes* G. (Götz) 6, 71. *Nicht eures Gelds be- — ein Herz wie euers wiegt Tonnen Goldes auf und Millionen* (Wall.) 2, 84. *eures Busens* Sch. (Braut v. M.) 2, 439. *eures* Platen 3, 314. *eures Kindes* ebd. 4, 407. *mit unserm Arm* ock, Oden 71. *nach unserm Sinn* G. (Iphig.) 5, 318. *aus Hause* Less. (Nath.) 3, 63. *Euerm Rathe* ebd. 70. *eurem Rathe* 78. *an Euerm Geläute* ebd. 7, 163. *nach eurem Willen* ebd. *von Eurem Vater* Uhland, Gedichte (Stuttg. 1853) 446. *die* G. (Iphig.) 5, 317. *durch unsrer Hände Fleiß* Sch. (Tell) 2, 521. *euren Brüsten* Haller 44. *mit Euern eigenen Gedanken* Less. 1. In ältern neuhochdeutschen werken, insbesondere poetischen, sämtliche possessiva (mit ausnahme von *ir*, das häufiger die kürzten formen beizubehalten scheint) neigung zum abwurf des schen, seltener des ableitenden *e*, und zwar in allen endungen,

selbst jenen, auf deren *e* der consonant *r* folgt, obschon die vollen formen keineswegs fehlen. Beispiele für die gekürzten formen: *din sach* Murn. 78. *sein tugent* Wald. 2, 105. *sein narung* Pauli 207. *euwer fröd* ebd. 107. *mins lebens* Wyle 54, 35. *deins dieners* Eyb 99. *meins gefiders* Sachs 1, 104. *meins todes* ebd. 149. *deins lebens* 149. *seins gesellen* Pauli 199. *unsers hergotts* Murn. 77. *unsers herzens* Weckh. 161. *ewers abgotts* Luth. Bapst A 2ᵃ. *euers unglücks* Weckh. 180. *euers fleißes* ebd. 184. *euers lobs* 185. *meinr kunst* Wald. 2, 101. *deinr ere* ebd. 100. *laut euwer verschrybung* Wickr. 73. *mit sim stand* Brant 163. *an sim vater* ebd. 181. *in sim gwalt* Franck Spr. 2, 42ᵃ. *in mim garn* ebd. *mit deim brei* Fisch. 237. *in seim namen* ebd. 178. *von seim Glied* Sandrub 67. *vnserm huszwirt* Pauli 369. *in vnserm garten* ebd. 187. *unserm Schöpfer* Dach 73. *unserm Gott* Spee 113. *zû vnser frawen* Luth. GW. I 3ᵇ. *in unser Seelen* Rist 245. *mein rechten fusz* Pauli 299. *sein mund* ebd. 382. *sein zoren* Sachs 1, 80. *mein bulen* ebd. 179. *unsern geist* ebd. 72. *mein regel* Murn. 129. *sin hilf* ebd. 133. *sein frau* Sachs 1, 205. *sein mûtter* Pauli 362. *all sein sach* Sandrub 123. *euer eigne ehr* Weckh. 89. *dein federn* (nom. pl.) Sachs 1, 104. *sein achsen* Wald. 2, 112. *andre unsrer freinden mehr* Weckh. 153. *eurer Sünden* Dach 96. *an din kindern* Murn. 249. *allen sin gesellen* ebd. 130. *uf sin federn* 64. *mit sein eignen füßen* Wald. 2, 57. *in vnsern reden* Pauli 337. *zû vnsern zeiten* ebd. 137. *irs ampts* Eyb 45. *irs manns* ebd. 63. *irn mûtwil* Brant 15.

Das in der althochdeutschen und älteren mittelhochdeutschen sprache noch mangelnde possessivum *ihr* gewint im 15.—16. jahrhundert immer algemeinere verbreitung und scheint gegen ende des 17. jahrhunderts völlig durchgedrungen.

Eine besondere bewantnis hat es mit der gegen ende des 17. jahrhunderts aufgekommenen, seit der mitte des gegenwärtigen wider verschwundenen form *Ihro* in der feierlichen rede. Die erste spur davon finde ich in Abrahams a Sta. Clara „Mercks wol, soldat“ (Wien 1680), vorrede 1: „*Ihro Genädigster Landes-Fürst*“ und am ende derselben: „*Ihro Gnaden Dienstbeflissener P. Fr. Abrahamus à S. Clara*“. Hingegen erscheint in den zwei jahre später (1682) veröffentlichten gedichten Morhofs unter den vielen widmungen zu poetischen „glückwünschen“ und „leichenbestattungen“ ausschliesslich dafür *Dero.* Aber auch im 18.—19. jahrhundert genoss *Ihro* keineswegs algemeine verbreitung. z. b. findet sich in Gellerts „Briefen nebst einer praktischen abhandlung von dem guten geschmack in briefen“ (Leipz. 1758) keine erwäh-

nung davon; die stelle, die von dem gebrauch der titulaturen handelt, lautet: „Man soll nicht, wie man meistens im umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben, reden“ (s. 76). Andere schriftsteller wider bevorzugen *Ihro*. Ich gebe einige weitere beispiele. *Da tritt der Haushofmeister herein und meldet ihm die Beherbergung des verspäteten Pfarrherrn, und wie er itzt, voller Verlangen, Ihro Gräfliche* Gnaden *zu sprechen, vor der Kammerthüre lauschte* Thümmel, Wilhelmine (1773) 60. *Indeß, sollte etwas nicht vollkommen nach Ihro Gnaden Bequemlichkeit gewesen seyn, so geruhen Ihro Gnaden nur zu befehlen* Lessing (Minna) 2, 192. *Ich wollte nicht um Alles — Ihro Excellenz, fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung* G. (Werth.) 7, 51. *Es muß doch wohl so sein, Ihro Durchlaucht* Sch. (Geisterseher) 4, 77. *wenn nicht der Gedanke, mich für Ihro Dienst verdoppelt zu sehen, so vergnüglich und aufheiternd wäre* Briefw. G. K. Aug. 2, 46. *In Hoffnung mich Ihro Gegenwart bald zu erfreuen unterthänigst Goethe* ebd. 82.

Das Deutsche wörterbuch (IV/2, 2058) erklärt dieses *Ihro* für possessivisch unter hinweis auf die gleichzeitig daneben vorkommende form *dero* und trent es von dem oben erwähnten *iro, ihro, Ihro*, das bald als gen. und dat. sg. fem., bald als gen. pl. gebraucht war. Allein gerade die kaum zufällige übereinstimmung mit dem in derselben anwendung begegnenden gen. des demonstrativum, *dero*, lässt vielmehr vermuten, dass hier gleichfals ein ungefühlter casus des persönlichen pronomen und zwar wahrscheinlich der gen. pl. vorliegt, der dann allerdings possessivische verwendung fand. Man vgl. Frisch, Teutsch-lateinisches wörterbuch I, 486, wo dieses *Ihro* gleichfals als gen. pl. erklärt wird.

GRAZ. ADALB. JEITTELES.

(Fortsetzung folgt.)

DEUTSCHE WANDERTRUPPEN IN DÄNEMARK.

I.

Schon früh wurde Dänemark von fremden schauspielertruppen besucht. So hatte der könig Friedrich II. zwischen 1579—86 zweimal englische komödianten in seinen diensten, welche auch 1585 in Helsingör spielten und in dem folgenden jahre, als die ersten in Deutschland, nach Dresden und Berlin berufen wurden. Umgekehrt sante 10 jahre später, zur krönungsfeier Christians IV., der schwager des herzog Heinrich Julius von Braunschweig, seine englischen

komödianten nach Dänemark[1]. In demselben jahre suchte ein fahrender poet, der Schlesier Martin Schwarzbach, vergebens die erlaubnis, eine komödie „Studentes“[2] in Kopenhagen aufzuführen, und nicht besseres glück hatte 1629 ein ähnliches gesuch einiger deutschen studenten. Als die bitte 1633 erneuert wurde, hatte sie hingegen vielleicht den erwünschten erfolg, und möglicherweise ist bei dieser gelegenheit Rists Irenaromachia hier gespielt worden[3]. 1634 führte ein Deutscher, der satiriker Hans Lauremberg, als professor in Sorö die renaissancekomödie, und 1655 die oper bei hofe ein[4], und deutsche opern-ballete waren in der folgezeit daselbst nicht ungewöhnlich.

Die anwesenheit eigentlicher wandertruppen aber spüren wir erst in der zweiten hälfte des 17. jahrhunderts. Vom anfang des jahres 1663 spielte in Kopenhagen eine niederländische bande unter Andreas Joachim Wulff, der sich hier ansiedeln wolte und auch ein schauspielhaus bauen liess, aber schon 1664 schuldens halber aufhören muste[5]. Sein „hauptagent“ Michael Daniel Treu war jedoch Deutscher und ohne zweifel derselbe, welcher später als puppenspieler und prinzipal zu Lüneburg 1666 und München 1677, 1681—85 auftrat[6]. Vielleicht war er sohn oder verwanter des ersten bekanten deutschen wanderprinzipals Carl Treu, der 1622 und 25 in Berlin spielte[7].

1) Bolte im Jahrb. d. Shakespearegeselsch. XXIII, 1888, s. 99. 102. 103.

2) O. zw. von Stimmelius 1550, vgl. H. Meyers Studentica, Leipzig 1857.

3) Werlauff, Historiske antegnelser til Holbergs lystspil, Kopenhagen 1858, 282 fgg. Overskou, Den danske skueplads, Kopenh. 1854, I, 80 fgg. Paludan, Renaissancebevægelsen i Danmarks litt., 1887, 307.

4) Paludan, H. Willumsen Laurembergs 4 Skjæmtedigte, 1890, s. XII u. XXV.

5) Werlauff 285 fgg. Overskou I, 103 fgg. 262 fgg.

6) Zeitschr. f. deutche phil. XXI, 283. Gaedertz, Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg, 1888, s. 99: Michael Daniel Drey sucht 8. sept. 1666 zu Lüneburg spielerlaubnisz, nachdem wir unsz nuhnmehr Edliche Jahre bey Ihro Königl. Maij. von Tennemarck auffgehalten haben.“ — Bolte in Herrigs Archiv LXXXII, 85. Die dort citierten belegstellen im Jahrb. für Münchener gesch. I konte ich nicht einsehen.

7) Nach Löwen, Schriften IV, 13 (vgl. Plümicke, Theatergesch. v. Berlin 40; Devrient, Gesch. d. deutsch. schauspielk. I, 201) soll der dänische hofprediger oder gar „oberhofprediger“ Lassenius in seiner jugend zu dieser ältesten Treuschen truppe gehört, später vielleicht eine eigene gebildet und schliesslich von dem kurfürsten Georg Wilhelm überredet den schauspielerstand verlassen haben. Johann Lassenius war aber erst 1636 als sohn eines pommerschen pfarrers geboren, verbrachte 1657—66 einen grossen teil seiner jugend auf zum teil ziemlich abenteuerlichen reisen, wurde dann rector und prediger zu Itzehoe, gieng in den dienst des stathalters Ranzau als hofprediger, wurde aber keineswegs in dieser eigenschaft, sondern in der bescheidenen stellung eines diaconus oder zweiten predigers an der deutschen St. Petrikirche 1676 nach

Ungefähr gleichzeitig mit Wulff und Treu muss nach eigener
age der deutsche bandenprinzipal Andreas Pandszen in Dänemark,
eicht zu Odense schon 1661 und in Bergen 1664, gespielt haben[1].
ter sind wir berechtigt, in Carl Andreas, der 1672 in Kopenhagen
erlaubnis erhielt, einen der bedeutendsten, aber wenig bekanten
änger Veltens, Carl Andreas Paulsen zu vermuten, der schon um
0 eine bande gebildet haben soll[2]. Er wird öfters bloss durch den

nhagen berufen. Er machte sich als eifriger asketischer schriftsteller bekant,
e 1677 dr. theol., im nächsten jahre professor, und starb 1692. Schon das jahr
r geburt macht jede verbindung mit der viel älteren Carl Treuschen truppe
öglich, wie auch schon von Kusz in den Schl.-holst. provincialberichten 1833,
von Schröder in den Neuen schl.-holst. provincialberichten 1834, 168 fgg. (vgl.
fgg. L's Leben von Knickbein), von Gervinus, Hagen, Gesch. des theaters in
ssen 93, u. a. bemerkt ist. Dennoch kehrt das misverständnis wider, z. b. bei Brach-
, Gesch. d. kgl. theaters in Berlin I, 1877, 21—22, der auch Lassenius als
dänischen hofprediger" in „Stockholm" (!) enden lässt. Hagen und nach ihm
e, Lehr- u. wanderjahre d. deutschen schauspiels 284, glauben an eine ver-
selung unseres Lassenius mit seinem gleichnamigen vater, der auch prediger
sonst aber ziemlich unbekant ist. Schröder hingegen und neuerdings Carstens,
Lassenius in der Allg. deutschen biographie, finden die annahme nicht unwahr-
nlich, dass unser Joh. Lassenius gegen den schluss seines abenteuerlichen wander-
s, um 1666, für kürzere zeit in eine schauspielertruppe getreten ist. Unstreitig
nt diese ansicht besser beglaubigt, nachdem sich herausgestelt hat, dass in die-
ahren wirklich eine jüngere Treu'sche (nicht wie Carstens: „Traulsche") truppe
nd, welche die tradition leicht mit der älteren und früher bekanten verwechselt
kann. Immerhin bleibt es doch bedenklich, dass der kurfürst Georg Wilhelm,
Lassenius von der bühne abberufen haben soll, schon 1640 starb. Betrat Lasse-
nur von der not getrieben die bretter, so geschah dies schwerlich zu Berlin, in
ähe seiner heimat und der universität Rostock, wo er rühmlich studiert hatte;
im südöstlichen Deutschland oder Ungarn, wo er von den Jesuiten hingeschlept
Aber auch nicht die leiseste anspielung auf eine solche episode findet sich in
gleichzeitigen quellen, dem Programma funebre der Kopenhagener universität bei
nius's tod, der lebensbeschreibung bei Moller, Cimbr. litt. II, und einer anderen
r dritten ausgabe von Lassenius, Heiliger perlenschatz, Copenh. u. Leipz. 1701, 4°,
scheinlich von dem deutschen prediger zu Helsingör Boldich. Ungefähr zu der-
n zeit, in die seine scenische wirksamkeit fallen muss, fährt Lassenius in
n „Arcana politico-atheistica", 1666, 12mo, s. 63 fgg. bei beschreibung eines
arkts heftig gegen die gaukler, zahnbrecher und schauspieler, diese „carcino-
et pestes reipublicae" aus. Wolte man hier die reue des bekehrten orthodoxen
rs über irwege seiner vorzeit sehen, so ist dagegen zu bemerken, dass Lassenius
rswo, z. b. in dem „Perlenschatze", ed. cit., 2. verteilung, 394, auf das schau-
zurück komt und ohne weiteren ärger erbauliche gleichnisse daraus herleitet.

1) Werlauff 285. Overskou I, 110. Suhms Saml. II, 2. heft, 140. Schütze,
b. theatergesch. 33. Devrient, Gesch. d. d. schauspielk. I, 204.

2) Werlauff 288. Overskou I, 112. Plümicke, Theatergesch v. Berlin 49.

vornamen bezeichnet, als „Prinzipal Carl“, „Carl (Andreas) Paul“, „Carl Paulson“, und hatte schon, als er 1665 zu Frankfurt erscheint, in Dänemark und (1663) in Schleswig gespielt[1]. 1668 war er in Mecklenburg und Lübeck, und als die „Carlische geselschaft“ einige jahre später wider in Mecklenburg auftritt, hat sie in der zwischenzeit Schweden und Dänemark besucht[2]. Auf dieser reise treffen wir am 5. jan. 1671 den „Prinzipal Carl“ in Kiel[3], und im märz 1672 bekomt „Carl Andreas“ erlaubnis, zweimal wöchentlich in Kopenhagen zu spielen. In demselben jahre wurde die „trefliche schauspielerin“ Anna Paulson von Kopenhagen nach Petersburg berufen, ein beweis unter anderen, dass schon vor Velten weiber auf der bühne sich auszeichneten[4]. Ob es hingegen diese truppe war, die in einem königlichen pass auf der reise nach Kiel 14. jan. 1676 als „unsere comedianten“, also als dänische hoftruppe bezeichnet wird, ist zweifelhaft, da die „Carlische hochteutsche compagnie“ schon 1674 von Dresden nach Wien zog, also nicht mehr in Dänemark angesiedelt war[5]. Vielleicht handelt es sich hier eher um die „kgl. dänischen priviligierten hofacteurs mit figuren“, also puppenspieler, die in Hamburg um dieselbe zeit, doch auch mit lebenden personen, agierten[6]. In diesem falle war der hof nicht besonders kritisch, denn höchst wahrscheinlich war es dieselbe truppe, die kurz nachher in der bitschrift eines gewissen Nicolaus Löcke vom sept. 1680 als „eine so gar- undt überausschlechte bande“ bezeichnet wird. Löcke dagegen will „eine bande vndt Kern der vortrefflichsten Commoedianten“ in Hamburg zusammengebracht haben, und bekam auch für ganz Dänemark privilegium, das er jedoch nie benuzt zu haben scheint[7]. Ebenfals suchte 1695 der sächsische schauspieler (ehemaliges mitglied der Veltenschen truppe?) Joh. Aug.

1) Litzmann in der Ztschr. f. vgl. litteraturgesch. u. renaissancelitt., n. f. I, 11. Bolte in Herrigs archiv LXXXII, 86. Schon um 1650 und wider 25. apr. 1664 treffen wir „Carl Andreas Paulj“ in Lüneburg. Gaedertz, Theaterzustände, 75. 99.

2) Jahrb. f. mecklenb. gesch. 1836, I, 95. 96.

3) Litzmann a. a. o.

4) Overskou I, 112. Litzmann a. a. o. Die quellen für die berufung nach Russland bei Tietz Bunte skizzen aus süd und ost, Wesselofsky Deutsche einflüsse auf das alte russ. theater, 1876, und Fechner, Chronik der evangel. gemeinden in Moskau, 1876, standen mir nicht zu gebot.

5) Overskou I, 113. Bolte a. a. o. 86. Ob Carl Andreas Paul dann wider mit „dessen schwiegersohn Velten“ in Lübeck am 7. juni 1675 war?. Vgl. Gaedertz, Theaterzustände s. 48. 147.

6) Overskou I, 113. Schütze 96.

7) Overskou I, 113. 265. Werlauff 288. 503.

Uhlich privilegium als „stadt-comediant“ zu Kopenhagen; von ihm wissen wir aber später nur, dass er 1697 in Schweden war[1].

Zweifelhaft bleibt es, ob der ungefähr sechsjährige aufenthalt einer truppe „nordischer comedianten in hochdeutscher sprache“ oder „chursächsischer hochdeutscher comedianten“ in Schweden 1690—97 auch die dänische theatergeschichte berührt. Die schwedischen urkunden[2] begegnen sich hier mit deutschen, indem wir 1697 dieselbe truppe zu Güstrow in Mecklenburg antreffen, durch die hoftrauer am tode des königs Karl XI. aus Schweden vertrieben, nachdem sie sich „6 jahre in den nordischen plätzen aufgehalten“[3]. In diesen sechs jahren hat sie vielleicht auch Kopenhagen besucht, und sehr wahrscheinlich Bergen in Norwegen, wo der dichter Holberg als kind eben zu dieser zeit biblische schauspiele aufgeführt sah[4]. Die schwedischen verfasser wollen in diesen „chursächsischen comedianten“ die berühmte Veltensche bande sehen, was sich aber schlechterdings nicht mit der genauen chronologie bei C. Heine[5] vereinigen lässt, ob es schon durch die untersuchungen Silfverstolpes[6] beglaubigt ist, dass Veltens truppe, vielleicht in Schwedisch-Pommern, vor dem könige Karl XI. gespielt hat.

Im jahre 1703 hören wir wider einmal von einem besuche niederländischer comedianten in Kopenhagen, und in demselben jahre scheint die witwe Velten Dänemark besucht zu haben[7]; über wesen und leistungen aller bisher genanten truppen lassen sich jedoch aus alten, zerstreuten urkunden nur gelegentliche und fragmentarische aufschlüsse schöpfen. Zuverlässliche erörterungen gibt erst die samlung der ältesten theater-

1) Werlauff 292. Silfverstolpe, Källor til svenska teaterns hist., in der schwed. zeitschr. Framtiden, 1877, 143.

2) Silfverstolpe a. a. o. 142. E. Lund, Blad ur svenska teaterns hist., in Grönstedts schwed. ztschr. „Nu“ I, 1874—75, s. 426. Dahlgren, Stockholms theatrar, 1866, 9 fgg.

3) Bärensprung im Jahrb. f. mecklenb. gesch. I, 97. Litzmann in der Ztschr. f. vgl. litteraturgesch., n. f. I, 10.

4) Overskou I, 119. Holberg, Episteln, nr. 226. 382.

5) Joh. Velten, Akad. diss., Halle 1887. Eher steht es mit diesem nordischen aufenthalt kursächsischer komödianten in verbindung, wenn ein gewisser „Franz Melchior Hart, Saxonia Comoediant.“ am 4. jan. 1692 zu Lüneburg spielerlaubnis sucht, nachdem er in Schweden, Dänemark, Liefland, Sachsen usw. gespielt hat. Gaedertz, Theaterzustände 119.

6) „Samlaren“, ztschr. d. schwed. litteraturgeselsch., 1889, 55—56. 1890, 76—83.

7) Overskou I, 121. Gaedertz a. a. o. 123: Frau Velten sucht am 1. nov. 1703 aus Hamburg, nach einer beschwerlichen reise von Kopenhagen, in Lüneburg spielerlaubnis.

zettel der dänischen nationalbühne von 1722 an, welche auf der kgl. bibliothek zu Kopenhagen vorhanden ist, und in welche sich auch einige schauspielankündigungen der deutschen banden verirt haben, die ein wenig früher in Dänemark spielten[1]. Unter den ersten, wahrscheinlich schon von 1707, treffen wir hier einen anschlagszettel der truppe der witwe Velten:

„Die Königl. Pohlnische und Churfürstl.-Sächsische Hoff-Comoedianten Werden mit gnädigster Erlaubnüs, Heute Freytags den 4 Novemb. [1707] umb ihnen sonderbahre Affection zu erwerber (!), aufführen eine von dem berühmten Italiänischen Meister Cicognini entlehnte Haupt-Action, die sich betitult:

Statua, Oder: die in ein Marmorsteinernes Bild verliebte Princeszin Adamira.

Personen der Action.

1. Indamoro, König in Sicilien.
2. Adamira, seine Tochter.
3. Dionysia, Princeszin aus Aragonien, in Gestalt eines Gärtners, unter den Namen Laureno.
4. Heinrich, Printz aus Castilien.
5. Fischetto, sein Kammer-Diener.
6. Corinto, Printz aus Aragonien, unbekant, unter dem Nahmen Perideus.
7. Pasquella, seine vermeynte Mutter, eine alte lustige Frau.
8. Drusilla, des Königs heimliche Liebste.
9. Despino, ihr lustiger Knecht.
10. Idraspe, Capitain von des Königs Wacht.
11. Trinea, der Adamira Kammer-Mädgen.
12. Tepandro } Zwey Banditen.
13. Arzeo }

Kurtzer Summarischer Inhalt:

Des ersten Actus:

Der Capitain Idraspe findet den Despino auff der Schildwacht vor der Drusillä Kammer-Thür schlaffend. Der König beurlaubet sich mit seiner heimlichen Maitresse Drusilla, diese bestellet durch Despino zwey

1) Die zettel sind schon von Werlauff Antegnelser 292 fgg., und Overskou Danske skueplads I, 126. 136 fgg. erwähnt, nirgends aber abgedruckt. Meine abschriften sind mit allen sprachfehlern wortgetreu und in ihrer logischen und grammatischen unbehülflichkeit für die bildungsstufe der fahrenden schar

Banditen, welche den Gärtner Laureno umbringen sollen, weil er in ihre geile Begierden nicht hat willigen wollen. Printz Heinrich entdecket seinem Kammer-Diener Fischetto die grosse Liebe, so er gegen die Princeszin Adamira trägt, und klaget daneben über ihre kaltsinnige Härtigkeit, Drusilla wil Printz Heinrich zur Gegenliebe anreitzen, bekōm̄t aber den Korb, und musz mit Schanden abziehen. Perideus kom̄t mit seiner Pflege-Mutter Pasquella an den Sicilischen Hoff, an welchem sich auch die Princeszin Dionysia aus Arragonien, in Mañs-Kleidern und Gärtners-Gestalt, unter dem Namen Laureno auffhält, damit sie auff Printz Heinrich desto besser Achtung geben kan, welcher ihr in Arragonien die Ehe zugesaget, ihre Liebe genossen, und hernach verlassen. Tepandro und Arzeo geben Feuer auff Laureno, und verwunden ihn, Perideus, Pasquella und der Capitain Idraspe kom̄en ihm zu Hülffe.

Des andern Actus.

Die Princeszin Adamira beklaget ihre heimliche Liebe gegen die Marmorsteiner Statuam, und wird von ihrem Kammer-Fräulein Trinea vergebens getröstet, Printz Heinrich bemühet sich umsonst um der Admirä Gegenliebe. König Indamoro will von seiner Tochter Adamira die Ursache ihrer Traurigkeit und heimlichen Leydens wissen, kan aber wegen ihrer Halszstarrigkeit und Verschwiegenheit nichts erfahren. Der Gärtner Laureno meldet den Perideus und die Pasquella bey dem Könige an, werden von demselben in Dienst genommen, und machet Pasquella, welche sich in den Laureno verliebt hat, gar poszirliche Händel. Perideus wird in Liebe entbrannt gegen die Princeszin Adamira, entdecket solches dem Laureno, und begehret seiner Hülffe.

Des dritten Actus.

Trinea überlieffert der Pasquella die Schlüssel zum Garten-Zimmer, und vexiret sie mit der Liebe gegen den Laureno. Die Princeszin Adamira klaget gegen die Statua im Garten ihre Liebe, Laureno, welcher sich verstecket hat, höret solches, und erfähret also ihr Geheimnüs, überredet sie auch, dasz er die Kunst könne, einen Stein lebendig und beweglich zu machen, und verspricht solches ins Werk zu richten. Drusilla lässet durch ihren Diener Despino dem Perideus ihre Liebe antragen, Laureno offenbahret dem Perideus der Adamira heimliche Liebe gegen die Statua, und giebt ihm den Rath, dasz er auff die künfftige Nacht die Statua präsentiren solle: die Princeszin zu betrügen, und seine Begierde zu erfüllen, hernach überredet er den Printz Heinrich, dasz die Princeszin Adamira gegen ihn verliebet sey,

und werde seiner künfftige Nacht im Garten erwarten. Drusilla entdecket dem Despino dasz sie die Rache so wohl an Printz Heinrich, als an Perideus, wegen verschmäheter Liebe, suchen wolle. Adamira kommt im finstern zu ihrer geliebten Statua in den Garten, welche sie lebendig machet, und mit sich führet. Printz Heinrich vermeinet Adamira anzutreffen, enpfänget aber unwissend seine verlassene Liebste, die Dionysia, welche sich in der Adamira Kleider verstellet hat, werden also Adamira und Heinrich durch die Dunckelheit der Nacht artig betrogen.

Des vierten Actus.

Drusilla klaget dem Printz Heinrich bey dem König fälschlich an, als habe er sie mit Gewalt zu seinem Willen zwingen wollen, Despino musz diese Anklage wider seinen Willen bekräfftigen helffen. Der König beklaget sich über Printz Heinrich, dieser solches hörend, vermeynet, dasz der König um seine Liebe wisse, tritt derohalben hervor, und bekennet dem König, dasz er vergangene Nacht der Princeszin Adamira ihre Liebe genossen habe, der König jaget ihn zornig von sich, und verfluchet die Unkeuschheit seiner Tochter Adamira. Perideus, welcher von ferne solches höret, bildet sich ein, dasz der König von seiner gepflogenen Liebe Kundschafft habe, und entdecket solches dem Könige, und wird mit Grimm abgewiesen. Darauff bringet Pasquella dem Könige der Adamira Kleider, welche sie in des Laureno Kammer gefunden, und saget, das Adamira mit Laureno in Unzucht gelebet habe. Der König, seiner Tochter Ehre zu retten, wil sie mit Printz Heinrich vermählen, aber Laureno kommet darzwischen, und entdecket, dasz sie die Princeszin Dionysia sei, befindet sich also Heinrich betrogen, bittet seine Liebste um Verzeihung, und verträget sich mit ihr.

Des fünfften Actus.

Der König examiniret seine Tochter scharff, dasz sie sagen solle, wer vergangene Nacht bey ihr gewesen, sie aber bleibet beständig darauff, dasz es die Marmorne Statua sey, weswegen sie der König für unsinnig hält, beschliesset aber bey sich, den Betrug zu erforschen. Pasquella suchet Gegen-Liebe bey Laureno, weil sie ihn vor ein Mannsbild hält, und verehret ihm ein köstlich Kleinod, Drusilla und Despino sehen dieser Kurtzweil zu, und vermeynet, dasz das Kleinod dem Könige gestohlen sey. Perideus wird in Gestalt der Statua ertappet und gefangen genommen, und siehet die Princeszin Adamira, dasz sie betrogen worden. Perideus wird von der Drusilla als ein Dieb angeklaget, aber vermittelst des Kleinods, wird er vor den verlohrnen Printzen

Coriuto aus Arragonien vom Könige erkannt, und mit der Princeszin Adamira vermählet.

Nach dieser vortrefflichen, raren, Haupt-Action, soll, damit jedermann vergnügt uns verlassen möge, den Beschlusz machen, eine Nach Comödie, welche ungemein lustig und sich betitult: Pickelherings Doppelte Heyrath".

Den titel „kgl. polnischer und churfürstlich sächsischer hof-comedianten" bekam die truppe der witwe Velten nach der wahl des kurfürsten Friedrich August zum polnischen throne 1697; 1714 gieng derselbe auf die Haacksche, später Hoffmannsche truppe über[1]. Das stück war bereits von Velten 1684 in Dresden und 1690 in Torgau, nach 1700 vielleicht in Nürnberg aufgeführt und ist, wie schon der theaterzettel besagt, nach Giacinto Cicognini, einem der besseren dramatiker Italiens im 17. jahrhundert bearbeitet[2]. Dem ausführlichen referat bei Klein zufolge weicht die hauptaction nur unwesentlich von Cicogninis „Adamira overo la Statua dell' onore", Venezia 1663 (1657?), ab. An dem scenengang ist vielleicht ein wenig geändert, einige, meist untergeordnete personen haben namen gewechselt (die maitresse des königs heisst im original Lesbia); die alte Pasquella und Despino, welcher bei Cicognini eunuch ist, nähern sich als „lustige" personen etwas mehr dem weiblichen und männlichen harlekin, dessen figur in der hauptaction nicht gern fehlen durfte. Bei Cicognini ist die stelle der handlung an den hof des schwedischen königs in „Nicosia" verlegt, und die äusserst verwickelten liebesintrigen spinnen sich zwischen schwedischen, dänischen und norwegischen prinzen und prinzessinnen ab, um durch die blaue ferne den romantischen effekt zu erhöhen. Wahrscheinlich zu demselben zwecke hat der deutsche bearbeiter die scene nach Spanien und Italien zurück verlegt, weil diese gegenden im norden als land der romantik galten[3]. So kam aber das stück um das lokalinteresse, welches die ursprüngliche fassung bei einer aufführung in Kopenhagen dargeboten hätte, besonders zu einer zeit, wo kaum jemand an dem gänzlichen mangel aller geschichtlichen und nationalen färbung würde anstoss genommen haben.

1) Fürstenau, Gesch. der musik und des theaters in Dresden II, 290.

2) Heine, Joh. Velten 30. 58. 60. Klein, Gesch. des dramas V, 666 fgg. Jahrbuch d. Shakespearegeselsch. XIX, 146, nr. 11.

3) In Meissners verzeichnis, Shakespearejahrb. XIX, 146, lässt jedoch der titel: „Die in eine statua verlibte prinzesin Adamira aus Nordwegen" (Nürnberg um 1710?) auf eine verschiedene, in dieser hinsicht Cicognini näher stehende redaction schliessen.

II.

Ungefähr aus derselben zeit datiert sich vermutlich ein zweite anschlagzettel, der einzige, der sich von einer vorstellung der wande truppen in den dänischen provinzen erhalten hat:

„Comoedia Genandt: Der Verirrte Liebes-Stand, oder D Durchlauchtige Bauer. Dediciert und præsentirt Dem Hoch u Wohlgebornen Herrn, Hn. Hans Schach, Graff von Schackenburg Stifft-Befehlungs-Mann über Riber-Stifft etc., Meinem gnädigsten G fen und Herrn".

Nach einer langen poetischen widmung, einer guten probe d elenden, eben so gespreizten als kriechenden komödiantenpoesie d zeit, welche L. A. D. unterzeichnet ist, folgt der

„Summarische Inhalt der Persohnen.

1. Orismanna, Königin in Böhmen.
2. Sigislaus, ihr Vetter, Printz in Böhmen.
3. Odoardus, Hertzog und General der Königin.
4. Hedregundis, Princeszin der Wenden.
5. Salamiro, grosser Stadhalter in Böhmen.
6. Protopan, Hoher-Priester.
7. Mehim } 2 Priester.
8. Sacer }
9. Herminus } Königliche Räthe.
10. Belsarus }
11. Saga, eine Ziegeunerin.
12. Dolfero } Ziegeuner.
13. Fiandus }
14. Hedwan, ein Bauer.

Actus I.

Orismanna, Königin der Böhmen, kommt mit Sigislao ihres Bru ders Sohn, nach niedergelegten Wendischen Kriegs-Heer und Gefan genschafft der Wendischen Princeszin Hedregundis triumphirend i Böhmen an. Orismanna ertheilet Befehl, die Hedregundis den Götter auffzuopffern. Sigislaus wird in denselben Augenblick gegen sie ent brant, und suchet ihren Todt zu hindern, bisz der darzukommend Hohe-Priester, nachdem der Tempel eröffnet, die Königin auf milder Gedancken bringet, und die Gefangene völlig vom Tode befreyet.

Actus II.

Sigislaus, nachdem er von einem erscheinenden Nächtigen Geis Nachricht erlanget, dasz sein Vater von Hertzog Odoardo mit Gifft se

ngerichtet worden, verpflicht sich hoch, seinen Tod zu rächen. Heegundis geräth in ein Gespräch mit ihm, welches die Ankunfft der ıgestümen Orismanna verhindert. Sigislaus entdecket der Königin äuchelmörderischen Tod seines Vaters, und kan sein rachgierich Geüth dabey nicht verbergen. Die Königin bittet aus falschen Sinn, möchte sich nach dem Ober-Zimmer verfügen, sie wolle ihm gleich lgen, und fernere Unterredung halten, Sigislaus gehet, und fället in e daselbst zugerichtete Falle, nehmlich eine Grube von Ottern und hla[n]gen angefüllet. Odoardus geräht bey der Königin in Verdacht, › habe er Sigislaum den Mord seines Vaters entdecket, wird aber ıld bey ihr wieder ausgesöhnet. Die Königin versammlet ein Gericht er die unschuldige Hedregundis, gibt vor sie sey mit Sigislao vertzter Majest. schuldig, Sigislaus als überwiesen habe die Flucht genommen, fället hernach selbst das Urtheil, man soll ihr einen Trunck, weler sie ihres Sinnes beraubet, eingeben, und hernach in eine wüste nöde verstossen, Sigislaus entkommt in Bauren Habit den Zorn der ismanna.

Actus III.

Hedregundis kömmet rasend zu einer Compagnie Ziegäuner, Saga, vornehmste darunter, bringet ihr durch einen Kräuter-Trunck den rlohrnen Verstand wieder, und nimmt sie vor ihre Tochter an, Sigiss verdingt sich als ein Knecht bey einen Bauer Orismanna ist entılossen, ihren heimlichen Buler Hertzog Odoardum auff den Thron heben, hier wieder legen sich die Reichs-Stände, entschliessen sich llich das Oracul zu befragen, welches zur Antwordt gibt, dasz der hmische Thron einen Bauren und Ziegeuner bescheret sey, hierüber rd Orismanna erzürnet, hauet dasz Götzen-Bild entzwey, versincket r zugleich in den Schlund der Erden. Odoardus wird auff Befehl Stände gefänglich angenommen, das Oracul wird wieder gefragt, r das Reich regieren solte, gibt zur Antwort, der auf einen eysernen ch sein Brod wird essen. Deszhalben werden an unterschiedene rter Hoff-Bediente geschicket solchen zu suchen.

Actus IV.

Sigislaus geräth mit der verkleideten Hedregundis in einen Lies-Discurs, jedoch unwissend, das es seine Liebste sey. Belsarus entliget den Odoardum seiner Gefängnüs, welcher hernach im Wald m arbeitenden Sigislao unerkandt auff stöst, und alle seine Schelmicke ordentlich erzehlet, aber darbey eine grosse Reu blicken läst. gislaus heist ihn um mehr Sicherheit willen, sich in eine alte Scheuer

verbergen. Fürst Salamiro mit einem Priester finden Sigislaum auff dem Pflug sein Brod essen, kündigen ihm Königliche Würde an, wobey sich der neue König wunderlich anstellet, indem er den Fürsten, aller seiner Würden und Güter entsetzet, und die gantze Ziegäuner-Zunfft nebst dem Odoardo und seinen Wirth und Wirthin gefänglich annehmen lässet.

Actus V.

Sigislaus legt seine verstelte Grausamkeit ab, setzet den Fürsten Salamiro in seine Würden und Güter wieder ein. Belsarus erlangt Gnad wegen des entledigten Odoardi. Odoardus wird zu ewigen Zeiten aus dem Königreich Böhmen verbannet, der Bauer Hedwan und die Ziegeuner werden begnadiget, und Sigislaus vermählet sich nach vorhergehender scharffen Keuschheits-Prob, mit der Ziegeunerin Hyacyntha, welche zuletzt vor die Princeszin Hedregundis erkennet wird.

Nach dieser Haupt-Action sol folgen eine lustige Nach-Comœdie genandt:

Arleqvin der betrogene Kup[ler].

Das stück finde ich nur in Meissners verzeichnis [Jahrb. der Shakespearegeselsch. XIX, 149, nr. 71: „Der Eiserne tisch oder prinz sigislaus aus böhmen", zu Nürnberg nach 1700?] erwähnt; dessen inhalt aber nirgends widergegeben. Seinen ursprung habe ich nicht ermitteln können; vielleicht fände sich wie für die Adamira ein original in der romantischen dichtung Italiens oder Spaniens. Die personennamen in unserem stück tragen jedoch weniger italienisches gepräge als die der Adamira.

Der zettel hat keinerlei datierung, fält aber nach den dem grafen Schack beigelegten ämtern und ehrentiteln zwischen 1698—1711[1], wahrscheinlich in die lezteren jahre dieser periode. Die truppe ist auch nicht näher bezeichnet, aber die buchstaben L. A. D. unter der poetischen widmung können meiner ansicht nach nichts anders als Leonard Andreas Denner bezeichnen. Dies war gewiss der ältere Denner, welcher wie sein sohn, der bekante Harlekinspieler, seine tochter und sein künftiger schwiegersohn, der spätere prinzipal Johann Spiegelberg, ursprünglich mitglied der Veltenschen truppe gewesen sein soll. Nach Devrient[2] bildeten sie 1710 eine eigene geselschaft, die namentlich im norden hospitierte. Die jahreszahl ist jedoch zweifelhaft; die Denner-Spiegelbergsche bande dürfte sich schon eher abgesondert haben. Von den kurf. sächsischen und kgl. polnischen comödianten der witwe Vel-

1) Werlauff, Antegnelser 292.
2) Gesch. d. deutschen schauspielk. I, 344.

ten weiss man nur, dass sie 1697 in Dresden und Wien, 1702 und 1709 in Hamburg, 1704 in Nürnberg, 1707 in Kopenhagen spielten[1]. Hingegen ist es unsicher, ob es diese bande und nicht vielmehr schon die Denner-Spiegelbergsche war, welche im Winter 1709—10 bei ihren irfahrten auf dem eise in den skandinavischen reichen so übel zugerichtet wurde, dass Jfr. Denner sich die beiden grossen zehen amputieren lassen muste[2]. Jedesfals spielte die Denner-Spiegelbergsche familie noch vier jahre früher, 1706, mit Stranitzky in Wien zusammen, vielleicht doch nur zeitweilig von Veltens getrent; aber nicht lange vor oder nach dieser zeit treffen wir urkundlich den älteren Denner als prinzipal einer eigenen bande zu Köln. Maltzahn, Bücherschatz 346, hat nämlich folgenden anschlagzettel:

„Denen Hoch-Edel-Gebohrnen, Gestrengen . . . Herren Bürgermeisteren und Rath Der Käyserlichen Freyen-Reichs-Stadt Cöllen am Rhein, Meinen Gnädigen und Hochgebietenden Herren wolte folgende Haupt-Action nebst vorgehendem Musicalischen Prologo Genannt Der im Krieg verirrte, und in der Lieb verwürrte Soldat Als ein Zeichen seiner unterthänigen Pflicht und Schüldigkeit, gehorsambst aufführen und verbundenst dediciren, Deroselben Unterthäniger Diener Leonardus Andreas Denner, Principal der Königl. Grosz-Britt. und Churfürstl. Braunschweig-Lüneburg. würklichen Hoff-Acteurs".

Der zettel ist ohne jahr; Maltzahn sezt ihn, ich weiss nicht warum, in die jahre 1698—1708, was nicht übel mit der mutmasslichen zeitangabe für die aufführung des „Durchlauchtigen Bauers" zu Ripen in Jütland stimt. Der verfasser der poetischen widmung L. A. D. spricht

1) Devrient I, 315—16. 318. Fürstenau II, 299. Overskou I, 126. Siehe Gaedertz, Theaterzustände 121. 123.

2) Schmidts mir leider unzugängliche Chronologie des deutschen theaters erzählt diese etwas romantische geschichte von Spiegelbergs bande; Overskou I, 127 hingegen von Veltens, die sich von Kopenhagen nach Holstein reisend auf dem gefrornen Bolt verirte. (Vgl. hierzu die oben citierte notiz bei Gaedertz a. a. o. 123 von der beschwerlichen überfahrt der witwe Velten von Kopenhagen nach Holstein im oktober 1703.) Overskou beruft sich auf Löwen, in dessen Theatergesch. (Schriften IV, Hamb. 1766) diese erzählung sich jedoch nicht findet, dagegen eine andere, höchst apokryphe, von dem entsetzten der naiven, halb heidnischen (!) Gotländer, als Veltens truppe, vom sturm verschlagen, in theatercostumen ihre insel betrat. Die zwei traditionen vermischt Devrient I, 344, der, ohne besondere geographische skrupel, Spiegelbergs truppe „auf dem gefrornen Belt" nach Gotland wandern lässt (!) E. Lund (Blad ur svenska teaterns hist., „Nu" 1874—75, 427) findet mit fug Overskous bericht wahrscheinlicher; allein woher stamt denn eigentlich dieser? Weder schwedische noch dänische gleichzeitige quellen wissen von einem besuch deutscher schauspieler im jahre 1710, und auch die deutschen scheinen etwas trübe und widersprechend.

auch in dem Ripener programm mehrmals in der ersten person u
im eigenen namen, so dass wir berechtigt sind, in ihm den prinzi
und also in der truppe die königl. grossbrittannischen und kurfürstl
braunschweig-lüneburgischen hof-acteurs zu vermuten. Von die
geselschaft weiss man sonst nichts weiter, als dass die bekante Carol
Weissenborn und ihr gatte Neuber mitglieder waren, als sie 1718
Braunschweig getraut wurden[1]. Es war also nicht, wie v. Red
Esbeck vermutet, die Haacksche truppe, welche diesen titel führ
vielmehr hatten Neuber und seine gattin 1717 ihre scenische laufba
bei der Spiegelbergschen bande angefangen und waren dann in d
nächsten jahre zu den kgl. grossbrittannischen acteurs übergegang
was sehr natürlich ist, vorausgesezt dass Denner, der mit Spiegelb
in so naher verbindung stand, noch 8—10 jahre nach seinen vorst
lungen in Köln und Ripen an der spitze der leztgenanten truppe wa

III.

Die beiden vorstellungen zu Köln und zu Ripen sind sogena
„Raths-komedien“, welche die truppen, um sich für gute aufnahme
bedanken, mit feierlicher, auch poetischer widmung der obrigkeit
ehren zu geben pflegten. In Deutschland, besonders in den frei
städten, war es bürgermeister und rat, denen man auf diese weise h
digte[2]; in Dänemark aber, wo unter der souveränen regierung die co
munaladministration weniger entwickelt war, wante man sich an d
stelvertreter des königs oder an hohe und einflussreiche gönner.
finden wir dasselbe stück „Der verwirrte Soldat“, welches in Köln v
Denner als ratskomödie aufgeführt war, auch in Kopenhagen 1719, d
obersecretär der dänischen kanzlei Ditlew Wibe zu ehren, von der Sp
gelbergschen truppe gespielt. Diese hauptaction war eine der bek
testen und beliebtesten; sie stand funfzig jahre hindurch auf dem rep
toire verschiedener truppen und gehört zu den wenigen, die volstän
veröffentlicht sind, vielleicht in einer zu Laibach schon 1671 aufgefü
ten redaction[3]. Später wurde sie in Dresden 1673, und in Torgau 16
von Velten, zu anfang des 18. jahrhunderts von Denner in Köln, 17
von Spiegelberg in Kopenhagen, 1720 (auch 1733?) in Stockholm u

1) Trauschein bei v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber, 41.

2) Vgl. A. Cohn im Jahrb. d. Shakespearegesellschaft. XXIII, 269 fgg., 1692 und 1
in Breslau. Gaedertz Theaterzust. 110, 1680 in Lüneburg.

3) Durch G. v. Radicz, Agram 1865; vgl. Litt. centralbl. 1866, nr. 49, J.
Bolte in der Ztschr. f. deutsche phil. XIX, 1887, s. 86 und Klemming, Sveri
dramatiska literatur 539.

möglicherweise 1724 in Hamburg von demselben gespielt. Die ausgabe von Radicz stand mir nicht zu gebote; um andern die vergleichung zu erleichtern, teile ich hier das Kopenhagener programm mit, nur mit weglassung der in Kopenhagen eigens hinzugedichteten widmung und einer Aria, worin „Fama der Hoch-Edel und Wohlgebohrnen Wibschen Familiæ alles Glück und Heil wünschet, Wobey sich der Berg Parnassus mit denen Musen præsentiret“, ein stück poesie von demselben schlage wie die Dennersche. Der text selbst scheint nach dem in Boltes aufsatz gegebenen, kurzen andeutungen ganz derselbe zu sein, welcher in Berlin und Wien handschriftlich erhalten ist, vermutlich also auch mit dem von Radicz herausgegebenen gleichlautend. Einige unklarheiten und kleinere namensänderungen sind wol auch hier der schriftstellerischen unbeholfenheit des programverfassers zuzuschreiben.

„Mit Allergnädigster Königlicher Bewilligung, Wollen Dem Hoch-Edel und Wohlgebohrnen Herrn, Herrn Detlev von Wiben, Ritter von dem Elephanten Orden. Sr. Königl. Majestät von Dennemarck und Norwegen, etc. Hoch-wohlbestalten Geheimten Rath und Grosz-Cantzlern. Ihrem grossen und vielvermögenden Patron dediciren und übergeben Gegenwärtige Blätter. Und Ihm einig zu ehren auf den gewöhnlichen Theatro in einen Schau-Spiel vorstellen, eine galante, modeste und sehenswürdige Action, Genandt: Des glückes Probier-Stein, Oder Der im Krieg verirrte, und in der Liebe verwirrte Liebes-Soldat. Heute Montags den 23 Januarii [1719][1]. Die vor itzo Anwesende Hoch Teutsche Comoedianten“. (Hier folgt widmung und prolog.)

Persohnen der Action.

1. Selim, König in Persien.
2. Selimor, sein Sohn, unter dem Nahmen Ormachus.
3. Albia, Königs Tochter.
4. Aribane, des Türckischen Kaysers, Solimans Tochter und Selimors Liebste.
5. Parsinor, ein Land-Fürst, und der Albia Liebhaber.
6. Ajachmor, Ein Feldtherr.
7. Achmet }
8. Harbi } Königliche Räthe.
9. Sultan }
10. Orman, Selimors Hoff-Meister.

1) Der tagesangabe nach könte die jahreszahl auch 1713 sein; aber Wibe wurde erst am 6. jan. 1716 elephantenritter.

Summarischer Inhalt.

Selim ein König in Persien, hält mit seinen Ministris Kriegs-Rath, ob es vor sein Land und Reich besser gethan sey mit dem Türckischen Kayser, Solimann, noch länger zu streiten, oder gegen denselben die Waffen nieder zu legen. Harbi will, dasz man den Feind mit aller Macht verfolge. Achmet thut unterschiedene Vorschlage, wie das Volck zum Streit könne muhtig und hertzhafft gemacht werden. Sultan aber meinet, es sey weszlicher [sic!] gehandelt, wenn man noch ein klein wenig mit Frieden stille lege, und wartete, bisz der Feind von neuen den ersten Angriff thue. Und weil Selim sich diesen Anschlag gefallen lässet, bemühet sich Fürst Parsinor auffs beste, solchen mit Nachdruck zu wiederlegen. Dieses hat um desto eher seine Wirckung, indem die Zeitung von der Princessin Albia Gefangenschafft gebracht wird. Worüber denn der König der massen ergrimmet, dasz er eher sterben, als sein geliebtestes Kind in Solimans barbarischen händen lassen will. Der Perser Feldherr Ajachmor setzet mit der Klinge seines Degens des Türckischen Kaysers Tochter, der Aribane eifferig nach, welches bey jedermänniglichen eine grosse Verwunderung verursachet, da sie nicht wissen, was es vor eine Persohn gewesen. Aribane tritt darauff mit geblösten Gewehr herein, giebt sich zu erkennen, und nachdem um ihrentwillen der Krieg angefangen worden, begehret sie von dem Könige, dasz er durch ihre Hand sterben soll. Ormachus beschützet des Königes hohe Wohlfahrt durch seine Klinge, und redet mit freundlichen worten Aribane ein, dasz sie ihren zorn mäszige. Sie aber wendet vor, es sey fast ohnmöglich, sich zu zwingen, allermassen der blutdürstige Selim sie ihres Liebsten, durch Ertödtung seines Sohnes beraubet hat. Doch nach langer Unterredung besänfftiget sie sich, sonderlich, da ihr Erlaubnisz gegeben wird, ihres Liebsten Grabmahl zu sehen. Ajachmor mit Sultan und Achmet bringen die höchsterfreuliche Nachricht, das Solimans gantze Krieges-Macht gäntzlich von ihnen erleget sey, und Fürst Parsinor die Printzessin Albia aus der Türcken Gewalt errettet habe. Albia und Parsinor zeigen sich in Persohn selber, und nachdem er sich so tapffer gehalten, bekommt er die Printzessin von des Königes Hand, statt einer königlichen Belohnung, zu seiner Gemahlin. Ormachus als ein Erhalter des Königes, wird ebenfals begnadiget, und mit dem Fürstenthum Meschet beschencket. Aribane erhält desgleichen völligen Pardon, und wird mit aller Liebe und Höfflichkeit umfasset. Ormachus beseufftzet sein Elend besonders, dasz er seine liebste Aribane verlassen müssen, und von seinem Vater so unbarmhertzig verfolget worden, der ihn auch sogar

todt zu seyn vermeinet. Orman als sein Hoffmeister, erkündiget sich bey Ormacho seines wahren Zustandes, und weil er mit selbigem Mitleiden trägt, versichert er ihn durch einen theuren Eydschwur seiner getreuen Hülffe.

Actus II.

Der König Selim bezeuget ein überflüsziges Wollgefallen gegen Ormacho, dasz er ihm beym Leben erhalten, und wieder Aribane geschützet. Aribane wird von neuen der Königlicher Gnade versichert. Ajachmor, Sultan und Achmet müssen ihr Gutdüncken geben von Aribane Schönheit. Drauff offenbahret ihnen der König, dasz er sie zu seiner Gemahlin begehre. Solches glauben sie nicht, dasz es geschehen könne, denn die Liebe, so sie zu Selimor getragen, sey allzu grosz. Doch Ajachmor thut den Vorschlag, man solle einige Gesandschafft an Soliman abfertigen, und mit ihm Friede stifften, vielleicht möchte die Heurath können vollzogen werden. Darzu wird Fürst Parzinor erwählt. Ajachmor ist darüber vergnügt, weil er in dessen Abwesenheit seine Liebste Albia zu entwenden hoffet. Aribane verwundert sich gegen Albia über den prächtigen Staat des Persischen Hoffes wobey Parsinor und Ormachus mit zugegen seyn. Ajachmor fordert den Parsinor zum Könige welcher auch alsobald seinen Abschied von seiner Albia nimmt, und dem Ajachmor, selbigen indesz zu bedienen, überlässet. Ormachus allein nimt Gelegenheit bey Aribane mit verblümten Reden von Selimor und seiner Liebe, die er gegen Aribane gehabt, zu reden, welcher Discours der König aber unterbricht, worauff sich gleich Aribane beurlaubet wegzugehen. Der König verlanget von Ormacho, dasz, weil er beredtsahm, er doch solle vor ihm bey Aribane um Liebe anhalten. Dieses verspricht er zwar zu thun aber mit grosser Bestürtzung seines Gemüthes, denn er selber die Aribane liebet. Ajachmor entdecket dem Ormacho, dasz er die Princessin Albia liebe, und obschon Fürst Parsinor ihrer sey theilhafftig worden, wolle er sie ihme doch wieder entführen zu dem Ende habe er auch dem König überredet, dasz er ihn zu der Gesandtschafft nach Soliman brauchen solte. Ormachus erschrickt über dergleichen Boszheit gewaltig. Aribane, beklaget vor sich ihren Selimor, dasz sie seiner Liebe nicht weiter geniessen kan. Ormachus dargegen seine Aribane, dasz er sich nicht darff vor seinem grausahmen Vater ihr zu erkennen geben. Fürst Parsinor besuchet Ormachum, und, weil sie beyderseits vertraute Freunde, kan dieser nicht umhin, ihme des Ajachmor Bubenstück zu offenbahren, doch ohne Nennung der Persohn, weil er seine Ehre dabey zu Pfande gesetzet. Aribane, welcher von Ormacho höret, dasz der König sie liebet, ja sie gar zu

seiner Gemahlin haben will, schläget solche Liebe aus, und wil von keinen andern, als Selimor, wissen. Nachdem Ormachus sich gegen ihr blosz giebet, und saget, er sey Selimor, der biszhero Ormachus geheissen, sincket sie in eine starcken Ohnmacht zur Erden nieder. Ormachus wird auch bestürtzt, denn da der König nach der Ursache fragt, was der Aribane fehle, weisz er nicht, was er andtworten soll. Doch, da er sehr drauff dringet, wendet er ein, er habe bey ihr den Befehl des Königs vollbracht, und als sie es vernommen, sey sie fast des Todes gewesen. Albia und Ajachmor können sich nicht genug darüber verwundern, Ajachmor rathet demnach dem König, er solle mit Gewalt sichs von Ormacho sagen lassen, woher ein solch schleunig Schrecken entstanden. Ormachus gehorsahmet, und was er kurtz vorher mit deutlichen Worten gegen der Aribane gesprochen, dasselbe saget er hier sehr verklümet aus. Und weil er sich so gar an dem König mit dem Degen, hernach an dem Ajachmor vergreifft, wird er in Verhafft gezogen. Fürst Parsinor tröstet die betrübte Aribane mit liebreichen Zureden, der Princessin Albia erweckt er eine Freude durch Offenbahrung ihres Bruders Selimors, welches auch Orman vor seine Persohn erweiset, indem er bey diesen Handel mit Rath und That ihnen an die Hand zugehen getreulich angelobet.

Actus III.

Ormachus im Gefängnisz beklaget abermahl seinen unglückseligen Zustand, dasz da ihn der Himmel hat hoch gebohren werden lassen, er doch nicht, wie andere Fürsten und Könige Kinder, leben kan. Orman spricht ihm einen Muth ein, mit Versicherung, er werde noch heute sein Aribane als Braut, umarmen können. Dieses will er nicht glauben, weil sein geiler Vater ihm verhindernisz machet, wird aus Liebe nach Aribane rasend, aus Verzweifflung reisset er die Ketten entzwey, und springet aus dem Gefängnisz. Aribane solches hörend, laufft ihm geschwinde nach. Parsinor, nebst Achmet und Harbi, lassen sich von Orman dem richtigen Verlauff der Sache mit Ormacho erzehlen, und entschlieszen sich mit einhelliger Stimme, ihre Rache am Selim, den gottlosen Vater, deswegen auszuüben. Ormachus raset und tobet, und will von Aribane sich nicht besänfftigen lassen, ist ungehalten, dasz Aribane seine Liebe verachtet, Harbi und Sultan lästern dem König und vertheidigen gegen ihm den Ormachum, worüber Ajachmor hefftig erzürnet wird. Orman meldet einen Abgesandten von Soliman an, der König will ihm nicht hören, aber er musz sich doch wieder des Königs Willen stellen. Selim siehet sich verrahten, weil der gantze

Hoff voller Auffruhr ist. Des Gesandten Begehren wird nach allen stücken erfüllet. Der König fragt den Parsinor, warum er nicht verreiset, und die Gefangenschafft [sic!] nach Soliman verrichtet, darauff er diese Antwordt ertheilet, weil nemlich Ajachmor in seiner Abwesenheit habe, wollen mit seiner Liebste durchgehen. Ajachmor will sich zur Rede stellen, wird aber bald abgewiesen. Albia sagt ihrem Vater ins Gesicht, es sey nicht recht, dasz er mit seinen Kindern, als ein Tyrane, verfahre. Ormachus raset abermahl, denn der König will wieder ins Gefängnisz werffen. Keiner will die Hand an ihm legen, weil er ein Printz, und von seinen Vater unschuldig leiden musz. Sultan kömt, und meldet, wie dasz Aribane nicht mehr am Persischen Hoffe zu finden sey. Der Türckische Abgesandte giebt sich zu erkennen, und zeiget, dasz unter den Manns-Kleidern Aribane verborgen gewesen. Selbige fordert von dem Könige und Ajachmor den Degen. Ormachus erhält seinen vorigen Verstand. Wird von jeder männiglich vor Selimor erkandt, und angenommen. Selim bittet um verzeihung, dasz er so höchlich geirret, und sagt, es sey aus einer brünstigen Liebe gegen Aribane geschehen. Erlanget Gnade. Ajachmor aber wird als ein Verrähter, aus Persien auff ewig verbannet. Aribane und Ormachus und Parsinor und Albia schweren einander ewige Treue, einander nicht zu lassen. Und wird also dieser Action unter vielen Glückwünschungen zu aller anwesenden Contentement hiermit geendiget.

Nach Endigung dieser admirablen Haupt-Action soll zu desto mehrer Gemüths Vergnügung, eine recht lustige Nach Comödie den völligen Schlusz machen Genandt

Die vier verliebten Geister.

Der Schauplatz ist auf den Schneider Gelachs-Hause in der Brolegger-Strasse auff der Eck von der Endelosz-Strasse, und wird præcise umb 4. Uhr angefangen und giebt die Person in Logen 16 — 12 — 8 bis 4. Lübsch".

IV.

Dieselben „hochdeutschen Comedianten" gaben einige tage früher im monat januar und wider am 9. mai 1719 zu Kopenhagen die bekante tragödie Papinian von Andreas Gryphius. In einem früheren artikel dieser zeitschrift[1] habe ich gezeigt, wie das damals so beliebte stück für eine dilettantenvorstellung zu St. Gallen 1680 abgeändert wurde; es liegt aber also noch in einer dritten bearbeitung vor, der Haupt- und staatsaction. Die schauderhafte und erschütternde schil-

1) Ztschr. f. deutsche phil. XXIII, 239.

derung der blutigen regierungszeit des tyrannen Caracalla eignete sich sehr wol für die wanderbühne und wurde schon 1677 von der Treuschen truppe, 1690 von Velten in Torgau und um 1710 in Nürnberg gegeben[1]. Ungefähr in dem leztgenanten jahre wurde die tragödie für den behuf der wandertruppen neu bearbeitet, warscheinlich von dem bekanten bandenprinzipal Haskerl, und in dieser redaction ist sie neuerdings von C. Heine nach einer Wiener handschrift teilweise widergegeben[2]. Diese Haskerlsche hauptaction war es, die in Kopenhagen 1719 gegeben wurde, drei jahre früher als die erste aufführung in Deutschland, die Heine hat ermitteln können (1722 in Dresden von der Hoffmannschen truppe). Auch hier ist uns der theaterzettel mit ausführlicher inhaltsangabe und scenengang, wie es damals bei den haupt- und staats-actionen üblich war, noch erhalten; er dürfte zu vergleichung mit Heines auszug aus dem stücke hier seinen platz behaupten können:

Mit allergnädigster Königliche Bewilligung Werden heute am Donnerstage den 12ten Janarij [1719] Die von denen vor jetzo Anwesenden Hoch-Teutschen Comoedianten Denen Respective Liebhabern Teutscher Schau-Spiele; mit lebendigen Persohnen vorstellen, Eine modeste, galante und sehenswürdige Haupt-Action Genandt **Der Groszmühtige Rechts-Gelehrte Æmilius Paulus Papinianus Oder Der kluge Phantast und warhaffte Calendermacher** Ein recht Meisterstück der Commœdien. — Persohn

Antoninus Bassianus, Römischer Kayser.
Antoninus Geta Des Kaysers Bruder.
Juliana Die Kayserin.
Pappinjanus Der Rechts-Gelehrte.
Plaucia Pappinjanus Gemahlin.
Lætus Kayserlicher Raht.
Flavius, Kleander Zwey Kammer Diener
Trosullus Stern Kücker.
Trarreus Calendermacher.

Actus primus. Letus Flavius und Cleander halten unter Redung, wie sie den Pappinjanum seiner ehren Aempter berauben und

1) Jahrb. d. Shakespearegesellsch. XIX, 148, nr. 150: „Die Enthauptung papiniani des rechtsgelehrten unter Caracalla“. Der zeit nach könte dies vielleicht auch Haskerls bearbeitung sein.

2) Eine bearbeitung des Papinian auf dem repertoir der wandertruppen, Ztschr. f. deutsche phil. XXI, [illegible]

wie sie ihn bey den Kayser in Ungnade bringen mögen; Flavius aber gantz alleine gedencket auff Mittel wie er ihn bey den Kayser in Gnaden setzen mögen, Pappinjanus sitzet beym Tisch und beklaget sich der Verdriszlichkeit und des grossen unrechts so ihn von den Kayser wiederfähret, Plaucia seine Gemahlin tröstet ihn, bittet er möchte dem Kayser Fuszfällig werden, er aber kan dieses nicht thun weil der Kayser ihn kein Gehör ertheilen will, Letus stehet und lauret und saget wie dasz er diese Untreu den Kayser offenbahren will, Trarreus und Letus haben einige kurtzweilige Reden mit einander, wegen des Pappinjanus. Pappinjanus und Flavius halten unterredung wegen des Kaysers gefasten Zorn wieder den Pappinjano.

Actus 2. — Der Kayser triumphieret wegen seines gehabten Sieges, Letus aber bildet dem Keyser ein, als ob sein Bruder Geta ihm nach Krone und Cepter trachte, der Kayser will anfängliches nicht glauben, weill aber der Kayser an seinen Bruder Geta ein sein Bedienten mit einiger Decreta zu unterschreiben sendet, weill er aber dieselben nicht gleich unterschreiben wil, bekommt er einen Argwohn, Letus seinen Wort zu glauben, welcher ihn dann auch die Anleitung giebet, seinen Bruder umbs Leben zu bringen; Geta beklaget des Kaysers Zorn, welcher er wieder ihn träget; Julia seine Mutter redet ihm solches aus den Sinn, bittet ihn, das er seinen Bruder nichts wiedersprechen möge; Geta gehet hin seinen Bruder aufzuwarten; Frasullus stehet mit seinen Sperspectiev und betrachtet den Himmels-Lauff; Frarreus stehet von hinten und siehet seine närrische Grillen an, und haben einen poszirlichen Discours; der Kayser setzet sich mit seinen Bruder auf den Thron, werden aber streitig zu sammen, der Kayser ersticht seinen Bruder; die Kayserin beklaget den Tod ihres Sohnes. Trarreus und Frasullus trösten die Kayserin; Trasullus hat etliche Kurtzweil mit Todten Cörper.

Actus 3. — Der Kayser sitzet an den Tisch, beklaget die Mordt so er an seinen Bruder gethan, weil er aber, der Letus welcher ihn zu dieser Morfit verführet, kein besser Geschenck zu geben weisz, schickt er ihn einen Brief, nebst ein Dolch und einen Becher mit Gifft, womit er sich selbst das Leben nehmen sol, Letus sitzet bey dem Tisch, frohlocket über dasz jenige, dasz sein Anschlag so wohl von statten gegangen ist, Flavius überbringet ihn den Brief nebst den Becher und Dolch: Cleander kommt und hebet des Kaysers einmahl gefaszten Urtheil auf; Frarreus und Frasullus halten einen lächerlichen Discours, worüber sie sich erzürnen, und einander beim Kopff kriegen, einer von des Kaysers Bedienten wil sie von einander treiben.

Actus 4. — Der Kayser begehret von Pappinjano, dasz er eine Schutz-Rede vor dem Volck für ihm thun sol, welches er ihn aber abschlägt, worüber der Kayser zornig wird, und ihn seiner Ehren-Aempter entsetzet; Plautia höret die Klage der Gemahlin Pappinjano; Flavius kündigt dem Pappinjano die Enfetzung (!) seiner Ehren-Aemter, und beraubet ihn seines Regiments-Staps, Gewehr und seines Kindes, der Kayser befielet dem Kinde das Leben zu nehmen, und weil Pappinjanus noch in seinen Willen nicht willigen wil, befielet der Kayser ihm auch den Kopff abzuschlagen.

Actus 5. — Der Kayser fället in einer Raserey; Julijana und Plautia kommen und bitten vor Pappinjano weill aber er schon enthaupt ist, erlangen sie diese Antwort das sie zu späte kommen, und jaget sie von ihnen, die mittel Gardine wird anffgezogen, da Presentiret ein Monument worin der Pappinjanus mit seinem Kinde lieget, die Kayserin und Plautia kommen und beklagen den Todt des Pappinjano, Trasullus kommet und tröstet sie, und schlieszen die Commödie mit Värsen.

Nach Endigung dieser admirablen Haupt-Action soll zu desto mehrer Gemüths Vergnügung, eine recht lustige Nach Comödie den völligen Schlusz machen.

Der Schauplatz ist auf den Schneider Gelachs-Hause in der Brolegger-Strasse auff der Eck von der Endelosz-Strasse, und wird praecise umb 4 Uhr angefangen und giebt die Persohn in Logen 16, — 12, — 8 bisz 4 Lübsch".

Etwas später in demselben jahre finden wir den Papinian wieder von den „Hochteutschen Comoedianten" in Kopenhagen aufgeführt, aber mit geändertem titel Auch in Deutschland lautete nach Heine 283 der titel häufig ganz verschieden an den verschiedenen stellen, wo das stück gespielt wurde.

„Mit aller gnädigster Erlaubnisz Wird heute Dienstag den 9 Maij [1719] Denen nach Standes Gebühr Hoch- und Viel Geehrten Liebhabern derer Comoedien, Die Welt-berühmte Hochteutsche Compagnie eine galante Haupt Action aufführen, Betittelt: Der unschuldige Bruder-Mord Oder Das blutige Rom, unter der Regierung des Römischen Käysers Antonini Bassiani Caracallae, Wie auch Der Kluge Phantast und Warhafte Astrologus. Zum Beschlusz folgt eine lustige Nach Comoedie Genannt, Arleqvin eine verstelte Mumie.

Der Schau-Platz ist auff den Schneiders Gelachs-Hausz und praesice des Abens umb 5 Uhr wird die Gardine gezogen. Anbey dienet

zu wiszen, dasz wir diese Woche nur die einzige Comoedie aufführen werden; Und weil sie etwas lang, wird dienstlich ersuchet, sich bey Zeiten einzustellen. — Der erste Platz giebt die Persohn 1 Mck Lsz. der andre 12 Lsl. der dritte 8 auch 6 Lsz."

Dass es sich hier um die von Heine veröffentlichte hauptaction handelt, geht aus dem inhaltsreferat ganz deutlich hervor. Zwar finden sich besonders gegen den schluss einige verschiedenheiten; die ersten scenen des 4ten acts sind in dem Kopenhagener stück auf den 3ten verlegt, die lezte scene des 4ten acts auf den 5ten; die überlieferung des Lætus an die kaiserin und seine grausame strafe sind nicht erwähnt, auch trägt die kaiserin hier nicht dem Papinian ihre hilfe an; überhaupt scheint der lezte teil des stücks stark verkürzt, und das ballettenartige schlusstableau versammelt nicht alle personen des schauspiels. Solche änderungen können sich aber die truppen nach massgabe der äusseren verhältnisse bei der jedesmaligen aufführung leicht gestattet haben, geschweige dass unser schwerfälliges referat sehr wol wesentliche teile der handlung vergessen haben kann. Merkwürdig ist es, dass die geistererscheinungen am schluss des 4. acts in der dänischen redaction fehlen, da dergleichen gespensterscenen sonst in den meisten hauptactionen zu den wichtigsten und fast unerlässlichen mitteln des bühneneffekts zählen. Bei der aufführung in St. Gallen hat man dagegen geflissentlich „dasjenige so bey uns ungebräuchlich oder nicht gern gesehen wirt, wie die Geister und Höllische Furien" ausgelassen.

Übrigens hat Heine 302 fgg. diese hauptaction mit dem original des Gryphius verglichen um zu zeigen, wie die fahrenden schauspieler das gelehrte drama für den roheren geschmack ihres publikums zurecht machten. Die gröberen elemente der handlung sind in den vordergrund gezogen, der bloss rhetorische teil des dialogs beschnitten und bis auf einige besonders pathetische stellen in prosa bearbeitet, die lyrischen chöre und „reyhen", in denen sich Gryphius am höchsten emporschwingt, fallen ganz hinweg. Die personenliste wird nach den kräften der truppe beschränkt, in Dänemark noch stärker als in Deutschland; so sind ausser mehreren nebenpersonen nicht nur der vater Papinians, sondern auch seine mutter Eugenia gestrichen und, wie es besonders in dem sehr verworrenen referat des 4ten acts den anschein hat, teilweise mit der kaiserin vermengt. Nach einer anderen seite hin ist die handlung wider bedeutend erweitert: durch hinzufügung der für die hauptaction ganz unerlässlichen Hanswurstscenen, welche, um dem volksgeschmack entgegen zu kommen, dem tragischen element

ganz roh und äusserlich ein burleskes anfügten. Die rolle des Hanswursts spielt in der hauptaction der „kalendermacher" Trarreus, zum teil auch der „sternkijcker" Trasullus, von denen nur der zweite bei Gryphius vorkomt, dort aber als ganz ernst gehaltene nebenperson. Die plumpen schwänke der zwei narren sind mit der handlung nur lose verbunden und treten gewöhnlich vor und nach den ergreifendsten scenen ein, vielleicht um den erschütternden eindruck etwas zu verwischen; so heisst es in der Kopenhagener redaction unmittelbar nach dem brudermord des kaisers: „Trasullus hat etliche kurzweil mit (dem) toten körper". Übrigens scheinen hier einige der komischen auftritte, besonders im anfang des 4ten acts, weggelassen oder vielleicht, als extemporiert, in das programm nicht aufgenommen zu sein. Wie viel gewicht man derlei narrenspossen beilegte, ist aus der starken, oft gar irreleitenden hervorhebung auf dem anschlagzettel klar: „Der grossmüthige Rechtsgelehrte . . . Papinianus oder der kluge Phantast und wahrhafte Calendermacher". Dieser misgeschmack war besonders von dem berühmten Wiener Hanswurstspieler Stranitzky ausgebildet, und solche nebentitel haben fast alle von ihm aufgeführten (und geschriebenen?) hauptactionen aus ungefähr derselben zeit[1]: „Triumph der Ehre und des Glücks oder Tarquinius Superbus, mit Hanns Wurscht dem unglückseligen Verliebten, durchtriebenen Hofschrantz, interessirten Kupler usw." „Die Enthauptung des weltberühmten Redners Ciceronis, mit H. W. dem seltsamen Jäger, lustigen Fallirten, verwirrten Briefträger usw.", „Die Verfolgung aus Liebe oder die grausame Königin Atalante, mit H. W. dem lächerlichen Liebes-Ambassadeur, betrogenen Curiositetenseher, einfältigen Meuchelmörder" u. m. dgl.

Die schauspieler, welche vom januar bis mai 1719 in Kopenhagen auftraten, bezeichnen sich immer als „hochteutsche comedianten". Dieser name ist aber nicht einzelbezeichnung irgend einer bestimten truppe, sondern die landläufige benennung aller deren, die deutsch spielten[2]. Allem anschein nach waren jedoch diese comödianten die bande Johann Spiegelbergs, ein ableger der berühmten Veltenschen truppe, die sich um 1712 aufgelöst hatte. Noch früher aber schieden einige mitglie-

1) Schlager, Wiener-skizzen, N. F. 1839, I, 281. Weiss, Wiener hauptund staats-actionen 1854; die meisten vom jahr 1724; vgl. C. Heine, Das schauspiel der deutschen wanderbühne vor Gottsched 1889, 28 fgg. 35.

2) So nanten sich z. b. schon die Carlische truppe 1674, die in Laibach 1671, die in Breslau 1692 und 99 und die in Schweden 1690—97 auftretenden comödianten (Ztschr. f. deutsche phil. XIX, 87. Jahrb. d. Shakespearegeselsch. XXIII, 268); auch die Veltensche bande, bis sie sächsische hoftruppe wurde, u. a. m.

der derselben aus und trieben sich auf eigene gefahr in Norddeutschland und den nordischen reichen herum. Darunter waren, wie schon vorher gesagt, die familien Denner und Spiegelberg, welche bald einzeln, bald gemeinschaftlich agierten. Die wanderzüge der Veltenschen truppe bis zum tode Johann Veltens 1692 sind neuerdings namentlich durch die untersuchungen C. Heines ziemlich genau bekant geworden, und auch die zweite deutsche haupttruppe in der ersten hälfte des 17. jahrhunderts, die Neubersche, hat durch ihre verbindung mit Gottsched, welche den übergang zum regelmässigen kunstdrama vermittelte, die aufmerksamkeit der forscher auf sich gezogen. Hingegen ist die geschichte der kleineren norddeutschen wandertruppen in dem zeitraum zwischen 1710—27 noch ziemlich unerörtert; aber eben für diese geschichte geben die Kopenhagener theaterzettel und andere dänische urkunden, wie wir teilweise schon gesehen haben, einige belege. Haben wir es hier mit Joh. Spiegelberg zu tun, so ist der ungefähr halbjährige aufenthalt seiner truppe zu Kopenhagen 1719 die erste sicher beglaubigte spur von der wirksamkeit derselben; denn es ist unklar, in welchem verhältnis sie zu der früheren Dennerschen geselschaft gestanden hatte, und auch nicht gewiss, ob sie in Hamburg vor 1724 auftrat[1]. Spiegelberg nent sich aber nirgends auf den Kopenhagener theaterzetteln; und noch mehr verwickelt wird die frage dadurch, dass offenbar ungefähr gleichzeitig ein zweiter prinzipal desselben namens wirkte. Glaser[2] kent einen „Hochfürstlich Würtembergischen prinzipal" Christian Spiegelberg, welcher 1711 während der Braunschweiger messe auftrat; v. Reden-Esbeck[3] glaubt dies durch eine namensverwechselung mit dem bekanten Johann Spiegelberg erklären zu müssen. Das dürfte aber übereilt sein. Gewöhnlich wird berichtet, dass Joh. Spiegelberg auf einem seiner wanderzüge zu Bergen in Norwegen den 23. sept. 1732 starb, und wirklich spielte noch im anfang des jahres 1733 daselbst eine deutsche truppe. Die noch erhaltenen ministerialbücher der domkirche zu Bergen wissen aber von keinem Johann Spiegelberg; dagegen weisen sie aus, dass am 26. sept. 1732 ein Christian Spiegelberg begraben wurde[4]. Dies zusammentreffen mit Glasers bericht kann kaum zufällig sein; es ist also wahrscheinlich, dass zwei prinzipale Spiegelberg im ersten drittel des 18. jahrhunderts in den nordischen reichen spielten, und dass es der weniger bekante würtembergische hofcomö-

1) Schultze, Hamburg. theatergesch. 48. 50.
2) Gesch. d. theaters in Braunschweig, 1861.
3) Caroline Neuber 39.
4) Huitfeldt, Christiania theaterhist., Kopenh. 1876, s. 41.

diant, nicht aber der vermutlich zu Kopenhagen 1719 auftretende prinzipal der „hochdeutschen compagnie“ Johann Spiegelberg war, der zu Bergen starb. Dagegen treffen wir die witwe des lezten, Mad. Elisabeth Spiegelberg geb. Denner, 1735 zu Norrköping in Schweden spielend[1].

V.

Die anwesenheit einer anderen deutschen bande zu Kopenhagen in der fastenzeit 1717 kennen wir nur aus einem officiellen briefwechsel[2], welcher weder namen noch repertoire angibt, die vorstellungen aber als ziemlich erbärmlich bezeichnet. Das oben genante jahr 1719 hingegen war an schauspielen in deutscher sprache besonders reich, indem ausser den „hochdeutschen comedianten“ auch eine zweite, von mir früher in dieser zeitschrift XXIII, 231 fgg. ausführlicher besprochene geselschaft auftrat, welche u. a. den „Titus Andronikus“ als puppenkomödie und als „lustiges nachspiel“ die tragödie Wenceslaus von Rotrou gab. Nach diesem jahre aber wurde Kopenhagen unseres wissens von keiner eigentlichen deutschen wandertruppe mehr besucht. Dies erklärt sich u. a. aus den verhandlungen, die ein ehemaliges mitglied der französischen hoftruppe, Etienne Capion, schon 1718 mit der regierung eingeleitet hatte, und welche 1720 zu dem ihm vergönten privilegium führten, dass er allein komödien mit lebendigen personen (1721 auch mit puppen, seiltänzern u. dgl.) aufführen und fremde komödianten verschreiben dürfe[3]. Die behörden wünschten nämlich den zufluss von fremden gauklern möglichst zu hemmen, und dies gelang auch zum teil wirklich. Doch kam der bekante „starke mann“ Johann Carl v. Eckenberg noch in demselben jahre 1720 mit einer bande von seiltänzern in Kopenhagen an. Über seine wanderungen in dieser ersten zeit herscht einige unsicherheit, die sich jedoch durch beglaubigte dänische urkunden teilweise aufklären lässt. Nachdem er 1719 in Russland aufgetreten war, spielte er in der fastnachtzeit und nach ostern 1720 zu Königsberg, verliess aber unzufrieden die stadt[4] und

1) Schwed. zeitschr. „Nu“ I, 428.

2) Dr. O. Nielsen, Kjöbenhavn paa Holbergs Tid, Kopenh. 1884, s. 231.

3) Werlauff, Antegnelser 1858, s. 217 fgg. 302. Danske samlinger v. Bruun, O. Nielsen und A. Petersen, II, 354 fgg. Ein gleiches privilegium war schon 1706 einem Dänen, Anders Gamborg, gegeben, von diesem aber nicht benuzt. Werlauff a. a. o. 293.

4) Hagen, Gesch. des theaters in Preussen 113 fgg. Bolte, Der „starke mann“ J. C. Eckenberg, in d. Forsch. z. brandenb. u. preuss. gesch. II, 1889 s. 214. Von den in diesem aufsatz genanten, Bolte nicht zugänglichen werken finden sich auf dänischen bibliotheken „Curieuse nachrichten von starken leuten“ (nicht aber in dis-

muss gegen ende des jahres in Kopenhagen angelangt sein, wo er, wie es scheint, als eine art von reklame seine „Abgenötigte ehrenrettung“ herausgab und im december nicht nur seiltänzerkünste u. dgl. vorführte, sondern auch mit lebenden personen agierte, vermutlich „burlesques comedies“, possen, die er ausdrücklich nent, als er den 15. jan. 1721 für längere zeit spielprivilegium suchte. Capion protestierte aber gegen einen solchen eingriff in sein privilegium, und Eckenberg muste sich mit ihm vereinigen. Nach kurzer zeit trenten sie sich jedoch wider; Eckenberg gab abermals allein vorstellungen, verliess aber bald die stadt und kam im april nach Stockholm[1]. In demselben monat des folgenden jahres, 1722, erschien er noch einmal zu Kopenhagen und producierte sich erst auf Capions theater; nach drei wochen aber errichtete er eine eigene bude ausserhalb der stadt, wo er auch comödianten engagierte. Auf Capions klage wurde ihm dies verboten (september 1722), und bald nachher verschwindet er aus Dänemark für immer[2]. Die nachricht bei mehreren deutschen verfassern, dass er in Dänemark geadelt sein solle, oder wenigstens seinen adel erneuert bekommen habe, entbehrt jeder stütze. Nach allem, was wir von seiner behandlung seitens der behörden wissen, genoss er beim hofe keineswegs eine gleiche gunst wie später in Berlin bei Friedrich Wilhelm I[3].

Inzwischen hatte Capion 1721 das erste eigentliche schauspielhaus gebaut und gab im jahre 1722 französische und deutsche vorstellungen mit ausländischen schauspielern. Sein repertoire kennen wir nicht; aber schon am 23. sept. 1722 gieng aus der verbindung des dichters Holberg mit Capion und einem andern ehemaligen französischen hofschauspieler Montaigu eine dänische nationalbühne hervor, ungefähr wie später eine deutsche aus Gottscheds verhältnis zu der Neuberschen truppe. Das neue nationale repertoire und die einheimischen schauspieler stelten die leistungen der wandertruppen ganz in schatten und machten ihnen die concurrenz unmöglich.

übersetzung, Kjöbenh. 1720) und Eckenbergs „Abgenötigte ehrenrettung“, welche dem inhalt und der zeit nach in Kopenhagen geschrieben scheint. Neue aufschlüsse von bedeutung geben diese schriften nicht, meist nur illustrierte beschreibung der kunststücke Eckenbergs.

1) Werlauff 220. 476. Dahlgren, Om Stockholms theatrar, Stochholm 1866, s. 22.

2) Werlauff 222.

3) Devrient, Gesch. d. deutschen schauspielkunst I, 353. Schütze 62. Plümicke, Theatergesch. v. Berlin 106. Brachvogel, Gesch. d. kgl. theaters in Berlin 66. 71. Vgl. O. Nielsen, Kjöbenhavn paa Holbergs Tid 248 fgg. Rahbek Hesperus (zeitschr.) VI, 236, Kopenhagen 1822.

Der einzige, der mit den dänischen comödianten zu wettei
versuchte, war Salomon Paulsen v. Quoten, kein deutscher trup
prinzipal, wie man bei Devrient[1] u. a. liest, sondern gewesener c
scher soldat, wahrscheinlich aber doch deutscher oder niederländis
abkunft; dann zahnbrecher, „oculist, stein- und bruckschnieder"
wie dergleichen quacksalber oft[2], zugleich comödiant oder wenigs
puppenspieler. In Kopenhagen trat er schon 1715 auf und errei
nach widerholten bitschriften 1718 die erlaubnis, deutsche comö
mit lebendigen personen zu agieren[3]. Wie er das privilegium be
hat, wissen wir nicht recht; nach einem versuche mit Capion zus
men zu spielen zog er sich bald zurück und gieng, als Capion s
monopol bekommen hatte, mit seiner truppe nach Schonen (okt. 17
wo er jedoch ebenfals abgewiesen wurde[4]. Unter den von ihm ges
ten stücken nent Holberg, v. Quoten selbst auf der bühne vorführ
dr. Faustus, Adam und Eva, Zauberei von Armida[5].

Als die dänische schaubühne nach dem tode des pietistis
Christian VI. wider eröfnet wurde (1747), baten auch v. Qu
und sein sohn mehrmals vergebens um die erlaubnis, deutsche (
ter auch dänische) tragödien und comödien mit lebenden persc
aufführen zu dürfen[6] und erlangten endlich ihr ziel durch benutz
des einem general Arnold vergönten privilegiums. Der sohn, Ju
v. Quoten, zeigte sich als ein ganz energischer leiter, welcher
eigenes theatergebäude errichtete und tüchtige leute engagierte, D
sche wie Dänen; mehrere der lezteren gehörten später zu den be
kräften der nationalbühne. Er spielte zweimal wöchentlich deut
comödien abwechselnd mit Molière, Holberg, seiltänzer- und gauk
künsten, anfangs nicht ohne glück; nach einem halben jahre
zog er in dem wetstreit mit der dänischen schaubühne den l
zeren und muste im mai 1748 sein vorhaben einstellen. Vergeb
suchte er dann ein privilegium für die provinzen und Norwe
und nahm endlich seine zuflucht zu dem ursprünglichen gewerbe
nes vaters.

1) Gesch. d. deutschen schauspielkunst I, 352.

2) Devrient I, 354. Der italiener Sebastian di Scio zu Berlin 1693 (Br
vogel 49) und Stockholm 1696, s. Silfverstolpe in der schwedischen zeitschr. F
tiden 1877, 143.

3) Werlauff 472 fgg. O. Nielsen 243 fgg.

4) Dahlgren, Om Stockholms theatrar, Stockholm 1866, 21.

5) Hexeri eller blind alarm, act. 4, sc. 5.

6) Werlauff 483 fgg.

Die titel der von ihm gespielten stücke hat uns Overskou erhalten [1]. Wir treffen da ungefähr ein dutzend deutscher dramen ausser einigen nicht näher bezeichneten nachspielen. Einiges darunter gehört zum alten repertoire der wandertruppen; aber die eingetretene geschmacksänderung zeigt sich auch daran deutlich genug, dass diese stücke nur ein-, höchstens zweimal aufgeführt wurden, während Holbergs dänische originale und die übersetzungen aus dem französischen sich längere zeit auf der bühne behaupteten. Eine bekante hauptaction war „Der flüchtige Virenus oder die getreue Olimpia" (1747 und 48 bei v. Quoten zweimal aufgeführt), schon zu Regensburg 1687, zu Nürnberg um 1710 und in Hamburg 1721 gespielt [2]. Zweifelhafteren ursprungs sind „Ulysses und Penelope oder Die treue beständigkeit" (1748, einmal) [3], „Der grausame Nero oder Die triumphierende liebe" (1747) (vielleicht die von Haak in Hamburg 1719 gespielte action „Nero oder die beleidigung aus liebe" [4]) und „Aurora" (1747), nicht unwahrscheinlich identisch mit „Kronen-streit zwischen Aurora und Stella" [5], nach Calderon auch französisch und niederländisch bearbeitet und oft aufgeführt: Lüneburg 1666, Dresden 1676, von Velten in Torgau 1680, vielleicht in Nürnberg um 1710, Frankfurt 1741, später von Kopf bearbeitet 1754. „Die spanische blutmahlzeit oder Tugendspiegel der damen" (1747, einmal) nent Bolte als dem repertoire Eckenbergs in Berlin 1733 angehörig [6]. „Don Petros totengastmahl" (1747—48), die bekante geschichte von Don Juan, war von Velten in Torgau 1690, in Nürnberg um 1710, in Wien von Prehauser 1716, daselbst wider 1752 und 1761 und anderswo öfters aufgeführt [7], auch als puppenspiel; es bleibt aber wol fraglich, ob dies eine eigentliche hauptaction, vielleicht nach einer der bei Engel 11 genanten italienischen dramatisierungen der sage war, oder nicht vielmehr eine modernere bearbeitung nach Molières Festin de Pierre (1665). Jedesfals gab v. Quoten 1748 ein lustspiel von

1) Danske skueplads II, 63.
2) Jahrb. d. Shakespeareges. XIX, 150, nr. 77. Schütze 45.
3) Ztschr. f. deutsche phil. XXIII, 238 näher von mir besprochen.
4) Devrient I, 323.
5) Bolte in der Ztschr. f. deutsche phil. XIX, 92 und in Herrigs Arch. LXXXII, 122. Heine, Joh. Velten 29. Ders., Das schauspiel der deutschen wanderbühne 7. 8. 10, und Zeitschr. f. vgl. litteraturgesch. u. renaissancelitt. N. F. II, 395. Jahrb. d. Shakespearegeselsch. XIX, 152, nr. 122.
6) Forsch. z. brandenb. u. preuss. gesch. II, 221.
7) Heine, Joh. Velten 37. Jahrb. d. Shakespearegcs. XIX, 154, nr. 158 „Don Petro gastmahl". Engel, Deutsche puppencomödien I. Bolte, Molière-übs. des 17. Jahrh., in Herrigs Archiv LXXXII, 81 fgg.

Destouches „Das gespenst mit der trommel" in Gottscheds deu
übersetzung von 1740. Neueren ursprungs waren ebenfals die sc
spiele „Pavona oder die vierfache liebe" (1748) und „Der vers
hammel oder die gelehrnte liebe" (1748), dieses von J. C. Rost 1
Eigens für die v. Quotensche truppe gedichtet waren ein paar s
in deutscher sprache, ein heldenspiel „Die träumende liebe" oder
stophile" von dem schauspieler Linckwitz 1747, und ein sing
„Die gekrönte tugend" zum geburtstag der königin 1748[2]. E
treffen wir zwei lustige nachspiele: „Harlequins Bryllup", 1747—4
tanz, und „Die böse Grethe oder Harlequins Pattebarn" (d. i. „
ling", 1748), dieses mit halb dänischem, halb deutschem titel, w
sich nicht ersehen lässt, in welcher sprache es aufgeführt ist.
sched hat unter dem jahre 1716 die zwei bekanten gesangsp
„Harlekins (singender) hochzeitschmaus" und „Harlekins kindbet
schmaus", die jedoch schon in Nürnberg um 1710, und auch s
ungefähr gleichzeitig mit v. Quotens vorstellungen, erwähnung fi
Beide sind 1730 ins dänische übersezt: „Herr Harlequins Brö
og Barsel-Gilde, Sangviis Forrestillet"[4], und es unterliegt wol k
zweifel, dass wenigstens erstere in dieser übersetzung aufgeführt w
Ob dagegen „die böse Grethe" mit dem „Kindbetterin-schmaus"
tisch ist, bleibt unsicher; in den erhaltenen exemplaren der leztg
ten ist von keiner „bösen Grethe" die rede.

Von der v. Quotenschen concurrenz befreit sezte die dä
schaubühne ihre wirksamkeit fort, wesentlich auf Holberg, Molièr
die Franzosen gestüzt, aber von dem hinsiechenden deutschen
ganz unbeeinflusst. Sie hatte von der mitte des jahrhunderts nu
mit französischen schauspielern und italienischer oper zu kämpfen
muste daher auch ballet und singspiel auf das repertoire setzen,
bisweilen französisch spielen. Deutsch wurde aber niemals ge
und von deutschen wandertruppen hören wir wenig mehr. Durc
Gottschedsche reform nahmen diese auch nach und nach ein a
gepräge an und näherten sich mehr den stehenden bühnen. Der
dänische privilegierte comödiant" J. F. Darmstädter, welcher 17

1) Gottsched 317. Maltzahn 533.

2) Overskou II, 45. 61.

3) Jahrb. d. Shakespearegès. XIX, 152, nr. 129 „singente harlequin",
„kindbetts schmausz". Maltzahn 533 (1743). Schütze 87. 266 (1750. 1742),
ler, Ztschr. f. deutsches altert. u. deutsche litt. XX, 119 fgg.

4) Kgl. bibl. zu Kopenhagen, Dän. katalog 55—263, 2 expl.

Rostock auftrat[1], war schwerlich mehr als ein taschenspieler. Unter der pietistischen regierung Christians VI., 1730—46, als alle theatralischen vorstellungen in Dänemark selbst eingestelt waren, wissen wir auch nicht, dass fremde schauspieler privilegiert wurden. Schwieriger erklärlich ist die lezte erwähnung einer deutschen truppe in Kopenhagen, als vom mai bis oktober 1749, in ausdrücklichem widerstreit mit den privilegien der dänischen bühne, ein gewisser Ferdinand Hallasch aus Königsberg schauspiele, seiltanz und andere künste[2] gab. Gewiss aber waren hier die gauklerkünste vorwiegend; denn in den deutschen theatergeschichten dieser zeit, besonders bei Hagen, Theater in Preussen, finde ich keinen prinzipal oder schauspieler dieses namens, und dänische quellen geben über seine vorstellungen auch keinen weiteren aufschluss.

KOPENHAGEN. J. PALUDAN.

HANS SACHS ALS MORALIST IN DEN FASTNACHTSPIELEN.

Es ist ein unbestrittenes, physisches wie politisches gesetz, dass jede starke impulsion eine reaction nach sich zieht. Wie der erfrischende strom der renaissance den wust der scholastischen gelehrsamkeit wegschwemte, so machte die durch die philosophischen schriften vorbereitete französische revolution den drangsalen und standesungerechtigkeiten vorläufig ein jähes ende; und die deutsche jugend verliess damals die von den drei einheiten eingeengte bühne der französischen dramatischen muster, um sich jubelnd dem neu entdeckten, scheinbar masslosen Shakespeare hinzugeben.

Dieses gesetz bewährt sich auch an den einfachsten gegenständen. Es ist gewiss, dass das fastnachtspiel des 15. jahrhunderts von groben, alles zartgefühl verletzenden schilderungen strozt. Wie wir nun Hans Sachs aus seinen werken kennen, die in auffälliger weise das gepräge seines geistes tragen, kann es uns nicht zweifelhaft sein, dass er es als eine heilige sendung auf erden ansah, mit diesem kot und kehricht aufzuräumen, und dass Goethe recht hatte, als er ihn so

1) Jahrb. d. vereins f. mecklenb. gesch., 1836, I, 103: Bärensprung, Gesch. des theaters in Mecklenburg-Schwerin. Nach Dahlgren, Stockholms theatrar 29, komt er 1736 und 38 auch in Schweden als comödiant und zahnbrecher vor (vgl Nu, månadsskrift v. Joh. Grönstedt I, 1874—75, 428).

2) Overskou II, 96.

auffasste und darstelte (Hans Sachsens poet. sendung v. 39 fgg.). „I
einem fliegenden blatt: Gespräch mit der fasnacht, wante sich Ha
Sachs 1540 in heiterer form, aber mit ernster mahnung an seine mi
bürger. Doch das sagte er sich wol selber, es muste die stimme ein
unwilkommenen sittenpredigers im algemeinen lärm verhallen ... Hi
(aber) sah der mann, der unstreitig mit an der spitze des geistig
lebens seiner vaterstadt stand, seinen eigentlichen beruf angezeigt“
Hans Sachs war sich dessen so gut bewusst, dass er dieser niedrig
kunstgattung des fastnachtspieles so viel fleiss zuwendete, wie es vo
her und nachher nie geschehen ist.

In bezug auf die herkunft der vom dichter bearbeiteten stoffe mü
sen uns gleich die häufigen entlehnungen aus Boccaccios Decam
rone auffallen. Dieser in allen lebensgenüssen verfeinerte weltman
der von männern wie frauen die anstössigsten geschichten in der re
zendsten form erzählen lässt, war ein lieblingsschriftsteller des Ha
Sachs. Wie tief muss im herzen des braven mannes das sitliche gefü
gewurzelt haben, dass er sich daran ergötzen und doch die reinh
des gemütes bewahren konte! Aber dem reinen ist alles rein. D
dichter nahm seine stoffe allenthalben her, nur sorgte er dafür, da
die nutzanwendung keine falsche war. Wenn ich das verfahren d
mannes beobachte, komme ich immer auf denselben vergleich. D
natter schneidet man stachel und giftdrüsen aus um sie nachher so
als unschädliches spielzeug zu gebrauchen; ebenso lässt sich nachw
sen, dass Hans Sachs aus dem von Boccaccio überkommenen stoff d
unzüchtige ausmerzt, ehe er ihn verwertet. Wenn wir den Bauer i
fegefeuer (Goetze, Neudrucke, nr. 42) mit Decamerone, giorn. III
vergleichen, so constatieren wir im ganzen den nämlichen verlauf d
geschichte, mit dem unterschiede, dass bei Boccaccio der abt den e
fältigen bauer in ein unterirdisches gemach einsperren lässt, um unt
dessen die frau besitzen zu können, während im deutschen dieses mo
in ein sehr löbliches und dem amte des geistlichen angemessenes verw
delt ist: die lust, den ehemann von seiner lästigen eifersucht curieren
helfen. Im Grosz eyferer (Goetze nr. 45) komt ähnliches vor. I
frau sagt ihrem eifersüchtigen mann, dass sie zur beichte gehen w
dieser besticht den kaplan und fungiert als beichtvater, um hinter
geheimnisse seiner frau zu kommen, welche ihn erkent und ihm sch
haft gesteht, dass sie jede nacht den besuch eines pfaffen empfä
Der aufgebrachte gatte bezwingt sich und steht nachher zwei näc

1) Goedeke und Tittmann, Dichtungen des Hans Sachs III, s. XII.

hindurch schildwache an der hintertür, natürlich vergebens. Bei Boccaccio (giorn. VII, 5) will sich die geplagte frau dadurch an ihrem manne rächen, dass sie seinen unbegründeten argwohn rechtfertigt, und die geschichte mit der beichte ist nur eine list, um ihn zu entfernen und den ehebruch zu ermöglichen. Wenn aber bei Hans Sachs die magd, welche die stelle einer kuplerin vertritt, den vorschlag macht, sich mit dem liebhaber in verbindung zu setzen, antwortet die frau:

v. 43 Ich hab mich fromb ghalten biszher
An ihm, dieweyl und aber er
Seins eyfern je nit ab wil lassen,
So beweisz ich ims solcher massen,
Dasz im erst eyfern not musz thon.
Doch wil ich mein Ehr bhalten schon
Und aller Bubrey müssig gehn
Als ein fromb, ehrlich Weib bestehn,
Und in mein Ehling stand beharren
Doch den Eyfrer machn zu ein Narren.

Dazu ist jede frau berechtigt; man merkt aber den unterschied.

Wenn nun aber die tendenz, das alzu derbe fastnachtspiel zu versitlichen, bei Hans Sachs fast überall scharf ausgeprägt erscheint, so ist dies doch, glauben wir, nicht ausnahmelos der fall. Tadellos in dieser beziehung sind nicht alle stücke. Ich denke dabei an die nummern 46, 54, 61, 74 der Goetzeschen ausgabe. In 46, 54, 74 werden die ehemänner von ihren frauen geprelt und geäft, einfach weil sie zu dumm sind um zu merken, dass man ihnen einen blauen dunst vormacht, oder (um in der sprache der zeit zu reden) dass man sie am narrenseil herumzieht. Nr. 61 enthält die geschichte einer übrigens ehrlichen frau, welche sich von einer kuplerin durch eine alzu grob gesponnene list verführen lässt, vom rechten pfade abzuweichen. Was uns in diesen stücken verlezt, ist die demütigung und verhöhnung des guten und der triumph des bösen, welches mit erhobenem kopf den sieg davonträgt.

Allein auch hier lässt sich einiges zu gunsten des dichters beibringen, und obgleich die tatsachen als solche offen am tage liegen, glauben wir dennoch so viel von der gemütsstimmung des biedern meisters erraten zu haben, um über den sachverhalt ins klare zu kommen. Vielleicht könte ein unbedingter bewunderer des Hans Sachs entgegnen, dass aus jedem stück ein moralisches epimythion gezogen werden kann. Das ist insofern richtig, als sich aus jedem stücke überhaupt irgend welche lehre abstrahieren lässt. Aber völlig ent-

schuldigt wird der dichter dadurch noch nicht; und sein verteidig
hätte zugleich einen satz aufgestelt, welcher der reinsten wilkür das t
öfnen würde. Wie wir den dichter kennen, so steht es aber gerade
fest, dass ihm hier keine unsitlichen, höchstens schalkhafte absicht
unterzulegen sind. Man beachte dazu noch folgendes. Das 54. fas
nachtspiel, in dem Heinz Meyr von seiner frau hintergangen wird u
diese ungestraft wegkomt, ist datiert vom 12. oktober 1553. Ist
nicht auffallend, dass er schon am 24. ein neues spiel schreibt, w
die frau energie und geduld ihres gatten erproben will um nachh
desto ruhiger die ehe zu brechen, aber übler zugerichtet wird a
irgend welche andere? Das wainent hüntlein wurde verfasst a
25. januar 1554. Ist es nicht geradezu entscheidend, dass das nächs
folgende, nur 6 tage später geschriebene fastnachtspiel einen plump
„buhler“ schildert, der von seiner geliebten spöttisch geäft und v
der eignen frau gehörig „gelaust“ wird? Wir glauben hiernach a
die möglichkeit, dass der biedere dichter, bewusst oder unbewus
scrupel empfand in bezug auf das vorhin geleistete, und seinem eh
lichen gewissen gegenüber gleichsam seinen fehler dadurch sühn
wolte, dass er zunächst ein spiel mit schroff entgegengeseztem ausga
verfasste.

Sehen wir uns jezt die moral des Hans Sachs genauer an! Unt
den von Goetze publizierten stücken gibt es nur ein halbes dutze
ungefähr, welche wirklich bloss einen spass oder eine schalkheit zu
gegenstande haben, ohne dass dabei die moral dem dichter über d
schulter blickt. Es sind etwa die nummern 21, 34, 37, 51, 72, 7
80. Sonst ist die absicht deutlich, wobei der dichter nun in doppelt
weise verfährt. Entweder sind die stücke ernst gehalten und es werd
uns allegorische personen, wie frau Glück, frau Wahrheit, frau Armu
Plutus usw. und algemeine typen wie der „Karg“ und „Mild“ vo
geführt; oder das stück ist ein dramatisierter schwank, wo die mor
offen hervortritt, ohne dass der dichter es je unterlässt am schluss de
herold oder einen andern eine direkt auf das publikum bezügliche si
tenpredigt halten zu lassen.

Betrachten wir zunächst des menschen verhältnis zu Gott,
finden wir bei Hans Sachs die hauptidee der Lutherischen glauben
neuerung wider:

XIX, 309 das man vertrawe got
In aller trüebsal, angst und not
Der kan helffen zw seiner zeit
Aus aller widerwertikeit.

Oder LII, 403, wie Adam zu Eva sagt, von gott redend:

> Du hörst, das er sunst nichts begert,
> Denn das ihn Menschlich gschlecht auff erdt
> Im glaube und vertraw allein.

Der glaube, nichts als der völlige, unbedingte glaube an Gott war es, den Luther als mittel zur seligkeit den ablassbriefen, gebeten und guten werken der katholiken entgegensezte[1]. Und Gott ist ein liebevoller vater, dessen güte unerschöpflich ist. So stelte sich ihn Luther vor, der mit ihm in direkter communion lebte und zu ihm ein grenzenloses vertrauen hatte[2]. Hans Sachs war nicht so stolz und verwegen; doch überträgt er auf Gott die charakterzüge eines grundbraven Deutschen. In dem spiele von den ungleichen kindern Evae erscheint er uns wie ein liebreicher hausvater, der seine bedrängten kinder vertröstet. Er fragt die kinder Adams, ob sie beten können; man bildet sich fast ein, dass er sich nach ihren fortschritten in der schule erkundigen wird; weil Set so gut betet, macht er ihn zum könig, einen zweiten zum ritter, einen dritten zum bürgermeister, usw. Wie ganz im einklang damit ist die äusserung Gottes (LXVII, 363 fgg.), dass er die menschen wol plagen und quälen müsse, weil sie es sonst zu bunt machen würden!

Zu dieser evangelischen moral, in welcher der gottergebene mensch nie mündig wird, gesellen sich aber elemente, welche gar nicht dazu stimmen. Ich will nicht zu grosses gewicht legen auf den häufig widerkehrenden ausdruck *das waltzend glück*, der bei Hans Sachs eine dem blinden schicksal der Griechen ähnliche macht bezeichnet und vielleicht nur eine durch seine belesenheit in den schriftstellern des altertums veranlasste, rhetorische figur sein mag. Aber im algemeinen erscheinen uns des Hans Sachs personen nicht als unfrei, und im 68. spiele schildert er die laster als an einen pfahl gebunden, von dem jedermann sie nach seinem gutdünken ablösen darf oder nicht. Dies will doch deutlich sagen, dass der mensch der urheber seines eigenen schicksals sei und sich selbst bestimme. Verfolgt man dagegen jene der evangelischen moral zu grunde liegende communion mit Gott bis

1) Pauli Römerbrief III, 28.

2) Schweitzer, Hans Sachs (1887, Nancy) s. 126 erwähnt das factum, dass, als Melanchthon krank war, Luther aus unmut darüber Gott „die ohren rieb“ und seinem freunde versicherte, Gott werde ihn genesen lassen, was diesmal auch zutraf. — [Im algemeinen verweisen wir bei dieser gelegenheit auf die eingehende besprechung des Schweitzerschen werkes durch M. Rachel in dieser zeitschrift XXIV, 265—269. Red.]

in ihre lezten winkel, so stöst man auf den quietismus, d. h. auf die verneinung des freien willens, welche folgerung Erasmus trotz allem widerstreben Luthers unerbitlich gezogen hat[1].

Zwischen diesen beiden glaubensanschauungen liegt eine grosse kluft, und doch sind beide tatsächlich bei Hans Sachs vorhanden. Männer wie Luther und unser dichter, rüstige, tatkräftige, volblütige menschen, kühne geister, waren nicht dazu aufgelegt ihrem ich zu entsagen. Das 16. jahrhundert hat keine schlaffen, lauen leute hervorgebracht; für dergleichen ist in stürmischen zeiten kein platz. Und Schweitzer sagt treffend von Luther: „die gesunde vernunft des menschen corrigierte die logischen fehler des theologen"[2].

Aus dem vorhergehenden begreift es sich, dass in den fastnachtspielen das wort sünde fast nicht vorkomt. Der gedanke, der Hans Sachs stets vor dem geiste schwebt, ist, dass man sich des bösen erwehren soll nicht etwa der gnade und rechtfertigung wegen, sondern weil es schlecht und töricht ist. Deshalb wird das wort *sünder* durch *narr* ersezt. Dieser die ganze moral seit Brant dominierende spotname ist die strafe des bösen, welche ihn noch im diesseits trift; und als der kern der lehre, wie Gervinus vorzüglich sagt, stelt sich für den einzelnen die selbsterkentnis heraus, gerade wie bei den alten, auf dem fronton des delphischen tempels.

Betrachten wir nun die menschen in ihrem verhältnis zu einander. Hier treibt die moral unseres dichters ihre reichsten blüten. Hans Sachs wendet sich abwechselnd an jung und alt, verheiratete und junggesellen, frauen und männer, bauern und bürger, untertanen und herscher. Jedes gebiet berührt er, die notwendigkeit eines guten regiments wie das häusliche leben auf dem lande, das los der fürsten der erde wie die kindererziehung. Hans Sachs, der mit seinem stande zufriedene schuster, weiss wol, dass die reichen und mächtigen nicht immer die glücklichsten sind, und es ist von jeher so geweesen. Als der herr die stände schuf, sagte er zu Eva:

LII, 377 Köng, Ritter, Burger und Kauffman
Gleich wol gar kein Handtarbeit han;
Doch unter jrem bracht verborgen
Stecken sehr grosz müh, angst und sorgen
Von Krieg, Auffrhur und Rauberey,
Kranckeyt und unglücks mancherley,
So sich zu tregt im Regimendt.

1) Vgl. darüber Schweitzer s. 127.
2) Ebenda s. 126.

ie andern stände

Haben kein ander sorg nit mehr,
Denn wie man Weib und Kind ernehr.
Die handt arbeit ist in gesundt,
Macht süssen schlaff, nüchter und rundt,
In ist auch wolschmach speisz und tranck,
Auch ist in die weil nit so lang.

Wer über menschen und länder regiert, soll das wankelmütige ück fürchten; er hat viele feinde und wenig freunde; man lauert ihm elfach auf um ihn umzubringen; denn furcht ist der grundstein seiner rschaft:

Du sagst recht, ir viel fürchten mich;
Ich allein musz sie fürchten all —

gt Dionysius zu Damon (XLVII, 214 fg.); sowie Diogenes zu Alexaner (XLIV, 175 fg.):

So fürchtens dich als ein allein,
Du must sie fürchten all gemein.

Hans Sachs ist consequent, wenn er kaiser Augustus auf seinem eichen polsterbette schlaflose nächte zubringen lässt (L, 283 fgg.). Er ucht den irtum zu beseitigen, als ob nur die mächtigen die glücklichen ieser welt wären; er selbst erklärt uns, weshalb er seine popularität ie benuzt hat um seinen schusterschemel gegen einen sessel im stadtegiment zu vertauschen:

VIII, 305 Erst het dein stille rhu ein end,
Du würst ein Knecht der Unterthanen.

Es gereicht dem dichter zur ehre, die unabhängigkeit und sein andwerk geliebt und die gleichheit der stände in bezug auf achtbarkeit unwandelbar bis in sein hohes alter durch sein beispiel behauptet zu haben. Aber nicht jedermann dachte wie er, und öfters fühlte er das bedürfnis, diese so tüchtige lehre den leuten aufs neue einzuschärfen. *Ne sutor ultra crepidam, halt sich mer ider in sein stand* (LXXVIII, 223); oder wie es L, 327 fgg. heisst:

Halt innen beide mundt und handt,
Das er nit mehr hie thu verzern,
Denn im sein pfluge mag ernern;

und umständlicher IX, 256 fgg.:

Welcher kein Rosz am paren hat,
Derselbig sol zu Fusen lauffen;
Und welcher nicht hat Wein zu kauffen,
Der trinck Wasser an seinem Tisch;
Und wer nit hat Wiltpret und Fisch,

Der Esz Rintfleisch odr Haberprey;
Und wen die Armut drucken sey,
Der ker den Mantel nach dem Wind,
Den Sack zu halbem Theil zu pind
Und nem für das Merer das Minder,
Damit er hin pring Weib und Kinder ...;[1]

denn LVIII, 359 fg.:

Wer nit müeg rüeben essen,
Der mûes zu leczt den grebel fressen.

Und er bleibt noch immer in derselben gedankenreihe, wenn er betont, dass auf zeitliches gut nicht zu achten sei, sondern auf „frümkeit“; das sei der rechte reichtum (XXX, 430).

Das sind vorzügliche ratschläge für arme leute, die andere um ihren wolstand beneiden; doch die reichen redet er auch an, und sein beständiges streben geht darauf hinaus, das gute einvernehmen zwischen armen und reichen zu befestigen. Der reiche soll mild und freundlich gegen den armen sein (XXVI, 361 fgg.); desgleichen dieser immer fleissig, standhaft in der tugend und ohne neid. Der eine kann ja den andern nicht entbehren; der arme wäscht, kocht, spült, bäckt für den reichen, und dieser beschüzt ihn mit seinen „gewerben“. Zwei laster, welche Hans Sachs auch ausrotten will und die ebenfals dem reichtum anhaften, sind die zwei extreme geiz und verschwendung.

VII, 67 wer gelt lieb hat,
Der wird des geltes nimmer sat.

VII, 81 gutes vil
wird weng, wo mans verschwenden wil —

das sind epigrammatische zusammenfassungen zweier gedanken, worüber der dichter sich ausführlich verbreitet. Dem geiz vor allem ist er feind; der ist der quell vieler andren laster wie „wucher, fürkauff und finantz, arglist, renck und alafantz (VII, 193 fg.); seine begier ist grenzenlos; geschieht es, dass etwa ein pfennig fehlt —

VII, 135 Da liegst du denn die nacht zu wemmern,
An rhu zu seufftzen und zu gemmern.

Auch schont Hans Sachs die geizhälse nie. In nr. 32 wird der Reichenburger, welcher Simplicius sein geld entwendet hatte, auch seiner-

1) Dasselbe thema behandelt das 69. kapitel aus Murners Narrenbeschwörung.

seits von Sapiens geprelt. In nr. 16 wird gegen den Kargas ein complott geschmiedet, wodurch man ihm einige taler abzwackt, welche die lustigen spassvögel gleich verschmausen. In nr. 41 spielt man dem geizigen einen noch ärgeren possen. Man stiehlt ihm seinen schinken, gibt ihm eine aus dreck gemachte pille zu verspeisen und überzeugt ihn zulezt, dass er sich selbst bestohlen habe. Und der dichter sezt hinzu:

317 Also musz man schuhen die Affen
Und die filtzingen geitzhels straffen;

denn 332 Ein sparer musz ein zerer haben,
Dasz der geltsack zu grosz nit wachs
Bey kargen Leuten, wünscht Hans Sachs.

Verschwendung aber ist kaum besser. „Demmen und schlemmen", possierliche kleider kaufen (VIII, 111 fgg.), jagen und koppeln halten (ebd. 196 fgg.) zieht armut und eine reihe von qualen nach sich wie den husten, die reude, die krätze, die schwindsucht, den harnstein, reissende schmerzen, rote augen, sausende ohren, schwindel usw. (LXVIII, 362 fgg.). Die katze wird das beste stück vieh im hause, und der schlemmer denkt sich im himmel, wenn ihm der eintritt in ein spital verstattet wird. Den goldnen mittelweg soll man folglich wählen, der ehrenvoll ist und beliebt macht.

Was unserm dichter ebenfals ein dorn im auge ist, ist das unzüchtige leben mancher jungen leute und sogar mancher eheleute. Einmal verfährt er dabei gewissermassen theoretisierend, d. h. er lässt von einem erdichteten „buhler" die qualen aufzählen, welche ihn betroffen haben, oder einen richter dessen betragen verurteilen. Den buhler stelt er uns dar „traurig und kränklich dahergehend", durch seine geschenke verarmt, abgehärmt von dem tollen leben, der eifersucht, dem „sehnen und meiden", und dabei im krieg mit den franzosen[1]. Wol sucht der buhler einzuwenden, dass die buhlerei der menschlichen natur entspricht, dass gott

V, 64 das werck der Liebe pur
Selbst hat gepflantzt in die natur,

dass der buhler glücksvolle stunden zubringt, usw.; aber seine brüder, der trinker und der spieler, die er um das väterliche erbe betrügen will, reissen ihm schonungslos die larve vom gesicht. Manches beispiel

1) Nl. syphilis, damals auch wälsche krätz genant. Vgl. Histoires de Paolo Jovio (Lion 1558) I, 206 und Dechambre, Dictionn. des sciences medicales, 3. série. XIV, 255 fgg.

aus dem alten testament und den proverbiis Salomonis wird angeführt von diesen bibelfesten menschen um darzutun, dass Gott die buhlerei immer grausam bestraft hat. Es ist aber auch wahr, dass sie dagegen andere stellen aus der bibel aufklauben, um ihr eigenes sündiges leben zu rechtfertigen, was abermals beweist, wie bequem sich mit bibelstellen herumschlagen lässt. Die gesellen des buhlers schonen ihn durchaus nicht; scherzweise erinnert man ihn daran, wie er manchmal rücklings die stiegen hinuntergeworfen wurde; kurzum, es wird ein abschreckendes gemälde entworfen.

Das zweite verfahren unseres dichters besteht darin, dass er einen buhler handelnd auftreten lässt, so dass wir zuschauer dessen sind, was ihm widerfährt. Mit wenigen ausnahmen kommen diese leute nicht so glatt weg, wie man sich denken könte. Im Teufelbannen wird dem höckerigen, unzüchtigen pfarrer ein possen gespielt, der den spass wirklich auf die äusserste spitze treibt (nr. 37); in nr. 62 wird ein alter zahnloser kerl unbarmherzig verspottet. Nr. 69 führt uns einen messner vor, der sich blind stelt, um seine ehebrecherische frau auf frischer tat mit dem geistlichen zu ertappen; er schiesst diesem einen eisernen bolzen in den buckel und legt seiner frau „fünffingerkraut“ aufs haupt. Den frauen ergeht es nicht besser, obschon ihre unvergleichliche erfinderische verschmiztheit sie öfters geschwind eine list oder ausrede ersinnen lässt, wodurch sie dem gerechten zorne des gatten entgehen. Wenn sie sich nach einem mislungenen versuche (wie in nr. 57) bekehren, dann unterbleibt die strafe; wenn sie aber die geduld ihres mannes misbrauchen und überreizen, so begegnet ihnen mitunter noch schlimmeres als prügel, wie ein aderlass (nr. 56); und wenn eine, die selber „holz trägt“, die verwegenheit so weit treibt, die tugend ihres mannes zu erproben, da verbrent sie sich jämmerlich die finger (nr. 38). Also, gleichviel wohin man sich wendet, fast überall sehen wir die unzucht gestraft.

Um diesem übel abzuhelfen, wo es unter jungen leuten grassiert, kent Hans Sachs nur ein mittel, das sein lieblingsthema ist: die ehe. Von der würde des ehelichen standes ist keiner mehr überzeugt als er. Nicht nur komt dieses motiv zu widerholten malen in seinen fastnachtspielen und anderen dichtungen wider, sondern auch hier, wie schon einmal vorher, constatieren wir das übereinstimmen von wort und tat. Der siebenundsechzigjährige greis fühlte sich noch gesund und rüstig genug um eine zweite ehe zu schliessen mit einem achtzehnjährigen mädchen, Barbara Harscherin, deren reize der greis

in versen verherlichte, welche eher von einem jüngling herzurühren scheinen. Schon 1518 schrieb er, indem er sich an die frauen wante:

I, 382 Spardt ewr lieb bisz in die Eh,
Denn habt ein Lieb, sonst keine meh.

Dem buhler gebietet er (in nr. 5, nach 1533 gedichtet):

v. 463 thu dir selber nemen
Einen Gemahel zu der Ehe!
Die hab denn lieb und keine meh!

Gleiche aussagen finden wir in VIII, 253 (12. juli 1538); XXIII, 385 (10. oktober 1550); LXXXIV, 465 fgg. (31. oktober 1560).

Es macht einen sonderbaren eindruck, wenn man daneben die galerie der bösen weiber durchmustert. Aber doch sind beide dinge zu vereinbaren. Hans Sachs ist der ansicht, dass der mann sich seine frau erziehen kann und muss, und dass es seine eigne schuld ist, wenn es ihm nachher in der ehe sauer wird. Deshalb unterlässt er nicht die männer zu belehren, um den hausfrieden zu fördern:

XXVIII, 295 Zeuch erstlich dein weyb an den ortten
Zu gehorsamb mit guten wortten[1].

Zum beispiel:

XVII, 82 Mein Gmahel, es wer mein gemüt,
Meins hertzen wolgfallen und wil,
Das du einzogen werst und stil.

Vieles gepolter taugt nicht (XII, 366 fg.); helfen aber keine guten worte,

XXVIII, 298 So thu dich etwas ernstlich stellen
Zu wern ir eygen sinnig art.
Wo sie dir noch helt wider bart,
So magstus straffen mit der zeyt,
Doch mit vernunfft und bscheidenheyt,
Wie man den spricht: ein frommer man
Ein ghorsamb weyb im ziehen kan[2].

Vor allem aber komt es darauf an, ihr anfangs nicht die zügel schiessen zu lassen[3], und beiderseits nicht aufbrausend zu sein[4]: so erlangt man schliesslich wol den „pachen im deutschen hof“. Der schlimste fehler, mit dem ein mann behaftet sein kann, ist zulezt noch die

1) Vgl. XXVI, 34 fg.
2) Dasselbe XII, 373 fg.
3) Vgl. XXVIII, 23 fg. und XXVI, 382 fgg.
4) Nr. LXIV.

eifersucht. Nicht nur ist sie eine unaufhörliche folter, welche
mann geradezu wahnsinnig macht, sondern sie ist auch das beste mi
um das herbeizuführen, was man befürchtet. Die spiele 42 und
sind beide gegen diese plage gerichtet. Im 17. wird einer von die
krankheit durch einen von Hans Sachs angestelten arzt curiert.

Also ist der biedermann fortwährend bestrebt seine mitmensch
die ehemänner, zur richtigen erkentnis ihrer pflichten und rechte an
halten. Und man kann ihm nicht zur last legen, dass er den s
nicht erschöpft habe. Also: wenn es geschieht, dass man mit ein
„schelligen gaul erschlagen" ist, der nicht hören will, so muss n
in extremis wol zum bereits erwähnten kraut, zu prügeln und besch
rungen eigentümlicher art[1] seine zuflucht nehmen[2]. Hans Sachs
ideal, eine treue, züchtige[3] frau, die fleissig ihre haushaltung besc
und keine klatschschwester ist, wird zwar auf diese weise nicht v
wirklicht; aber es ist nicht zu leugnen, dass der mann, welcher
erfahrung reden konte, zweifelsohne richtig sah, als er den urspru
mancher häuslichen uneinigkeit auf die unvernunft des mannes zurü
führte.

Man denke nicht, dass unser bild bereits volständig sei. Na
dem er das verhältnis von mann und frau beleuchtet und erörtert h
geht der dichter zu den kindern über:

V, 481 jr solt ewre Kinder halten
Unter der Ruten, die mit schmertzn
Des Kinds thorheit treib ausz dem hertzn,
Auff das nit wüstling darausz werden.

Man soll sie auferziehen „auff Gottes forcht, sitten und tugen
(v. 489), denn

VI, 363 So bald ein Son kompt zu den Jarn,
Sol man ihn fleissiglich bewarn
Vor loser gsellschafft, wo man kan,
Wie uns lert der weisz Salomon[5].

1) Z. b. LXIV, 309 fgg.
Male Bestia in speluanckes
Chabes kümaulque et munckes
Pengel quo sub schulter et lentes
Facit dein rüesel hic loquentes! (die frau wolte nicht sprechen
2) Vgl. XXVI, 380 fgg.; XLIX, 365 fgg.
3) Vgl. LXXXIV, 428 fgg.
4) Dasselbe LII, 402.
5) Proverb I, 10; IV, 14.

An die jünglinge selbst wendet der dichter sich; er begnügt sich nicht im algemeinen auf die notwendigkeit der guten sitten und der tugend hinzuweisen (wie XIX, 320 fgg.), sondern das ganze spiel nr. 8 ist dazu bestimt, die ränke und schlingen blosszulegen, welche der fürwitz oder „bethulancia“, hier gewissermassen ein inbegriff der verführerischen lockungen, denen der jüngling ausgesezt ist, der jugend bereitet. Wir heben nur eins hervor, das für den dichter bezeichnend ist, nämlich den rat, den er müssiggängern gibt, ihre zeit auf das studium zu verwenden[1].

Was nun die mädchen anbelangt, so ist Hans Sachsens moral recht hausväterlich und vorsichtig:

XXXIX, 533 Thut fleissig auff ewr Töchter schawen,
Das sie sich einmütig einziehen[2],
Beywonung der Manszbilder fliehen
Und der gar nit zu Hause laden.
Wann es bringt jren ehren schaden;
Obs gleich nit unehrlich zu geht,
Doch ein bösz gschrey darvon entsthet
Durch der klaffer gifftige zungen.

Es sei uns gestattet, zum schluss das sonst noch hin und her zerstreute aufzulesen und hier zusammenzustellen.

Wie der dialog Ciceros de amicitia dem dichter bekant war, so unterlässt er nicht auf das seltene glück eines rechten freundes hinzuweisen, der den tadel nicht zurückhält; falsche freunde und heuchler werden scharf mitgenommen[3]. Dieses spricht für des dichters biedersinn; für seine gesunde vernuuft hingegen spricht seine verspottung der „alchamey“ (VIII, 325) und der wahrsagerei, deren zweck und kern er ganz richtig erfasste (X, 200 fgg.). Törichte woltaten rügt er ebenfals; man soll nicht den ersten besten „freihart“ beherbergen, der abends an die türe klopft (XXV, 346 fgg.), und spitzbuben soll man auch nicht trauen

Wan art die lest selteu von art (LXXXI, 392).

Gleich unvernünftig ist es, sich in andrer leute händel einzumischen;

LXVI, 423 · das sich sol ein weiser mon
Kains fremden haders nemen on
Und sich gar nicht darmit peküemer,
Das nit an in springen die trüemer.

1) VIII, 140 und vgl. die äusserung des doctors LXXXIII, 168 fgg.
2) Dasselbe LXXXIV, 435.
3) Proverb VIII, 133; XIV passim; XIX, 314 fgg; XXXI, passim.

Der grund ist malerisch ausgedrückt. Man soll sich immer vor den folgen fürchten, sagt der dichter, und eben deshalb soll man auch ein geheimnis treu bewahren. Diese lehre wird illustriert durch das spiel vom knaben Lucius Papirius Cursor (nr. 73). Dies führt Hans Sachs auf den gedanken, dass man immer vor weibern und kindern reinen mund halten soll, damit kein geheimnis ruchtbar werde und dadurch etwa ein mit vieler mühe aufgebauter plan mislinge (v. 391 fgg.). Deshalb ist es auch zu empfehlen, dass man nicht zu neugierig sei, oder, wenn man etwas gemerkt hat, es geheim halte. Alles zu bekritteln und zu beschnattern, hat nie einem menschen vorteil eingebracht; im schlimsten fall kann es eine derbe züchtigung veranlassen, wie der arme narr Jeckel zu seinem schaden fühlen muste (nr. 83).

Es ist jezt also klar: Hans Sachs, der vernünftige und praktische mann, wendet sich in seiner moral hauptsâchlich an den gesunden menschenverstand seiner zuhörrr; viel weniger an das herz, die höhern gefühle. Doch glauben wir, dass sie vor dem vorwurf der hausbackenheit gesichert ist. Einzelne aussprüche zeugen von einem überlegenen, der zeit vorausgeeilten einblick in die weltverhältnisse; manches der spruchgedichte (die wir hier absichtlich von unserer untersuchung ausgeschlossen haben) zeigt uns den dichter als einen so feinen und fleissigen beobachter der politischen ereignisse, wie es ein beschränkter geist nie hätte sein können. Allein er war ein kind seiner zeit und liess sich die klarheit des blickes durch keine trugbilder und falsche vorstellungen trüben. Wie er verfuhr, so muste in dieser zeit, wo der physische, man dürfte sagen tierische teil des menschen noch so grell hervortrat, jeder verständige reformator verfahren, wenn er nicht scheitern wolte. Hans Sachs ist öfters Luther an die seite gestelt worden wegen des anteils, den er an der reformation in seiner sphäre nahm; wir glauben, dass beide auch zusammengehören als unermüdliche bekämpfer der torheit und des lasters.

GENT. G. DUFLOU.

DIE QUELLEN VON KLINGERS LUSTSPIEL: DER DERWISCH.

Nachdem Klinger in seinem „Orpheus“ zum erstenmal den boden der märchenwelt betreten hatte, versuchte er mit unleugbarem geschick märchenhafte motive auf der scene zu komischer wirkung zu verwe[n-]

ten. Diesem versuche verdanken wir eines seiner besten stücke: das lustspiel „Der derwisch“ (Prag) 1780; aufgenommen in bd. III des theaters 1786, sonst in keine samlung Klingerscher schriften. Man kante bisher die quellen, aus welchen Klinger die motive zu diesem stücke schöpfte, nur zum geringen teile; vgl. M. Rieger: Klinger in der sturm- und drangperiode, Darmstadt 1880, s. 297. Klingers hauptquelle war Henri Pajons „L'Histoire des trois fils d'Hali Bassa de la mer et des filles de Siroco, gouverneur d'Alexandrie“. Dieses märchen erschien zuerst 1745 im Mercure de France (august — december) unter dem pseudonym M. Jaques (vgl. Le cabinet des fées, Genf-Paris 1786 bd. XXXIV, s. 7). Der Abbé de la Porte druckte es unter dem titel „Néangir et ses frères, Argentine et ses soeurs“ in seiner „Bibliothèque des Fées et des Génies“ ab. Daraus übersezte es Wieland in dem ersten bande seines „Dschinnistan oder auserlesene feen- und geistermährchen“ (3 bde. 1786—89; bei Hempel 30. teil s. 75—129). In der samlung von feenmärchen „Le cabinet des fées“ 1786 findet es sich abgedruckt bd. 34, s. 119—236.

Die hauptzüge der äusserst verwickelten handlung des märchens sind folgende. Ein weiser derwisch machte den drei söhnen des Bassa vom meere drei wertvolle geschenke, deren besitz ihnen glück bringen solte. Dem ältesten sohne gab er einen rosenkranz mit neunundneunzig der schönsten korallen und begleitete seine gabe mit den worten: „Bewahre diesen schatz, sei dem propheten getreu — und du wirst glücklich sein“. Dem zweiten sohne schenkte er ein täfelchen von kupfer, auf welchem der name des gesanten gottes in sieben sprachen eingegraben war, und sagte: „Der name des freundes des allerhöchsten möge dein haupt bedecken; der turban, das zeichen der rechtgläubigen begleite ihn immer — dann wird dein glück volkommen sein“. Dem jüngsten sohne legte er ein armband an mit den worten: „Rein sei deine rechte, und deine linke unbefleckt! Bewahre dieses kleinod, das in Medina verfertigt wurde — und dein glück wird nicht gestört werden“.

Die söhne des Bassa achten der worte des derwisches nicht und geraten ins unglück. Der älteste sohn misbraucht den rosenkranz. Er verliert eine koralle davon und ist verurteilt mehrere stunden des tages die verstreuten korallen aufzulesen, zu zählen und die fehlende vergeblich zu suchen. Der jüngste sohn berührt, nicht eingedenk der warnung des derwischs, eine unreine speise. Sofort verliert seine hand die natürliche farbe und wird zu ebenholz. Drei stunden muss er sein unglück beweinen. Dem zweiten sohne Néangir wird das

kupfertäfelchen entwendet. Er wird dadurch in einen kupfernen kochtiegel verwandelt und erlangt erst nach einigen jahren seine natürliche gestalt wider.

Den drei söhnen des Bassa waren von kindheit an die drei töchter des gouverneurs von Alexandrien Siroco zu frauen bestimt. Auch diese besitzen talismane in gestalt von ringen, welche sie vor unglück schützen sollen. Zwei der mädchen lassen sich von listigen juden ihre talismane herauslocken und werden auf der stelle in zwei taschenuhren verwandelt: Argentine in eine silberne, Aurore in eine goldene. Sie können nur entzaubert werden, wenn man ihnen die beiden ringe wider anhängt. Doch erlangen sie für eine stunde ihe natürliche gestalt, wenn man sie um mitternacht aufzieht. Unterlässt man dies, so rollen sie dem jeweiligen besitzer eilends davon.

Die beiden ringe werden den juden von zwei Cirkassierinnen entlockt. Dabei spielt der oben erwähnte derwisch eine rolle. Die zwei Cirkassierinnen erzählen vor dem Bassa und seinen söhnen ihre wundersamen erlebnisse. Sie waren für den harem des grosssultans bestimt. Auf der reise dahin werden sie von zwei jungen männern entführt. Der eine ist der prinz der schwarzen marmorinsel Délicat; der andere — Thélamir — ist zwar nicht von so vornehmer abkunft; aber er besizt geheimnisse, die ihn dem grösten herscher ebenbürtig machen. Délicat muste aus der residenz seines vaters fliehen, weil er die ihm bestimte braut nicht heiraten wolte. Die jungen männer bringen die beiden mädchen, Dély und Tézile, auf das schloss Thélamirs zu genussreichem leben. Tézile, die geliebte Thélamirs, zeigt bald eine auffallende zärtlichkeit gegen Délicat und erregt ihres liebhabers eifersucht. Dieser findet einst nachts im walde Délicat mit einer schönen in zärtliches zwiegespräch vertieft. Er hält das mädchen für Tézile; die erlauschten worte des gespräches scheinen seine vermutung zu bestätigen. In raschem zorne schlägt er den liebenden mit einem säbelstreich beide köpfe ab. Mit schrecken wird er sich nach begangener tat seines irtums bewust. Eilig legt er die abgehauenen köpfe an die leiber an, steckt ihnen eine magische pille in den mund — und sogleich wachsen die köpfe an, ohne die mindeste narbe sehen zu lassen. In der dunkelheit und eile hatte er aber die köpfe vertauscht. Erst als man in den palast zurückkomt, wird die verwechslung entdeckt. Thélamir will den schaden wider gut machen und beiden nochmals die köpfe abschlagen, um sie auszutauschen; doch die beiden opfer seiner eifersucht wollen sich zu dieser „operation“ nicht entschliessen. Einige zeit nach dieser begebenheit stirbt Délicats vater-

Es findet sich, dass er seinen sohn von der thronfolge ausgeschlossen hat. Trotzdem will Délicat mit Dély in die hauptstadt. Er hoft das volk für sich zu gewinnen. Da zeigen sich aber die schlimmen folgen des kopfwechsels. Er sowie Dély werden für betrüger erklärt. Beide werden enthauptet. Thélamir und Tézile legen die abgehauenen köpfe an die leiber an, und die magischen pillen tun abermals ihre wirkung. In der eile wurde aber Délicats kopf nicht genau an den hals angepasst, und der prinz stirbt sogleich nach seiner widerbelebung an verblutung. Dély im höchsten schmerz und zorn durchbohrt Thélamir als den urheber des ganzen unglücks mit einem schwerte. So weit die erzählung der beiden Cirkassierinnen.

Das märchen eilt sodann dem ende zu. Die zwei töchter Sirocos gelangen in den besitz ihrer ringe und gewinnen ihre natürliche gestalt wider. In der fünften falte des kleides der entzauberten Aurore findet sich die vermisste neunundneunzigste koralle. Dadurch wird der älteste sohn des Bassa von seinem zauber erlöst. Auch der dritte sohn wird bald von seiner ebenholzhand befreit, und eine reihe von vermählungen schliesst die verwickelte handlung.

Klinger hat in seinem lustspiele die motive dieses märchens aufgegriffen und zu komischer wirkung ausgearbeitet. In den mittelpunkt stelt er einen derwisch. Ein solcher spielt auch im märchen eine rolle; Klingers derwisch trägt jedoch ganz andere züge. Den zusammenhang derselben einerseits mit dem derwisch Al Hafi in Lessings Nathan, andererseits mit dem grafen Cagliostro weist M. Rieger überzeugend nach in Klingers leben s. 290 fg. Der derwisch besizt (wie Thélamir im märchen) die gabe tote zu erwecken. Nur bewirkt er dies nicht mittels magischer pillen, sondern mit hilfe einer wunderkerze, die er den toten in den mund steckt. Aus allen teilen der welt kommen leute nach Ormus zum derwisch um sich da, wenn sie gestorben, zu neuem leben erwecken zu lassen. An dem hofe des sultans von Ormus lebt dessen schwester, die schöne Genevra. Der ruf ihrer schönheit zieht viele prinzen an ihren hof. Doch keiner von ihnen vermag den zauber zu lösen, der sie fesselt. „Unaufhörlich“ — so erzählt einer ihrer bewerber, der prinz Mustapha, seinem cousin, dem prinzen Oronoko [II, 2] — „unaufhörlich zählt sie Diamanten. Ein kleines niedliches Körbchen trägt sie in der Hand, da sammelt sie dieselben hinein und schüttet sie wieder aus und sucht sie wieder. So geht das rastlos fort .... Es müssen neunundneunzig Diamanten sein, wenn ihr Geschick ein Ende nehmen soll. Zählt sie aber die Steine, so sind es achtundneunzig. Da zählt sie wider und seufzt:

Achtundneunzig sinds. Verwünschtes Schicksal! Bevor sie neunundneunzig gleiche Diamanten zählt, darf sie mit keinem von uns reden und keinen zum Gemahl erwählen". Sie leidet also unter demselben zauber, wie der älteste sohn des Bassa vom meere. Wie dessen erlösung von der entzauberung der beiden in taschenuhren verwandelten töchter des Siroco abhängt, so ist die befreiung der Genevra an das schicksal zweier illyrischer prinzessinnen geknüpft. Diese wurden von dem mächtigen zauberer Primrose in taschenuhren verwandelt (der grund ist nicht erzählt) und spielen in dem stücke als taschenuhren ihre rolle. Sie können nur erlöst werden, wenn man sie mit dem glockenschlage zwölf aufzieht. Prinz Mustapha erzählt [I, 7] dem derwisch folgendes abenteuer: „Gestern Morgen kauf ich eine Uhr von Gold. Wie ich Abends in mein Zimmer trete, liegt eine Uhr von Silber grad auf meiner Schwelle. Ich nehme die Uhrn und hänge sie beide gegen mein Bett. Um Mitternacht erwacht ich und hörte die Uhrn deutlich sagen: ,Ach diesmal sind wir wiederum nicht aufgezogen worden!' Da sprang ich auf, weg waren meine Uhren, die Gekaufte und Gefundene miteinander".

Im 5. auftritt des IV. aufzugs liegen die beiden taschenuhren auf der scene.

[„Die Prinzessinnen aus Illyrien als zwei Uhren auf dem Boden:]

Prinzessin Rose a. T. U.: Prinzessin Schwester!

Prinzessin Zamora a. T. U.: He!

Pr. Rose a. T. U.: Bist Du abgelaufen?

Pr. Zamora a. T. U.: Du?

Pr. Rose a. T. U.: Ja!

Pr. Zamora a. T. U.: Ich auch!

Pr. Rose a. T. U.: Zwölfe muss es nun gleich sein!

Pr. Zamora a. T. U.: Ich denke, ja!

Pr. Rose a. T. U.: Würden wir doch einmal zur rechten Zeit aufgezogen!

Pr. Zamora a. T. U.: Möchte sich doch einmal das schreckliche Schicksal versöhnen lassen!

Pr. Rose a. T. U.: O Himmel! welch ein harter Stand für Prinzessinnen, als Taschenuhren in der Welt herumzurollen!"

Man vergleiche damit folgende stellen des märchens, die Klinger fast wörtlich benuzt hat: Néangir, der zweite sohn des Bassa, kauft bei einem juden eine silberne taschenuhr. Als er abends nach haus komt, findet er auf der schwelle seines zimmers eine prächtige goldene uhr liegen. Cab. d. fées XXXIV [s. 129 fg.]: „il se coucha tranquil-

ment après avoir mis ces deux montres sur l'estrade où il se préparoit à dormir. S'étant éveillé par hasard au milieu de la nuit, il entendit une voix aussi douce qu'un timbre d'argent, qui sembloit sortir d'une des deux montres (comme elle en sortoit en effet) qui dit: ma chère Aurore, ma chère soeur, vous a-t-on monté à minuit? Non, ma fidelle Argentine, répondit une autre voix; et vous? Moi? répondit la première, on m'a aussi oubliée; quel malheur, il est une heure passée, nous ne pourrons sortir que demain de notre prison! Oui, dit la première voix, en cas que l'on ne nous néglige pas encore comme aujourd'hui. Nous n'avons plus à faire ici, dit Aurore, rendons nous à notre destinée: partons. Aussitôt le jeune Néangir qui s'etoit levé à moitié surpris d'un semblable prodige, vit à la clarté de la lune les deux montres sauter par terre et rouler hors de sa chambre par la chattière".

Der betler Derbin in Klingers stück findet endlich die beiden uhren und entzaubert sie, indem er sie zur rechten zeit aufzieht. In einer falte des unterrocks der prinzessin Rose findet sich der fehlende neunundneunzigste diamant, dessen die schöne Genevra zu ihrer entzauberung bedarf.

Zur hauptperson des Klingerschen stückes ist der derwisch gemacht; die motive der handlung aber nahm Klinger aus der erzählung der beiden Cirkassierinnen bei Pajon. Der derwisch verliebt sich in ein reizendes, einfaches mädchen, Fatime, dessen mutter er vom tode erweckt. Die dankbarkeit fördert Fatimes gegenliebe. Der derwisch will mit ihr an den Ganges ziehen, um dort ein stilles, glückseliges leben zu führen. Zum unglück verlieben sich aber auch der sultan und sein favorit Culi in das mädchen und suchen es in ihre netze zu locken. Fatimes bruder Halli, an gesinnung und aussehen seiner schwester ganz unähnlich, gibt sich zum werkzeug für die verführungsabsichten Culis her. Er bestelt seine schwester in der dämmerungsstunde in des sultans garten zu einer unterredung. Fatime findet sich ein. Sie will ihren bruder bereden, seinem bisherigen schlechten lebenswandel zu entsagen und mit an den Ganges zu ziehen. Der derwisch, welcher des sultans und Culis absichten auf Fatime wol kent, erfährt, dass sich seine geliebte zu einem steldichein in des sultans garten begeben. Voll eifersüchtigen zorns über Fatimes angebliche treulosigkeit ergreift er einen säbel und eilt ihr nach. Er findet sie mit einem manne scheinbar in ein liebesgespräch vertieft; die worte, die er hört, bestärken seinen verdacht, und mit einem säbelhieb schlägt er beiden die köpfe ab. Jezt erst entdeckt er seinen irtum. Der vermeintliche lieb-

haber ist Fatimes bruder Halli. Rasch passt der derwisch die köpfe an den rumpf an und lässt seine wunderkerze wirken. Aber, o schreck! er hat in der dunkelheit die beiden köpfe vertauscht, und seine geliebte Fatime trägt nun Hallis hässliches, rotbärtiges gesicht. Ihr bruder mit seinem tausche zufrieden, macht sich eiligst aus dem staube, um einem zweiten geköpftwerden zu entgehen. Fatime ist trostlos. Die drastische wirkung, welche in der komik dieser scene liegt, weiss Klinger gut auszubeuten. Um Fatime wider zu ihrem kopfe zu verhelfen muss ein deus ex machina in der person des mächtigen zauberers Primrose herbei. Mit dessen hilfe schlägt der derwisch dem Halli den kopf ab und sezt ihn wider seiner geliebten auf. In einem wolkenwagen bringt er sie an den Ganges.

WIEN, 29. SEPTEMBER 1891. K. O. MAYER.

THEODOR WISÉN.

Die alte norwegisch-isländische litteratur ist schon seit langer zeit in Schweden eifrig gepflegt worden. Nachdem man in der ersten hälfte des 17. jahrh. auf Island angefangen hatte, den denkmälern der vorzeit aufs neue seine aufmerksamkeit zuzuwenden, erweckte diese bewegung (die isländische „renaissance") zunächst in Schweden den stärksten nachhall, wo der eifer die schriftwerke der ersten blüteepoche nordischer litteratur zu sammeln, herauszugeben und zu erklären damals grösser war, als in der dänisch-norwegischen monarchie, obgleich von den in dieser vereinten beiden völkern das eine durch die politische zusammengehörigkeit, das andere durch stamverwantschaft den Isländern näher stand. Im 18. jahrhundort änderte sich dies freilich, da namentlich durch die grossartige wirksamkeit Árni Magnússons jezt Kopenhagen der hauptsitz der isländischen philologie wurde, während in Schweden die altnordischen studien lauer betrieben wurden. Sie erloschen jedoch niemals ganz. Als später, am anfang unseres jahrhunderts, der grosse linguist Rask in Dänemark zu einer eindringenderen und wissenschaftlicheren behandlung der altskandinavischen sprachen den grund legte, hatte Schweden zwar keinen ihm ebenbürtigen sprachforscher aufzuweisen, aber die häupter der nationalen (oder sogenanten gotischen) schule, Tegnér, Geijer, Ling, Afzelius u. a. verstanden es doch, den inhalt der altn. sagas und lieder in Schweden bekant und beliebt zu machen. Bald darauf begann jedoch auch bei uns mit Schlyter und Rydqvist ein streng philologisches studium, das sich freilich zunächst, wie billig, hauptsächlich dem altschwedischen zuwante. Die verhältnisse änderten sich aber, als die nordischen sprachen zum gegenstande des universitätsunterrichtes gemacht und (1859) professuren für dieses fach in Upsala und Lund errichtet wurden. Die ersten inhaber dieser lehrstühle, Carl Säve und Carl August Hagberg, waren nämlich enthusiastische bewunderer der altisländischen sprache und litteratur; sie lasen vorzugsweise über diese und stelten sie auch bei den prüfungen in den vordergrund.

Hagberg, der erst in ziemlich vorgerücktem alter die vertretung des neuen faches an der universität Lund übernommen hatte — vorher hatte er sich nament-

lich durch seine musterhafte Shakespeare-übersetzung bekant gemacht — kam freilich selbst in der nordischen sprachforschung wenig über den standpunkt des genialen dilettanten hinaus, verstand es jedoch als lehrer fruchtbaren samen auszustreuen. Als er 1864 starb, wurde einer seiner besten schüler, Theodor Wisén, sein nachfolger.

Wisén wurde 1835 in der nähe von Kalmar geboren; sein vater, der dem bauernstande entstamte, war prediger. Auf der schule sowol als auf der universität erwarb sich der junge Wisén durch seinen klaren verstand und gründlichen fleiss grosse anerkennung. Nachdem er den doctorgrad erreicht hatte, wurde er 1862 docent für griechische sprache und litteratur. Den klassischen sprachen hatte er nämlich bis dahin vorzugsweise seine studien gewidmet, während er die nordischen nur nebenbei betrieben hatte. Um so mehr ist es zu bewundern, dass er auch in diesen, nachdem Hagbergs stelle ihm übertragen worden, sehr bald gründlich zu hause war.

Als professor hat Wisén mit geschick und pflichttreue gewirkt. Bei der wahl des hauptfaches liess er sich von der in Schweden traditionellen vorliebe für die schöne und reiche altnorwegisch-isländische litteratur bestimmen, die besonders auf diejenigen, die mit der griechisch-römischen klassicität sich vertraut gemacht haben, eine grössere anziehungskraft auszuüben scheint. Seine vorlesungen behandelten die poetische Edda, die alte skaldendichtung und isländische sagas, vorzüglich die Íslendingasǫgur. Als direktor des seminars für nordische philologie in Lund — das er selber begründet hatte — leitete er jedoch auch übungen im altschwedischen, gotischen, angelsächsischen usw. In seinem unterricht, wie überhaupt in allem was er sich vornahm, betätigte Wisén bei dem entwerfen des planes reife bedachtsamkeit und bei der ausführung scharfsinn, klarheit und eleganz. Daher waren seine collegien auch sehr beliebt, und viele haben durch sie die anregung zu ernsteren studien empfangen.

Wiséns litterarische tätigkeit ist nicht so umfassend gewesen, wie man dies bei seiner grossen begabung, dem lebhaften interesse für sein fach und seinem unermüdlichen fleisse hätte erwarten sollen. Seine ungewöhnliche praktische tüchtigkeit und formgewantheit waren nämlich die ursache, dass seine zeit und seine kräfte in sehr bedeutendem masse durch andere aufgaben in anspruch genommen wurden; und zwar bediente man sich seiner besonders gern bei den geschäften, welche die verwaltung und leitung der universität nötig machten. Rector der universität war er 1876—77 und 1885—91. Von den sonstigen pflichten, die ihm auferlegt wurden, sei nur noch erwähnt, dass er von 1879—85 bei den studentenexamina (d. h. den maturitätsprüfungen an den gymnasien) censor war und im jahre 1878 zum mitgliede der schwedischen akademie ernant wurde; besonders das leztgenante ehrenamt hat ihm viele arbeit verursacht.

Trotz dieser hindernden umstände hat Wisén jedoch durch eine reihe tüchtiger und nützlicher arbeiten seine wissenschaft fördern können. Da am schlusse dieses nachrufes ein volständiges verzeichnis seiner schriften gegeben wird, beschränke ich mich hier darauf, nur diejenigen, die mir die bedeutendsten scheinen, besonders hervorzuheben.

Für die grammatische untersuchung des altisländischen war es dringend notwendig, dass die umfangreichste der auf uns gekommenen älteren handschriften, die grosse isländische Homiliubók (Cod. membr. Holm. 15, 4°) mit diplomatischer treue veröffentlicht werde. Wisén unterzog sich dieser aufgabe, die doppelt schwer war, einmal wegen der beschaffenheit der handschrift selbst und dann deswegen, weil er in Lund, wo die arbeit ausgeführt werden muste, weder gelegenheit hatte, vergleiche

mit anderen alten handschriften anzustellen, noch von fachmännern, die auf demselben gebiete tätig waren, rat einholen konte; das unternehmen war überdies in Schweden das erste seiner art. Trotzdem entsprach Wiséns ausgabe der Homiliubók, die 1872 erschien, den ansprüchen der damaligen zeit in volstem masse. Neuerdings hat freilich ein jüngerer forscher, dr. L. Larsson, eine von Wiséns buch abweichende lesung und deutung mehrerer (doch meist minder wichtiger) punkte erweisen wollen; aber Wisén verteidigte seine auffassung, und es dürfte bis jezt noch nicht entschieden sein, wie weit der eine oder der andere recht hatte.

Die norwegisch-isländische kunstdichtung (die skaldenpoesie) kann als der eigentliche mittelpunkt von Wiséns philologischer schriftstellerei bezeichnet werden. Als früchte langjähriger arbeit auf diesem gebiete erscheinen 1886 und 1889 die beiden bände seiner Carmina norrœna, einer reichhaltigen auswahl von skaldischen dichtungen, von den ältesten dürftigen resten des 8. jahrhunderts bis hinab zu den erzeugnissen der rímurpoesie. Die texte sind sprachlich und metrisch normalisiert; es folgen auf sie ein kritischer apparat, bemerkungen über die gedichte und ihre verfasser, eine ausführliche erörterung der verschiedenen motive und endlich ein volständiges glossar. Die Carmina norrœna haben bereits bei denen, die sich mit der skaldischen poesie beschäftigen, als ein sorgfältiges und zuverlässiges handbuch grosse anerkennung gefunden; sie übertreffen durch diese eigenschaften ganz bedeutend das nach einem grösseren massstab angelegte, aber leider alzu subjektive und wilkürliche Corpus poeticum boreale von Vigfusson und Powell. — Fernere zeugnisse für das liebevolle studium, das Wisén der altnordischen poesie widmete, sind die editio princeps von drei grösseren cyklen von „rímur“ („Riddararímur“), eine untersuchung über das eigentümliche metrum „Málaháttr“ und eine serie „Emendationer och exegeser till norröna dikter“, sowie seine Edda-syntax, die schon vor dem bekanten buche von Nygaard, das dasselbe thema behandelt, erschien.

An dem grossen, noch nicht ganz vollendeten schwedischen conversationslexikon „Nordisk familjebok“ hat sich Wisén als fleissiger und gewanter mitarbeiter betätigt; alle artikel zur nordischen mythologie und verschiedene andere zur altnordischen sprach- und litteraturgeschichte sind von seiner hand.

Es geschah besonders wegen seiner verdienste als sprachforscher, dass die schwedische akademie Wisén zu ihrem mitgliede erwählte; aber auch als stilist und redner hätte er diese auszeichnung verdient. Unter seinen schriften, die in den abhandlungen der akademie erschienen, sind die biographischen arbeiten zum gedächtnisse J. E. Rydqvists und C. J. Schlyters für philologen von besonderem interesse.

Zum schluss muss noch erwähnt werden, dass Wisén es war, der die akademie veranlasste, die arbeiten an dem grossen neuschwedischen wörterbuche, die vor mehr als hundert jahren begonnen, aber ins stocken geraten waren, nach einem neuen plane wider aufzunehmen (1883). Unter seinen auspicien wurde dann diese sache so eifrig gefördert, dass die eigentliche redactionsarbeit 1891 beginnen konte. An dieser konte er sich leider nicht lange beteiligen, da am 15. febr. 1892 der tod seinem wirken ein ziel sezte.

Wiséns heimgang erweckte algemeine trauer, und nicht bloss die näheren freunde, sondern alle diejenigen, die sein klares urteil und seine in verschiedenen ämtern vielfach erprobte kraft, seinen festen charakter und seinen offenen, redlichen sinn hatten schätzen lernen, empfanden seinen tod als einen schweren verlust. Der unterzeichnete, ein treuer und dankbarer freund und schüler Wiséns, hegt, was diesen nachruf angeht, nur die befürchtung, dass er in dem bestreben, den schein

übertriebenen lobes zu vermeiden, den verdiensten des verstorbenen nicht genügend gerecht geworden ist.

CHRONOLOGISCHES VERZEICHNIS DER VON TH. WISÉN VERÖFFENTLICHTEN SCHRIFTEN

(mit ausschluss der rein amtlichen).

De vi et usu particulae ὡς apud Thucydidem commentatio. Havniae 1862. (Akad. abhandlung.)

Hjeltesångerne i Sämunds Edda. I. Lund 1865.

Om ordfogningen i den äldre Eddan. Acta Univ. Lund. 1865 (auch als akad. abhandlung erschienen).

Recension von: Efterladte skrifter af R. Keyser. Nordisk tidskr. 1866.

Recension von: Norrœn fornkvæði, udg. af Sophus Bugge, und von: Sæmundar Edda, håndudg. ved Sv. Grundtvig. Nordisk tidskr. 1868.

Úrval af norrœnum fornkvæðum handa hinum bókmennta-iðkendum tínt saman ok útgefit. Lund 1870. [Ein anonym erschienener vorläufer der Carmina norrœna zum gebrauch bei akad. vorlesungen.]

Om qvinnan i nordens forntid. Nordisk tidskr. 1870. (Auch besonders erschienen.)

Altnordische wortdeutungen. Germania XVI (1871).

Homiliu-bók. Isländska homilier, utg. efter en handskrift från tolfte århundradet. Lund 1872.

Oden och Loke. Två bilder ur fornnordiska gudaläran. Stockh. 1873.

Artikel (besonders die nord. mythologie betreffend) in Nordisk familjebok, Stockh. 1875—92.

Inträdestal i Svenska akademien den 20 dec. 1878. (Minnesteckning öfver Johan Erik Rydqvist.) Svenska akademiens handlingar från 1796 LIV (Stockh. 1879).

Riddara-rímur, efter handskrifterna utgifna. Köpenhamn 1881. (Skrifter udgivne af Samfund til udgivelse af gammel nordisk litteratur, nr. 4).

Tal vid Lunds universitets fest d. 1 okt. 1881 (kronprins Gustafs och prinsessan Victorias förmälning). Lund 1881.

Om norröna medialformer på *-umk* i första personen singularis. Arkiv f. nord. filol. I (Christ. 1883).

Tal å Svenska akademiens högtidsdag den 20 dec. 1883. Svenska akademiens handlingar från 1796 LX (Stockh. 1884).

Carmina norrœna. Ex reliquiis vetustioris norrœnae poësis selecta, recognita, commentariis et glossario instructa. Vol. I. Lundae MDCCCLXXXVI. Vol. II. Lundae MDCCCLXXXIX.

Málaháttr. Ett bidrag till norröna metriken. Arkiv f. nord. filol. III (Christ. 1886). Auch als univ.-progr. von Lund.

Om den filosofiska graden vid Lunds universitet. Lund 1886. (Programm.)

Emendationer och exegeser till norrœna dikter. Lund 1886—91. (Ursprünglich in universitäts-programmen gedruckt.)

Uttalande i rättstafningsfrågan, afgifvet till Svenska akademien. Lund 1887. (Nur in 25 expll. gedruckt.)

Textkritiska anmärkningar till den Stockholmska homilieboken. Ark. f. nord. filol. IV. (Christ. 1888).

Några ord om den Stockholmska homilieboken. Ett genmäle. Lund 1888.

Minnesteckning öfver Carl Johan Schlyter. Svenska akademiens handlingar från 1886 IV. (Stockh. 1890).
Recension von: Der ljóþaháttr, eine metrische untersuchung von Andreas Heusler. Arkiv f. nord. filol. VIII. (Lund 1892).

LUND IM MAI 1892. GUSTAF CEDERSCHIÖLD.

LITTERATUR.

Fritz Bechtel, Die hauptprobleme der indogermanischen lautlehre seit Schleicher. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprechts verlag. 1892. X, 414 s. 8. 9 m.

Der gedanke, die „hauptprobleme der indogerm. lautlehre seit Schleicher" zum gegenstande eines eignen buches zu machen, ist ein vorzüglicher zu nennen. Das buch soll (vorwort s. V) „über die wichtigsten umgestaltungen bericht erstatten, die das von Schleicher entworfene system des gemeinindogermanischen lautbestandes seit dem erscheinen des Compendiums erfahren hat. Es soll zeigen, welche probleme aufgeworfen, auf welchem wege und wie weit sie gelöst seien; und es soll da, wo die lösung noch nicht gelungen ist, den versuch machen, sie der lösung auf eigene verantwortung hin näher zu führen". Ob und wie weit die lösung eines problems gelungen, darüber besteht nun allerdings in einigen fällen übereinstimmung, so in betreff des problems, das die vermeintliche „erste steigerung" bot; in andern aber nicht. So hält nicht der verfasser und auch der referent nicht, aber ein grosser teil der sprachforscher das problem, das die längen ī und ū bieten, für gelöst durch Osthoff: Kluge hat die folgerungen der Osthoffschen lehre ja sogar in sämtlichen auflagen seines Etymol. wörterbuchs als sicherstehend dem grossen publikum vorgeführt. Es ist klar, dass, wo es sich um probleme gleich diesem handelt, ein buch mit dem titel des vorliegenden je nach dem standpunkte des verfassers ein sehr verschiedenes aussehn haben muss; und zwar in einem um so höheren grade, ein je selbständigerer forscher der verfasser ist. Ein weniger selbständiger verfasser könte in solchen fällen rein orientierend darlegen, was tatsächlich zur zeit der abfassung von einem teile der forscher angenommen wird, was von andern. Ein buch, das so verführe, könte für denjenigen, der erst sich in die sprachwissenschaft hineinzuversetzen bestrebt ist, erwünschter sein als das vorliegende, und es könte auch sein, dass mancher anhänger einer vom verfasser bekämpften ansicht lieber eine solche behandlung gesehen hätte. Die meisten forscher werden indessen doch zweifellos, wie der referent es tut, auch ohne überall dem verfasser zustimmen zu können, ein buch, wie das vorliegende es ist, vorziehen und dem verfasser dafür danken, dass er da, wo die lösung (nach seinem urteil) noch nicht gelungen ist, den versuch machen will, die probleme „der lösung auf eigene verantwortung hin näher zu führen".

Wir haben demgemäss in dem vorliegenden buche, wie für ein buch, dessen verfasser F. Bechtel ist, völlig in der ordnung, genau gesagt eine darstellung der behandlung der hauptprobleme der indogerm lautlehre von Schleicher um 1860 bis Bechtel 1890. Die darstellung ist nicht in allen abschnitten völlig gleichmässig: in einigen kapiteln wird mit grösserer kürze und mit weniger zwischengliedern von Schleicher zu Bechtel übergegangen, ohne dass die länge oder kürze überall zu der

zahl der wirklich bestehenden zwischenglieder oder zu der wichtigkeit des problems in genauem verhältnis steht. Nicht alle probleme werden behandelt, was auch der titel „die hauptprobleme" nicht verspricht: wie der verfasser im vorwort s. VI mitteilt, sind „ein kapitel über die tonlosen aspiraten, ein anderes über die unterscheidung von *ꝁ* und *j*, *ṷ* und *v*" vorhanden gewesen, aber „gefallen". Die ansichten des verfassers scheinen noch während des druckes manche wandlungen erfahren zu haben[1].

S. 2 der acht seiten langen „Einleitung" lesen wir: „Es sind zwei gesetze, deren auffindung für die entwickelung massgebend geworden ist, die die sprachwissenschaft nach Schleicher genommen hat: die von Karl Verner mitgeteilte ergänzung des Grimmschen lautverschiebungsgesetzes, und das von mehreren gelehrten gleichzeitig gefundene palatalgesetz". „Die entdeckung des palatalgesetzes", sagt der verfasser s. 6, „steht an tragweite hinter der Vernerschen entdeckung nicht zurück". Dies kann, wenn man die unmittelbarsten wichtigen konsequenzen des einen wie des andern gesetzes zählt, richtig genannt werden. Aber um die bedeutung, wie einer historischen tat überhaupt, so auch einer solchen auf dem gebiete der wissenschaft, richtig zu ermessen, muss man nicht allein vorwärts, auch rückwärts blicken. Verfährt man demgemäss, so wird man finden (und keiner, der die zeit um 1875 als forscher auf dem gebiete der indogerm. lautlehre miterlebt hat, wird darüber in zweifel sein), dass vom ersten erscheinen des „Compendiums" bis heute keine sprachwissenschaftliche arbeit an epochemachender bedeutung sich mit dem „Kopenhagen, juli 1875" datierten aufsatz im 2. heft von Kuhns zeitschr. 23 messen kann, und dass mit dem gesetz, das so lange eine idg. sprachwissenschaft lebt Verners namen fortführen wird, eine neue periode der idg. sprachwissenschaft begann, die noch heute fortdauert, ohne durch eine neue abgelöst zu sein. Das von dem mitentdecker Verner so genante „palatalgesetz" (s. Liter. centralbl. 1886, sp. 1710) steht auf den schultern des „Vernerschen gesetzes"[2]. Das palatalgesetz und das Vernersche gesetz verhalten sich, wenn man entdeckungen einer einzelwissenschaft mit weltgeschichtlichen ereignissen vergleichen darf, zu einander etwa wie Balboas findung des Grossen oceans 1513 und Columbus erste reise 1492.

Der verfasser zeigt s. 6 fgg. den zusammenhang zwischen Schleichers „forderung, die vorgeschichtlichen phasen der sprachentwickelung in die betrachtung zu ziehen, und den entdeckungen seiner nachfolger" (s. 2). S. 7: „Die vermittelung zwischen Schleicher und Verner bildet Scherers 1868 erschienenes buch Zur geschichte der deutschen sprache".

Der erste (in folge der im andern vom verfasser vorgenommenen streichungen bei weitem grössere) teil von Bechtels buch (s. 10—290) hat den titel: „Aus der lehre von den vokalen".

Der „Erste abschnitt" (s. 10—181) behandelt in vier kapiteln „Kürzen und diphthonge mit kurzem ersten komponenten".

1) Ref. hat in seinem leben kein buch gesehen, in dem auch nur annähernd so häufig karton gelegt ist, wie in diesem.

2) Ob die „zweiteilung des *a*", die „mindestens für das germanische eine ursprüngliche war", „ihre motive in früheren sprachzuständen hat oder bis in die indogermanische periode hinaufreicht", erklärt Verner zu ende seines aufsatzes KZ. 23, „einer näheren untersuchung wert", die er darauf selbst mit den andern entdeckern des palatalgesetzes angestelt hat.

Das 1. kapitel (s. 10—73) führt uns von Schleichers *a* mit seiner „ersten steigerung“ *ā* durch Curtius' „spaltung des *a*-lautes“, Müllenhoffs lehre von der priorität des *e* und *o* vor *i* und *u*, Amelungs „zwei irgendwie verschiedenen *a*-lauten“ der grundsprache mit läugnung der „spaltung“, Brugmanns a_1, a_2, a_3 und möglicherweise noch mehr *a*, Collitz' und Joh. Schmidts kritik, zum palatalgesetz (s. 62), mittels dessen bewiesen wird, was die überschrift des kapitels ist: Die vokale *a*, *e*, *o* gehören der ursprache an“. „Der von Bopp und Schleicher als keines beweises bedürfende [l. bedürfend hingestelte] satz, dass der ursprachliche vokalismus nach dem arischen rekonstruiert werden müsse“, macht s. 63 dem satze platz, „dass der vokalismus der ursprache im wesentlichen mit dem europäischen identisch sei“. „Wer nach diesem neuen principe den vokalismus der ursprache konstruiert“, lesen wir ebenda, lässt es nicht mit Brugmann ‚ununtersucht‘, wie viel kurze ‚*a*-laute‘ die ursprache besessen habe: er behauptet vielmehr, dass die anzahl jener vokale drei gewesen sei, nicht weniger, aber auch nicht mehr“. (Trotz dieser mit bestimtheit vorgetragenen worte lernen wir später im 3. kapitel s. 104 einen vierten an stelle des einen Schleicherschen *a* erscheinenden kurzen vokal kennen, den der verfasser *ə* schreibt. Dieser soll wol als „schwächung“ ausserhalb der reihe stehn: ob er aber auch, wenn wir die laute der von uns erschlossenen periode der grundsprache phonetisch betrachten könten, ausserhalb der reihe zu stehen hätte, kann der verfasser nicht wissen.) „Er nent sie indes“, so lesen wir s. 63 unten weiter, „weder *a*-laute, noch färbungen des *a*, weil er nicht der vorstellung vorschub leisten will, er denke sie aus einem einheitlichen laute hervorgegangen“. „Dies ist“, bemerkt eine note, „nötig hervorzuheben, weil für F. Masing „zweifellos ist, dass a_1 und a_2 sich aus einem und demselben *a*-laut differenziert haben“. In diesem punkte stimme ich Masing bei gegen den verfasser: ein *e* und ein *o* können wol, wenn sie in irgend einem sprachzweige in völlig verschiedenen worten vorkommen, von haus aus völlig unabhängig von einander sein; sie können aber unmöglich, wie im indogermanischen, in einem ablautverhältnis zu einander stehn, ohne dass entweder der eine der beiden laute aus dem andern, oder beide aus einem gemeinsamen dritten hervorgegangen sind. — Innerhalb des § 5 „Collitz und Schmidt“ wird s. 46—60 die auf Schleicher zurückgehende lehre Brugmanns zurückgewiesen, nach welcher europ. *o* in offner silbe durch indoiran. *ā* vertreten wird. In der sache steht der referent völlig auf der seite Collitz, Joh. Schmidts und des verfassers (vgl. KZ. 24, 519 note 2, PBB. 7, 498). Was aber die formelle seite der kritik betrift, so kann ich nicht umhin zu finden, dass Brugmann hier vom verfasser weniger gerecht behandelt wird, als dieser einen andern mit seinen ansichten ihm näher stehenden forscher behandeln würde. Dass ein gelehrter eine im jahre 1876 aufgestelte ansicht der kritik gegenüber im jahre 1880 in engeren grenzen fester zu stellen sucht, durch einen zusatz, den er 1876 in derselben fassung noch nicht geben konte (nämlich durch ausnahme des *o*, das mit *ō* ablautet, da Brugmann doch schon früher das bestehen andrer „*a*-laute“ angedeutet hatte), wovon hier viel wesens gemacht wird (s. 51 fgg.), darin vermag ich durchaus nicht etwas verwerfliches, nur etwas höchst natürliches su sehen.

Das 2. kapitel „Die steigerungen“ (s. 73—97) führt von dem Schleicherschen system der drei vokalreihen zu der erkentnis, die heute gemeingut ist, dass die vermeintliche „erste steigerung“ der *i*- und *u*-reihe in wirklichkeit die grundstufe, die vermeintlichen „grundvokale“ *i* und *u* in wahrheit schwächungen waren.

Das 3. kapitel behandelt die „vokalschwächung“ (s. 98—154). „Schwächung“ ist dem verfasser (s. 104) der gesamtbegriff, „reduktion“ und „ausstossung“

nent er dessen unterabteilungen (= Holtzmanns „vokalschwächung" und „vokalausstossung", Schleichers schwächung im engern sinne und „schwund"). Die doppelte form der schwächung rührt teils (s. 105) von der verschiedenen „natur der laute, die den zu schwächenden vokal umgeben", teils (s. 106) von der „verschiedenheit der stellung des wortes im satze und der hierdurch bedingten verschiedenheit des accentes". Mit der annahme dieses lezten erklärungsgrundes gibt der verfasser Osthoff recht, so wenig er sich auch „die ausführung dieses gedankens, bekant unter dem namen „nebentonige und tonlose tiefstufe" anzueignen vermag". In doppelwörtern wie got. *guma:* lit. *žmů* sieht Bechtel „zeugnisse für die abstufung des exspiratorischen accentes im vortone, die wir uns durch vergleichung mit dem mhd. tonlosen und stummen *e* veranschaulichen dürfen". „Nehmen wir an", sagt der verfasser, dass der von Paul für das germanische aufgestelte satz: „es können nicht zwei auf einander folgende silben ganz gleiche tonhöhe oder gleiches tongewicht haben" für die ursprache galt, „so wird der vorton des zweisilbigen wortes da seinen silbenwert zu erhalten im stande sein, wo er zwischen zwei haupttönen liegt". „Wo aber dem schwachen vokale des vortones schon ein anderer schwacher vokal vorhergieng, hatte er keine kraft der vernichtung zu widerstehn". (Verglichen könte hier werden nhd. *ge-leit : be-g-leiten; ge-leise : ent-g-leisen; ge-nug, ge-nüge : be-, ver-g-nügen.*) Die accente der beiden Osthoffschen tiefstufen, wenn diese hier mit recht zur erklärung herangezogen werden, können in dem vorliegenden falle nichts andres als ein ursprünglicher „anudātta" und ein „anudāttatara" gewesen sein.

Der verfasser behandelt in diesem kapitel die schwächung des „vor die tonsilbe geratenen *e*" (s. 108). Er nent also, wie auch andre es getan haben und tun, den vokal vor seiner schwächung *e*, obwol er gar nichts darüber wissen kann, ob der ungeschwächte vokal wirklich ein *e* gewesen ist: feststehend ist nur, dass es sich um die schwächung desjenigen vokals handelt, der in der ursprünglich hochtonigen silbe als *e* erscheint. Wenn dieses *e* erst d u r c h den hochton aus einem ursprünglichen *a* hervorgegangen ist, so ist derselbe ursprüngliche vokal, tonlos, vor seiner schwächung schwerlich ein *e* gewesen, ob derselbe gleich d u r c h die schwächung in der stellung vor verschlusslaut oder spirant zu einem vokal geworden ist, der in den verschiedenen indogerm. dialekten mit dem hochtonigen *e* qualitativ zusammengefallen ist und auf vorhergehende *k*-laute gleich diesem wirkt. Der ungeschwächte tonlose vokal könte sich zu diesem reducierten verhalten haben, wie das ahd. tonlose *a* in *zunga, fogal* zum mhd. reducierten laut in *zunge, vogel,* der, wo der vokal *e* geschrieben wird, derselbe laut gewesen sein kann wie im nhd. (wenn nicht ein nasal oder eine liquida selbstlautend geworden ist), nämlich der dem *a* näherstehende mediopalatale (engl. „mixed") vokal, verschieden von dem antepalatalen *e*. Den reducierten vokal der grundsprache, der dem hochtonigen *e* gegenübersteht, schreibt der verfasser *ə*. Sein *ə* entspricht J. Schmidts *ᵉ*. Bechtel behandelt

1) die s c h w ä c h u n g d e s „m i t m u t e n u n d s p i r a n t e n v e r b u n d e n e n" vokals (s. 108—114). Der schwache vokal erscheint gleich dem hochtonigen im sanskr. als *a*, im griech. als *ε*, im germ. als *e*[1]. (Manche der vermeintlichen *ə* könten jedoch in wirklichkeit unter dem hochton entstandene *e* gewesen sein, die durch ausgleichung an die stelle der *ə*- oder schwundstufe getreten sind.) — Das von Thurneysen (KZ. 30, 351) für die grundsprache zu erweisen gesuchte selbstlautende *z* wird vom verfasser in einer note (s. 108 fg.) mit recht abgewiesen.

1) Anders Sievers, Beitr. 16, 236 fg.

2) Schwächung des „mit nasalis oder liquida verbundenen“ vokals[1] (s. 114—143). Der vokal mit folgendem *m, n, r, l* wird (s. 114)

I. vor folgendem vokal

a) (mit ausstossung des vokals) zu *ṃ, ṇ, ṛ, ḷ*; oder

b) (durch reduktion) zur „verbindung eines schwachen vokales mit jenen konsonanten“. Diese verbindung wird in den jüngeren sprachen wie folgt vertreten (s. 115):

„idg. ə + *m* = sanskr. *am*, gr. *αμ*, got. *um*.
idg. ə + *r* = sanskr. *ir*, griech. *αρ*, got. *aúr*“.

Der verfasser bezeichnet also den reducierten vokal vor liquida oder nasal, dessen vertretung in den jüngeren sprachen eine ganz andere ist, mittels desselben zeichens ə wie den reducierten vokal vor verschlusslaut oder spirant, obwol er nicht behaupten kann, dass der reducierte vokal in der grundsprache in jenem falle derselbe gewesen ist, wie in diesem, auch nicht einmal, dass jener vokal nach geschehener reduktion in dem gesamten gebiete der grundsprache und vor liquiden einerseits, nasalen anderseits, ein einheitlicher gewesen ist: aber der verfasser will alles dieses auch gewiss nicht. — Indem Bechtel (wie Joh. Schmidt) reducierten vokal + *m, n, r, l* vor vokal für die grundsprache annimt[2], stelt er sich in einen gegensatz gegen „die anhänger der sonantentheorie“ (s. 131), die den wurzelvokal beseitigt sein lassen und der grundsprache die lautgruppen *ṃm, ṇn, ṛr, ḷl* zuschreiben. „Gegen derartige ansätze erhebt das germanische protest, wie Paul (PBB. 6, 109 fg.) gezeigt hat“, dem Bechtel (s. 132) sich anschliesst, obwol Paul, ohne das von ihm selbst früher vorgebrachte zu widerlegen, seinen einwand hat fallen lassen (6, 409). In got. *baurans*, *numans, skulum, munum* usf. „kann niemals der vokal vor nas.-liq. ganz geschwunden gewesen sein“, es müste sonst „*skullum* heissen gerade wie *hullum*“. Paul und Bechtel bemerken nicht, dass so gut wie das germanische auch die übrigen europäischen dialekte protestieren: nur das griechische *α* vor *ν, μ* könte passen, es heisst aber *βαρύς* usw., nicht „*βραρύς*“ oder „*βαρρύς*“. Die „formulierung“ (Bechtel s. 217) könte nun allerdings so gegeben werden, dass alles passt[3]: die lautgruppen *ṃm, ṇn, ṛr, ḷl* einerseits, schwacher vokal + *m, n, r, l* anderseits sind in wirklichkeit in schwacher silbe nicht in dem masse von einander verschieden, wie es auf dem papier den

1) Liquidae und nasale fasst der verfasser unter dem guten von E. Seelmann (Ausspr. des latein 1885, s. 242) eingeführten ausdruck „mittellaute“ zusammen: für verschlusslaute und spiranten entbehrt er dagegen eines zusammenfassenden ausdrucks, da er die benennung „geräuschlaute“ nicht im Sieversschen sinne, sondern in der bedeutung „nicht-vokale“ gebraucht. Für (Sievers') geräuschlaute und jene „mittellaute“ eine zusammenfassende bezeichnung zu haben, ist allerdings wünschenswert.

2) Das gleiche tut P. Kretschmer, KZ. 31, 394 (welcher den reducierten vokal mit ᵃ bezeichnet).

3) Germ. wörter und wortformen mit *ull* haben zu der zeit, als der vokal sich einstelte, ganz gewiss noch kein *ll* gehabt: solte dies aber doch der fall sein, so kann behauptet werden, dass in unbetonter silbe lautgesetzlich *ul* mit kurzem *l* entstanden, und später, als die silbe den ton empfieng, das *ll* durch systemzwang widerhergestelt wäre. Das entsprechende gilt von den germ. *unn, umm, urr*. Die *ḷ, ṃ, ṇ, ṛ* mit folgendem einfachen konsonanten, also auch *ḷl* usw., wenn solche verbindungen vorkamen, waren nämlich kurze silben, darum konte, wenn *ḷ* zu germ. *ul* ward, aus *ḷl* auch nur *ul* hervorgehn, da sonst die lautgruppe von vokal zu vokal um die dauer des ersten silbenauslautenden *l* länger geworden wäre. Aus demselben grunde haben die im sanskrit und griechischen aus *ṇ, ṃ* einmal entstandenen **aⁿ*, *aᵐ* den nasal, der die silbe lang gemacht hätte, verloren.

anschein hat, sie liegen sich vielmehr in der praxis recht nahe, so dass sie häufig mit einander wechseln. Dass aber die uns vorliegenden vokale griech. *α*, germ. *u* usw. vor *m, n, r, l* notwendig aus sonantischen *m̥, n̥, r̥, l̥* erwachsen sind, kann nicht bewiesen werden: bei unbefangener betrachtung weisen dieselben auf einen grundsprachlichen schwachen vokal zurück[1], und mit den möglicherweise vorgekommenen phasen *m̥m, n̥n, r̥r, l̥l* brauchen wir uns nicht zu befassen. In diesem punkte, wo es sich um die grundsprachlichen vorläufer der griech. *αμ, αν, αρ, αλ*, germ. *um, un, ur, ul* vor vokal handelt, gebe ich also dem verfasser recht.

II. „Folgt auf *m, n, r, l* ein konsonant“, so wird die ursprüngliche lautgruppe im falle der schwächung ersezt (s. 114) „durch die verbindung eines schwachen vokales mit jenen konsonanten“. Bechtels auffassung weicht auch hier „von derjenigen, die von Brugmann inauguriert und heute fast algemein angenommen ist“, „darin ab, dass diese mit selbstlautenden *m, n, r, l* operiert, deren stimton sie in den einzelsprachen zum vollen vokale sich entfalten lässt“. „Dass bei auflösung der ursprache silbenbildende nasale und liquidae nicht bestanden haben“, meint der verfasser s. 128 unten, gehe „aus den erscheinungen der einzelsprachen“ hervor. Es wird aber nur das slavisch-litauische ins feld geführt. Joh. Schmidt hat bewiesen (Zur gesch. des idg. vok. 2, 8 fgg.), dass die selbstlautenden *r, l* slavischer dialekte „an die stelle urslavischer *ĭr, ĭl*, selten *ŭr, ŭl* getreten sind“, denen (wie Jagić gezeigt hat) lit. *ir, il, ur, ul* entsprechen. Ebenso hat das gemein-slavisch-litauische statt selbstlautender nasale die verbindung *i* + nasal gehabt. Durch das slavisch-litauische *i* vor dem *r, l* oder nasal ist vorhergehendes *k, g* im slav. in *č, ž*, im lettischen in *z, ſ* gewandelt worden. „Der schwache vokal“, meint Bechtel s. 131, „ist also auf einem gewissen sprachgebiete in sehr früher zeit vorhanden gewesen. Die sonantentheorie ist dazu gezwungen, ihn dort neu entstehen zu lassen. Sie ist es eben so für jede einzelsprache [dem steht auch durchaus nichts im wege], und kann als unveränderten fortsetzer eines ursprachlichen lautes einzig das indische *r̥* betrachten“. Bis zu diesem punkte können und müssen alle anhänger der „sonantentheorie“ Bechtel recht geben. Ich glaube aber nicht, dass viele von ihnen sich genötigt sehen werden, auf des verfassers ausführungen hin die sonanten fallen zu lassen. In den Engl. studien 3 (1879), s. 149 habe ich drei gründe angegeben, aus welchen es mir notwendig schien mit Brugmann grundsprachliche selbstlautende liquiden und nasale anzunehmen. Bechtel bemerkt s. 133, dass von diesen „zwei geprüft werden müssen“[2].

1) der nicht in dem gesamten gebiete der grundsprache ein und derselbe gewesen zu sein braucht (doch ist der vokal, aus dem griech. *α* und germ. *u* hervorgegangen, gewiss vor allen vier konsonanten der gleiche gewesen, und zwar derselbe laut, der unten im 2. abschnitt s. 387 mit *a* bezeichnet werden wird).

2) Warum nicht auch der dritte, sagt er nicht. Der dritte grund, bei mir der erste, war die beobachtung, dass „im sanskrit *k, g* vor selbstlautendem *r̥* und dem vertreter von selbstlautendem nasal *k, g* bleiben, *kr̥mi-* „wurm“, *gata-* „gegangen“ (aus *gm̥tá-*)“ nicht zu palatalen werden, vgl. Kluge, QF. 32, s. 19 fg. Hiergegen hat mir F. de Saussure im august 1879 bemerkt (in einem briefe, aus dem ich mir seine erlaubnis erbeten habe das folgende mitzuteilen), dass dem indo-iranischen palatal oder nichtpalatal nicht viel zu entnehmen sein werde. Es sei nicht zu beweisen, dass *g* grade in der form *gatá* lautgesetzlich sei; der ursprung des *g* der wurzel *gam* (neben zend *ǵamaiti* und der w. *ǵam* im Naighaṇṭuka) könne ebensowol in formen wie *ǵagmús, ǵagā́ma, gántum, á-gāt* usw. gesucht werden. Vor *r̥* und der vertretung von (Saussures) *r̥̄* scheine allerdings *k, g* das regelrechte zu sein. „Aber wir finden z. b. schon im Veda *čr̥táti* „knüpfen“, *čr̥ttá, vi-čŕ̥t, sam̐-čŕ̥t* und dabei nicht einmal ein *čart-*“. Ein weiterer fall, *čīrṇa*, sei „gewiss keine junge form, da sie von ihrer

Den ersten unter diesen beiden (bei mir dritten), von Saussure's langen *ṛ, ṇ, ṃ* hergeholten grund lasse ich fallen. Denn angenommen, dass Bechtel mit seiner läugnung der kurzen selbstlautenden *ṛ, ḷ, ṇ, ṃ* der grundsprache recht haben solte, so könten selbstverständlich auch keine langen grundsprachlichen *ṛ* usw. bestanden haben und deren existenz könte auf keine weise bewiesen werden. — Der zweite grund aber, dessen beweiskraft Bechtel s. 134 fg. bestreitet, scheint mir nach wie vor entscheidend. Was ich vorbrachte, gründete sich auf Bezzenbergers abhandlung „Zur lehre von den silbenbildenden konsonanten“ in seinen Beitr. 3, 133—37. Bechtel hält sich ausschliesslich an die a. a. o. beigebrachten slavisch-litauischen wortformen und sagt von den (griechischen und) germanischen kein wort. In einer note bei Bechtel s. 136 fg. bemerkt E. Seelmann: „Angenommen die verbindung (*kṃto-* oder *gṃti-*[1] würde zum ausdruck zu bringen gesucht, so würde der vorgang physiologisch nur so denkbar sein, dass die explosion des *k* oder *g* innerhalb des g e s c h l o s s e n e n mundes statfände, denn die kleinste mundöfnung würde einem vokale raum geben und dem *m* als sonanten den garaus machen . . . Aber a k u s t i s c h würde der *k*- oder *g*-laut hier gar nicht zur geltung kommen, und mit der perception würde der laut dem gefühle überhaupt und alsbald der sprache verloren gehen“. Hierzu ist nur zu sagen: dies ist völlig richtig. Es hat eben darum auf den verschiedensten sprachgebieten die entstandene mundöfnung einem vokale raum gegeben; formen aber, aus der zeit bevor dieses geschah datierend, in denen der verschlusslaut vor dem sonanten der sprache verloren gegangen ist, haben sich in verschiedenen sprachgebieten erhalten. Zu diesen gehört der von Bechtel abgewiesene zeuge aus dem slavisch-litauischen, preuss. *infuwis*, slav. *języ-kŭ* „zunge“ aus *ĭnzū-* aus *ṇzū-* aus *dṇẓhū-*. Da das *d* vor *in* nicht abgefallen wäre, so kann dessen abfall zu keiner andern zeit geschehen sein, als b e v o r der vokal *i* im gemein-slavisch-litauischen sich eingestelt hatte. Formen wie diese müssen am gleichen orte unter gleichen bedingungen in allen fällen entstanden sein, in den meisten fällen jedoch ist der verschlusslaut aus den starken kasus wider hergestelt worden: in dem worte „zunge“ aber war die einmal vorhanden gewesene form der starken kasus **dònẓhū*, **dònẓhua*[2] wol schon

wurzel (*ćari-*) halb getrent da steht und im gewöhnlichen gebrauche durch *ćarite* ersezt ist“. „Ein hübsches beispiel ist „*ǵáratē* “singen“, *ǵaritár* „sänger“ neben *gṛṇā́ti* „singen, preisen“, *gūrtá* „gepriesen“, *gīr* „stimme“ usw.“ — In diesen lezten beispielen handelt es sich nicht um einfaches skr. *ṛ* gegenüber hochtonigem *ár*, sondern um die dem hochtonigen skr. *ári* gegenüberstehende reduktion, (Saussures *ṝ*, Bechtels *ər̄*, s. u., woraus) skr. *īr*, *ūr*. Bechtel wird sagen, dass in *gīr*, *gūrtá*- sein *ə* also im indischen durch einen hinteren (postpalatalen) vokal vertreten gewesen ist, und dasselbe wird er für skr. *ṛ* nach nicht-palatalen behaupten können, ohne dass eine widerlegung möglich ist: wie slavisches *ṛ* aus gemeinslavischem *ĭr*, *ŭr*, so wäre skr. *ṛ* aus einer älteren form mit hinterem vokal (*ər* oder *ur*) hervorgegangen. (Auslautend ist *-ur* statt *-ṛ* erhalten, s. J. Wackernagel, KZ. 25, 287 fg.)

1) Seelmann sagt, dass solche verbindungen (also *kṃ*, *gṃ* vor dental) in keinem ihm bekanten idiome vorkommen und er grund habe, „sie für phantasiebildungen zu erklären“. Man kann indessen heute gelegentlich formen wie *sṃtṓm* „symptom“, *tṇtʻā́mṃ* „tentamen“ gesprochen hören, und ein *kṃ*, *gṃ* vor dental würde unter denselben bedingungen auch entstehn. Ebenso sind in der grundsprache selbstlautende *ṃ*, *ṇ*, wenn überhaupt, dann sicher auch in der verbindung nach *k*-laut und vor *t*-laut entstanden.

2) Wenn Joh. Schmidt, Pluralbildungen s. 75 note mich PBBtr. 7, 544 (nicht 514) fg. sagen lässt, „im gotischen (*tuggō*) sei urspr. *-ua* zu *-ō* geworden“, so hat er mich misverstanden. Das gotische *ō* habe ich nicht anders als das altn. *-a*, as. afr. *-a-*, ahd. *-ō-* in *zungōno* erklärt, während ich allerdings glaube, dass das

frühe verloren gegangen. Ein vorzügliches und völlig sicheres germanisches beispiel des gleichen schwundes des verschlusslautes ist germ. *sebun*, got. *sibun* „sieben“ aus *sepṃ́* aus *septṃ́*. Das *t* wäre vor einem wenn auch noch so kurzen vokale nie und nimmer geschwunden: sowol vorgerm. *pt* wie germ. *ft* vor vokal war die gewöhnlichste konsonantengruppe. Dass altfries. *unga* (Brokm.) neben *gunga* „gehen“ auf gemeingermanische oder vorgermanische zeit zurückgehe als ursprüngliches verbum auf *-mi* (s. Kluge, QF. 32, 155 fgg.) germ. *gángō* (älter *ẓhònghmi*), pl. *ungmé* aus **ṇgmé* (aus *ẓhṇghmé*), scheint mir möglich, lässt sich indessen zunächst nicht mit sicherheit behaupten. Es werden aber, wenn die aufmerksamkeit darauf hingelenkt ist, gewiss noch andere derartige beispiele des schwundes des verschlusslautes aufzutreiben sein. Ein beispiel des schwundes eines *k* der verbindung *sk* vor *ḷ* ist bekant, ahd. *scal*, prät. *solda*, *solta*[1]. Den schwund eines dentals vor *ḷ* zeigt litauisch *ilgas*, lett. *ilgs* „lang“ aus den obliquen kasus eines *délgho-s*, *dḷghé-:* das *ḷ*, vor dem das *d* schwand, kann, gegen Bechtel, widerum nur älter, nicht jünger sein als das gemein-slavisch-litauische *il:* im slavischen ist das *d* aus den starken kasus wider hergestelt; vielleicht einmal ebenso in vorgermanischer zeit in got. *tulgus*. — Vor *ṛ* finden wir andre erscheinungen[2]: im slavisch-litauischen und germanischen den übergang eines *sṛ* in *stṛ*. Lett. litt. *stirna* „reh“ = čech. sloven. *srna:* im slavischen ist das *s* aus den urspr. starken kasus widerhergestelt. Altn. *stormr*, ae. as. *storm* (aus *sérmò-s*, *sṛmé-sò*), hd. *sturm* (aus *sérmō*, *sṛméjòs*), wurzelverwant mit griech. ὁρμή, zu dem es von Kern, Taalk. bdr. 1, 38 gestelt ist, gehört als benennung des windes und des windgottes genauer zu griech. Ἑρμείας, Ἑρμῆς, vgl. sanskr. *sarámā* botin des Indra, *sarájú-* m. „wind“, f. name eines flusses. Das *ṛ*, dem das *t* sein dasein dankt, kann hier widerum nur älter sein als das germ. *ur*, lit. slav. *ir*. Bechtels meinung, indem er von diesen formen schweigt, ist wol die, dass, da germ. *ur* mit *ru*, griech. αρ mit ρα wechselt, die von Bezzenberger gezeigte erscheinung vor der lautfolge *r* + vokal eingetreten sei, und dann anstatt dieser die lautfolge vokal + *r* etwa um das *er* der hochtonform willen sich eingestelt habe. Aber für das lit. *ir*, das nie als *ri* erscheint, ist diese annahme ausgeschlossen (siehe Bezzenberger a. a. o.). Wir haben also zeugnisse für das vorhandengewesensein der *ṛ*, *ḷ*, *ṇ*, *ṃ* aus dem slavisch-litauischen und dem germanischen, geltend für die vor-slavisch-

ursprüngliche *-ū* in ahd. *zungūn*, an. *tungu* fortlebe, ebenso wie in dem *ū* der obliquen kasus der von Joh. Schmidt s. 74 hinzugefügten ahd. *lunga*, *foraha*, an. *fura* = *quercus*, ahd. *barta*, an. *barđa* = slav. *brady* (von denen Joh. Schmidt jedoch, wie von *tuggō*, annimt, dass sie ein *v* vor dem vokal der endung verloren haben). Ein alter *ū*-stamm ist auch „kirche“, *kirkū-* (was der *u*-umlaut in afr. B. *tsiurke*, E. *tziurke*, H. *sziurke* notwendig macht), woraus entlehnt slav. *cĭrky*.

1) Vgl. J. v. Fierlinger, KZ. 27, 191 fg. Fierlinger lässt das *k* vor konsonantischem *l* geschwunden sein, nämlich in der 3. plur. *sulun*, im opt. und inf.: da diese formen aber, wie er selbst erkent, gar nicht lautlich aus einer 3. plur. **slun*, einem pl. opt. **slīmé*, inf. **slan* mit *sl* aus *skl* hervorgegangen sein können, dürfen wir diese formen mit *skl* auch gar nicht zu grunde legen. Das fehlen des *k* kann nicht ursprünglich zu hause sein in den formen mit *ul* vor vokal (*u* des pl. *skulum*, *ī* des opt., *a* des inf.), nur in formen mit *ul* vor kons., also im prät. *solda*, *solta* (wozu die tatsache passt, dass diese form ursprünglich am weitesten ohne das *k* verbreitet ist, vgl. Braune, Ahd. gr. § 374), ausserdem im part. auf urspr. *-to-* und vor dem urspr. *j* des opt.: *k* kann aber in diesen formen natürlich nicht vor dem vokal *u*, nur vor dem urspr. *ḷ* geschwunden sein.

2) Im griechischen nach Bezzenberger 3, 136 den übergang eines *mṛ* in *mbṛ*, woraus *bṛ* in βάρναμαι = μάρναμαι, wogegen s. Kretschmer KZ. 31, 393.

litauische und vorgermanische zeit, und wir haben im indischen das *ṛ* vorliegend: es wird nicht notwendig sein, auch noch zeugnisse aus den übrigen dialekten zu suchen, wo sie auch wol zu finden sein würden. — In einer weiteren polemik gegen Brugmann (s. 136—40) glaubt Bechtel „den nachweis liefern zu können, dass Brugmann durch seinen standpunkt zur verteidigung einer völlig haltlosen hypothese, der existenz betonter nasaler sonanten, sich gezwungen sieht“: dies werde zugleich eine kritik jenes standpunktes sein. Die annahme betonter selbstlautender *ṇ*, *ṃ* scheint Bechtel a priori als etwas absurdes zu betrachten, ohne grund. Dass so gut wie die ursprünglich stets unbetonten *i*, *u*, *a* auch die geschwächten silben, welche hochbetonten *em*, *en*, *er*, *el* gegenüberstehen, durch accentverschiebung nachträglich den ton erlangen können, kann Bechtel selbstverständlich nicht läugnen; aber die annahme eines betonten reducierten vokals *ə*, zu der er sich genötigt sieht, scheint mir m[illegible]licher als jene annahme. Dass ein unbetonter reducierter vokal in den verschiedenen jüngeren sprachen zu allem möglichen werden kann, slav. lit. *i*, griech. [illegible], germ. *u*, kann angehn: durch den hochton aber, solte man denken, müste derselbe zu einem vokal mit einem nach einer bestimten richtung hin mehr ausgeprägten charakter geworden sein, der nicht dieselbe bunte vertretung nach den verschiedensten richtungen hin in den jüngeren sprachen erführe. Brugmanns annahme, dass betonte nasalis sonans im sanskrit und griech. durch *an* (*αν*) vertreten sei, finde ich mit Bechtel unrichtig: dieser schliesst richtig, dass skr. *saptá*, griech. *ἑπτά* „durch ihre übereinstimmung beweisen, dass die nachkommen der betonten „nasalis sonans“ von denen der unbetonten sich nicht abheben“. Aber skr. *saptá*, gr. *ἑπτά* beweisen anderseits, gegen Bechtel, dass *septṃ́*, dieselbe form die oben durch das germanische erwiesen ward, nicht *septə́m* zu grunde liegt. Denn nach betontem vokal *ə* wäre der auslautende nasal im griechischen (als *ν*) und im sanskrit erhalten geblieben, so gut wie in *ζυγόν* skr. *jugám*.

3) „Schwächung der verbindungen *ei*, *eu*“ (s. 143 fgg.). Unrichtig meint der verfasser s. 145: „in den ursprachlichen formen *clei̯ō*, *sreu̯ō* fiel die silbengrenze nicht vor, sondern mitten durch *i̯*, *u̯*“; man habe sich jene form „gesprochen zu denken wie die lateinischen *peiius*, *eiius*“. Wäre dies richtig, dann würden urspr. *i* und *u* consonans zwischen sonanten (ausser in wurzelhaftem *-ἐϝα-* nach dem verfasser s. 146) stets lange silbe schaffen: sie wären nicht einfachem *r*, *l*, *n*, *m*, sondern einem silbenauslaut + silbenanlaut *rr*, *ll*, *nn*, *mm* oder ursprünglichem *ṛ*, *ḷ*, *ṇ*, *ṃ* + kons. parallel. Lat. *peiius* mit (durch konsonantische länge bei kurzem vokal) langer erster silbe ist > ital. *peggio*; das gemeingermanische hat eben solche *i̯i̯* (> nord. *ggj*, got. *ddj*, westgerm. *ij*) und entsprechende *u̯u̯* neben einfachen *i̯*, *u̯* gehabt, die der verfasser selbst in den Nachr. d. ges. d. wiss. z. Gött. 1885 s. 235 fgg. behandelt hat, aber dass jene *i̯i̯*, *u̯u̯* aus der ursprache ererbt, die einfachen *i̯*, *u̯* dagegen durch ein germanisches lautgesetz aus jenen gekürzt seien, wird der verfasser schwerlich beweissen können.

Bechtel acceptiert (s. 147) mit Osthoff „Kögels hypothese, dass der übergang von *ei* und *eu* in *i* und *u* durch die mittelstufe *ī* und *ū* erfolgt“ sei. Aber *ei* und *eu* gelten nur unter dem ursprünglichen hochton: wer sagt dem verfasser, dass die unbetonten noch ungeschwächten vorläufer der *i* und *u* eben solche *ei* und *eu* und nicht vielmehr *ai* und *au* gewesen sind?[1] In den Engl. studien 3 (1879), 151

1) Solten etwa die ursprünglichen *a*, *ai*, *au* in unbetonter silbe zunächst *e*, *ei*, *eu* (mit einem von dem hochtonigen *é* = *ϵ* qualitativ verschiedenen e-laut), die[illegible]

bemerkte ich, dass die schwache stufe vor konsonanten wol nicht durch „ausfall des *a*“, sondern durch kürzung nach früher geschehener kontraktion entstanden sei: die ursprünglichen *ai* und *au* wären in unbetonter silbe zunächst zu *ē* und *ō* kontrahiert (wie z. b. im ahd., *farês* aus *-ais*, *fridoo* aus *-auz*), diese dann später gekürzt worden[1]. Osthoffs gedanken, dass die *ī*, *ū* als längen erhalten bleiben, „wenn der sie enthaltenden silbe der nebenton gewahrt blieb“, weist Bechtel s. 148 ab. An dessen stelle sezt er die hypothese: „*ī* und *ū* verharren als solche, fals sie durch einen sekundären process den hochton erhalten“. Die möglichkeit solcher entstehung langer *ī*, *ū* vermag ich selbstverständlich nicht zu läugnen[2]: als irgendwie wahrscheinlich zu acceptieren vermag ich dieselbe indessen nicht. Die Bechtelsche accentverschiebung wäre eine ältere gewesen als diejenige, mit der wir sonst rechnen, durch welche *í*, *ú*, *á* (ἄγω) und die betonten *ṛ*, *ḷ*, *ṇ*, *ṃ* (oder des verfassers ə) ihren accent erhalten haben. Neben dieser bekanten eine andre noch frühere accentverschiebung anzunehmen (durch welche neben *ī*, *ū* ein *ā* entstanden oder als von dem ursprünglichen hochtonigen in keiner weise zu unterscheidender langer vokal vor der schwächung bewahrt worden wäre), sehe ich keinen genügenden grund. Die *ī* und *ū* haben keineswegs meistens den hochton, stehn vielmehr „meist in unbetonten silben“ (Joh. Schmidt, A. f. d. a. 6, 119; Osthoff, Morph. unters. 4, 280), womit gemeint ist „in nicht hochtonigen“ (näheres s. u. s. 378).

Das 4. kapitel „Dehnung“ (s. 155—181) behandelt die innerhalb der „*e*-reihe“ statfindende „aufsteigende bewegung“ der vokale. Der verfasser zeigt zunächst (s. 156—176), „dass wurzelhaftes *e* sowol in seiner ursprünglichen gestalt wie in der ablautform *o* dehnung erfahren könne“, um darauf (s. 176—181) „über die versuche zu berichten, die der frage nach dem treibenden faktor der aufsteigenden bewegung näher getreten sind“.

Hinsichtlich der erklärung der dehnungen *ē* und *ō*, heisst es s. 177, sind wir leider „über die negation bisher nicht hinausgekommen. Denn die beiden versuche, die seit Benfey gemacht sind um die entstehung sekundärer längen aufzuhellen, — der verfasser meint den des referenten (PBBtr. 7, 492 fgg.) und den von Fick (GGA. 1881, 1452 fg.) — „führen nicht zum ziele“.

Gegen meine erklärung des *ō* als durch den tiefton oder svarita bewirkte dehnung eines *o* in offner silbe bringt Bechtel zwei einwände vor: ein dritter nämlich von ihm geäusserter einwand „würde nicht viele schwierigkeiten machen“, wie der verfasser selbst (s. 178) richtig bemerkt. „Eine theorie“, sagt Bechtel zunächst (178 fg.), „die nicht im stande ist eine einheitliche erklärung der beiden parallel laufenden längen zu liefern, befriedigt von vornherein nicht. Möller vermag mit der seinigen die entstehung des *ō* begreiflich zu machen, aber nicht die des *ē*; daher kann er *ē* … nur als sekundäre entwickelung gelten lassen“. Ein andrer „principieller einwand“ (s. 179 fg.) zielt gegen Fick und mich zugleich. Es „werden hier einem und demselben accente wirkungen zugeschrieben, die wirkungen zweier wesentlich verschiedener accente sind. Hängt wirklich das erscheinen der vokale *o* und

lezteren dann sekundär *ī*, *ū* geworden sein? vgl. lat. *fallo fe-felli; caedo ce-cīdi, in-cīdo* aus *-ceidī, -ceidō; claudo ex-clūdo* aus **cleudō*.

1) Aus *ai*, *au* hervorgegangene monophthonge pflegen zunächst geschlossene „low vowels“ (*ǣ*, *å*) zu sein, dann aber sehr häufig zu geschlossenen „mid vowels“ *ê*, *ô* zu zu werden, deren kürzungen zu *ĭ*, *ŭ* werden können.

2) Auch aus urspr. *ai*, *au* in tonloser silbe hervorgegangene geschlossene *ê*, *ô* konnten sehr wol durch sekundären hochton *ī*, *ū* geworden sein.

[nach Fick] *a* mit deren stellung im nachtone zusammen, so muss in dem acce
der die vokalfarbe bestimt hat, das musikalische moment überwogen haben. Dagege
haben vokalreduktion, vokalausstossung ... einen wesentlich exspiratorischen acce
zur voraussetzung". „Die vermischung beider arten von wirkungen ist der fehle
den Möllers theorie mit der theorie Ficks teilt". Dieser einwand ist insofern begrü
det, als dinge, die zwei verschiedenen auf einander gefolgten perioden angehört hab
müssen, einfach als geschehen hingestelt, aber nicht in zeitlicher ordnung auseina
der gehalten worden sind. Werden die wirkungen zweier verschiedener accente zw
verschiedenen perioden zugewiesen, dann wird dieser einwand gegenstandslos.

Ebenso ist die dehnung durch den svarita zeitlich zu sondern von den dinge
mit denen sie gemeinsam als geschehen hingestelt worden ist. Die sache könte al
(wie ich sie mir seit langem zurechtgelegt habe), in möglichster kürze dargeste
etwa gewesen sein wie folgt.

In einer ältesten periode, in welcher neben dem musikalischen accent e
exspiratorischer accent vielleicht wenig oder gar nicht bemerkbar war, hatte d
grundsprache drei verschiedene musikalische accente, den hochton oder akut (udätt
tiefton oder gravis (svarita), unton (anudätta, neben welchem vielleicht noch ein
anudättatara). Der hochton gab dem ursprünglichen *á* die hohe färbung, aus we
cher später *e*, der tiefton dem *à* die tiefe färbung, aus welcher später *o* hervorgien
Ob das *a* der untonsilbe zunächst *a* blieb, oder irgend welche qualitative modifik
tion erfuhr (vgl. oben s. 369. 374), kann unentschieden bleiben. Es gab ein- u
mehrsilbige hochtonwörter wie *má* oder *amá* „mich" (später *mé*); es gab mehrsilbi
wörter mit hochton und folgendem tiefton wie gen. *tá-sà* oder *tásajà* (> *tésò* od
tésjō), mehrsilbige wörter mit hochton und folgendem unton (vor hochton oder tie
ton des folgenden wortes); es gab ein- und mehrsilbige tieftonwörter wie *sà* (> *s*
griech. ὁ), *tà-da* (> *tòd*, gr. τὸ), ein- und mehrsilbige untonwörter oder pro- u
enklitika, wie *nava* (> *nu*) „nun". Wol die meisten wörter und wortformen d
sprache konten je nach dem verschiedenen ihnen beigelegten gewicht oder der ve
schiedenen bedeutung höchst verschiedenen accent haben: einsilbige wörter dr
verschiedene accente (oder mit dem anudättatara vier), mehrsilbige wörter noch me
gestalten. Der nominativ und genitiv, ursprünglich identisch, waren nur durch d
verschiedene stellung des accents unterschieden, nom. *sávà-sa* (> *sévò-s* „suus
ἑός), *pàda-sa* „fuss", gen. *savá-sà*, *padà-sa*[1]. Der vokativ konte einerseits hochto
wort sein, als rufkasus, entweder mit zwei hochtönen, wie *dáivá* (*dájavá?*) (> *dei*
skr. *dèva*, lit. *dë'vè* und *dëve*[2], oder mit dem tiefton an zweiter stelle (s. u.), w
dáivà (vgl. gelegentliches nhd. *kell'nér!* oder *kell'nèr! wächt'èr!*), anderseits wah
scheinlich, als enklitischer vokativ, untonwort[3] (wie *sir* in ne. *yes sir, no sir*
daiva.

Dass die musikalische betonung zwischen der eben kurz gekenzeichneten perio
der grundsprache einerseits und dem uns vorliegenden sanskrit und griechische
anderseits jemals zeitweilig aufgegeben gewesen sei, glaube ich nicht. Aber in ein
zweiten periode hat sich neben dem gegensatz der musikalischen höhe und tiefe e

1) (PBBtr. 7, 522, Tidskr. f. filol. n. r. 10, 306). Wie der gen. des sing. a
-o-s, *-s* zum nom. sing. des masc. und fem., ebenso verhielt sich urspr. der gen. d
plur. auf *-o-m* zum nom. des neutr. auf *-o-m*.

2) Vgl. Bezzenberger in seinen Beitr. 15, 298.

3) In den jüngeren sprachen hochtonwort mit dem hochton an erster ste
und folgendem unton (vgl. Kretschmer, KZ. 31, 359).

gegensatz des grösseren oder geringeren nachdrucks an seinen wirkungen bemerkbar gemacht: bestanden haben kann er sehr wol schon in der vorigen periode. Musikalisches und exspiratorisches mehr und minder scheinen (wie nicht notwendig aber doch meistens der fall) in der grundsprache auf denselben silben zusammengetroffen zu sein[1]. Mit dem musikalischen hochton war ein exspiratorischer hauptdruck oder „hauptton“, mit dem musikalischen tiefton ein exspiratorischer „nebenton“, mit der musikalischen eine exspiratorische „tonlosigkeit“ verbunden. In dieser periode ist unbetontes urspr. *a* zunächst im auslaut und gleichzeitig vielleicht noch in andern stellungen geschwunden. Dann sind tonlose urspr. *ai* und *au* monophtongiert worden. Später hat die tonlosigkeit verkürzung langer vokale, vokalreduktion und vokalausstossung (soweit die lezte nicht schon geschehen war) hervorgerufen. Zu ende dieser periode haben die wörter der grundsprache im algemeinen die gestalt gehabt, die wir heutzutage als die grundsprachliche anzusetzen pflegen, jedoch ohne die jüngere accentverschiebung und die ausgleichung zwischen den starken und schwachen kasus usw., und ohne die später eingetretene dehnung. Wörter wie *ecvo-s*, *genos*, die sich, wenn ich nicht irre, die meisten mit tonloser zweiter silbe gesprochen denken, sind vielmehr mit tiefton und nebenton auf dem *o* gesprochen worden, *écvòs*, *génòs*.

Nachdem die *e* und *o* qualitativ völlig von einander verschiedene vokale geworden waren und diese, sowie die andern in der vorigen periode entstandenen silbenträger *i*, *u* usw. so lange bestanden hatten, dass ihre knüpfung an je einen besondern accent nicht mehr eine innere notwendigkeit und fürs sprachgefühl nicht mehr vorhanden war, konten accentverschiebungen eintreten, indem wortformen nach der analogie andrer wortformen mit accenten versehen werden konten, die ihnen nach der natur ihrer silbenträger von haus aus nicht zukommen konten. Ein *o* und die ursprünglich nur untonigen *i*, *u*, *ṛ*, *ṇ*, *ṃ*, *a* konten den hochton erhalten, ein *e* und jene *i*, *u* (*a* usw.) konten den tiefton bekommen, ein *e* und *o* konten tonlos werden (*septṃ́*, nicht *səptṃ́*, usw.).

In dieser periode nun, nach diesen accentverschiebungen, ist die dehnung von vokalen in offner silbe durch den gravis oder nebenton eingetreten. Diese dehnung ist genau derselbe vorgang, wie die aus dem nhd. (und andern modernen sprachen) bekante dehnung von vokalen in offner silbe durch den gravis, den selbständigen gravis in *nàme*, nebentonigen in *brósàme* usw.

Bechtels satz (s. 177), „dass der accent die länge, die er trift, konserviert, aber niemals schafft“, den der verfasser natürlich nur als für das gemeinindogerm., und nach dem wortlaut des bei ihm vorhergehenden möglicherweise auch nur als für den indogerm. „hauptton“ geltend verstanden haben wird, kann, wie er nicht gemeingültig ist, auch für den indogerm. „nebenton“ oder „tiefton“ ungültig sein.

In den Beitr. 7, 498 gab ich die dehnungsregel in der fassung, dass *o* durch den tiefton vor doppeltem unton in offner silbe gedehnt werde, also *tòd* aus *tàda*, aber *pŏ̀dṃ* aus *pàdama*. Wenn aber die ausstossung des untonigen vokals bereits vollendet war, dann ist die regel dahin zu ändern, dass die dehnung in o f f n e r s i l b e eingetreten ist, daher *o* in *tòd*, *écvòs*, neutr. *génòs*, aber *ō* im acc. sing., nom. plur. des masc. und fem. *pṑdṃ*, *népṑtṃ*, *-tṑrṃ*, *-ṑnṃ*, plur. *pṑdes* usw. Eine konsequenz dieser fassung der regel ist die annahme, dass die dehnung in dem mit *-s* nach vorhergehendem kons. versehenen nom. sing. des masc. fem. nicht eingetreten sein kann:

1) Andrer ansicht ist Bartholomae, Bezz. beitr. 16, 274.

die grundsprachliche form nach eingetretener dehnung wäre also gewesen *pòd-s*, acc. *pṑdm̥*, pl. *pṑdes* (wie nhd. lautgesetzlich *hŏf*, *hōfes*, *hōfe*), ebenso in den andern von Bechtel s. 171 fg. (unter b) angeführten wurzelnomina: durch übertragung aber konte später, noch grundsprachlich, das *ō* auch in den nom. treten (wie in nhd. *hōf*, *hōfes*)[1]. Die dehnung tritt auch im auslaut ein: *sṑ* muste es heissen, wo der artikel den tiefton gewahrt hatte (ved. *sā*, „metrisch verlängert"), *so* (ved. *sa*, gr. *ὁ*), wo das in dieser form ursprünglich nur tieftonige wort tonlos geworden war. Ebenso entstanden zahlreiche andre doppelformen: gen. *-ésjṑ* (ved. *-asjā*) neben *-esjo*, präp. *dṑ* (germ. *tō*) neben *do* (slav. *do*, ahd. *za*), *prṑ* (ved. *prā̀*, avest. *frā*, lat. *prō*) neben *pro* (gr. *πρό*, skr. *pra*, avest. got. *fra*) usw. Vgl. Whitney, Ind. gr. § 248; Osthoff, Morph. Unt. 4, 226).

Der von der dehnung betroffene vokal war häufiger als irgend ein andrer [illegible] *o*, einfach darum, weil allein diesem vokal nach alter regel der tiefton zukam. Fälle der dehnung eines *o* durch den tiefton habe ich Beitr. 7, 498 fgg. massenhaft beigebracht[2]. Der ursprüngliche vokativausgang *-ò* ward jezt durch dehnung *-ṑ*, [illegible] (s. Bezzenberger, Beitr. 15, 296 fgg.), während die vokativausgänge *-òi*, *-òu* bleiben (skr. *ágnē*, *sū́nō*, lit. *naktĕ*, *sūnaũ*, gr. *λητοῖ*, vgl. Kretschmer, KZ. 31, 356 fgg.). Regelrecht ist die dehnung in der 3. person sing. des perfekts (Bechtel s. 165), [illegible] *γέγωνε*, unerklärt bleibt jedoch die kürze des *o* in der 1. sing., skr. *tatápa* usw. (und im europ. in der 3. sing.): das *o* muss wol in diesem falle nicht tieftonig geblieben, sondern vielmehr hochtonig geworden sein. Regelrecht ist die dehnung in der 1. dual. *bhérṑve(s)*, 1. plur. *bhérṑme(si)* (daneben in Europa gr. *φέρομες* usw. [illegible] tonlos gewordenem *o*?). Die kausativen haben in der ersten silbe den tiefton gehabt (*òi*, *òu*), so schwer derselbe hier auch zu erklären ist, daher (Bechtel s. 169) skr. *pātájati* aus *pṑtéjeti* usw. (neben *patájati* aus formen mit tonloser erster silbe).

Zu der zeit, als diese dehnung eintrat, haben aber auch andre vokale den tiefton tragen können. Zunächst nicht wenige *e*. Neben hochtonigem *mé* „mich" hätte die tieftonige form nach früherer regel **mò* lauten müssen; neugeschaffen war aber statt dessen ein **mè*, woraus jezt mit dehnung *mḕ* (vgl. Osthoff, Zur gesch. des perfekts s. 126). Ebenso *vḕ* „oder" (skr. *vā*) neben hochtonigem *vé* und untonigem *ve* (gr. *ἤ-ϝέ*, lat. *ne-ve*, *ne-u*, Osthoff ebd. 128, Kretschmer, KZ. 31, 365); *qḕ* neben urspr. hochtonigem, dann untonigem *qe* „und" (Osth. 128); augment *ḕ* (gr. *η-*) neben *é* (ebd. 129). In einer zusammensetzung **septḿ̥-dècm̥to-m*, mit der dehnung *septḿ̥-dḕcm̥to-m* (got. *sibun-tēhund*, das *h* nach *taihun*)[3], war der tiefton oder svarita auf die erste silbe des zweiten bestandteils gefallen: in einer früheren periode hätte der tiefton den vokal zu *o* gefärbt (**dṑcm̥t-*), was jezt nicht mehr möglich war. So im zweiten bestandteile von kompositen mehrfach, wie in skr. *çatá-çārada-* adj. „hundert herbste zählend, gebend", n. „alter von hundert jahren".

1) Aus einer flexion *pòd-s*, *pṑd-m̥* konten später doppelformen wie *τόνος* und skr. *tā́na-*, dieses wie *pā́da-*, hervorgehn (vgl. PBBtr. 7, 509).

2) Zahlreiche daselbst unrichtig mit *ō* angesezte wörter haben nach der neuen fassung der regel vielmehr *o* gehabt: *nòkt-* „nacht" 500, *pòcs* got. *fahs* 510, *pòtnī* „herrin" 511, *dòc-mn̥ δόγμα* 516 usw.

3) Anders über *sibuntēhund* usw. Brugmann, Morph. unters. 5, 12 fgg. — Vgl. Joh. Schmidt, Die urheimat der Indogermanen und das europäische zahlsystem (Abhandl. der Berliner akad. 1890). Einige beispiele der dehnung oder „vr̥ddhi" finden sich s. 26 dieser schrift und bei P. Kretschmer KZ. 31, 456 verzeichnet.

Der tiefton konte auch auf die von haus aus nur untonigen *i*, *u* fallen. *nū̀* (vgl. Osthoff, MU. 4, 273) ist neugeschaffene tieftonform neben dem untonigen *nu* „nun“, nicht, wie Bechtel s. 150 annimt, die durch den hochton gerettete mittelstufe zwischen der ältesten erschliessbaren betonten form **néu* (vielmehr *névò* < *návà*)[1] und der jüngsten *nu*. Ebenso *tū̀* neben *tu* „du“ (Osthoff, MU. 4, 268 fgg.), der enklitischen form des urspr. *ta-va; sū̀-* neben *su* „gut“ (ebd. 251); *ī̀-* neben *i-* „er“ (ebd. 229 fgg.), der enklitischen form des urspr. *a-ja* (hochtonig *éjò-m*, skr. *ajám* „er“, lat. acc. *eum*); *nī̀-* neben *ni-* „nieder“ (ebd. 223); ebenso wird *péri-* mit tonlosem *i* zu *pérī̀-*, wenn der tiefton auf die zweite silbe fiel (ved. *párī-* in *párī-vṛta-* usw., ebd. 245) usw. Hierher gehören alle von Osthoff (MU. 4) behandelten gemeinindogermanischen[2] *ī* und *ū*, die nicht Saussures (aus seinen i^A, u^A hervorgegangene) *ī*, *ū* sind[3]; zunächst nur soweit sie in offner silbe des indogermanischen ihre stelle gehabt haben, sodann durch formübertragung auch in weiterer ausdehnung. Der „nebenton“ hat aber nicht die *ī*, *ū* konserviert, sondern die länge ist sekundär, durch den nebenton geschaffen, genau wie bei den *ē*, *ō*, die bei Osthoff vollständig von den *ī*, *ū* getrent sind. „Nebentonige tiefstufe“ ist (da Osthoffs „tiefstufe“ nach MU. 4, 281 die schwächste stufe bei exspiratorischer betonung bezeichnet[4]) eine contradictio in adjecto: das richtige wäre „nebentonig gewordene frühere tiefstufe“.

Nach der analogie zahlreicher einsilbiger tieftonwörter (Beitr. 7, 499) von der art wie *bhòr-s* „fortträger, dieb“ zu *bhérṑ*, deren acc. **bhòrm̥*, pl. **bhòres* jezt durch die dehnung *bhṑrm̥, bhṑres* wurden, waren andre einsilbige wurzelnomina mit dem tiefton gebildet worden, die nicht mehr den vokal *o* bekamen. So verschiedene mit dem vokal *e*, der diesen tieftonwörtern von haus aus durchaus nicht zukommen konte: von dem in lat. *rego* vorliegenden wurzelnomen gebildet **rèẓ-s*, acc. jezt mit dehnung *rḕẓm̥* (lat. *rēgem*), pl. *rḕẓes* (skr. *rā́ǵas*, nom. sg. *rāṭ*), Bechtel 171. Ebenso von *legh-* „liegen“ acc. *lḕghm̥* (lat. *lēgem*), Bechtel 173. Neben dem hochtonworte *ghvérò-s* (lat. *ferus*) das tieftonwort acc. *ghvḕrm̥*, pl. *ghvḕres* (θῆρα, θῆρες). — Einsilbige wurzelnomina von *i-* und *u*-wurzeln hatten von haus aus in den starken kasus die diphthonge *òi* und *òu*, wie *vòic-s* „haus“, acc. *vòicm̥* (in gr. οἶκα-δε), gen. *vicòs*: war in solchen wörtern das *i*, *u* aus den schwachen kasus in die starken gedrungen, dann ward es jezt in offner silbe gedehnt, *vìc-s*, acc. *vī̀cm̥* (woraus avest. *vīs-* neben skr. *viç-*). So konten zu dieser zeit auch tieftonwörter mit *i*, *u* neu gebildet werden, die den diphthong nie gehabt haben, so vielleicht das wort „maus“,

1) Um zum worte *névò-* „neu“ zu gelangen, müste Bechtel also, ebenso wie Osthoff, MU. 4, 274 ein suffix *-o* oder *-e* antreten lassen. Ich dachte, dass Bechtel, der „auf den schultern Ascolis und Ficks steht“, „über ein stambildendes suffix“ *-o* nicht „verfügt“ (s. 230).

2) Also nicht die durch einzelsprachliche (z. b. iranische) lautgesetze zu stande gekommenen längen, auch nicht italische, germanische, slavische alte *ei*, die eine vorliebe für lange *ī* zu solchen gestempelt hat, noch gotische als möglichkeiten angesezte „*ū*“, die in wirklichkeit *u* sind usw. Auch nach der analogie bestehender *ī : i*, *ū : u* an die stelle ursprünglicher *ei* (: *i*), *eu* (: *u*) getretene jüngere *ī*, *ū*, wie wahrscheinlich das *ū́* in skr. *gū́hati*, sind auszunehmen.

3) Genauer alle ausser den von Kretschmer, KZ. 31, 380—87 behandelten *ī*, *ū*.

4) Da Osthoffs „tiefstufe“ und mein „tiefton“ ausser dem ersten bestandteil des namens nichts mit einander gemein haben, so ist nicht einzusehn, wie das, was Osthoff von seiner „tiefstufe“ sagt, der entstehung der „*o*-stufe“ durch meinen „tiefton“ den boden soll entziehen können (Morph. unters. 4, xv).

gen. *musòs*, acc. *mū̀sm̥*, pl. *mū̀ses* (*u* in *mus-ko-*, s. Osthoff, MU. 4, 217 fg.)[1]. Vgl. Bechtel s. 174, note. Die nominative des sing. haben den langen vokal schliesslich von den andern starken kasus angenommen, lat. *rēx, lēx, mūs*, gr. *ϑήρ* usw.: derselbe vorgang, wie wenn im nhd. die in offner silbe, *wēges*, entstandene länge auch dem einsilbigen worte, *wēg*, zuerteilt wird.

Ebenso hatten die tieftonwörter auf *-i*, *-u* (die in ihrer flexion kein *-ei-*, *-eu-* hatten, gen. *-iòs*, *-uòs*), als die dehnung durch den tiefton in offner silbe eintrat, neben dem *ò* bereits andre vokale. Neben dem hochtonwort auf *-ā- ʒénā̀* „weib" war mit dem gleichen vokal im zweiten teile von kompositen ein tieftonwort auf *-i-*, **-ʒèni-s*, entstanden, woraus jezt *-ʒḕni-s* (skr. *-ǵāni-*, z. b. in *dvi-ǵā́ni-*, got. selbständig geworden *qēns*). Vielleicht ist ebenso das *ē* entstanden in *médhu-ḕdi-s* „honigesser", slav. *medv-ēdí* „bär". Das germanische hat zahlreiche adjektive auf *-i*, von *e*-verben gebildet, mit dem vokal *ē*, alle ursprünglich mit präfixen, wie *-nḕmi-s* (got. *anda-nēms*, mhd. *ge-næ̀me*), *-prḕci-s* (ahd. *gi-frāgi*, an. *fræ̀g-r*) usw. — Germ. *hū-đi-z* „haut" neben lat. *cu-ti-s* (Osthoff 4, 98) muss wol ein *kū̀-ti-s*, gen. *kutiòs* gewesen sein. — Mhd. *swâger* „schwager" wird ein *u*-stamm gewesen sein, *svḕcru-s*[2].

Weibliche tieftonwörter auf *-ă*[3], das später meistens durch *-ā* abgelöst worden ist, wie *κώπη, λώπη, ὥρᾱ* „sorge", **στρωφα, *τρωπα*, wovon *στρωφάω, τρωπάω* zu *στρέφω, τρέπω*, haben neben den *ò* ein *è* gehabt, daher häufige germanische bildungen wie germ. *nēmō* die „-nahme", *rērō* „sorge", *vrēkō* (ahd. *rāhha*) neben germ. *vrakō* (ae. *wracu*), dieses aus den obliquen kasus von **vrōgă*. Oder sind solche wörter im zweiten teile von kompositen aus hochtonwörtern mit *é* entstanden, also germ. *gebō* (ahd. *geba*), aber *-gēbō* (mhd. *gâbe*), urspr. in *an-, ab-, über-, wider-gâbe* usw.?

Indogerm. *a* (in *ἄγω*), von haus aus unbetont, muste natürlich gleichzeitig unter denselben bedingungen, durch sekundären nebenton in offner silbe gedehnt,

1) Ein „ablaut" *ū : u*, den Joh. Schmidt, KZ. 25, 21, Pluralb. s. 219 fg. (*ī : i* ebd. 220) zu erweisen sucht (womit nicht der tatsächliche wechsel, sondern die geschehene verkürzung eines ältern langen *ū* zu *u* in tonloser silbe, entsprechend der des *a* zu *a*, gemeint ist), könte, wenn nicht eine widerholte reduktion statgefunden hat, nur durch jüngere analogie zu stande gekommen sein, da der ablaut, die kürzung in tonloser silbe, beendet war als das *ū* (*ī*) aus dem vielmehr älteren *u* (*i*) entstand. (Die von Joh. Schmidt gelehrte „doppelverkürzung" vor weiter fortrückendem hochton, welche Bechtel s. 270 zweifelhaft findet, vermag ich nicht anzunehmen).

2) Das wort „schwager" hat ursprünglich jedesfals nicht den gatten der schwester, nur den bruder der frau, den vormund und fortgeber der braut als sohn und rechtsnachfolger des verstorbenen schwähers bezeichnet. Das wort war wol ursprünglich zweites glied eines kompositums (= „für-schwäher", „jung-schwäher" oder dgl.), daher das germ. *g*. In der lautgruppe idg. *kr* kann das *k*, als die dehnung eintrat, zur folgenden silbe gehört haben (sonst müste die dehnung in *-svēcru-s*, wenn dies die grundform war, jünger, nach zahlreichen vorbildern analogisch geschaffen sein). Über die grundform des wortes „schwäher" vgl. Kretschmer, KZ. 31, 446 fg.: lautete dies wort bereits *svécurò-s* (*ἑκυρός*, ahd. *swehur*, ae. *swéor* usw.), dann wird die grundform des wortes „schwager" *-svḕcuro-s* gewesen sein. War das wort selbständig, dann entstamt das germ. *g* der den obliquen kasus entnommenen oxytonierung (*svēcrú-s* oder *svēcuró-s*).

3) Mit diesem *-a* ist, der lehre Joh. Schmidts gemäss, das griech. *-α* des plurals des neutrums, das aber von Schmidt selbst, Pluralb. 258, völlig verkant worden ist, ursprünglich identisch.

ā̀ werden, also mit dem ursprünglich hochtonigen *ā́* zusammenfallen. So in *nau-s* (später *nāu-s*), gen. *navòs*, acc. *nā̀vm̥* u. a.[1]

Ob auch ein *r̥* (*n̥* usw.) gleich dem *i*, *u* sekundär den nebenton bekommen konte? A priori wird man es nicht verneinen können. Ein durch unsre dehnung in offner silbe entstandenes langes *r̥̀* hätte natürlich nichts zu tun mit Saussures *r̥̄*, dem Bechtel die existenz abspricht (s. u.): es braucht nicht durch dieselben skr. *īr*, *ūr* vertreten zu sein, durch welche dieses vertreten sein solte. Ist griech. *κῆρ*, skr. *-hārd-* (acc. m. *-hā́rdam* in *su-hā́rd-* „wolgesint“, *dur-hā́rd-* „übelgesint“) und skr. *hārdi* „herz“ (Bechtel 171, vgl. Joh. Schmidt, Pluralb. 224) ein altes *cr̥̀d-* (neben *cr̥d-*, skr. *hr̥d-*), *cŕ̥di*, so dass theoretisches *r̥̄* gemeinindogerm. durch *ēr* vertreten wäre? Germ. *hert-* im *n*-stamme got. *hairtō* könte lautgesetzlich aus älterem *cērd-* entstanden sein mit kürzung der länge vor der konsonantengruppe (der *n*-stamm wie in *ausō* aus älterem *aus-*, vgl. Joh. Schmidt, Pluralb. 109).

Den tiefton auf der wurzelsilbe hatte von alters her der sing. des perfekts: 3. sing. *vòide*, skr. *vḗda*, gr. *ϝοῖδε*, got. *vait*. Indem als charakteristisch für das perfekt nicht sowol der vokal, als vielmehr dieser bestimte accent gefühlt ward, sind nach dieser analogie perfekte mit übertragung des vokals des präsens, der dann in offner silbe durch den tiefton gedehnt ward, neu gebildet worden: *ḕde* „ass“ (lat. *ēdit*, got. *-ēt*), redupl. griech. *ἔδ-ηδε* (nach älterer regel hätte es heissen müssen *éd-ṑde*); ebenso mit *ā̀* statt des älteren *ṑ* perfekta wie gr. *λέληθα*, lat. *scābi*, got. *hōf* usw.[2] Manche andre perfekta sind nach solchen vorbildern wahrscheinlich erst in jüngerer zeit gebildet worden, die griechischen *-ηκα* zu *-éjō* usw.; lat. *-līqui*, *vīdi*, die, wenn das *ī* alt, bildungen wären wie oben *vīq-*.

Alle fälle der dehnung können durch das gesetz in der oben gegebenen form nicht unmittelbar erklärt werden: ebenso wie im nhd. ist der in offener silbe gedehnte vokal auch in geschlossene silbe und in stellungen vor konsonantengruppen hineingetragen. So bleibt einstweilen unerklärt die vokaldehnung im *s*-aorist, slav. *vēsŭ* „führte“ zu *vedą*, *nēsŭ* „trug“ zu *nesą* usw., lat. *rēxi*, *tēxi* usw. (Bechtel 157): vgl. Osthoff, Zur gesch. des perf. 112. 227, der diese lat. *ē* durch übertragung aus dem ältern perfekt *lēgi*, **rēgi* erklärt. Die dehnung hat in den verschiedensten sprachen über ihr ursprüngliches gebiet hinausgegriffen[3]: namentlich im indischen hat das aus

1) Wie die schwächung der hochstufe *ā́* muste das *a*, das schwächung der hochstufen *ḗ*, *ṓ* ist (s. u.), durch die gleiche dehnung *ā̀* werden: so in einigen unter den von Bremer, Beitr. 11, 268 fg. zusammengestelten *ā*. — Von diesem *a* qualitativ verschiedenes unbetontes *ə* (von Bechtel *a* geschrieben, Saussures *A*), woraus griech. *α*, skr. *i* (s. u.), ist im sanskrit nach dem hochton ausserordentlich häufig lang, *ī* (*brávīmi* „rede“, *stárīman-* „ausbreitung“): die dehnung wird durch den dem hochton folgenden abhängigen svarita bewirkt und bereits in grundsprachlicher zeit zugleich mit jenen andern dehnungen eingetreten sein. (Solte dieser vokal mit jenem *a* ursprünglich identisch gewesen sein, s. u., dann hätten wir *ā* als resultat der dehnung durch den selbständigen tiefton, dagegen im sanskrit ein *ī*, wo die dehnung durch den abhängigen svarita erfolgte.) Die unregelmässigkeit der länge lässt dieselbe eher als rest einer alten regel, denn als ergebnis einer jüngeren regel erscheinen.

2) Die germ. perfektplurale *nēmum*, *sētum*, *brēkum* usw. werden wol (wie die *fōrum* vom sing. *fōr*) von älteren 3. sing. **nēm*, **sēt*, **brēk* (= lat. *ēmit*, *sēdit* usw.) herrühren, die neben den 1. sing. *nam* usw. bestanden haben, aber dann (ausser *ēt* und ae. *nôm*, *cwôm*) durch diese ersezt worden sind.

3) So ist nach der analogie der (von J. Schmidt, Pluralb. 82 fgg. nachgewiesenen) kollektiven feminina, welche die stelle des plurals des neutr. vertraten, auf *-ōn*, *-ōr*, *-ōs* (die die länge des nom. aus dem acc. sing. übernommen hatten), im

ē und *ō* entstandene *ā* in geschlossener silbe (wie in *sāpta-* n. „siebenzahl“ von *saptá*), wozu auch alle *āi* und *āu* vor konsonanten gehören, als „vṛddhi“ oder „zweite steigerung“ weite ausdehnung gefunden.

Dass die wirkung des tieftons nicht auf den vokal *o* beschränkt gewesen sei, habe ich, nachdem ich selbst schon solches gedacht, zuerst ausgesprochen gefunden bei M. Ring, Altlatein. studien, Pressburg und Leipzig 1882, s. 52: „Der svarita blieb svarita und vokalbildner auch dann, als längst ... der kurze grundvokal durch die betonung zu *é* und *ò* differenziert war“. — Otto Bremer, PBBtr. 11, 267 lehrt, dass den *ī* und *ū* innerhalb der *i-* und *u*-reihe ein *ā* innerhalb der *a*-reihe (als deren hochstufe er *ē* ansieht) entspreche, und bemerkt, dass die länge neben der kürze „auch sekundär sein“ (264, note 2), „*i* und *a* unter bestimten bedingungen gedehnt worden sein“ könten. — Paul Kretschmer, der (KZ. 31, 338 fg.) für Osthoffs hypothese „eine tatsächliche grundlage nicht aufzufinden vermag“, da in den einzelsprachen, welche die alte betonung gewahrt haben, „keine spur einer von der stellung im satz abhängigen verschiedenheit der tonstärke, geschweige denn von einem danach sich regelnden wechsel von *ī*, *ū* mit *i*, *u* zu entdecken“ ist[1], erklärt, dass betontes *ū* (und also auch *ī*) „nur in unbetonter silbe entstanden sein kann“ und hält es, ebenso wie unabhängig von ihm Bechtel, für „wahrscheinlich, dass es seine länge darum festhielt, weil es den accent erhielt, ehe es weiter zu *ŭ* reduciert wurde“. Kretschmer meint aber, meines erachtens richtiger als Bechtel, „dass der accent, welchen *ū* durch diese verschiebung empfieng, der circumflex gewesen zu sein scheint“ (der mit dem selbständigen tiefton oder svarita identisch ist); er weist u. a. hin auf die *περισπωμένη* in griech. *νῦν*. —

Der „zweite abschnitt“ (s. 182—290) behandelt in abermals vier kapiteln, die einzeln durchzunehmen ich mir versagen muss (das erste und lezte, 5. und 8., übergehe ich völlig), „Längen und diphthonge mit langem ersten komponenten“.

Neben den im 4. kapitel besprochenen dehnungen kurzer vokale hat die grundsprache lange vokale *ā*, *ē*, *ō* gehabt, die ihrerseits älter sind als die aus ihnen hervorgegangenen kürzungen.

Kürzung dieser lezteren *ā*, *ē*, *ō* ist (vor der tonsilbe und durch accentverschiebung in der tonsibe) nach s. 238 fgg. im europäischen ohne das griechische *a* (*sē-* „säen“, *dō-* „geben“: lat. *sătus*, *dătus*): im griechischen erscheint als kürzung eines wurzelauslautenden *η*, *ω* neben dem *α* ein *ε*, *ο* (*ἑτός*, *θετός*, *δετός*; *δοτός*, *ποτός*), selten im aussergriechischen europ. ein ebensolches *e* (s. 244), *o* (247). Bechtel vermutet (s. 248. 265), dass „*e*, *o* und *a* zwei verschiedene schichten der schwächung repräsentieren, jene die ältere, diese die jüngere“. Er sagt nicht, wie er sich

iranischen ein *-ōnt* geschaffen (J. Schmidt 160 fgg., der aber diese endung für gemeinindogerm. hält); ebenso im indischen plur. neutr. *-ānti*, *-āṁsi* aus *-ōnta*, *-ōnsa* nach *-āni* aus *-ōna* (oder nach J. Schmidt aus *ōnt-i* usw.).

1) Nach spuren seiner regel in den einzelsprachen suchend findet Osthoff (s. 351), dass wir „in der tat auch nach dieser seite hin nicht gänzlich von allen anhaltspunkten entblöst“ sind. Es heisst (s. 352) regelmässig *ū* (statt *u*) *nū*, *ū yū*, und von *i-* „gehen“, *ūh-* „schieben“ hinter präfixen (wie *sam*) *ijāt*, *uhjāt*, nicht *ījāt*, *ūhjāt*. „Es dürfte“, bemerkt Osthoff s. 353, „vielleicht von interesse sein, zu erfahren, dass ich auf diese historisch-einzelsprachlichen reminiscenzen an das alte gesetz ... erst hinterdrein aufmerksam geworden, nicht zum entwerfen meiner konstruktionen von ihnen ausgegangen bin“. (Man greift doch überall erst im wasser nach dem strohhalm.)

dies denkt. Dass eine ältere schwächung nicht mit allen *ē* und *ō* in gleicher lage volständige „schicht gemacht“, sondern einer jüngern schicht einen teil der arbeit hinterlassen haben solte, kann man sich nicht wol denken. Solten aber zwei schichten auf einander gefolgt sein, so solte man doch denken, dass das dem ungekürzten *ē* und *ō* ferner gerückte *a* das ergebnis der ältern (s. u.), das ihm näher gebliebene *e*, *o* das ergebnis der jüngern schicht gewesen sei. Eine jüngere schicht der schwächung wäre nur als jüngerer analogievorgang denkbar: das *e*, *o* könte nur entweder eine qualitative angleichung des älteren resultats der schwächung an das hochtonige *ē*, *ō*, oder neue schwächung eines durch ausgleichung widerhergestelten *ē*, *ō* sein. Diesen vorgang aber, in welcher weise er nun geschehen sein mag, wird man wahrscheinlicher der einzelsprache als der grundsprache zuschreiben. Im griechischen ist qualitative ausgleichung eine häufige erscheinung.

Das indisch-iranische sezt eine dem gemeineurop. *a* entsprechende einheitliche kürzung der drei längen voraus. Der verfasser zeigt (s. 248 fgg.), dass dieses europ. *a* im indisch-iranischen im übrigen durch *i* (skr. *sthitá-* στατός, *dita-* δετός, *çitá-* (πεcλίγ-)κοτος), in zwei fällen aber durch älteres *a* vertreten wird, nicht wie Saussure und mit ihm Hübschmann annehmen vor *j* und *v*, dagegen 1) unmittelbar vor einem ursprünglichen *i*, mit dem das *a* sich zum diphthong verband (skr. *sthēmán-* „festigkeit“), 2) wo das *a* sekundär unter den hochton geraten ist (*dáçati* „beisst“, gr. δακ-).

Mit recht wird von Bechtel s. 240 die existenz eines ursprünglichen betonten *a* geläugnet und s. 256 fgg. ein „grundvokal *a*“ neben dem von ihm *e* genanten grundvokal abgewiesen: jener vermeintliche grundvokal ist überall schwächung.

Die *ē*, *ō*, denen kürzungen zur seite stehn, fasst Bechtel zum teil (s. 202. 235) als dehnungen von der art der im 4. kapitel behandelten: er spricht mehrfach davon, dass die dehnung „grundvokal einer neuen reihe geworden ist“ (so 202) und von kürzungen solcher dehnungen. Grundvokal einer neuen reihe aber (dies ist bei Bechtel nirgends zu sehn) kann die dehnung doch nur durch jüngere analogie geworden sein, da, als die dehnung eintrat, die kürzung, die wir ablaut nennen, bereits vollendet war. Anderseits kann *ō*, was Bechtel aber nur vom *ō* im wurzelinlaut bemerkt (s. 235), „ablaut einer der längen *ē*, *ā* vorstellen“. Klar dargelegt sind diese verhältnisse vom verfasser nicht, wie überhaupt das 6. und 7. kapitel, die nach den überschriften bzw. „belege der grundvokale *ē*, *ā*, *ō*“ bringen und die „schwächungen von *ā*, *ē*, *ō*“ behandeln sollen (während im 6. kapitel ebenso viel von diesen die rede ist, und das 7. kapitel ebenso gut die überschrift des 6. führen könte), weniger übersichtlich geordnet sind.

Woher stammen denn nun aber die nach abzug der dehnungen und der ablauts-*ō* als rest bleibenden langen „grundvokale“? Der verfasser weist s. 237 Saussures hypothese ab. *ā* in λά̄θω, sagt Bechtel, soll aus *ea* (so schreibt er für Saussures $a_1 A$), *ō* in *λέλωθα aus *oa* (Saussures $a_2 A$) entstanden sein: Saussures hypothese ist also genötigt „zwei entgegengesezt wirkende kontraktionsweisen neben einander zu behaupten“. Aber eine andere erklärung der langen vokale ist a priori weit wahrscheinlicher als die durch kontraktion von vokal + *a*-vokal. Von meinem erklärungsversuch, Beitr. 7, 492 note 2 (vgl. Engl. stud. 3, 150 fg.) sagt Bechtel nichts. Unendlich oft sehen wir vokalische länge durch schwund eines konsonanten entstehn, und sehr oft finden wir in unsern jüngeren sprachen einerseits auf diese weise entstandenen langen vokal, anderseits vokal + konsonant als genossen z. b. in derselben ablautreihe, wie nhd. *sê-* (*sehe*, *gesehen*) neben *geb-* (mit von Norddeutschen verschie-

den gesprochenem *e*-laut hier und dort), aber nirgends sehn wir wol in entsprechender weise eine lautgruppe vokal + vokal *a* oder aus derselben durch kontraktion entstandene länge als genossen einer lautgruppe vokal + nichtvokal. Ich behaupte deshalb, als eine hypothese die weit wahrscheinlicher ist als jede andre zur erklärung derselben beobachtung findbare, dass die indogermanischen langen „grundvokale“ aus dem éinen kurzen grundvokale (Bechtels *e*) und einem folgenden geschwundenen konsonanten hervorgegangen sind[1]. Das ablautverhältnis *ē : ō* ist einfach ein *e : o* mit geschwundenem folgenden konsonanten. Im ablautverhältnis *ā : ō* ist dagegen ein solcher konsonant geschwunden, der älteres *e* in *a* gewandelt (oder auch urspr. *á*, das sonst *é* wird, konserviert) hat. War die entstehung des *ā : ō* aus *ea : oa* schon darum unwahrscheinlich, weil dort rückschreitende, hier fortschreitende kontraktion vorläge, so können wir ein *ā* und *ō*, aus einem *e* und *o* und geschwundenem folgenden konsonanten entstanden, tatsächlich neben einander finden. Im englischen ist mittelengl. *or* zu offnem *ō* (å), *fō(r)*, *stō(r)m* usw., dagegen mittelengl. *er* zu *ā* geworden, *fā(r)* me. *fer*, *stā(r)* me. *sterre*, *dā(r)k* me. *derk*, *hā(r)t* (geschr. *heart*) me. *herte* usw. Ein neuengl. *stā(r)v(e)* : **stō(r)ven* aus me. *sterve : storven*, derselben ablautreihe wie *help : holpen* angehörig, besteht zufällig in der schriftsprache nicht mehr, da das verbum (wie auch *help*) schwach geworden ist, könte aber bestehn. Der konsonant, der im indogerm. *ā : ō* geschwunden ist, könte also möglicherweise derselbe, wie der hier im neuengl. geschwundene, gewesen sein, ein hinteres *r*, verschieden vom zungenspitzen-*r*. (Ein andrer häufig schwindender konsonant ist *l*, vgl. ne. *ta(l)k*, *fo(l)k*.)[2].

Die oben besprochene schwächung *a* der „langen grundvokale“ ist, ebenso wie die *i*, *u* aus urspr. *ai*, *au* (hocht. *ei*, *eu*), nicht durch „ausfall des *a*“ bei lebzeiten des folgenden konsonanten, sondern durch kürzung des langen vokals zu stande gekommen. Das einförmige *a* (der „älteren schicht“) ist nicht verkürzung der hochtonigen *ḗ*, *ā́* (dann wäre das resultat der verkürzung ein mannigfaltiges geworden, wie die analogische verkürzung der „jüngeren schicht“), sondern vielmehr kürzung eines einförmigen untonigen *ā*, das aus dem einheitlichen ursprünglichen *a* mit dem jedesmaligen früheren folgenden konsonanten hervorgegangen war.

Dass die „einsilbigen“ verbalwurzeln ursprünglich zweisilbig gewesen sind, erkent Bechtel mit Ascoli und Fick (aber wol nicht für die wurzeln auf langen vokal) an. Als „zweisilbige wurzeln“ (die, aber nicht nach Bechtels auffassung, ursprünglich dreisilbig gewesen sind) bezeichnet er s. 193 die von Saussure[3] sogenanten udātta-wurzeln[4], solche wie griech. *κερα-(ννυμι)*, *κρεμα-(ννυμι, -μαι)*. Der verfasser hält den auslautenden vokal solcher zweisilbiger wurzeln, gr. *α* = skr. *i* (*ī*) für ein gemeinindogerm. *a*, und er hält ein wirkliches und primitives (in diesem falle nicht durch kürzung entstandenes) gemeinindogerm. *a* für den ursprünglichen auslaut solcher wurzeln. In dem durch Saussures scharfsinn erklärten *-nā́* des präsens solcher wurzeln, *δ(ε)μα-*, präs. *δάμ-νη-μι*, skr. *çami-*, präs. *çam-nā́-mi* usw. (vgl. *jug-*, präs.

1) Bremer, Btr. 11, 265 note, scheint in der täuschung begriffen zu sein, dass in **ea* **oa* (woraus nach ihm *ē*, *ō*) das *a* wirklich vorliege, nicht hypothetisch sei.

2) „Wie got. *qiman*, *qiþan*, *stilan* usf. zu skr. *gā-* (griech. *βᾱ-*), *gā́jati* „singt“, *stājú-* „dieb“ stehe“ (Bechtel 243), habe ich Beitr. 7, 494 zu erklären gesucht.

3) nach dem Dhātupāṭha.

4) die Bechtel nach andern grammatischen werken „*seṭ*-wurzeln“ (d. i. *sa-i-ṭ* mit einem *i* versehene, im gegensatz zu den „*an-iṭ*-wurzeln“ ohne das *i*) zu nennen vorzieht.

ju-né-g-mi > skr. *junágmi; cru* „hören", präs. *cr-né-u-mi* > skr. *çrnó'mi*) ist ihm das *ā* „kontraktionsprodukt" (s. 208) von *é* (des elements *-né-*) und dem wurzelvokal *a*, was er für das *ā* in *λάθω* abwies. Für Saussure, und ebenso für mich, ist natürlich das *ā'* des präs. *-nā'-mi* dasselbe wie das *ά* in *λάθω*: für mich ist das *-nā'-* entstanden aus dem element *-né-* und dem geschwundenen konsonanten, von welchem oben die rede war, und dieser war der wirkliche auslaut der wurzel, wenn man, von dem ursprünglich folgenden (sog. „thematischen") vokal absehend, z. b. in *j(e)ug-* den konsonanten *g* als „wurzelauslaut" bezeichnet.

Da wir, wo wir von „wurzeln" sprechen, nicht die wirkliche wurzel, d. h. das urwort, sondern tatsächlich in unsern wörtern vorliegende bestandteile zu meinen und anzusetzen pflegen, so werden wir auch jenen unbekanten konsonanten bei der ansetzung der wurzel ignorieren und, wie die wurzel von *λάθω* und *λανθάνω* als *lādh* oder *ladh*, ebenso im wurzelauslaut mit Bechtel ein *-a* ansetzen. Einem *derc-, veid-, jeug-, lādh-* entspricht Bechtels ansetzung *dema-, tera-* usw., einem *drc-, vid—, jug-, ladh-* entspricht die ansetzung der wurzel als *dma-, tra-*[1].

Oft ist beobachtet worden, dass „zweisilbige" oder „udātta-wurzeln" und kürzere „einsilbige", „anudātta-wurzeln" neben einander stehn, vgl. Saussure s. 260, Kretschmer KZ. 31, 395, Bechtel s. 195. So *svep-* „schlafen" (skr. *sváptum*) und *svepa-* (skr. *svapi-*), *ves-* „kleiden" und *vesa-* (skr. *vasi-*, gr. *ἑα-νός*), *ver-* „wählen" (skr. *vrtá-*) und *vera-* (*vrnīté, vūrná-*), *ster-* (skr. *strtá-, stártum*) und *stera-* (skr. *stīrná-, stárī̆tum, stárīman-*), *creu-* „hören" und *creva-* (> *çrū-, κλῦ-*), *zheu-* „opfern, anrufen" (wovon das germ. „gott" und das wort idg. *zhéutō*, gen. *zhutérós*, > nom. skr. *hótā* „opferer, hauptpriester", altn. *goði*) und *zheva-* (skr. *hūtá-, hávīman-*). Osthoff meint MU. 4, 279: „Das missliche seiner ganzen theorie tritt bei de Saussure besonders s. 260 fg. hervor, wo er, auf eine anzahl unserer fälle mit *ī̆*, *ū̆* zu sprechen kommend, sich nur so zu helfen weiss, dass er mehrere wurzeln für „udāttās" und „anudāttās" zugleich erklärt[2]). Es scheint doch klar zu sein, dass diese längeren „zweisilbigen wurzeln" sich zu den kürzeren nicht anders verhalten, als durch andre konsonanten „erweiterte" wurzeln, z. b. *zheud* „giessen" (*giuta, fundo*) zu *zheu* (*χέϝω*), dass also, wenn wir den in dem langen *ā* geschwundenen unbekanten konsonanten mit (dem zeichen des umgekehrten *V*) *Λ* bezeichnen, z. b. das zweisilbige *stera-*, urspr. *stara-Λa*, eine erweiterung des urspr. *stara* ist, wie *steru-*, urspr. *stara-ra* eine andre erweiterung derselben wurzel (skr. *strnó'mi*, lat. *struo*, got. *straujan*, vgl. Bechtel 210), und dass überhaupt die ursprünglich in

1) Diese lezte weise der ansetzung der wurzeln verglich ich Engl. stud. 3, 151 der in der semitischen grammatik üblichen. Vom standpunkte meiner hypothese aus, welche die „langen grundvokale" durch die annahme geschwundener konsonanten erklärt, wären „zweisilbige wurzeln" auf *-a*, wie die oben angesezten *d(e)ma-, t(e)ra-* mit einem terminus der semitischen grammatik als wurzeln „tertiae gutturalis" (solche mit mitlerem *a* wie *la'dh* als „mediae gutturalis") zu bezeichnen, wenn nämlich die geschwundenen konsonanten, wie höchst wahrscheinlich, welche man sich auch denken mag (gutturales oder kehlkopf-*r*, *h*, der spiritus lenis usw.), gutturale oder kehlkopfkonsonanten gewesen sind (neben welchen die *k*-laute natürlich nicht „gutturale" genant werden dürfen).

2) „Ich fürchte", fährt Osthoff fort, „dass diese so ausnahmsweise zugelassenen zwitterwurzeln schliesslich nicht eine winzige minderheit, sondern bei weitem die grosse mehrheit aller sein werden". „La liste de ces variations ne serait jamais finie" hatte Saussure selbst bemerkt (s. 246, note). Vgl. Joh. Schmidt, Pluralb. 380 fg.

wirklichkeit dreisilbigen wurzeln durch hinzutritt eines elements aus älteren wirklich zweisilbigen hervorgegangen sind. Was aber die hinzugetretenen elemente ursprünglich bedeutet haben, ist natürlich in den meisten fällen verborgen.

Die einsilbigen auf langen vokal ausgehenden wurzelformen von udātta-wurzeln, wie *strā-* (lat. *strātus*) zu *stera-*, fasst Bechtel s. 207 fgg. (vgl. 201 fg.) als entstanden durch „dehnung" des auslautenden wurzelvokals. Die ansicht Saussures, der die in Europa erscheinenden *r*, *l* mit folgendem langen vokal indischem *īr*, *ūr*, und europ. *m*, *n* mit folgendem langen vokal indischen *ān*, *ā* gleichsezte und aus langer liquida oder nasalis sonans hervorgehen liess, weist Bechtel s. 212 mit recht ab. (Ebenso Kretschmer, KZ. 31, 400. Beide zeigen, dass der lange vokal nach der liquida oder dem nasal gemeinindogermanisch ist.) Aber auch Bechtels ansicht ist nicht richtig. Richtig urteilt über das *rā* Kretschmer, KZ. 31, 403 fgg. Derselbe komt „zu dem ergebnis, dass die zweisilbigen oder udātta-wurzeln nicht wie die einsilbigen eine, sondern zwei starke formen besitzen": die *rā* (*mā*, *rā*, *jā* usw.) sind hochtonformen gleich den *era* (*ema*, *era*, *eja*). „Wie sich diese doppelformen erklärt", sagt Kretschmer, „ist eine frage für sich": er meint, es „dürfte die annahme am nächsten liegen, dass den beiden starken formen *-er-a^x* zu grunde liegt (*ā^x* = *ā*, *ē*, *ō*), d. i. wurzel + angetretener langer vokal. War die zweite silbe betont, so wurde *erā'^x* zu *rā'^x*; trug dagegen die erste silbe den ton, so sei der lange vokal reduciert worden. Ganz richtig ist das nicht. Zunächst ist der besitz zweier starker formen nicht eine eigentümlichkeit der sogenanten udātta-wurzeln: auch zahlreiche sogenante „einsilbige" wurzeln, nämlich solche mit drei konsonanten (den spiritus lenis eingerechnet), die gleich jenen ursprünglich dreisilbig gewesen sind, zeigen den hochtonigen vokal bald vor dem zweiten, balb vor dem dritten konsonanten. So erscheint neben *deiv-* ein *djeu-* aus urspr. *dájava* : *dajáva*; neben *derc-* „sehn" ein *drec-* aus urspr. *dáraca* : *daráca*; *perc* (ahd. as. *fergōn*) „fragen" neben *prec* aus *páraca* : *paráca*; *ceru-* (skr. *çṛṇó'mi*) neben *creu* „hören" aus *cárava* : *caráva*[1]. Wie *steru-* neben *streu-* „ausbreiten" ein *stárava* : *staráva*, ebenso ist *stera-* neben *strā-* ein urspr. *stára-Λa* : *stará-Λa*. Die urbedeutung der doppelheit *stera-* und *strā-* in der verbalflexion hat dagegen wol, nach Benfey (in der Kieler monatsschrift 1854) Bechtel richtig erkant. Die differenzierung war ein dynamischer vorgang. Ursprünglich bezeichnete wol die form mit dem accent auf erster silbe (*ára*) ein tempus imperfectum, die mit dem accent auf der zweiten (*ará*) ein tempus perfectum. Oder (vgl. Bechtel s. 190 fgg.) jene erste wurzelform bezeichnete die „besondern" zeiten (präsens, imperfekt), diese zweite die „algemeinen" (perfekt, aorist, futur), vgl. *drec* in skr. fut. *drakšjā'mi* neben *derc-* (δέρκομαι); *ghrebh-* „greifen" in skr. perf. *ģagrā́bha* neben *gherbh-* (in ahd. *garba* „garbe")[2].

1) Oft erscheint der vokal an erster stelle anlautend als *a* anstatt des erwarteten *e*. S. die von Saussure, Mém. 275—283 zusammengestelten „phénomènes spéciaux": *aus-* : *res-*, *auks-* : *reks-*, (**anbh-*) *ambh-* : *nebh-*, (**amdh-*) *andh-* : *medh-* usw. Ob ein später verlorener urindogermanischer konsonant, den ich hier mit ' bezeichnen will, ein folgendes *é* in *a* gewandelt (oder das ursprüngliche *á* konserviert) hat, *'eus* (> *aus*) : *'res*, aus *'ácasa* : *'arása*?

2) Wie das perfekt scheinen überhaupt tieftonwörter ursprünglich nur von der zweiten form der wurzel gebildet zu sein; so *djòus-*, *djèus-* (gen. *divós*), nicht *dòiv-s*.

Komparativ und superlativ werden von der zweiten wurzelform gebildet neben einem positiv von der ersten form, vgl. PBBeitr. 7, 506.

Die verschiedenen konsonanten, denen die langen vokale ihre entstehung verdanken, können zu verschiedenen zeiten geschwunden sein: wenn der schwund des unbetonten zweiten und dritten vokals trilitteraler wurzeln (vor dem konsonanten eines suffixes) wie *dére-* aus *dárara*[1] älter ist als der schwund des konsonanten, dem das hochtonige *á* seine länge dankt, dann kann das von Kretschmer als zu grunde liegend angesezte *-erā*, das einer wurzelform mit zwei *e*-vokalen wie *dere* entspräche, in dieser gestalt nicht existiert haben und der vorliegende kurze vokal (gr. *α*, skr. *i*) kann dann nicht reduktion des langen *ā* sein. Der konsonant muste in diesem falle zwischen konsonanten, wenn es ihm möglich war, auf eignen beinen stehn, event. zum selbstlauter werden (wie das *u* in *-eru-*), und dieser selbstlauter, wenn er nicht vokal war, konte nachträglich in einen vokal übergehen. Bechtel betont s. 208 (aber von der irrigen voraussetzung ausgehend, dass dies *-a* ein ursprüngliches sei) den unterschied des im auslaut „zweisilbiger wurzeln" erscheinenden *-a* von dem *a*, das kürzung der „langen grundvokale" ist: er schreibt aber beide mit dem gleichen zeichen *a*. (Kretschmer, der den laut in beiden fällen für reduktion einer länge hält, schreibt wie Brugmann in beiden fällen *ə*.) Bechtel, der also zusammenfall der beiden nach ihm „strenge zu scheidenden" elemente in dem éinen laute *a* annehmen muss, lässt trotzdem die beiden laute in den verschiedenen sprachen zum teil einen verschiedenen weg einschlagen. Im griechischen haben wir das gleiche *α*, ebenso nach s. 208 dasselbe *a* im lateinischen, im indisch-iranischen das gleiche *i* (und *ī*), aber nur die „kürzung" *a* wird hier unter nachträglich sich einstellendem hochton durch *á* vertreten, nicht der auslaut der udätta-wurzel[2]. Im germanischen legt Bechtel der „kürzung" die vertretung *a* (s. 239 fgg.), dem „wurzelauslaut" dagegen die vertretung *u* bei (s. 206 fg.)[3]: ahd. *anut*, lat. *anas;* ahd. *hiruz*, gr. *κεραϝός;* dazu das germ. *u* in der endung des perfekts = gr. *α*, skr. *i*. Dieser im germanischen durch *u* vertretene laut kann nicht wol das von Bechtel angenommene *a* gewesen sein (indogerm. *o* in endungen wird lautgesezlich nicht durch germ. *u*, sondern durch germ. *a* vertreten, vgl. Beitr. 7, 537). Brugman wählt sein zeichen für den laut „in anlehnung an den gebrauch des *ə* für den „indistinct vowel-sound""

1) Wo der lezte, der sogenante thematische vokal, vor dem anlautenden konsonanten eines suffixes fehlt, ist sein schwund gewiss eben so alt, wie der des unbetonten ursprünglichen *-a* im auslaut des selbständigen wortes (s. o. s. 376): der schwund des unbetonten zweiten vokals (des in *dérco-* geschwundenen) mindestens eben so alt, warscheinlich noch älter.

2) Betontes sanskr. *-á-*, das wurzelauslautendem skr. *-i*, gr. *-α* zur seite steht, lässt Bechtel s. 195—99 vielmehr griechischem *-ε-* oder *-o-* in *καλέ-(σσαι)*, *ὀμό-(σσαι)* entsprechen. Dieses kann richtig sein. (Auf die *-ε*, *-o* im auslaut zweisilbiger wurzeln und die ihnen zur seite stehenden längen *-ē*, *-ō* vermag ich hier nicht einzugehn.) — Bechtel meint (195 fgg. 208), das „ursprachliche *a*" (gr. *α*, skr. *i*), das „in der zweiten silbe des ursprachlichen wortes steht, und zwar hinter der tonsilbe", laute ab mit betontem *e* (gr. *κέλα- : καλέ-*, skr. *çrási- : çrasá-*). Dieses bin ich nicht im stande für richtig zu halten. Das sanskr. *á* = gr. *ε*, *o* in part. *çrasánt-* neben 3. sing. *çvási-ti* „schnaubt" usw. (s. 196) ist in meinen augen sicher der thematische vokal, und zwar entweder der der älteren und kürzeren anudätta-wurzel, oder der der udätta-wurzel, in dem lezteren falle also der dem geschwundenen konsonanten ursprünglich f o l g e n d e vokal (vor dem der konsonant spurlos geschwunden wäre): sanskr. *vama-* = griech. *ϝεμέ-* (für lautgesetzl. **ϝεμέ-*) aus *vəmé-* wäre also entweder urspr. *vamá-* oder *vamə̥á-*.

3) nach Bezzenberger, Beitr. 17, 216 note, der hinzufügt, dass *e* in hd. *hiruz*, *miluh*, *sciluf* vor solchem wurzelhaften *u*, nicht aber vor einer svarabhakti, zu *i* werde.

(Grundr. 1, 101). Der laut, den Brugmann im auge hat, den Sweet und andre zum teil durch *ə*, zum teil und wie mir scheint besser (da das zeichen *ə* dazu verführt einen *e*-artigen laut zu sprechen) durch das *a*-ähnliche zeichen (des umgekehrten r) *ɐ* bezeichnet haben, kann, wie ich glaube, mit grösserer wahrscheinlichkeit als jeder andre dem im auslaut der udätta-wurzeln erscheinenden grundsprachlichen vokal beigelegt werden: Bechtels *tera-*, Brugmanns *terə-*, Bezzenbergers *terɒ-* (woraus gr. *τεϱα*, skr. *tari-*), wofür man auch schreiben kann *terɐ-*, hätte demnach etwa wie engl. *terror* gelautet. Im neuengl. ist dieser vokal besonders häufig in unbetonten silben, die früher ein (in der schrift bis heute fortgeführtes) *r* enthielten, das vor seinem untergang ein hinteres *r* war. Wenn, wie oben vermutet, das indogerm. *a* entstanden ist wie der gleiche laut in ne. *stā(r)*, das mit ihm ablautende indogerm. *ō* wie der gleiche laut in ne. *stō(r)m*, dann kann der eben angesezte indogerm. laut in *terɐ-* (aus *tára$_{A}$a*) aus selbstlautend gewordenem hinteren *r* (oder auch, wie im engl. meistens, aus schwachem vokal + hinterem *r*) hervorgegangen sein. Der übergang dieses vokals im sanskrit in *i* wäre dasselbe „unrounding“, das dem selben unbetonten vokale in englischen mundarten oft begegnet, der übergang in den entsprechenden front-glide-vowel (wie in der in die gebildete sprache aufgenommenen aussprache der zweiten silbe von „*Mrs*“ für das ältere jezt „vulgar“ gewordene „*Missus*“ d[illegible] romane, d. i. *-səs* mit *ə* als vertreter des ursprünglichen *r*). Der übergang im griechischen in *α* ist leicht zu begreifen[1] und die entstehung des germ. *u* aus diesen laute begreiflicher, als es die aus jedem andern kurzen vokal ausser urspr. *o* und *u* wäre. Ebenso ist begreiflich der schwund dieses vokals. Im litauischen ist der auslaut der „zweisilbigen wurzel“ zwischen konsonanten geschwunden, dehnung des vorhergehenden *é* und *á* und gestossene betonung hinterlassend (s. Bezzenberger in seinen Btr. 17, 221 fgg., danach kurz Bechtel s. 227): *gér-vė* „kranich“ *γέϱα-νος*, *mél-žu* „melke“ vgl. got. *miluks*, *ántis* „ente“[2].

Den hochtonformen *eɪə* und *eʊə* stehn als untonformen *ī* und *ū* zur seite, von Saussure erklärt (aus *iə*, *uə*[3], die auch, neben *ɪa*, *ʊa*, als untonformen gegenüber den zweiten hochtonformen *ɪā*, *ʊā* erscheinen (vgl. Kretschmer, KZ. 31, 383 fg., *svādu-s* : got. *sūt-s*). Saussure hat nun als schwächungen von *erə*, *emə*, *enə* diesen *ī*, *ū* parallele grundsprachliche lange selbstlautende liquiden und nasale angenommen, die im sanskr. durch *īr*, *ūr*, *ān*, *a*, im europäischen verschieden, zum grossen teile durch liquiden oder nasale mit f o l g e n d e m langen vokal vertreten seien. „Die voraussetzungen, auf welche de Saussure seine aufstellung von idg. langen *r̥̄* (*m̥̄*, *n̥̄*) begründete“, haben Osthoff (Morph. unters. 4, IV) und Brugmann (Grundr. 1, 252 fg.) „im wesentlichen unbeachtet gelassen, dagegen die daraus gezogene folgerung ursprachlicher langer liquida (und nasalis) sonans bereitwillig anerkant“ (Kretschmer, KZ. 31, 400). Dass im sanskrit *īr*, *ūr*, *ān*, *a* die schwache stufe zu *ari*, *ami*, *ani* dar-

1) Ein *a* ist, wie auch aus starkem vokal *e* + hinterem *r* (westfäl. *dasken* „dreschen“) häufig aus unbetontem nhd. *-er* der schrift entstanden. Vgl. eine stelle der Flieg. blätter, die ich aus dem gedächtnis widergebe: Schalterbeamter: ... „macht in summa“ so und so viel. Bäurin: „In summa? Wie viel macht's denn nacha im winta?“.

2) Nach vorhergehendem tiefton (was selten vorkam, da es nach ursprünglicher regel statt *tòlə-* vielmehr *tlō̂-* heissen muste, s. s. 386 note [1]) scheint der laut algemein geschwunden zu sein, bevor dehnung in offner silbe eintreten konte, daher *τόλ-(μα)* neben *τελα-*, *ταλα-*.

3) wenn ich für den rest dieses abschnittes *ə* für Saussures *A* setzen darf.

stelle, ist unwiderleglich von Saussure bewiesen: dass jenen lautgruppen aber indogermanische lange liquida und nasalis sonans zu grunde liege, haben unabhängig von einander Kretschmer (a. a. o. 395 fgg.) und Bechtel (216—233) widerlegt, die auch beide gezeigt haben, dass jenen europäischen *rā, lā* (*rō, lō*), *mā, nā* (*nē*) vielmehr indoiran. *rā, lā, mā, nā* entsprechen.

Die schwächung der hochtonigen *ér, él, ém, én* vor vokalen war (s. o. s. 369, in Bechtels bezeichnung) *ər, əl, əm, ən*, woraus skr. *ir, ur, am, an*. Schwächung der hochtonigen *éra, éla, éma, éna* war demgemäss *əra, əla, əma, əna* (Bechtel *əra*, Kretschmer *ᵃrə* usw.). Im griechischen sind diese lautgruppen durch *αρα, αλα, αμα, ανα* vertreten, die Saussure (267. 273, Bechtel s. 230) nicht zu erklären weiss: *βάραθρον, τάλας, κάματος, θάνατος*. Im sanskrit entsprechen den griech. *αρα, αλα* in einzelnen fällen das erwartete *iri, uri, uli* (Bechtel 230 fg.)[1], in den meisten fällen jene *īr, ūr*. Dass der vokal in skr. *ir, ur, am, an* und in *īr, ūr, ām, ā(n)* qualitativ der gleiche ist, betonen beides Kretschmer und Bechtel als wesentlich und wichtig. Kretschmer sezt diese skr. *īr, ūr, ām, ā(n)*[2] unmittelbar = griech. *αρα, αλα, αμα, ανα*, und dieses halte ich für das richtige. Er bemerkt (KZ. 31, 402 oben, 409 unten), dass der wurzelauslaut skr. *i* „unter dehnung des vorangehenden vokals geschwunden" ist. Die dehnung in *īr* für *iri* usw. ist der gleiche vorgang wie in den eben gesehenen litauischen *ér, él, án* (auf welche auch Bechtel hinweist) aus idg. *era, ela, ana*. Bechtel nimt indessen, was ich nicht für richtig halte, s. 232 neben den idg. *əra* usw. eine gemeinindogerm. zweite schwächung an, deren resultat *ər̄* usw. war, die verbindung des „schwachen vokales mit der langen nasalis oder liquida consonans". Die Inder und Eranier, erklärt er (229), hätten „die dehnung von dem konsonanten auf den vokal verlegt"[3]. Ohne Saussure hätten wir hier schwerlich die zeichen *r̄, m̄* usw. gesehen, sondern statt dessen die sonst für konsonanten übliche doppelschreibung (oder ist der längenstrich gesezt um dem auge formen wie *çrəmmtó-*, > skr. *çrāntá-*, zu ersparen?). Die assimilation des *a* (oder auch des ihm zu grunde liegenden konsonanten) an die *r, m, n* würden wir, wenn vor konsonanten, um so eher vor vokalen erwarten, wo wir sie nicht sehn (vgl. oben s. 386, anm. [3])[4].

Eine zweite gemeinindogermanische schwächung der „zweisilbigen wurzeln" auf *-a* haben wir vielmehr in der der z w e i t e n hochtonform auf *-ā* ohne vorhergehen-

1) Parallele mögliche *ami, ani*, von denen Bechtel nichts sagt, sind von den ursprünglich hochtonigen *ámi, áni* nicht sicher zu scheiden; es gibt jedoch einige *īmi* (s. 205 fg.).

2) *ān* ward *ā* vor *t* in vortoniger silbe, *am* ward *an* vor dentalen (Joh. Schmidt, Plur. 170 fg., Bechtel 220 fg.).

3) „Dass die Eranier anteil nahmen", meint Bechtel, „geht aus ihrer mit der indischen übereinstimmenden behandlung der langen vokale hervor". Die Eranier haben avest. *ā* = skr. *ā* (*zata-*, skr. *jātá-* „geboren"), aber avest. *are* = skr. *īr* (*dareγa-* „lang" skr. *dīrghá-*, *arema-* „arm, hand", skr. *īrma-*). Liest Bechtel also *dāreγa-*? Oder ist ihm *are* = jenem skr. *iri*? Kretschmer erklärt dagegen (s. 396): „die vokallänge in *īr, ūr* ist also ausschliesslich indisch".

4) Im litauischen haben wir (nach Bezzenberger, Beitr. 17, 214 fgg.) als schwächung der „zweisilbigen wurzeln" vornehmlich *ur, ul, um*, die Bechtel den skr. *īr, ūr, ān* gleich sezt, neben lit. *ir, il, im, in*. Von urspr. *eua, eįa* hat das litauische (Bezzenb. 217 fgg.) noch die schwächungen *ur, ui*. Dies *ui* ist natürlich nicht das urspr. *ī*, sondern jüngere analogische speciell litauische schwächung: das *ə* wird vor seinem schwund im litauischen die *u*-färbung angenommen haben und diese ist dann in den *ur, ul, um, ui* auf den vorgehenden selbstlauter übertragen.

den vokal zur seite stehenden schwächung auf *a* (nicht *ə*), gr. *α* = skr. *i*, wie in *τέτλαμεν*, über welche Kretschmer s. 404 fg., der lateinische und germanische beispiele mit *a* beibringt, Bechtel kurz s. 206.

Zweiter teil: „Aus der lehre von den konsonanten".

9. kapitel „Die gutturale" (s. 291—380).

An stelle der einen Schleicherschen *k*-reihe nimt der verfasser mit Bezzenberger (Beitr. 16, 234 fgg.) und Osthoff (Morph. unters. 5, note s. 63 fg.) nicht zwei, sondern drei grundsprachliche lautreihen an:

1) eine *q*-reihe (*q*, *ʒ*, *ʒh*), Osthoffs „postvelare", Brugmanns „velare verschlusslaute mit labialisierung in den *u̯*-sprachen".

Im german. ist das nachgeschlagene *u̯* vor (vorgermanischem) *o*, *ō* (germ. *a*, *ō*) und *u*, *ū* lautgesetzlich verloren gegangen.

Im griechischen verlieren *q*-laute nach *υ* die labialisierung (s. 353, nach Saussure Mém. de la soc. de ling. 6, 161), wie in *λύκος*, *κύκλος*, *ὑγρός*, *βου-κόλος* (neben *ἱππο-* usw. *-πόλος*). Vor *o* lehnt Bechtel (s. 355) mit recht eine vertretung der *q*-reihe durch *κ*-laute statt durch *π*-laute ab (ausser der ion. stamform *κο-*, die in der enklise entstanden sein wird): Bugges zusammenstellung von *κόλπος* mit altschwed. *hvalfr* „wölbung" erklärt er für nicht zwingend (*κόλπος* ist vielmehr dem ahd. *halba* verwant). Vor *ε* und *ι* werden *q*-laute in einer bestimten dialektgruppe des äolischen, die Bechtel (s. 358) nach Fick „achäisch" nennen will, durch *π*-laute (ausser in thessal. *κις*, kypr. *σις*[1] = *τις*), im übrigen griechischen durch *τ*-laute vertreten. Worte der griechischen sprache, die *π*-laute vor *ε*, *ι* statt dieser erwarteten *τ*-laute zeigen (*πέτρα*, *βία* „gewalt", *βίος* „leben") müssen aus jener achäischen dialektgruppe stammen[2].

2) eine *k*-reihe (*k*, *g*, *gh*), Osthoffs „palatovelare", Brugmanns „velare verschlusslaute ohne labialisierung in den *u̯*-sprachen".

Das griechische allein gibt zu bemerkungen anlass. Während nach Brugmann *k*-laute ohne labialisierung vor *ε*, *ι* im griech. *κ*-laute bleiben, sind nach Bezzenberger (16, 248) und Bechtel (359) auch die *k*-laute vor *ε*, *ι* normalerweise durch *τ*-laute vertreten (*αἰτέω*, *δελφύς*, *Τελχῖνες*). Doch sind für diese reihe vor *ε*, *ι* tatsächlich *κ*-laute häufiger, wie in *κέλης*, *κέντρων*, *γέρανος*, *κεφαλή*: Bechtel will dieselben (s. 367), „fals" sie „nicht sämtlich aus anders vokalisierten formen eingeführt sind", als wirkungen einer Schuchardtschen „rein lautlichen analogie" erklären, was wenige werden acceptieren können. — Im äolischen hat die *q*-reihe in die *κ*-reihe übergegriffen (Bezzenberger 16, 253 fgg., Bechtel 361 fg.): labiale als vertreter dieser reihe müssen wider aus dem achäischen stammen, vor *ε*, *ι* (*ὀφέλλω*, *ἄμπελος* neben *ἀγκών*) und vor andern lauten (*πόνος* neben *διάκονος*, *βαστάζω*)[3].

1) Diese von haus aus untonige pronominalform muss also in diesem dialekte in der enklise das *u̯* verloren haben, bevor *ku̯* zu *π* werden konte.

2) Aber *ἐπίσταμαι*, das Bechtel (s. 361) wie Bezzenberger (16, 237) zu diesen worten stelt als „denominativum von **πιστο-* = skr. *cittá-* „verstand"", hat doch gewiss, der alten annahme gemäss, die präposition *ἐπι-* und gehört zur wurzel *στā-* wie „verstehn", ahd. *fir-stân*, *fir-stantan*, ae. *for-stondan*, ne. *under-stand*.

3) O. Hoffmann, Bezz. beitr. 18, 149 fgg., will aus dem einen thessal. *κις* schliessen, dass *q*-laute „in allen griechischen dialekten vor hellem vokale das *u̯* verloren" haben, dagegen die äolischen *π*-laute neben ionisch-dorischen *τ*-lauten,

3) Die *ç*-reihe (Bechtel schreibt mit Fick *ç*, *ź*, *źh*. Ich schreibe wie früher *c*, *ʒ*, *ʒh*).

Diese lautreihe, die die meisten mit mir für eine reihe palataler verschlusslaute gehalten haben (Die palatalreihe der idg. grundspr. Leipzig 1875) hält Bechtel (s. 370 fg.) mit Joh. Schmidt (KZ. 25, 134 fg., Urheimat der Indogermanen 8) und Fick (Vgl. wb. [4]) für eine grundsprachliche reihe palataler spiranten. „Welchen weg die palatalen spiranten zurückgelegt haben um bei den westeuropäischen gutturalen verschlusslauten anzugelangen, entzieht sich der erkentuis". Bechtel sagt zunächst gar nicht, welchen lautwert er seinen „palatalen spiranten" beigelegt wissen will. Meint er den palatalen spiranten *χ* (wie in nhd. *ich*) mit einem dazu gehörigen tönenden *γ* und aspirierten *γh*? Dann wären diese spiranten im westeuropäischen unmittelbar, ohne zwischenstufe, in verschlusslaute übergegangen, zunächst in palatale verschlusslaute, die dann neben nicht palatalen lauten zu velaren wurden: der übergang tonloser spiranten in tenues ist nicht selten, der tönender spiranten in medien sehr geläufig (vgl. das anlautende *g* des niederdeutschen, das erst neuerdings in einem grossen teil des gebietes media geworden ist aus älterem im nnl. erhaltenen spiranten). Bechtel aber meint gewiss, nach den von ihm verwanten zeichen zu schliessen, den laut des skr. *ç* (= poln. *ś*) und dazu gehörige tönende *ź*, *źh*. Diese mouillierten oder palatalen *ś*-laute wären dann zunächst zu *χ*-lauten geworden (wie im spanischen geschehen) und diese auf dem eben angegebenen wege zu *k*-lauten.

Ich kann mich der auffassung Bechtels nicht anschliessen. Eine ursprüngliche (nicht aus einer reihe von verschlusslauten erwachsene) reihe palataler spiranten, aus tonlosem, tönendem und tönendem aspirierten gliede bestehend, könte erst angenommen werden, wenn auch andre dreigliedrige spirantenreihen, oder mindestens eine solche nachgewiesen wäre, neben dem dentalen *s* ein *z* und ein *zh* (wol zu merken ein vom *s* von haus aus geschiedenes, nicht aus ihm in tönender umgebung hervorgegangenes *z* [1]). Eine dreigliedrige spirantenreihe, die palatale, eine für spiranten abnorme tönende aspirata mit umfassend, ohne parallele spirantenreihen, aber neben den dreigliedrigen reihen der verschlusslaute, könte zunächst nur aus einer älteren reihe von affrikaten, *ts*, *dz*, *dzh*, hervorgegangen sein, welche laute nirgends ursprünglich sind, sondern aus palatalen verschlusslauten erwachsen zu sein pflegen. Diesen schluss zieht Bechtel nicht. Es wäre also nur die ost-indogerm. wandlung der

wo ihnen lateinische und germanische *p*-laute entsprechen, aus urspr. *kr*. *gr* *ghr* erklären. Dies lezte könte in einigen oder allen fällen richtig sein. Hoffmann weist hin auf *ϑήρ* = äol. *φήρ* (aus *ghṷer-* : ostslav. *zvěri* mit *zv* als ergebnis der zweiten slavischen palatalisierung, nicht *z*, während das westslav., poln. *zwierz*, [illegible] und das lit. *źvėri-s* auf palatalen anlaut, wie ihn Hoffmann für das wort annimt, *zhṷēris*, zurückweisen). Aber woher sollen denn die übrigen äol. *π*-laute vor hellen vokalen stammen, denen nicht lat. germ. *p*-laute, sondern *qu*-laute entsprechen? Die beschränkung auf lat. germ. *p*-laute ist schwerlich haltbar: Hoffmann hat [illegible] ein loch in seine regel gerissen, indem er auch dem zahlwort „vier" trotz lat. *quattuor* den urspr. anlaut *kr* statt *q* zuerteilt (äol. *πίσυρες* für *[illegible] aus der schwachen form *kutr-*, wie *φιτύω*, *ἰϑύς* aus **φιτυω*, **ἐϑυς* usw.?). Die [illegible] würde gewiss sein, dass alle *q*, *ʒ*, *ʒh* für ursprüngliche *k*, *g*, *gh* — [illegible] den (über *κις* s. o. s. 389 note [2]). [Ursprüngliche *q* + *v* nimt O. Wiedemann in indogerm. forschungen 1, 256.]

1) Bartholomaes indogerm. *zh*, das, wenn begründet, eine solche [illegible] entwickelung gewesen wäre (*gzh*, *bzh* aus *gh*, *bh* + *s*), ist nach K[illegible] bemerkungen KZ. 31, 433 fg., von Bartholomae selbst zurückgenommen [illegible] 1, 313.

palatalen verschlusslaute zu einer gemeinindogermanischen gemacht, im übrigen nichts gewonnen: das westeuropäische wäre nur auf einem weiten umwege[1] wider zum ausgangpunkte zurückgekehrt. Bechtel hält die annahme einer gemeinindogermanischen palatalen spirantenreihe darum für notwendig, weil die griechischen κ, γ, χ dieser reihe nicht durch folgende palatale vokale ε, ι gewandelt werden: er meint darum, die sprossen der ç-reihe könten nicht verschlusslaute gewesen sein zu der zeit wo die sprossen der *k*- und der *q*-reihe vor palatalen vokalen palatalisiert wurden. Ich glaube nicht, dass wir in einem so komplicierten falle wie diesem mit sicherheit sagen können, dass wir alle möglichkeiten des lautwandels übersehen: es kann sehr leicht ein fehler in der rechnung bestehn. So kann in unserm falle der fehler leicht da liegen, wo wir einen schwachen punkt bemerken, in der von Bechtel angenommenen vertretung der *k*-reihe vor ε, ι im griechischen. Die κ-laute der κέλης, γέρανος, in denen Bechtel die unregelmässigkeit sieht, könten mit Brugmann die regelrechten vertreter dieser *k*-reihe, die τ-laute in αἰτέω und genossen dagegen die regelrechten vertreter der *q*-reihe sein, und die unregelmässigkeit entweder in diesen vorgriechischen *q*, ʒ, [illegible] oder in den aussergriechischen vertretungen dieser *q*-reihe liegen[2]. Die *k* (entsprechend überall die medien und aspiraten) wären dann vor ε, ι zu palatalen *k̑*, gleichzeitig (wie im ostslavischen) die *kṷ* (alte *kv*, wie alte q^u, die zusammengefallen waren) zu palatalen *k̑ṷ'* geworden: diese palatalen *k̑ṷ'* (aus welchen achäisch [illegible]) wären darauf im nicht achäischen griech. zu *t'ṷ*, woraus τ, umgesprungen, während die palatalen *k̑* im übrigen blieben und mit den grundsprachlichen palatalen zusammenfielen.

Angenommen jedoch, dass Bechtels prämissen richtig, so müste ich seine schlussfolgerung bis auf weiteres gelten lassen. Aber ich würde dieselbe doch nur gelten lassen können für das griechische, nicht, wie Bechtel will, für das gemeinindogermanische. Brugmann in seinem Grundriss § 380 nahm einen dialektischen unterschied in der behandlung der palatalen (Bechtels ç-laute) für die indogerm. grundsprache an. Ich halte dieses für richtig. Diese differenz braucht für die grundsprache in nichts anderem bestanden zu haben, als dass im westen reine palatale verschlusslaute *k̑*, *ǵ*, *ǵh*, im osten diese laute mit nachgeschlagenem *ị* oder *j* gesprochen wurden, *k̑ị*, *ǵị*, *ǵịh'* (ebenso wie das gemein-englischfriesische ein solches *k̑ị* gehabt hat = ae. *ce*, an stelle des spätern engl. *ch*, fries. *tz*, *sth*, *sz* usw.). Das griechische würde sich, wenn Bechtel recht hat, zum osten gestelt haben. Die weitere entwickelung wäre im osten gewesen $\hat{k}j > t'\acute{s} > \acute{s}$ (oder stellenweise vielleicht $\hat{k}j > t'\chi' > \chi$), entsprechend $\acute{g}j > d'\acute{z} > \acute{z}$ (oder $\acute{g}j > d'\gamma' > \gamma$): im griech. wären endlich die palatalen spiranten auf dem oben angegebenen wege zu verschlusslauten κ, γ geworden[3]. Es könten auch wol jene *k̑ị* oder *k̑j* gemeinindogermanisch gewesen sein: im italischen, keltischen, germanischen wäre dann die palatale affektion aufgegeben, ebenso wie heute auf Seeland die gemeindänischen *k̑j*, *ǵj* (*kj*, *gj* der schrift) zu *k̑*, *ǵ* geworden sind. Anzunehmen, dass die westeuropäischen verschlusslaute auf

1) $\hat{k} > \hat{k}j > t\acute{s} > \acute{s} > \chi >$ k.

2) So könten z. b. ae. *cilfor-lamb*, ahd. *chilburra* „lamm", aus denen auf ursprünglich *g* für δελφύς, ἀδελφεός und zubehör geschlossen wird, den anlaut *k* für *kw* von ae. *cealf*, ahd. *chalp* übernommen haben.

3) Der tönende aspirierte spirant *źh* zur tonlosen aspirata $\chi = kh$ nicht auf dem wege $\gamma h > \chi h > kh$ (wenn γ, χ wie oben den tonlosen und tönenden spiranten bezeichnen), denn *χh* wäre gewiss mit χ zusammengefallen, sondern auf dem wege $\gamma h > gh > kh$.

demselben umwege wie die griechischen entstanden seien, ist (wenn Bechtel für dsa griech. recht hat) ebenso wenig notwendig, als es um des schwedischen *tχ'* (*tś*, *tš*), *j* willen nötig wäre anzunehmen, die seeländischen *k'*, *ǵ* seien zunächst aus palatalen spiranten *χ'* oder *ś* mit dazu gehörigem tönenden hervorgegangen.

Bechtel nimt (s. 364 fgg. 370 fg.) mit Joh. Schmidt einen zusammenhang zwischen den griechischen *τ*, *δ*, *ϑ* als vertretern der beiden ersten reihen und den indoiranischen und slavischlitauischen palatalen an. Die grundsprache, meint er (371), habe eine palatale *q'*-reihe und eine palatale *k'*-reihe gehabt (vor palatalen vokalen an stelle der *q*- und *k*-laute), für eine dritte palatale *k'*-reihe an stelle der Bechtelschen *ç*-reihe sei kein raum. Dieses lezte argument ist nicht zwingend: waren diese ältesten palatale schon zur stufe *k^i* (*kj*) vorgerückt, dann könte daneben wol eine vom parasiten noch nicht afficierte *k'*-reihe aufkommen. Aber dass die beiden reinen palatalreihen, die *q'*-reihe und die *k'*-reihe, wie in Westeuropa geschehn, reinlich auseinander gehalten wären, scheint mir höchst unwahrscheinlich. Ein palatales oder mouilliertes *q'* hätte auch schwerlich den labialen nachschlag *u̯* erfahren, den das *q* in Europa ohne das slavisch-litauische erfahren hat. Sicherer würde es dann sein, wie eventuell die palatale affektion der *c*-reihe (*k^i* oder *kj*), ebenso die labiale affektion der *q*-reihe schon der grundsprache als gemeinindogermanisch zuzuschreiben, *q^u* oder *qv* (woraus vor palatalen vokalen *q'^u* oder *q'v*)[1]: die labiale affektion wäre im osten nachträglich wider geschwunden wie die palatale im westen.

Den zusammenhang zwischen der griechischen palatalen affektion der beiden hinteren *k*-reihen und der indo-iranischen will ich durchaus nicht bestreiten, da lautwandlungen bis in die späteste zeit über die grenzen von dialekten und sprachen hinweg sich verbreiten können: jedenfals ist dieser palatalismus jünger als die affektion der grundsprachlichen palatalreihe. Ein terminus ad quem für das eintreten jener affektion im osten ist die indoiranische wandlung des *e* in *a*. Im slavisch-litauischen hat noch das gemeinslavolit. *ĭ*, das an stelle des Bechtelschen *ə* erscheint, *k*-laute in derselben weise beeinflusst wie die älteren *e* und *i*. Im griechischen steht, wenn, wie ich zu glauben geneigt bin, Brugmann gegen Bezzenberger und Bechtel recht hat, natürlich nicht allein die affektion des *q^u* und *kv*, die zu *τ* führte, sondern ebenso die durch diese vorausgesezte affektion des *k* zu *k'* (s. o.) in *κέλης*, *γέρανος* mit der indoiranischen und slavolitauischen palatalisierung beider hinteren *k*-reihen in zusammenhang. Mie diesen griechischen palatalen, die *κ*, *γ*, *χ* blieben, verhielt es sich genau ebenso wie mit den speciell litauischen *k*, *g* vor palatalen vokalen, die auch reine palatale verschlusslaute geblieben sind. Der grundsprache jedoch kann diese im osten geschehene affektion dieser beiden reihen nicht mit sicherheit zugeschrieben werden. Bei ansetzung grundsprachlicher formen darf sie (bei dem jetzigen stande unserer kentnis) nicht in der schrift bezeichnet werden, denn solte sie bereits indogermanisch gewesen sein, so wissen wir nicht, ob nicht auch (wie im heutigen russischen) alle möglichen andern laute durch folgenden palatalen vokal mouilliert oder palatalisiert worden sind, so dass wir, wenn wir *q'*, *k'* vor *e*, *i* schreiben, vor denselben vokalen auch *t'*, *p'*, *ń*, *m'*, *ś* usw. schreiben müsten.

Das lezte 10. kapitel (s. 380—390) lehrt in der überschrift: „*l* gehört der ursprache an“. Dies folgt aus „Fortunatovs regel“ (Bezz. beitr. 6, 215—220),

1) Sezt man dieses *^i*, *^u*, so kann man sich mit éiner reihe von zeichen, ***k***, ***g***, ***gh***, begnügen: *g^uḕni-s*, *ék^irò-s* usw.

nach welcher *l* + dental im sanskrit mit schwund des *l* durch den lingual vertreten wird (*aṇi-* „achsennagel“ aus *alni-*, ahd. *lun; paṭala-* „dach, hülle, decke, schleier“, aus *pelt-*, gr. πέλτη, altn. *feldr* „decke“; *puṭa-* „falte“ aus *pl̥to-* oder Bechtels *pᵘlto-*), während *r* + dental im skr. unverändert bleibt. Ausnahmen von der regel sucht Bechtel auf den lezten seiten 385 fgg. zu erklären, entweder durch geschehene dialektmischung innerhalb des indischen oder durch systemzwang (wie wenn das part. *pūrṇá-* „voll“ das *r* seines wurzelverbs, präs. *píparmi* „fülle“ festgehalten hat. Ich glaube eher, dass *ūr* aus *əlз* überhaupt auszunehmen ist, da hier der dental ursprünglich nicht unmittelbar folgte, *ū'rṇā* „wolle“, *mūrdhán-* m. „haupt“ ae. acc. *moldan* m. „scheitel“).

Die nach dem vorwort gestrichenen kapitel und namentlich den „anhang über den ursprachlichen accent“ möchten wir dem verfasser nicht gänzlich schenken: hoffentlich kann er uns einmal in der folge seine gedanken und seine resultate auch betrefs dieser probleme in einer gestalt vorlegen, die ihn selbst und uns befriedigt, wie das, was er uns in dem vorliegenden buch gegeben, wenn auch wol nicht alle, doch hoffentlich die meisten leser und jedesfals den unterzeichneten referenten im grossen und ganzen befriedigt und dem verfasser zu dank verpflichtet hat.

Einige zu ende des buches nicht berichtigte druckfehler, die ich mir bemerkt habe, sind: s. 114, z. 3 v. o. lies *altn.* (oder *aisl.*?) statt aesn. S. 226 in der note l. 213 statt 253. S. 328, z. 10 v. o. l. *kʳ* statt *kᵛ*. S. 340, z. 15—17 waren nicht die *k* unter südeurop., die *kᵘ* unter germ. zu setzen, sondern die beiden reihen *k*, *kᵘ* usw. ohne zwischenraum zusammenzudrucken.

FREDERIKSBERG (KOPENHAGEN), FEBR. 1892. HERMANN MÖLLER.

Die Vǫlsungasaga. Nach Bugges text mit einleitung und glossar herausgegeben von **Wilhelm Ranisch.** Berlin, Mayer & Müller. 1891. XVIII, 216 s. 8. m. 3,60.

Die bestimmung der vorliegenden ausgabe ist, wie der herausgeber im vorwort bemerkt, „für lehrzwecke, insbesondere für die erste nordische lektüre“ zu dienen. Aus persönlicher erfahrung möchte ich der verwendung der Vǫlsungasaga für den angedeuteten zweck, trotzdem sie den nicht gering anzuschlagenden vorteil bietet, dass sie den anfänger in einen ihm teilweise bekanten stofkreis einführt, nicht unbedingt das wort reden. Dass die Vǫlsungasaga den älteren Íslendingasǫgur stilistisch weit nachsteht, ist bekant. Bedenklicher aber ist ein anderer mangel, der unmittelbar aus der entstehungsweise der saga hervorgeht. Als paraphrase von alten, vielfach bearbeiteten und interpolierten liedern, die dem sagaschreiber häufig genug nicht mehr verständlich waren, ist die erzählung ohne fortwährende hinzuziehung und vergleichung der zu grunde liegenden strophen, die doch dem anfänger nicht zugetraut werden kann, weder überall leicht fasslich noch besonders genussreich. Und nun gar in den partien, wo durch die grosse lücke des Codex Regius die vergleichung der quellen versagt, lässt sich die erzählung häufig nur unter der voraussetzung verstehen, dass der verfasser strophen, deren zusammenhang und sinn ihm unklar waren, in ungefährer prosaischer umschreibung ihres wortlautes widergegeben hat. So kann ich in den kapiteln 28 und 29, besonders im lezten, oft nur ein zusammenhangsloses gestammel entdecken, womit sich „für die erste nordische lektüre“ nicht viel anfangen lässt.

Doch soll durch dieses bedenken das verdienst des herausgebers nicht geschmälert werden. Als einzige zugleich ausführliche und zusammenhängende quelle für die nordische gestalt der Nibelungensage verdiente die saga eine handliche neue ausgabe. Bugges text in den „Norröne skrifter af sagnhistorisk indhold“ (Det norske oldskriftselskabs samlinger VIII) ist nicht leicht mehr zu beschaffen und entbehrt sowol einer einleitung[1] als eines glossars, während Wilkens ausgabe (1878) sich über zwei bände erstreckt (das glossar erschien 1883 besonders) und überdies wegen ihrer verwirrenden einleitung dem anfänger nicht empfohlen werden kann. Ranisch gibt nach einer einleitung, die meines erachtens den am wenigsten befriedigenden teil der ausgabe bildet, einen abdruck des textes (s. 1—79) und ein ausführliches glossar (s. 80—212) nebst namenverzeichnis (s. 213—16).

Der text ist ein mit Bugges genehmigung veranstalteter abdruck des in den „Norröne Skrifter“ veröffentlichten, doch in der orthographie verschiedentlich von diesem abweichend. Ranisch verwendet die typen *ǫ, ø, ó* (= *œ*), *ę́* (= *æ*), braucht *þ* auch im in- und auslaut, *s* statt *s* nach *ll* und *nn* (mit nicht streng durchgeführter vereinfachung des vorhergehenden consonanten), ferner *z* statt eines dentals + *s* und in der medio-passiven form des verbums (also z. b. *ílska, menskr; sverz, ǫz; hafaz*). Über die consequenz dieser orthographie liesse sich bekantlich mit dem herausgeber rechten, zumal auch die verse sich derselben haben fügen müssen; ich unterlasse es jedoch auf diese frage weiter einzugehen. Von den besserungsvorschlägen, welche Bugge in seiner ausgabe unter dem texte, in den anmerkungen hinter dem texte und auf dem umschlag in den „tillæg og rettelser“ bietet, sind viele mit recht aufgenommen, und der herausgeber hätte bei einem für anfänger bestimten buche in der herstellung eines lesbaren textes ruhig noch etwas weiter gehen können. Freilich war die grenze schwer zu ziehen, wenn von dem eigentlichen plane, einen reinen abdruck des Buggischen textes zu geben, einmal abgewichen wurde. Als beispiel erwähne ich c. 29, z. 113 (Bugge 153[27]), wo Sigurþr, indem er seine unauslöschliche liebe zu Brynhildr, auch nach seiner vermählung mit Guþrún, beteuert, u. a. äussert: *en af mér bar ek, sem ek mátta, þat er ek var í konungshǫll, ok unþa ek þrí þó, at vér várum ǫll saman* usw. Ich kann der stelle nur dann einen vernünftigen sinn abgewinnen, wenn man die von Björner vorgeschlagene, von Bugge fragend wider aufgenommene conjektur acceptiert: *mátta, þá er ek var* (so auch Wilken und G. Vigfússon Cpb. II, 539), oder nach Bugges vorschlag in den „tillæg“ *þat* ganz streicht. Die deutung der überlieferung in Ranischs glossar s. v. *bera* (s. 91[b]) vermag ich nicht recht zu verstehen; richtig übersezt Edzardi: „doch unterdrückte ich es, soviel ich vermochte, dieweil (= *þá er* oder *er*) ich im königssaale war“. Zum absoluten gebrauch von *bera af sér* in der hier geforderten bedeutung „sich in etwas finden, sich über etwas hinwegzusetzen suchen“ vgl. z. b. Laxd. c. 76 (ed. Kålund 283[11]): *Guþrúnu þótti mikit fráfall Þorkels, en bar þó skǫruliga af sér;* weitere beispiele bei Fritzner[2] I, 128[a]. In diesem wie in manchen [illegible] fällen hätte dem zweck der ausgabe die aufnahme einer leichten emendation [illegible] entsprochen als die beibehaltung einer nicht oder schwer verständlichen lesart. [illegible] leicht wäre es auch wünschenswert gewesen, in den dem texte einverleibten [illegible]

1) Noch der umschlag des dritten heftes der „Norröne Skrifter“ (1873) [illegible] tung, die u. a. untersuchungen „om vedkommende sagaer, sange og sagn“ [illegible] danken Bugge so viel, dass ihn zu mahnen undankbar erschienen könte. So möge [illegible] der wunsch hervorwagen, dass auch diese einleitung uns noch einmal die reiche beisteuer [illegible] spende, ohne welche keiner von einer Buggischen arbeit sich trent.

erhaltener und verlorener lieder sichere metrische besserungen nicht zu verschmähen, also z. b. str. 22[4] *riþ himni* in *riþ himin* zu ändern, das auch sprachlich den vorzug verdient (vgl. Vsp. 57[8]. Hyndl. 42[2]. Helg. Hund. II, 38[10] u. ö.), sowie andererseits metrisch verderbte zeilen irgendwie als unrichtig zu bezeichnen, wie z. b. str. 23[7] *bliku reiþi* (*reið* Cd.). Unter dem texte ist auf die quellenstellen verwiesen, dagegen sind die handschriftlichen lesarten, wo der text von ihnen abweicht, nicht verzeichnet.

Im glossar liegt entschieden der schwerpunkt von Ranischs arbeit. Der herausgeber hat es „in nahem anschluss an Wimmers musterglossar zum (sic!) Læsbog (sic!) gearbeitet". Ohne sein muster zu erreichen, darf es doch als sorgfältig, verständig und seinem zwecke durchaus entsprechend gerühmt werden. Die bedeutungen sind, soweit ich nachgeprüft habe, in guter anordnung aufgeführt, schwierigere ausdrücke volständig übersezt, die nötigen grammatischen fingerzeige hinzugefügt, sodass es den anfänger kaum irgendwo im stiche lassen dürfte. Willkommen sind auch die gotischen entsprechungen; hie und da wird auch auf andere germanische sprachen verwiesen (so s. v. *afl*, *afla*, *apaldr*, *árdagar*, *blautr*, *rekkr*), doch ohne ersichtliches system, unter *aka* wird gar lat. *agere* angezogen. Richtiger wäre es gewesen, wenn der herausgeber sich aufs gotische beschränkt, hier aber nach möglichster volständigkeit gestrebt hätte. Für den anfänger ist es ferner verwirrend, dass nicht geschieden ist zwischen völliger identität der got. und an. wörter und loserem zusammenhange. Gegen eine formel wie *á* (got. *ana*), *akr* (got. *akrs*)[1], *bjarga* (got. *bairgan*) ist nichts einzuwenden; aber bei *báþir* (got. *bajôþs*), *berg*, *bjarg* (got. *bairgahei*), *dauþi* (got. *dauþus*) u. ä. wäre ein „vgl." als warnungstafel wol am platze gewesen. Vor allem aber wie gesagt hätte der herausgeber den gotischen wortschatz noch eifriger ausbeuten können. Beim durchblättern des glossars sind mir die folgenden got. entsprechungen aufgestossen, die nach Ranischs system hätten angeführt werden sollen: *aldr* (vgl. got. *framaldrs* adj., ein bahuvrîhi-compositum?); zu *aumligr* vgl. got. *arms* (Noreen Ark. 6, 313 fg.); *band:* vgl. got. *bandi; blauþr:* vgl. got. *blauþjan; blómi:* got. **blôma*[2]*;* zu *dul* vgl. got. *dwals* und seine sippe; *eigna:* got. *ga-aiginôn; einnherrr:* vgl. got. *ainhwarjizuh; eyþa:* vgl. got. **auþs; fár:* vgl. got. **fêrja* „nachsteller"; zu den compositis mit *fjǫl-* waren die entsprechenden mit got. *filu-* heranzuziehen; zu *flár* wäre dem anfänger eine verweisung auf got. *ga-þlaihan* nützlich; [*frá:* got. *fra-* findet sich nur in der zusammensetzung]; *friþa:* got. *ga-friþôn: fyrirkoma:* got. *fauraqiman; gálgi:* got. *galga; gaman* doch wol = got. *gaman κοινωνία* II Cor. 13, 13 (s. Kluge, Kuhns ztschr. 26, 70. J. Schmidt, Idg. neutra s. 25); *gaumr:* vgl. got. *gaumjan; gipta:* vgl. got. *fra-gifts;* zu *gneipr* dürfte got. *ganipnan* zu vergleichen sein; *gnótt:* vgl. got. *ganôhs; gramr:* vgl. got. *gramjan; hamr:* vgl. got. *-hamôn; heit:* got. *ga-hait;* zu *hekla* wäre zu verweisen auf got. *hakuls* (an. *hǫkull*); *hepta:* got. *haftjan; hljóta:* vgl. got. *hlauþs* stm.; zu *hljóþr*, *hlýþa* vgl. got. **hliuþ* stn.? (an. *hljóþ*); *hlógja:* got. *uf-hlôhjan; krista:* vgl. got. *-krisjan; keyra* entspricht lautlich genau dem got. *kausjan*, und auch die bedeutungen lassen sich vermitteln; *leyna:* got. *ga-laugnjan (sik); lifna:* got. *aflifnan; liki:* got. *ga-leiki: línbrók:* vgl. got. *lein;* zu *ljóþ* vgl. got. *liuþôn*, *liuþareis; menzkr:* got. *mannisks; mettr:* zu got. *matjan; mýkja:* vgl. got. *múka-môdei:*

1) *arkrs* 83b ist ein unschädlicher druckfehler. Bedenklicher ist s. v. *bitr:* got. *beitrs:* lies *baitrs*.

2) Belegt ist nur acc. pl. *blômans*, doch vgl. ausser an. *blómi* auch ags. *blóma*, as. *blômo*, ahd. *bluomo*.

ofr (od. *of*): vgl. got. *ufjô* „überfluss“ II Cor. 9, 1; *reyrteinn:* vgl. got. *raus;* zu *salr* vgl. got. *saljan* „wohnen“; *seinn:* vgl. got. *sainjan; síþr* adv. comp.: got. *þana-seiþs; skaþi:* vgl. got. *skaþis; snarpr:* vgl. got. *at-snarpjan; snjór:* got. *snaiws; sporþr* ist wol = got. *spaúrds;* zu *staka* vgl. got. *hleiþra-stakeins,* auch * *staks* (*stakins*)?; *svelta* swv.: vgl. got. *swiltan* (an. *svelta, svalt*); zu *taka* vgl. got. *têkan; traust:* vgl. got. *trausti; úborinn, úkunnr, úviss*[1]: got. *unbaúrans, unkunþs, unweis;* zu *únýtr, úvitr, úvęnn* vgl. got. *unnuts, unwita, unwêniggô; ullarlagþr:* zu got. *wulla; vargr:* got. *launa-wargs; vé:* vgl. got *weihs; vist:* zu got. *wisan* (an. *vera*); *víti:* vgl. got. *fra-weit, id-weit; vęnta:* vgl. got. *wênjan* (an. *væna*); *þerra:* vgl. got. *gaþairsan; þó* = got. *þáuh* (ags. *peáh*); *þorpari:* zu got. *þaúrp* (an. *þorp*); zu *þrútna* vgl. got. *þrûtsfill, us-þriutan* (an. *þrjóta*); *þverliga:* vgl. got. *þwaírhs; þyrft:* got. *þaúrfts;* zu *þytr* vgl. got. *þut-haúrn; þǫkk:* vgl. got. *þagks; ęvi:* vgl. got. *aiws; ǫndverþr:* got. *andwaírþs.* Hiermit sei die liste geschlossen, obwol gewiss noch manches übersehen ist.

Indem ich einzelne bemerkungen zum glossar, die sich natürlich unschwer machen lassen, unterdrücke, hebe ich noch einmal ausdrücklich hervor, dass ich dasselbe trotz der gerügten ungleichmässigkeiten als eine rühmenswerte und nutzbringende arbeit betrachte.

Leider kann der einleitung nicht dasselbe lob gespendet werden. Ranisch bemerkt über sie im vorwort, sie solle „einen überblick über die nordische Nibelungendichtung bis auf die Vǫlsungasaga“ geben, unter besonderer benutzung von Müllenhoffs abhandlungen in der Ztschr. f. d. a. 10, 146 fgg. 23, 113 fgg. und dem (inzwischen erschienenen) kommentar zu den eddischen Sigurþsliedern (Deutsche altertumskunde V, 2); manches eigene sei „freilich mehr behauptet, als bewiesen“. Schwerlich dürfte diese angabe über zweck und anlage der einleitung zugleich auch ihre rechtfertigung enthalten. Was man an erster stelle in einer einleitung zu einer neuen ausgabe der Vǫlsungasaga zu finden hoft, eine erörterung der litterargeschichtlichen stellung des denkmals, sucht man vergebens; denn die hastigen notizen am schlusse (s. XVIII), zwanzig zeilen, können gewiss nicht dafür gelten. Von der überlieferung, dem verhältnis der saga zur liedersamlung, zur Ragnarssaga, zur Þidrekssaga, zu den rímur, ist nicht oder kaum die rede. Statt einer wünschenswerten zusammenstellung der litteratur über die saga wird der „anfänger“ in einer schlussnote abgespeist mit einem hinweis auf meine untersuchungen über die Vǫlsungasaga in den Beiträgen und die einleitung zu Edzardis nicht näher namhaft gemachter übersetzung — und ist so klug noch wie zuvor, fals er nicht Edzardis ausgezeichnete einleitung hinzunimt. Andererseits darf billig bezweifelt werden, ob demjenigen, der Ranischs buch als „erste nordische lektüre“ benutzen soll, mit dem zwar vielfach ansprechenden, aber nirgends über blosse andeutungen und vermutungen hinauskommenden chronologischen überblick über die eddische Nibelungendichtung gedient ist, der den grösseren teil der einleitung bildet (s. XI--XVIII). Ranisch unterscheidet von den alten liedern des 10. jahrhunderts — Reginsmál, Fáfnismál, Sigrdrífumál, das lied (oder die lieder), das c. 26. 27 der Vs. zu grunde liegt, Brot af Sig., das fast volständig sein soll, anfang und schluss der Sig. skamma, Atlakviþa, Hamþismál — die gedichte einer zweiten, um 1000 anhebenden litteraturepoche, [illegible]-

1) Doch ist in der bedeutung „ungewiss“ wol *úviss* anzusetzen und in diesem falle got. *[illegible] zu vergleichen. Entsprechend wären s. v. *viss* die bedeutungen 1) und 2) zu trennen als [illegible] got. -[illegible] und *viss* (got. *-*wiss*). Mit recht nimt Bernhardt *unwisamma* I Cor. 9, 26 (die einzige stelle, [illegible] das wort findet) als schreibfehler für *unwissamma*.

lationsgedichte, prophezeiungen, ausmalungen von rührenden situationen (s. XIV—XVII). Als jüngstes unter den heldenliedern der Edda gilt ihm mit recht die rein dialogische Grípisspá (s. XVII fg.). Manche gute und fördernde bemerkung fliesst dabei unter, kann aber eine blosse aneinanderreihung von behauptungen über eines der schwierigsten litterarhistorischen probleme an ungeeignetem orte nicht rechtfertigen. Was nützen dem anfänger annahmen, wie die der interpolation von Fáfn. 41 (s. XII anm. = DA V, 367), die kritische sichtung der Sig. sk. (s. XIII, vgl. DA V, 373 fgg.), die erörterung über das gegenseitige verhältnis der drei Guþrúnlieder (s. XVII, vgl. DA V, 370. 392. 396 fgg.) usw., wenn er sich nicht bei Müllenhoff die nähere begründung sucht? In einer besprechung der Deutschen altertumskunde V, 2 komme ich auf einige der hier berührten fragen zurück. Zu Ranischs deutung von Sig. sk. 34—41 (s. XV fg.), die ihm soweit ich sehe eigentümlich ist, darf ich auf diese ztschr. XXIV, 25 fgg. verweisen.

Der erste teil der einleitung (s. V—XI) skizziert die vorauszusetzende fränkische gestalt der Nibelungensage, sowie die speciell nordischen umgestaltungen derselben, die zwischen der ersten aneignung der sage und der eddischen dichtung liegen. In allen hauptpunkten schliesst Ranisch sich an Müllenhoff an, sodass auch für mich zum widerspruch nur in einzelheiten eine veranlassung vorliegt. Auf die Brynhildr-Sigrdrifafrage einzugehen darf ich mir durch einen hinweis auf diese zeitschrift XXIV, 1 fgg. ersparen. Mit Müllenhoff verlegt Ranisch auch den wesentlichen inhalt von c. 1 und 2 der Vs. in die fränkische sage: dem gegenüber beharre ich bei meinem widerspruch (s. Pauls Grundr. II, 1, 24). Weder für die erzählungen von Sigi und Rerir, deren namen schon genügend ihren nordischen ursprung verraten, noch für die abstammung des Welsungengeschlechtes von Óþinn lassen sich in der deutschen sage die leisesten andeutungen entdecken, und Müllenhoff gelingt nur durch die annahme einer lücke in der überlieferung, die Ranisch s. VI „nicht unbegründet“ findet, die herstellung eines verständigen zusammenhanges. Gegen meine behauptung, dass der ἐπώνυμος des geschlechtes, Walis, der ältesten fränkischen sage auch als der stamvater desselben gegolten habe, wendet Martin in seiner besprechung der betreffenden lieferung des grundrisses (diese ztschr. XXIII, 369) ein, dass dessen name weiter zurück deute, der „echte“ sei doch der echte abkömmling und man frage natürlich, wessen? Aber Walis (got. *walis*) bedeutet zunächst nicht „echt“, sondern „auserlesen“, wie die etymologie und die verwendung des got. adjectivs[1] lehren: leider steht die bildung in den germanischen sprachen vereinzelt (doch s. Müllenhoff, Ztschr. f. d. a. 23, 172 fg.), sie schliesst sich aber ungezwungen an griechische adjectiva wie ἀληθής „unverhohlen“, ἀπευθής „unerforscht“, die mit der für ein westgerm. **walis* (ags. *Wæls*) vorauszusetzenden suffixbetonung die bedeutung des part. perf. pass. verbinden. Brugmanns ausspruch: „adjectiva von der art des gr. ψευδής δυσ-μενής sind [im germ.] wol nicht vorhanden“ (Grundriss II, 395) bedarf demnach einer einschränkung. Weshalb nun der stamvater eines geschlechtes nicht „der auserlesene“ heissen solte, ist nicht abzusehen. Ein *Welisung* als patronymicum zu **Walis* (ZE nr. X, 1) = ags. *Wælsing*, an. *Vǫlsungr* entspricht seiner bildung nach dem *Berhtung* der Wolfdietrichssage, welches patronymicum gleichfalls

1) Col. 3, 12 *gawalidai guþs, weihans jah walisans* ἐκλεκτοὶ θεοῦ, ἅγιοι καὶ ἠγαπημένοι. Zwar übersezt es Phil. 4, 3. I Tim. 1, 2 und Tit. 1, 4 gr. γνήσιος, aber in der bedeutung „treu befunden“. In der stelle II Tim. 2, 1 hat *waliso* keine entsprechung im original. Bemerkenswert ist der ausschliessliche gebrauch schwacher formen, auch da, wo man die starke erwartete (I Tim 1, 2. Tit. 1, 4), doch ebenso II Tim. 1, 2: *Pavlus apaustaulus* . . . . . . *Teimauþaiau liubin barna*.

nen algemein lobenden namen **Ber(a)ht* (got. *bairhts*) „der glänzende, her-
für den stamvater eines fränkischen heldengeschlechtes hinweist. Wie die
t, wenn sie Sigmunds vater Vǫlsungr nent, so ist in unseren mhd. Wolfdie-
ı die tradition bereits verdunkelt, wenn sie den vater der Berchtunge selber
ymisch bezeichnen.

Zum schlusse noch ein paar einzelheiten. Attilas tod wird s. V fälschlich 451
153 angesezt. — Zu der von Ranisch s. VI angenommenen Kögelschen deutung
ımens Sintarfizzilo vgl. jezt Sievers Beitr. 16, 363, dessen bedenken nicht unbe-
ɜt sind. — Ranisch hält s. VIII beide formen der sage von Sigfrids tod --
en im walde oder im bette an Guþrúns seite -- für alt und meint, sie seien
ch nach dem norden gekommen. Die frage, die bekantlich in verschiedener
beantwortet ist, soll hier nicht erörtert werden, da ich andernorts auf sie ein-
ɜn gedenke. Hier sei nur erwähnt, dass Ranischs berufung auf Golther Germ.
30 anm. diesem gelehrten, dessen auffassung ich übrigens nicht teile, schwer-
ehagen wird. Golther hat sich mit aller entschiedenheit für die ursprünglich-
lerjenigen form der sage erklärt, welche Sigfrids tod in den wald verlegt
nentlich seine Studien zur germ. sagengesch. s. 78 fgg. und neuerdings Litbl.
sp. 264); und auch die citierte Germania-stelle besagt nicht, was Ranisch her-
it.

GRONINGEN, 9. DECEMBER 1891. B. SIJMONS.

---

ddische kosmogonie. Ein beitrag zur geschichte der kosmogonie des alter-
ns und des mittelalters von **El. Hugo Meyer.** Freiburg i. B., akademische
lagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1891. VII und 118 s.
0 m.

Im 5. jahrhundert hatte ein byzantinischer künstler es gewagt, Christus mit
ıgen eines Zeus darzustellen, in der absicht, die christen einen Christus, die
einen Zeus im bilde sehen zu lassen. Theodorus Lector erzählt, ein gericht
habe dem frevler die hand gelähmt (L. Dietrichson, Christusbilledet s. 162 fg.).
hte schon die alte kirche über synkretismus. Noch besass sie nichts von der
en strenge der ecclesia triumphans des 11. und 12. jahrhunderts. In den kata-
n sah man den auferstandenen erlöser als Helios auf dem sonnenwagen zum
l fahren oder den göttlichen hohepriester im bilde des Orpheus aller kreatur
wunderbaren worte verkündigen (Dietrichson s. 158. 160). Es liegt etwas [illegible]
darstellungen von dem geiste jener zeit, da nach Lactanz die missionare [illegible]
idnischen bevölkerung der antiken welt zu hören bekamen, dass auch [illegible]
gott glaube, dass sie denselben gott anbete wie die christen — mit dem [illegible]
ınterschied, dass sie ihn nicht Christus, sondern Jupiter nenne. [illegible]
ɜr kirche zu der antiken kultur war ein total anderer als der [illegible]
zu der germanischen welt[1]. Von jener borgte die kirche das [illegible]
mit dem sie diese sich unterworfen hat. Es ist folglich ganz und [illegible]
wenn in der vorliegenden studie Juvencus für einen Sæmundr [illegible]
Es ist damit gerade so bestelt, wie mit dem taufstein [illegible]

1) Man beachte namentlich den unterschied der christlich aufgeführten [illegible]
os, Sophokles u. a.), worüber Gieseler, Kirchengeschichte I, 1, [illegible]
on Aug. Böckh zu vergleichen ist.

(s. 23), der nach Meyer ums jahr 1000 (!!) gearbeitet ist und unter alten Christussymbolen Thor mit hammer und drachen darstelt. Ich habe denselben im Stockholmer museum selbst gesehen und kann nur bestätigen, dass die von Hans Hildebrand gegebene deutung auf den steinhauer, der am taufstein arbeitet, die einzig mögliche ist, H. Hildebrand, Frånäldre tider s. 24 fg. (Statens Historiska Museum s. 77). Ich habe nicht die absicht, auch den übrigen „vermummungen“ die maske zu lüften. Es bedarf nur des beweises, dass die grundvoraussetzung Meyers, die heidnischen Germanen könten überhaupt eine kosmogonie gar nicht gehabt haben, irrig ist. Diesen beweis zu führen, macht keinerlei schwierigkeiten. Über den babylonischen schöpfungsbericht hat sich E. H. Meyer seine eigenen gedanken gemacht, die um so weniger gegenstand der discussion sein können, als die neuesten aufschlüsse der jüngst entzifferten sumerischen tafel einen fachmann zu ganz andern resultaten geführt haben (vgl. Deutsche rundschau 1891, juliheft s. 105 fgg.); und was den platonischen Timaeus betrift, so ist mit der ganz vereinzelten sogenanten übereinstimmung, die Meyer s. 107 fgg. darlegt, so lange nichts gewonnen, bis Meyer den zwergkatalog als gleichzeitig mit den umgebenden partien nachgewiesen und nach den arten der dämonen in gruppen aufgelöst hat — eine Sisyphusarbeit, die nur in den augen derjenigen gelingen wird, die mit Meyer glauben, der Völuspadichter könte die von heftiger leidenschaft ergriffenen wesen des Chalcidius in dem einen Alþjófr zusammengefasst haben (s. 109). Mir fält bei diesen und andern sogenanten übereinstimmungen die hübsche geschichte von pastor Richardt und Lope de Vega ein, die ich bei Joh. Steenstrup, Vore folkeviser fra middelalderen s. 272 fgg. nachzulesen bitte.

Den grundirtum der Meyerschen schrift bildet das vorurteil, in den eingangsstrophen der Vǫlospǫ́ sei uns eine kosmogonie überliefert, das wort in dem sinne genommen, wie wir es z. b. für den mosaischen schöpfungsbericht zu gebrauchen pflegen. Meyer kämpft gegen windmühlen. Schon Wilh. Müller hat darauf hingewiesen, dass die götter im schöpfungsbericht der Scandinavier mehr als ordner und bildner, denn als eigentliche schöpfer der naturzustände auftreten. Den göttern wird kein urbeginn, vielmehr ein begrenzter anfang wie ein begrenztes ende zugemessen. Die ewigkeit der materie, die ketzerische philosophenlehre von der priorität des weltstoffes, welche der mittelalterlichen kirche so viel zu schaffen gemacht hat, bildet auch den ersten differenzpunkt der christlichen und der heidnisch-germanischen legende. Die germanischen götter haben die germanische kulturordnung geschaffen, nicht unsern planeten, der vor ihnen gewesen und nach ihnen sein wird. Alles liegt begriffen in den worten der vǫlva: *Bors syner þeir es miþgarþ mæran scópo.* Die götter sind es, welche die heimat der menschen wohnlich eingerichtet haben. Die götter haben weder die riesen noch die zwerge noch die menschen erschaffen. Vǫl. 10 steht klar und deutlich, von den göttern sei eine art klassenordnung der zwerge veranlasst worden, und zwar sei Motsogner der oberste, Durenn der zweitoberste aller zwerge geworden. Wie ich schon in dieser zeitschr. XXIV, 96 angedeutet habe, bin ich ganz mit Meyer einverstanden, wenn auch er die menschenschöpfung den zwergen zuweist (s. 107). Askr und Embla haben die götter bereits, wenn auch als schwache, hilflose wesen, vorgefunden. Die götter haben am menschengeschlecht nach seinen anatomisch-physischen elementen keinen anteil. Ihnen verdankt der mensch allein, was ihn zum kulturwesen gemacht hat: den geist und die seele mit ihren trieben, die körperliche erscheinung nach form und bewegung der organe, dazu das blut. Gerade das lezte erscheint für die Germanen besonders

bedeutsam, wenn man Leist, Gräcoitalische rechtsgeschichte s. 766 fgg. vergleicht. Mit all dem weiss sich Meyer nicht zu helfen (s. 111 fg.), und das ist sehr bezeichnend. Die vǫlva weiss nichts von der erschaffung der tiere, nichts von der erschaffung der lichtkörper usw. Die natürliche welt des organischen und anorganischen ist älter als die götter. Das göttergeschenk in die urzeitliche natürliche welt ist die kultur: die götter stehen nach germanischer vorstellung nicht am anfang der schöpfung, sondern am anfang der geschichte. Man entschliesse sich nur einmal, die religiöse überlieferung nicht unter dem bilde eines gewitterschauspiels, sondern als zeugnisse aus dem volksleben des altertums zu betrachten — und man wird hier einen der angelpunkte germanischer religion erkennen.

Meyer zählt nun aber s. 15 fgg. eine reihe von belegen auf, die seine annahme bestätigen, dass die Germanen überhaupt nicht reif dazu gewesen seien, eine kosmogonie zu erzeugen. Ich begnüge mich, die reihe dieser belege nur um einen zu vermehren, der dem belesenen verfasser nicht hätte entgehen sollen, denn er ist wichtiger als Babylon und die Ophiten. Er führt uns mitten in das herz Deutschlands. Als nämlich Bonifatius im jahre 719 mit vollmacht von papst Gregor ausgestattet die mission in Ostfranken und Hessen eröfnete, wante er sich an den bischof von Winchester, seinen freund Daniel, der ihm schon a. 718 einen geleitsbrief ausstelte und der auch im späteren leben dem missionar ein treuer berater gewesen ist. Es zeugt für den ungewöhnlichen ernst des verehrungswürdigen mannes, dass er das bekehrungsgeschäft nicht ohne sorgfältige vorbereitung beginnen wolte. Er hat sich von Daniel auskunft erbeten, wie er den praktischen missionsbetrieb werde einzurichten haben. Auf die anfrage ist bei Bonifatius ein schreiben eingetroffen, das für beide männer ein schönes denkmal ächt humaner gesinnung bleiben wird. Der erfahrene wanderprediger spricht aus jeder zeile dieses briefes (Jaffé, Monumenta moguntina s. 71). Er warnt den Bonifatius davor, sich zu niedrige vorstellungen von seinem heidnischen publikum zu machen. Die einbildungskraft reiche weit genug, wenn er es unternehmen wolle, den gesichtskreis der heiden von unserer erde auf das unbegrenzte all zu erweitern, und ihr verstand sei scharf und geübt genug, seine apologien zu bekämpfen. Reize sie nicht, indem du ihre vorstellungswelt lächerlich machst; aber bemühe dich in ruhig sachlicher debatte ihnen die absurden consequenzen ihres glaubens zu gemüte zu führen: *quatenus magis confuse quam exasperate pagani erubescant pro tam absurdis opinionibus et ne nos latere ipsorum nefarios ritus ac fabulas estiment.* Ich stehe nicht an, diesen brief unter die wertvolsten denkmäler germanischen heidentums zu rechnen; nicht bloss weil hier einmal der vorhang über eine bühne sich lüftet, auf der leibhaftige individuen stehen, noch mehr weil Daniel seine missionsgrundsätze durch beispiele erläutert hat, und weil hier einmal ein missionar spricht, der es geradezu verwirft, die heidnische religion einfach zu negieren, vielmehr individuell aus der seele der heiden heraus irtum und wahrheit mit einfach logischer consequenz sich entwickeln lässt. Den reichhaltigen brief kann ich hier nicht in seinem ganzen werte behandeln. Meyer konte aus ihm lernen, wie unhistorisch das bild ist, das er sich von den Germanen der heidenzeit gemacht hat, wie irrig es war denselben jede fähigkeit zu kosmogonischer spekulation abzusprechen, wie richtig die Vǫlospǫ́ die sogenante schöpfung nicht auf das weltall ausdehnt, sondern auf unsern planeten einschränkt, und wie lauter sie germanisches heidentum überliefert, wenn sie von der ungeschaffenen, seit urbeginn vorhandenen materie zeugnis gibt. Daniel fordert den Bonifatius ausdrücklich auf: *quodsi sine initio semper exstitisse mundum contenderint* — *quod multis refutare ac con-*

vincere documentis argumentisque stude — *tamen altercantes interroga: quis ante natos deos mundo imperaret? quis regeret?* usw. Die fortsetzung der fragen schliesst schon die tatsache in sich, dass der heide dieselben nicht ohne antwort lässt; und wolte man die fragen als ein am grünen tisch ausgehecktes schema betrachten, so widerstritte dem schon die angabe des briefes: *ne nos latere ipsorum nefarios ritus ac fabulas estiment.* Schlagende bestätigung für den bericht der vǫlva enthalten die fragen: *quomodo autem suo subdere dominatui vel sui juris facere mundum ante se semper consistentem potuerunt? unde autem vel a quo vel quando substitutus aut genitus primus deus vel dea fuerat?* Es entspricht völlig den intentionen des briefschreibers, dass auf solche weise der missionar sich ganz an den vorstellungskreis des heiden hingibt, bis er ihn auf dem eigenen gebiete geschlagen hat. Das theogonische problem bringt den heiden schliesslich in die schlinge der schlussfragen: *utrum autem adhuc generare deos deasque alios aliasque suspicantur? Vel si jam non generant, quando vel cur cessaverunt a concubitu et partu? Si autem adhuc generant, infinitus jam deorum effectus numerus est.*

Meyer erwartet, dass sein buch nur von dem einzig richtigen standpunkt aus, nämlich dem historischen beurteilt werde. Ich habe in vorstehendem nur die historie reden lassen, die Meyer nicht so versäumen solte, wie es in seinen büchern der fall ist. Was Meyer zum verständnis der Snorreschen compilation beigebracht hat, ist widerum so nützlich, dass ich den wunsch widerhole, er möge nicht länger wasser in das bodenlose fass giessen und sich begnügen, das theologische quellenmaterial der Gylfaginning zusammenzutragen. Die arbeit ist notwendig, und man möchte sie gerne in seiner hand wissen. Entschliesst er sich dazu, die composition der Gylfaginning zu zergliedern, dann werden ihm auch ihre heidnischen quellen in anderem lichte erscheinen.

MARBURG I. H., DECEMBER 1891. FRIEDRICH KAUFFMANN.

Diu Wârheit, eine reimpredigt aus dem 11. jahrhundert. Von E. Weede. Kieler diss. 65 s. Leipzig, G. Fock. 1891. 2 m.

„Textbearbeitung nebst darstellung der sprache und verskunst“ ist die aufgabe, die sich der verfasser vorgezeichnet hat, und er lässt demgemäss wie in einem kleinen ausschnitte die verschiedenen gebiete unserer wissenschaft an uns vorüberziehen. Solche mannigfaltigkeit wird leicht auch die leistungen etwas beeinflussen, vor allem wenn ein so vielumstrittenes gebiet wie die metrik nur neben andern zur darstellung komt. Freilich Woede lässt die verskunst, die er festgestelt hat, grundlegend auch auf die textbearbeitung zurückwirken, womit sich seine stellung in diesen fragen sofort kenzeichnet. Er sagt selbst (einleitung s. 8): „Mit grösserer freiheit bin ich verfahren, wo es sich darum handelte, die zwei verse eines reimpaares auf die gleiche hebungszahl zu bringen; in solchen fällen habe ich öfters eine entbehrliche partikel oder eine überflüssige adverbiale bestimmung als mutmasslichen schreiberzusatz gestrichen. Die berechtigung solcher änderungen glaube ich kapitel V nachgewiesen zu haben“. In diesem kapitel geht der verfasser jedoch zunächst von der voraussetzung aus: „wir dürfen dem dichter nicht zutrauen, dass er verse von ungleicher hebungszahl zu reimen verband“ (s. 47) und streicht dann

je nach bedürfnis nicht nur adverbia wie *vil* (v. 64. 80)[1]; *wol* (69), sondern auch possessivpronomina wie *mîne* in *mîne vil liebe* (v. 27), das doch in v. 126 unbeanstandet blieb; ähnlich *iuwer* in 69. Auch inhaltsvollere worte werden gestrichen, wie in 75 (*churzen ziten*); der parallelismus wird aufgehoben in 68 (für *âne wurzen unde âne saf* ähnlich 27), der sinn verändert in 49. Vor allem fehlen versuche, zu erklären, inwiefern die schreiber zu einschaltungen kommen konten; z. b. wäre in einer stelle wie 182 *des sulen si die not lîden* die auslassung des pronomens durch einen schreiber viel leichter erklärlich, als umgekehrt der einschub. In vers 122. 123 tut die umstellung bei Weede der syntax gewalt an. Wo nun aber die streichungen nicht ausreichten, teilt Weede in zwei verse ab, obwol er hier gegen die reimtechnik verstösst und gegen die verstrennungspunkte, die uns die schreiber ziemlich genau erhalten haben. Und doch ist ihm ja nicht entgangen, dass namentlich zur markierung von abschnitten längere verse beliebt sind (s. 48). Ausserdem ist bei den jüngeren schreibern hier ein bestreben ersichtlich, überlange verse des originals auf kosten der reimtechnik zu kürzen (vergleiche die falschen trennungspunkte in 90. 91); also scheint es schon hieraus unrichtig, die überlangen verse den schreibern zuzuweisen. Und verse, wie sie Weede mit 38 *unde leides* ansezt, scheinen noch bedenklicher als die überlangen.

Nach dieser seite hin möchte ich also die textgestaltung bei Weede nicht unbedingt als fortschritt gegen die ausgabe von Waag (Kleinere gedichte des XI. und XII. jahrhunderts. Halle, Niemeyer. 1890. S. 125 fgg.) ansehen, vor deren erscheinen Weede anscheinend seine arbeit schon abgeschlossen hatte. Dagegen zeigt sich nach der philologischen seite Weede entschieden im vorteil. Schon die trennung und umstellung in 18. 19 muss einleuchten, während bei 37. 38 wol noch nicht alles in ordnung ist. Glücklich ist die lesung *wunde* in 112, wogegen in 114 wol besser mit Kraus (A. f. d. a. XVII, s. 29) *ziuhet ûz* einzusetzen wäre. Die lesungen *lieben* (27), *triuwen* (103), *ewarte* (111), *missetrôstan* (146), *winde* (165) haben jedesfals das für sich, dass sie — ohne grammatikalische bedenken zu erregen — die reimtechnik heben. Wenn sie also auch nicht gerade bindend sein können, so befriedigen sie wenigstens die forderung, dass eine textbearbeitung auch etwas von einer arbeit an sich trage.

Die anmerkungen Weedes zu seinem texte verdienen von den verschiedensten gesichtspunkten aus lob. Dass wir freilich solche, wie die zu v. 49. 75 beanstanden, erklärt sich aus dem oben gesagten. Die ausführungen über die sprache und über den versbau des gedichtes (abschnitt IV und V) machen den eindruck von gründlichkeit und zeigen beobachtungsgabe. Die druckfehler hat der verfasser selbst sorgsam berichtigt.

HEIDELBERG, MAI 1892. H. WUNDERLICH.

Prothese und aphærese des *h* im althochdeutschen. Von **Hermann Garke.** (Quellen und forschungen 69.) X und 127 s. Strassburg, Trübner. 1891. 3 m.

„Orthographische ungenauigkeiten" werden die erscheinungen gerne genannt, die Garke zu eingehender untersuchung heranzieht; und von diesem gesichtspunkte aus wird zur erklärung gewöhnlich auf das romanische zurückgegriffen. [illegible] *h* auf

1) In 24 *tievil vil wol* ist das *vil* mit recht als verschreibung aufgefasst.

die schriftliche fixierung unserer sprache so entscheidenden einfluss ausgeübt hat. Wie im romanischen prothese und aphärese hand in hand gehen als verschiedenartige zeugen desselben lautvorganges, nämlich der unsicherheit im vokaleinsatze, so hat man beide auch für das deutsche aus einer wurzel abgeleitet. Garke stelt sich dem gegenüber zunächst rein auf deutschen boden; auf diesem sondergebiet löst sich ihm auch die prothese völlig ab von der aphärese, und er gelangt dazu, dem prothetischen *h* den charakter eines volwertigen selbständigen lautes zu sichern, der am einzelnen worte haftet; während die aphärese den wechselfällen des satz- und wortzusammenhanges unterliegt, der am einzelnen worte das anlautende *h* nicht immer zur geltung kommen lässt.

Garke hat also prothese und aphärese ganz und gar auf das phonetische gebiet verlegt, während beiden bei Braune (Ahd. gramm. § 152, 1 und § 153, anm. 2) nur graphische existenz zugestanden wird[1]. Diese ist freilich auch für Garke der ausgangspunkt, und er hat ihr durch sorgfältige statistik eine so breite grundlage geschaffen, dass er für die prothese 900 belege ins treffen führen kann — eine zahl, die jene erscheinung über die blosse „ungenauigkeit" hinaushebt, auch wenn mit Steinmeyer DLZ. XIII, s. 755 einige belege gestrichen werden müssen. Die stoffliche beschränkung, die in dem thema liegt, wird erfreulich ergänzt durch die vollbeherschung des eng begrenzten raumes, und aus dieser verbindung keimen hübsche ergebnisse auf. Es gelang, die räumliche verbreitung der prothese abzugrenzen (s. 30), in dem alle dialektisch volkommen gesicherten fälle dem westdeutschen gebiete angehören, während die bairischen denkmäler die prothese nur in spuren fremder dialekte zeigen. Ausserdem ergab sich für die prothese selbst als mitbestimmender factor der dem vokale folgende konsonant, indem spirantische und sonore laute in erster linie beteiligt sind (s. 11); und endlich haftet die erscheinung am worte selbst und von ihm ausgehend auch an gewissen durch die bedeutug zusammengehaltenen gruppen (s. 21).

Dieser feststellung von tatsachen hat der verfasser nun auch noch den versuch einer erklärung zur seite gestelt, wobei er sich an ein Hamburger programm von A. Paul anschliesst. Mit der lockerung, dem leiserwerden des vokalischen anlautes im satzzusammenhang soll sich die entwicklung eines leisen hauches verbinden, ähnlich wie sich der lateinisch-romanische spiritus lenis entwickelte, wie sich auch im silbenanlaute im wortinnern der verba pura ähnliches volzog. An dieser entwicklung hatten, wie schon hervorgehoben, die folgekonsonanten ihren bestimmten anteil, und der charakter des leisen hauches wurde dann durch die analogie des *h* zum volwertigen hauchlaute verschärft. Ob dieser erklärungsgrund das richtige trifft, kann wol erst nach umfassenden phonetischen untersuchungen festgestelt werden; namentlich dürfte eine beobachtung des heutigen bairischen vokaleinsatzes im gegensatze zum westdeutschen hier wol nicht umgangen werden.

Die aphärese ist knapper behandelt worden, als die prothese; für sie sind auch einzelne fälle zugestanden worden, in denen „individuelle fehlerhafte aussprache vorliege, die keinen anspruch erheben könne „in das gesamtbild der deutschen sprache aufgenommen zu werden" (s. 45). Vielleicht gilt ein ähnlicher erklärungsgrund auch für die vereinzelte prothese einiger denkmäler, die Garke dem bairischen dialekte abgesprochen hat, vgl. Braune im Litt. centralblatt 1892 (s. 650).

1) Wirklichen lautwert teilt Braune einem anderen *h* zu, das sich anlautend zwischen zwei vokalen entwickelt (§ 152b); Garke spricht aber diesem *h* zusammenhang mit der prothese ab (s. 9).

Die darstellung ist klar, die sprache flüssig. Die belegstellen sind nach den enkmälern (s. 49 fgg.) und nach begriflichen gruppen (s. 83 fgg.) geordnet, wobei ehr dankenswert ist, dass das pronomen der 3. person[1] und worte wie *huwo* und *'cfant* für sich betrachtet werden (s. 110 fgg.). Auch jüngere prothese und aphärese . 122 fg.) werden aufgeführt, soweit ihnen keine ahd. parallelen zur seite stehen. ystematische volständigkeit konte hier natürlich nicht erzielt werden. Das verzeich-s auf seite 15 fgg. nimt ergebnisse desjenigen auf seite 83 fgg. vorweg, ohne damit el nutzen zu stiften. Namentlich die einreihung von begriffen wie *glatze, stirn* me beifügung eines für prothese empfänglichen lautbildes muss den leser eher verirren als aufklären. — Die schlusszeilen auf seite 19 über die beiden schreiber der eliandstellen (102 und 4144) haben das tatsächliche verhältnis gerade umgekehrt; onst sind mir keine derartigen verstösse aufgefallen.

HEIDELBERG, FEBR. 1892. H. WUNDERLICH.

---

e poème et la légende des Nibelungen par **H. Lichtenberger,** docteur ès lettres, maitre de conférences à la faculté des lettres de Nancy. Paris, Hachette. 1891. 442 s. Preis?

Es ist ein zeichen für den parteigeist, der die deutsche Nibelungenforschung cherscht oder beherschte, dass uns noch bis heute eine einleitung in unser grosses ationalepos fehlt, welche mit ruhigem, rein sachlichem urteil die verschiedenen ypothesen über dasselbe klarlegte und auf grund selbständiger und unbefangener rüfung und forschung die einschlägigen fragen erörterte und förderte. Ein französches werk ist es, welches unter obenstehendem titel zuerst wenigstens einen esentlichen teil dieser aufgabe löst. Der verfasser gibt zunächst eine übersicht über en inhalt des gedichtes, indem er zugleich auf dessen ungleichmässigkeiten wesentch im anschluss an Lachmanns kritik aufmerksam macht. Er stelt sodann in kur-n zügen Lachmanns, Müllenhoffs, Holtzmanns und Bartschs hypothese dar, wobei r Holtzmanns aufstellungen und die vermutungen über des Kürnbergers beziehungen am Nibelungenlied als völlig haltlos von der weiteren untersuchung ausscheidet; auf n urteil über die grössere ursprünglichkeit von A oder B verzichtet er von vornerein ebenso wie auf jede erörterung des rein formalen; den gegenstand seiner unterichung soll ausschliesslich einerseits der stoff, andererseits der anschauungskreis er dichtung bilden; bei beiden sind aber ältere und jüngere elemente von einander i sondern, und so greifen diese studien überall in die frage nach der entstehungsad entwickelungsgeschichte des Nibelungenliedes ein. Sie sind geeignet zur entscheiıng darüber beizutragen, inwieweit es ein individuelles werk, in wieweit es das atürliche erzeugnis der vereinigten tätigkeit österreichischer spielleute ist. und ob ch dem entsprechend die wage mehr zu Lachmanns oder zu Bartschs gunsten neigt. o werden denn nun weiter nach einem überblick über die quellen die historischen estandteile und der ursprung der sage kurz erörtert, sodann die einzelnen teile derlben ausführlich in der weise behandelt, dass die verschiedenen berichte verglichen, e älteste form und deren umwandelungen festgestelt, insbesondere die darstellung es Nibelungenliedes auf ihre grossere oder geringere ursprünglichkeit. auch auf das ber- oder nebeneinanderliegen von schichten verschiedenen alters untersucht [illegible]

1) Garke leitet diese pronominalformen mit *h* nicht von einem entsprechenden stamme [illegible] em erklärt sie durch prothese.

Der verfasser komt zu dem resultat, dass unserem epos wirklich einzelne lieder zu grunde liegen, um die sich nach und nach jüngere bestandteile ansezten, so jedoch, dass alle stücke immer die glieder einer grossen kette bildeten und jedem neu hinzutretenden von vornherein sein bestimter platz zukam. Man kann seiner meinung nach zugeben, dass sich der inhalt eines Lachmannschen und der eines alten liedes vielfach deckt. Es hat sicher lieder von Siegfrieds ankunft in Worms (I), von Brünhild (IV und V), von Siegfrieds tod (VIII) gegeben, und es ist äusserst wahrscheinlich, dass sie in den entsprechenden abschnitten des Nibelungenliedes mehr oder weniger getreu widergegeben sind; ähnliches gilt für den zweiten hauptteil des epos. Aber darum besitzen wir noch nicht die alten originallieder. Welche veränderungen die dichtungen in den händen der spielleute erfuhren, können wir an anderen epen sehen. Die einzelnen teile des Nibelungenliedes stimmen im stile doch immer viel mehr überein als irgendwelche selbständigen volksepen. Vor allem setzen die offenbar älteren stücke unserer dichtung vielfach die jüngeren voraus oder bereiten sie vor. Alles das spricht dafür, dass wir das ganze nur in einer durch verschiedene hände nicht allein erweiterten, sondern auch überarbeiteten gestalt besitzen. Die ursprüngliche form der lieder, auf denen es aufgebaut ist, wird sich daher nicht mehr herstellen lassen.

Es folgen einige kapitel, welche die auf den könig, den helden, das weib bezüglichen anschauungen, sitten und poetischen motive des Nibelungenliedes darstellen. Unter vergleichung der altgermanischen verhältnisse nach Tacitus und der behandlung der entsprechenden dinge in der spielmannspoesie und in der höfischen dichtung wird auch diese seite unseres epos entwickelungsgeschichtlich beleuchtet. Eine kurze übersicht über die geschichte der Nibelungensage und -dichtung, wie sie sich nach allem vorangegangenen darstelt, bildet den schluss. Anhangsweise ist noch eine recht zweckmässige übersicht über die quellen der sage, eine zusammenstellung der zeugnisse über sie und ein gut ausgewähltes verzeichnis der wichtigsten litteratur beigegeben.

Der verfasser beherscht seinen gegenstand durchaus; er ist auch in der neuesten forschung volständig bewandert, und in dem streite der meinungen trift er mit klarem und besonnenem urteil seine entscheidung. Bei seiner stellung zur liedertheorie weiss er sich im einklang mit anschauungen, die neuerdings verschiedene germanisten unabhängig von einander kundgegeben haben (s. 324 anm.). Da auch die von mir im Grundriss der germ. philologie ausgesprochenen dazu gehören, so brauche ich nicht auch meinerseits noch hervorzuheben, dass ich im prinzip mit dem verfasser zusammentreffe. Doch nehme ich sowol für den als älteste grundlage vorauszusetzenden liedercyklus als auch für gewisse elemente der bearbeitung mehr plan und zusammenhang an. Die gründe dafür auseinanderzusetzen und des weiteren auf alle einzelheiten einzugehen, bei denen ich in dieser frage mit dem verfasser nicht übereinstimme, muss ich mir hier versagen. Er erhebt ja auch keineswegs den anspruch, diese dinge irgend erschöpfend behandelt zu haben. Aber schärfer hätte er seine stellung zu Lachmanns anschauungen doch wol unter allen umständen bestimmen können, sowol wo er mit ihnen übereinstimt als wo er von ihnen abweicht.

Dass er sich nicht einmal für die priorität von A oder B entscheidet, hat allerdings tatsächlich weniger zu bedeuten, als man meinen könte. Bei seinen erörterungen folgt er doch Lachmanns ausgabe, und sie würden wol nirgend anders ausgefallen sein, wenn er sich zu A bekant hätte. Warum er das nicht getan hat, gestehe ich nicht recht einzusehen. Da ihm z. b. der unterschied der str. 13 fg.

vom vorhergehenden volständig klar ist und er auch hier nach A übersezt (s. 9), so hat er doch auch sicherlich die überzeugung, dass A mit dem selbständigen anfang der str. 13 *Eȥ troumde Kriemhilte* usw. gegen BC, wo die verbindung mit der einleitung hergestelt ist (*In disen hôhen êren* usw.), das ursprüngliche bietet.

Mehr bedeutung hat es, dass der verfasser sich andrerseits doch hie und da stärker unter dem banne der Lachmanschen kritik befindet, als es eigentlich seinen grundanschauungen entspricht; so wenn er gelegentlich die von Lachmann ausgeschiedenen strophen an bedeutender stelle stilschweigend bei seite lässt. Das geschieht z. b. bei str. 1528. Es liest sich ja recht schön, wenn er mit fortlassung derselben die mitteilung Hagens über die prophezeiung der meerjungfrauen und die schilderung ihrer wirkung folgendermassen berichtet: *il leur répète la prédiction des ondines. „Je vais vous annoncer de terribles nouvelles: nous ne reviendrons jamais au pays des Burgondes* (1527) .... *Et ces nouvelles volèrent de rang en rang et les héros rapides palirent* usw.“ (1530). Aber: 1. sagt Hagen str. 1527 auch noch *nu enthalt iuch, ritter unde kneht. man sol vriunden volgen: jâ dunket eȥ mich reht.* Er lässt also die schon in marsch befindlichen halt machen, weil er ihnen einen rat geben will, den sie befolgen sollen. Dieser rat aber wird einzig und allein in str. 1528 erteilt: *nu rât ich waȥ man tuo: daȥ ir iuch wâfent, helde. ir sult iuch wol bewarn: wir haben hie starke vînde; daȥ wir gewerlîchen varn.* Streicht man diese strophe und bezieht man die eindringliche mahnung Hagens ihm zu folgen nur auf die aufforderung zum halt machen, so muss man denken, er wolle das heer von der weiterreise abhalten. 2. Widerum nur in str. 1528 sagt Hagen, dass er seine prophezeiung von den meerweibern habe. Diese berufung auf die göttlichen frauen ist aber ganz unerlässlich, wenn seine worte einen so gewaltigen eindruck hervorrufen sollen. Nach str. 1452 hat ihm niemand glauben geschenkt, als er von der reise abriet (von der darstellung im XIII. liede ganz zu schweigen); und jezt soll seine ohne jede gewähr vorgebrachte behauptung, dass keiner von der reise heimkehren werde, das ganze heer erbleichen machen, ohne dass irgend jemand fragt, wie er zu dieser meinung komme! Str. 1528 ist also ganz unentbehrlich. Damit ist aber erwiesen, dass die erzählung vom kampfe mit Else und Gelpfrât, mag man nun über ihr alter denken wie man will, jedesfals an dieser einen stelle mit Lachmanns XIV. liede unauflöslich verknüpft ist. — In anderen fällen sind derartige verbindungen der nach Lachmann älteren und jüngeren teile dem verfasser nicht entgangen. So bemerkt er mit vollem rechte bezüglich des VIII. liedes, welches ja als ein rechtes paradestück von den anhängern der Lachmann-Müllenhoffschen hypothese vorgeführt zu werden pflegt, in den versen 921, 4 *er sach nâch einem bilde an des küenen gerant* und 922, 2 *er schôȥ in durch daȥ criuze* scheine ihm die anspielung auf das VII. lied so evident wie nur möglich. Er hätte aber, da hier von einer ausscheidbaren interpolation nicht die rede sein kann, ohne jede einschränkung den schluss daraus ziehen können, dass ein selbständiges VIII. lied nicht mehr hergestelt werden kann, dass wir es nur in einer fassung besitzen, in der es mit dem (jüngeren) siebenten auf das engste verbunden ist. Es scheint mir noch nicht bestimt genug, wenn der verfasser dazu nur bemerkt, die ablehnung der möglichkeit, dass die alten lieder überarbeitet seien, führe zu sehr unwahrscheinlichen hypothesen, und man würde hier z. b. annehmen müssen, dass der urheber des VIII. liedes ein dem VII. entsprechendes aber älteres gekant haben müste. Es handelt sich nicht allein dar[illegible] woher er den zug kent, sondern auch darum, wie er ihn erzählt. Er konte ih[illegible] wie es hier geschieht nur berühren, wenn vorher der nötige aufschluss über da[illegible]

chen auf Siegfrieds kleid gegeben war. Sonst müste man ihm ein ungeschick in der erzählung zuschreiben, wie es den schlimsten der vielgetadelten interpolatorensünden würdig zur seite zu setzen sein würde. Denn es handelt sich ja hier durchaus nicht um ein sagenmotiv, welches ein dichter als albekant und selbstverständlich voraussetzen konte; vielmehr um einen zug, von dem keiner der anderweitigen berichte von Siegfrieds ermordung auch nur das geringste weiss. Wer also eine ältere grundlage des VII. liedes voraussetzen wolte, müste schon annehmen, dass der verfasser des VIII. diese nicht nur gekant, sondern dass er sein lied auch im anschluss an sie gedichtet hätte, damit es nur mit ihr zusammen vorgetragen würde. Um die selbständigkeit des VIII. liedes würde es also dann ebensowol geschehen sein, und die ganze annahme würde keinen schritt weiter führen. — In andern fällen würde den verfasser gewiss schon ein eingehen auf die einzelheiten von Lachmanns textherstellung zu einer noch entschiedeneren ablehnung der alten liedertheorie gebracht haben, doch lag ja das seinem programm fern. Ich will daher auch meinerseits nur noch auf einige litterarhistorische und sagengeschichtliche punkte eingehen.

Bezüglich des Kürnberges bemerkt der verfasser s. 56, dass man über alles was ihn betrift *est arrivé au scepticisme le plus complet.* Ich glaube, dass bei den vielbesprochenen, vom verfasser auf s. 55 fg. behandelten strophen MF 8, 1 und 9, 29 vor allem folgendes zu erwägen ist. Wir müssen uns zunächst unter allen umständen gegenwärtig halten, dass wir es hier nicht mit den bei einer bestimten situation gesprochenen worten, sondern mit einem gedichte zu tun haben. Auch wenn wir uns mit Steinmeyer A. f. d. a. 14, 122 fg. die strophe 8, 1 an den boten gerichtet denken, können wir doch unmöglich annehmen, dass sie von der frau diesem wirklich so zugesungen sei. Oder sollen wir glauben, dass sie dem boten ihren befehl in poetisch musikalischer form vorgetragen habe, dass dieser ihn dann dem ritter, dem der auftrag galt, wider vorgesungen und dass MF 9, 29 der ritter alsbald in derselben vers- und strophenform seinen waffenknecht mit dem befehl angesungen habe, ihm ross und harnisch zu bringen, damit er sich vor der alzu liebebedürftigen landesherrin rette? Und das alles wäre uns dann urkundlich getreu überliefert? Denkt man sich aber die erste strophe etwa als eine von der frouwe dem ritter schriftlich zugestelte poetische liebesbotschaft, so weiss ich, von andern schwierigkeiten abgesehen, nicht, wie str. 9, 29, für die man dann doch zweifellos mit demselben rechte eine wirkliche situation voraussetzen muss, als antwort auf den liebesbrief in versen erklärt werden soll; und in jedem falle fehlt mir das verständnis dafür, wie überhaupt ein weib, und noch dazu eine landesherrin, sich in wirklichkeit mit einer so begehrlichen und so kategorischen liebeserklärung, mit einem liebebefehl bei strafe der landesverweisung, einem ihr unbekanten ritter offen an den hals werfen könte. Die auffassung, welche Steinmeyer für die wahrscheinlichere erklärt, dass str. 8, 1 überhaupt nicht von einer frau, sondern von dem dichter der dazu gehörigen str. 9, 35 verfasst sei, ist also doch wol die einzig gegebene. Dann können wir natürlich gar nicht wissen, ob und in wie weit diese strophe an irgend ein erlebnis des dichters anknüpfen mag; aber sicher wissen wir, dass die rede der dame fingiert, dass die ganze poetische gestaltung der situation des dichters eigentum ist. Zu welchem zwecke kann er nun unter diesen umständen in diesem liedchen den Kürenberc genant haben? Das singen gerade der Kürenberges *wîse* lediglich als signalement für den aufzusuchenden sänger anzugeben, würde meines erachtens recht pedantisch und darum auch unpoetisch sein, wenn die besonderheit dieses signalements an sich gar kein interesse und keinen wert hätte, ebensogut durch ein

anderes „besonderes kenzeichen“ ersezt werden könte. Wo sonst in einem liede ein dichtername genant wird, da handelt es sich stets um irgend eine besondere beziehung zwischen dem verfasser und jenem anderen dichter, und irgend eine besondere absicht komt in betracht, sei es auszeichnung, sei es herabsetzung des genanten oder dergleichen. Wenn nun hier Kürenberc als verfasser der weise genant wird, deren gesang einen so überwältigenden eindruck auf die dame macht, so bedeutet das für ihn als dichter zweifellos ein ganz besonderes lob. Soll der verfasser des liedes dies einem kunstgenossen gezolt haben? Wenn er selbst unter dem sänger verstanden sein will, durch dessen lied die frouwe sich so hinreissen lässt, so würde diese schmeichelei gegen den kunstgenossen eine starke beeinträchtigung der eigenen kunstleistung enthalten; und eine solche würde doch hier durchaus nicht am platze sein, wo der dichter nur die ausserordentliche wirkung, die gerade er mit seinem gesange erzielt hat, zur geltung bringen will; sie würde überdies einem so selbstbewusten, von seiner unwiderstehlichkeit so durchdrungenen dichter, wie er sich sonst in diesem liede zeigt, durchaus nicht anstehen. Soll aber unter dem sänger in 8, 1 (und damit natürlich auch unter dem in 9, 29 redenden) nicht der dichter, sondern eine unbestimte persönlichkeit gemeint sein, ist also das ganze rein episch oder dramatisch, nicht lyrisch gedacht, so gewint vollens die in diesem falle einzige beziehung auf eine bestimte person, welche durch die nennung des Kürenberc erfolgt, ein ganz besonderes interesse, und es wird nicht auch hier noch irgend ein dritter darunter zu verstehen sein. In beiden fällen ist es durchaus das natürliche anzunehmen, die weise, deren gesang der dichter solche wunder tun lässt, sei seine eigene. Jede andere auslegung nimt meines erachtens dem liedchen ebensowol seine pointe, wie das beispielsweise bei dem liede MSH I, 151 fgg. (Minor, Ulrich v. Winterstetten s. 21) geschehen würde, wenn man behaupten wolte, der Schenk, dessen lieder da nach den reden der mutter und der tochter eine so grosse und so verführerische wirkung haben, sei nicht der dichter dieses liedes, es sei nur von dem samler unter seinen namen gebracht, weil dieser darin genant sei. Von den beiden möglichkeiten, die ich betrefs der persönlichkeit des in unserem liede eingeführten sängers andeutete, ist mir die annahme, der dichter wolle sich mit ihm identificieren, entschieden die wahrscheinlichste. Das motto, welches er zum schluss für sein ganzes minnewerben aufstelt: *wîp unde vederspil diu werdent lîhte zam. swer si ze rehte lucket so suochent si den man* gilt auch für dies kecke liedchen, nach welchem selbst die herrin eines landes den unwiderstehlichen sänger *suochet* und er sie dann obendrein noch ablaufen lässt. Die verhüllende art, in der er, der Kürenberc selbst, sich hier bezeichnen lässt, entspricht dem gebrauche, den er beobachtet, wenn er mit dem *ein schoene ritter* 10, 21 sich selbst meint, wenn er die frouwe, die sich selbst mit dem geliebten zusammenwünscht, rufen lässt *got sende si zesamene die gerne geliebe wellen sîn*, und wenn er derjenigen, die sich nach dem manne sehnt, die worte in den mund legt: was ich wünsche ist *den liuten gelîch*. — Für irgend eine der unter seinem namen überlieferten strophen eine frau als verfasserin anzunehmen, liegt kein grund vor, da wir einmal wissen, dass schon die ältesten lyriker frauen redend einführen. Gerade das als besonders weiblich zart gelobte liedchen *swenne ich stân aleine in mînem hemede* 8, 17 gibt ein bild von der geliebten, wie es sich nur die phantasie des liebenden ausmalt: dass ihre „farbe erblüht wie die rose am dornstrauch“ bezeichnet das erröten so wie es ein anderer anschaut, nicht so wie man es selbst empfindet; sie könte nur etwa sagen: ich fühle, wie mir das blut in die wangen steigt; sonst würde sie die äusserung ihrer gemütsbewegung gewissermassen im

spiegel beobachten, und das wäre mindestens nicht naiv. Ich sehe also keine veranlassung, weshalb wir an der richtigkeit der handschriftlichen überlieferung zweifeln solten, nach welcher diese unter allen umständen in ritterlichem kreise entstandenen lieder demselben ritterlichen dichter zuzuschreiben sind. Sein name von Kürenberc ist in der zeit, in der gegend und in dem stande, in welche wir den verfasser aus verschiedenen gründen ohnehin werden setzen müssen, urkundlich nachgewiesen; dass ein Kürenberc lieder gedichtet hat, geht aus 8, 5 zweifellos hervor; dass er die vorliegenden lieder verfasste, wird durch ebendiese stelle nach der vorgetragenen auslegung nicht widerlegt, sondern bestätigt. Die form der lieder 7, 19—10, 24 findet sich sonst in keinem lyrischen gedichte; sie taucht erst wider im Nibelungenliede und in späteren epen auf. Daraus schliessen zu wollen, dass der Kürenberc auch das Nibelungenlied gedichtet habe, ist schon deshalb unberechtigt, weil die grundvoraussetzung dieser annahme, dass kein dichter eines anderen weise entlehnen durfte, nicht durchaus zutrift, und weil wir vollens über das verhältnis der epischen zu den lyrischen formen in dieser beziehung nichts wissen. Vor allem aber liesse sich niemals feststellen, was denn der Kürenberger an dem Nibelungenliede gedichtet haben solte, da ja die vorliegende fassung für ihn gar nicht in betracht kommen kann, bis zu ihrem zustandekommen aber verschiedene hände an dem epos tätig gewesen sind. Mit recht misst daher auch Lichtenberger dieser hypothese keine bedeutung bei; doch irt er, wenn er s. 57 meint, dass nach der algemeinen ansicht der Kürenberger schon vor 1150 gelebt habe.

S. 79 bemerkt der verfasser gewiss mit recht, dass die hypothese von der widergeburt des deutschen volksepos in den Rheinlanden und dessen belebung durch die nordfranzösischen chansons de geste unzulänglich begründet scheine; aber die dem verfasser zusagende ansicht, dass dieselben doch den rheinischen spielleuten eine grosse anzahl epischer formeln geliefert hätten (vgl. auch s. 327), ruht doch, vorläufig wenigstens, durchaus nicht auf besserer grundlage. Es wäre gewiss ein dankenswertes unternehmen, den stil der französischen und den der deutschen volksepik eingehender zu vergleichen, als es bisher geschehen ist. An bisher nicht bemerkten übereinstimmungen würde es wol nicht fehlen; nur müste man nicht alles gleich auf entlehnung zurückführen. Gleiche ursachen können auch in der poesie unabhängig von einander gleiche wirkungen haben, und andererseits darf nicht ausser acht gelassen werden, dass das altfranzösische volksepos, mag man auch seine germanischen elemente nicht so hoch anschlagen wie Rajna, jedesfals nicht in der keltischen oder lateinischen, sondern in der germanischen schicht des französischen volkstums wurzelt. Für verwantschaft und entlehnung von motiven sind auch Heinzels zusammenstellungen in den Wiener sitzungsberichten 119, 78 fg. zu beachten.

Auf s. 87 und 434 pflichtet der verfasser Müllenhoff in der annahme bei, daraus, dass seit dem 8. jahrhundert Nibelung als personenname vorkomme, gehe hervor, dass damals das wort schon seine eigentliche bedeutung verloren hatte, da kein vater seinen sohn einen *démon infernal* genant haben würde; während der verfasser doch ebenda bezweifelt, ob Nibelung jemals *démon infernal* oder *esprit de ténèbres* bezeichnet habe. Sicher ist in der tat nur der zusammenhang des namens mit *nebel;* dass dieser nicht mehr empfunden sein könte, als man Nibelung als personennamen gebrauchte, möchte ich nicht behaupten; auch die mythische beziehung braucht man dabei nicht vergessen zu haben, so wenig wie bei der wahl der namen Álf oder Alberich. Weder die herkunft ihres namens noch ihr gegensatz zu dem lichtheros nötigt etwas anders als nebelgeister, die zugleich auch als dunkelgeister

lacht sein werden, in ihnen zu sehen. Es ist sicherlich nicht zufällig, dass sich
ihrem besitze die unsichtbar machende tarnkappe befindet: zu den *Nibelungen*
hört auch von vornherein die *nebelkappe*. Den zweifel, den der verfasser s. 98
d 157 an der ursprünglichkeit dieses zuges äussert, weil der zaubermantel alzusehr
die feenmärchen erinnere, kann ich daher nicht teilen. Bemerkenswert bleibt
ch, dass im Siegfriedsliede der held durch dichte finsternis dorthin gelangt,
› er nachher den schatz der söhne Niblings findet; und im Walberan, wo die
ısichtbarkeit des ganzen zwergenheeres zwar erwähnt wird, aber ohne bedeutung
eibt, auch nicht festgehalten wird, ist gerade Nibelung der führer einer schar, bei
'r allein jene eigenschaft wirklich zu praktischer geltung komt, indem sie, von kei-
m menschen gesehen, schiffe entführt (Walberan 139 fg., vgl. Nibelunge 451/2).
er Nibelung Eugel reitet im Siegfriedliede auf einem kohlschwarzen pferde und ist
it der nebelkappe ausgestattet ebenso wie der Nibelungenmann Alberich im Nibe-
ngenliede; Alberichs unsichtbarkeit spielt auch im Ortnit bekantlich eine grosse
lle; denselben streich wie Nibelung im Walberan führt er Ortn. 291 fg. aus. Dass
er nun auch bei der gewinnung der Brünhild die anwendung der tarnkappe ursprüng-
cher sein müste als der gestaltentausch, folgt natürlich aus dem allen noch nicht.

Auf die schwierige frage, wie die burgundischen könige in der sage zu Nibelungen
urden, weiss auch der verfasser keine antwort, die ihn befriedigte. Die Lachmann-
he hypothese, dass es neben dem historischen ursprünglich auch einen mythischen
unther gegeben habe, dünkt ihn immerhin am wenigsten unwahrscheinlich (s 83).
ber diese annahme stützt sich doch schliesslich auf nichts weiter als auf den wunsch,
e verschmelzung der mythischen und der historischen elemente irgendwie zu erklä-
n. Will man einer der personen der sage eine solche doppelrolle zuweisen, so
ürde sich ein genügender grund nur bei Gibeche finden, dessen name einerseits
ı der spitze der burgundischen könige steht, andrerseits als der eines zwerges, eines
bischen wesens überliefert ist. Zur verteidigung dieser ansicht, welche Rieger
ulezt noch in den Quartalblättern des histor. vereins f. d. grossherzogtum Hessen
881 s. 43 fg. vertreten hat, liesse sich noch darauf hinweisen, dass der herr des
Vormser rosengartens (wenn wir von Kriemhilt absehen, vgl. Germ. 26, 173) könig
ibeche, nicht etwa könig Gunther, ist: während andrerseits in den tirolischen ber-
en eines solchen paradiesgartens ein zwerg waltet, Laurin, ein mit übermenschlicher
chönheit, stärke, pracht und herlichkeit ausgestattetes wesen, wie auch der name
les zwerges Gibeche auf reichtum und milde deutet. Eine übertragung der rolle des
elben auf den gleichnamigen burgundischen könig könte also bezüglich der rosen-
artensage immerhin statgefunden haben; ja es wäre denkbar, dass beide ursprünglich
dentisch waren, dass der burgundische Gibica, von dem nach der nordischen über-
ieferung das königsgeschlecht seinen namen trägt, ursprünglich nur der mythische
tamvater desselben war. Aber alles das ist ja keineswegs sicher, und es würde von
la immer noch ein sehr weiter schritt zur sage von Siegfried und den Nibelungen
ein. Eine andere erklärung scheint mir hier viel näher zu liegen.

Zu den ältesten bestandteilen dieser sage gehört jedesfals die vorstellung, dass
er Nibelungenschatz im Rheine ruhe. Sie findet sich in den älteren nordischen
uellen ebensowol wie im Nibelungenliede und im Siegfriedsliede. Längst hat man
arauf hingewiesen[1], aber nicht überall ist es genügend beachtet, dass dies sagen-

1) Zulezt [illegible] Nibelungensage s. 12 (Wiener Sitzungsber. [illegible]).

motiv einen tatsächlichen hintergrund in der goldhaltigkeit des Rheines hat. Wenn auch jezt die goldgewinnung dort nicht mehr lohnt (trotzdem ein Pariser die kühne rechnung aufgestelt hat, dass zwischen Basel und Mannheim noch gold im werte von 170 millionen francs im Rheinsande ruhe), so ist es doch nicht lange her, dass noch münzen aus Rheingold geprägt wurden, und das ganze mittelalter hindurch hat die goldwäscherei am Oberrhein eine nicht unbedeutende rolle gespielt. Marquard Freher, Origines Palat. ed. 2 (1613) lib. II cap. XVII s. 84 fg. bemerkt, dass der Rhein das gold *e montium auriferorum fibris radicibusque abrasum arenis suis involvat et in certos vortices atque caveas (quibus inde nomen natum — Goltgründe, da gegoldet wurdt) congerat.* Wie leicht sich die vorstellung bilden konte, dass an solcher stelle ein grosser schatz unter den fluten verborgen sei, leuchtet ein, und nichts ist erklärlicher, als dass die Franken den unermesslichen schatz ihres Nibelungenmythus in ihrem goldführenden strome, im Rheine suchten. Da schon um 400 der ägyptisch-griechische Nonnus den Rhein als den fluss nent, welcher der Beroe bei ihrer vermählung mit Poseidon das gold als hochzeitgabe herbeibringt (Dionysiaca 43, 410), so kann den Franken sein goldreichtum damals nicht unbekant gewesen sein; es spricht also alles dafür, dass sie den Nibelungenhort, von dem ihre mythen in jener zeit schon berichtet haben müssen, ebendamals nirgend anderswohin versezten als in den Rhein. Freilich nicht in den teil, an dessen ufern sie derzeit sassen; denn unterhalb Mainz scheint kein gold mehr vorzukommen, während unterhalb Worms bei Gernsheim, in dessen nähe jenes Lochheim liegt, wo das Nibelungenlied nach Lachmanns auslegung Hagen den hort versenken lässt, „vor zeiten eine goldfischerei und goldwäscherei bestand“[1], und ebenso weiter aufwärts in verschiedenen orten der bairischen und badischen Pfalz. Aber gerade die nicht durch den augenschein kontrolierten gerüchte und berichte aus dem nachbarlande konten sich ins phantastische steigern, und der grosse reichtum dieser von der natur gesegneten, durch römische kultur gehobenen landschaft mochte in der sage, dass dort der gewaltigste schatz, der Nibelungen hort, ruhe, greifbare vorstellung gewinnen[2]. Pflegt der sage doch auch sonst der schatz zum bilde reicher herschaft und grossen besiztums, zum inbegriff aller hilfsquellen des herschers zu werden. Ich erinnere nur an die Ermanrichsage. Als daher im jahre 413 das grosse ereignis geschah, dass jenes reiche land einem germanischen stamme, den Burgundionen unter könig Gundahari, anheimfiel, da wird unter den Franken gesagt und gesungen sein, dass diese glücklichen leute nun den grossen Rheinschatz erworben haben, sie werden die herren des Nibelungenhortes genant sein. Das war im grunde nichts anderes, als wenn der Marner (Strauch XI, 2) von den reichen Rheinländern singt: *in dienet ouch des Rines grunt ... der Nibelunge hort lît in dem Lurlenberge in bî.* Als aber später die Burgundionen den herlichen besitz verlieren, als die Hunnen jenes mittelrheinische Burgundenreich stürzen und Gundahari mit den seinen unter ihren schwertern fält, da heisst das in die sinliche, alles individualisierende sprache der sage übersezt: könig Attila bereitet dem könig Gundahari mit seinen verwanten und seinen leuten den untergang, um sich des Nibelungenhortes zu bemächtigen. — Waren so einmal Gunther und sein geschlecht zu den zeitweiligen besitzern des Nibelungenschatzes geworden, die um seinetwillen zu grunde giengen, so musten sie natürlich in irgendwelche verbindung mit denjenigen erwerbern und herren des hortes gebracht werden, von denen der mythus schon berichtete. In diesem wurde erzählt, dass Hagen jenen heros Siegfried,

1) Dahl, Beschreibung des fürstentums Lorsch s. 251.
2) Vgl. auch Heinzel a. a. o. s. 11 fg. (579 fg.).

er sich den schatz erkämpft hatte, meuchlings ermordete. Denn es scheint mir
icht zweifelhaft, was auch Lichtenberger anzunehmen geneigt ist, dass Hagen, von
em keine historische quelle etwas weiss, und dessen name mit den alliterierenden
er burgundischen könige gar nichts gemein hat, der nach der Þiđrekssaga eines
lben sohn ist, von vornherein ebensowohl wie Siegfried zum mythus gehörte. Er
wurde nun in eine enge beziehung zu den burgundischen königen gebracht; die art
derselben schwankt noch in den verschiedenen versionen: bald ist er der bruder,
bald halbbruder, bald man und mâc, immer aber steht er mit ihnen in engster genos-
senschaft. So gewinnen sie denn auch mit anteil an seiner mordtat, durch die der
Nibelungenhort in seinen und ihren besitz übergeht, und werden schliesslich nach
dem schatze auch selbst Nibelungen genant.

Die verbindung der beiden hauptteile der sage ist auf diese weise meines
erachtens durchaus genügend erklärt. Dass damit nun auch jede einzelne beziehung
völlig aufgehelt sei, darf man natürlich nicht erwarten. Verständlich ist es so jedes-
fals, wie Gunther weiterhin auch bei der mythischen tradition von Siegfried und
Brünhild in die rolle des geheimen gegenspielers eintreten konte, der den von Sieg-
fried errungenen preis in seine hände zu bringen weiss. Aber etwas näheres lässt
sich darüber nicht feststellen, denn wir wissen nicht, auf welcher stufe der sagen-
entwickelung das Brünhildenmotiv gestanden hat, als die verschmelzung mit dem
historischen elemente erfolgte. Ich glaube nicht, dass dieser teil der Siegfriedsage
damals überhaupt eine einheitliche gestalt hatte; hat er sie doch auch in der über-
lieferung der Edda noch nicht. Die geschichte von der erweckung der Sigrdrifa und
die von der gewinnung der Brünhild konten nur künstlich mit einander verbunden
werden. Wenn Lichtenberger s. 145 meint, es sei zweifelhaft, ob die erstere ursprüng-
lich noch eine weitere folge gehabt habe als Siegfrieds unterweisung im runenzauber,
so steht er ja mit dieser ansicht nicht allein; aber für richtig kann ich sie nicht hal-
ten. Denn sobald man mit dem verfasser annimt, dass auch Sigrdrifa von der lohe
umgeben ist, und sobald man mit ihm die angabe der prosa für echt hält, dass Ođin
der in den schlaf versenkten bestimt hatte sich zu vermählen, während sie das
gelübde tat, keinen mann zu nehmen, der sich fürchten könne, so muss man doch
den verlauf der erzählung zweifellos so ergänzen, dass der, welcher die flamme
durchreitet und sie aus dem zauberschlaf erlöst, eben derjenige ist, welcher keine
furcht kent und deshalb ihre hand erhält. Dass dies wirklich die ursprüngliche
entwickelung war und dass wir andrerseits keinen grund haben Sigrdrifa und Bryn-
hild für von anfang an verschiedene persönlichkeiten zu halten, hat inzwischen Sijmons
in dieser zeitschrift XXIV, 1 fgg. gezeigt. Wir haben also eine überlieferung anzu-
nehmen, nach welcher Siegfried die von dem undurchdringlichen hindernis eingeschlos-
sene walküre für sich erwirbt, und wir haben demgegenüber in der erzählung von
Brünhild eine andere überlieferung, nach welcher er sie für einen anderen, den Gun-
ther erringt. Beide traditionen würden sich auf verschiedene fassungen eines natur-
mythus zurückführen lassen. Die eine könte das erwecken der schlummernden,
frostumfangenen erde durch den frühlings- oder lichtheros und die vermählung der
beiden widerspiegeln; die andere würde zugleich die kehrseite des mythus umfassen,
nach welcher die von jener freundlichen gewalt eroberte der dunkelen, winterlichen
macht anheimfält, und bei ihr möchten dann verwante überlieferungen eingewirkt
haben, in denen wie im Freyr-Skirnir-mythus von der stelvertretenden erwerbung
der eingeschlossenen jungfrau oder wie im Menglǫđ-mythus von der verstellung des
eindringenden werbers erzählt wurde. Sicherheit ist ja in diesen dingen nicht zu

gewinnen;[1] aber soviel muss doch wol zugegeben werden, dass kein zwingender grund vorliegt, hier eine älteste einheitliche, beide motive umfassende sagengestalt vorauszusetzen und dass man sich eine solche schwer würde vorstellen können. Denn wenn der bann der waberlohe einmal durchbrochen ist, wenn die von ihr umgebene jungfrau aus ihrem todesschlummer erweckt und von dem geliebten erworben ist, so kann die flamme sie doch nachher unmöglich noch umschliessen.

Ganz unaufgeklärt lässt Lichtenberger die deutsche umgestaltung der sage, durch welche Kriemhild statt Etzels ihren brüdern den untergang bereitet. Er meint — nach dem standpunkte den er einnimt ohne ersichtlichen grund — dass diese umwandlung ebenso wie die einführung des Dietrich von Bern vielleicht seit dem ende des 6. jahrhunderts volzogen sei. Jedesfals aber müsse sie nach dem bekannten zeugnis des Saxo Grammaticus über des sächsischen sängers gesang von der *notissima Grimildae erga fratres perfidia*, schon im anfang des 12. jahrhunderts bestanden haben. Der milderen auffassung des Nibelungenliedes von Etzel schreibt er einen späten ursprung zu; er sieht in ihr eine anähnlichung dieser rolle an den verbreiteten typus des guten königs, die erfolgen konte, sobald die schuld am untergange der Nibelunge von ihm auf Kriemhild übergegangen war; übrigens sei sie nicht einmal konsequent durchgeführt, denn auch im Nibelungenliede erscheine Etzel hie und da noch in ungünstigem lichte, und ganz zu verwerfen sei Thierry's ansicht, dass Etzel in den germanischen überlieferungen von jeher eine ganz andere und wesentlich vorteilhaftere rolle gespielt habe als in den romanischen. Gegen Thierry's unzulängliche und widerspruchsvolle ausführungen konte Lichtenberger natürlich mit vollem recht auf Attilas stellung in der eddischen und ältesten gestalt der Nibelungensage hinweisen; wenn er aber glaubt, dass diese auffassung vom charakter des Hunnenkönigs die gemeingermanische gewesen und erst ganz spät geändert sei, so veralgemeinert auch er schliesslich wie Thierry seine beobachtungen in unrichtiger weise. Natürlich ist Attila von seinen germanischen gegnern anders beurteilt als von den ihm verbündeten und unterworfenen Germanenstämmen. In der Dietrichsage ist von vornherein für den blutdürstigen und habgierigen Attila der Edda gar kein platz. Schon in ihrer ältesten uns bekanten gestalt, wie sie uns im Hildebrandsliede vorliegt, geniesst Dietrich in der verbannung den schutz des beherschers der Hunnen und kehrt mit seiner hilfe heim. Wir wissen aber, dass darin nur die übertragung eines abhängigkeitsverhältnisses liegt, in welchem Dietrichs vater Theodemer tatsäch-

1) Vorgezogen wird jezt im algemeinen die deutung auf den tageszeitenmythus, und die beziehung der waberlohe auf die morgenröte (Scherer LG[5] 11, Sijmons im Grundriss II, 1, 25, Wilmanns A. f. d. a. 18, 72) ist ja an sich recht ansprechend, besonders wenn man berücksichtigt, dass die von ihr umgebene Brünhild nach der Edda wie nach der deutschen lokalsage auf einem felsen schlummert. Aber weder im Freyr-Skirnirmythus noch in dem von Swipdag und Menglǫð ist doch der *vafrlogi* so zu deuten, und ebensowenig lässt sich das Dornröschenmärchen auf den wechsel der tageszeiten zurückführen. Ein mythisches motiv wird doch auch sicher in dem aufschneiden der brünne der zu erlösenden und zu erweckenden jungfrau zu suchen sein; während dies sich sehr gut auf das durchbrechen des die schlummernde natur umschliessenden frostpanzers durch den licht- und sonnenheros deuten lässt, wüsste ich es aus dem tagesmythus nicht zu erklären. So habe ich denn auch bedenken, mich Wilmanns anzuschliessen, der a. a. o. in seiner nach der niederschrift des obigen textes erschienenen recension von Lichtenbergers buch sehr sinreich den ersten flammenritt und die erweckung der jungfrau auf morgenröte und sonnenaufgang, den zweiten flammenritt und ihre verbindung mit Gunther-Siegfried auf abendröte und nächtliche ruhe der sonne deutet. Übrigens würde man sich doch auch bei dieser erklärung die beiden motive, sobald sie sich zur heldensage formten, wegen der zweimaligen durchbrechung desselben hindernisses nur in lose nebeneinanderhergehenden liedern, nicht in einer wirklich einheitlichen, in sich geschlossenen form behandelt denken müssen.

a Attila stand. Diese konte erst nach Dietrichs lebzeiten geschehen, und sie
ur möglich, wenn damals noch überlieferungen von Theodemer im umlauf
, in welchen der sohn in die stelle des vaters eintreten konte, überlieferungen,
› den Attila nicht sowol als feind und unterwerfer wie als mächtigen und wol-
den schutzhern des Ostgotenkönigs erscheinen liessen. Attila spielte also in
ben eine rolle, welche ganz seinem namen entsprach, den die unterworfenen
nen, d. h. vor allem wider die Ostgoten, ebenso bildeten oder deuteten, wie die
ı ihren zaren väterchen nennen. Erinnern wir uns, dass gotische sprache und
edesfals einen hervorragenden platz an Attilas hof einnahm, dass an demselben
taten in epischen liedern gefeiert wurden, dass abenteuernde germanische recken
enug gelegenheit zu lohnendem und ehrendem erwerbe fanden, dass ostgotische
unter ihm und für ihn fochten, so dürfen wir gewiss annehmen, dass sich
von Attilas zeiten her lieder unter den Ostgoten vererbten, in denen er als
osse könig dargestelt ward, um den sich helden und fürsten verschiedener
nischer stämme scharen und der sich ihnen, insbesondere aber den Ostgoten
rem könig, hilfreich erweist. Wie man auch immer die frage nach der fort-
von resten der Rugier in Österreich, von trümmern der Ostgoten in den öster-
ch-bairischen Alpenländern beantworten mag, soviel ist doch sicher, dass die
entwickelte ostgotische heldensage und dichtung am ersten und stärksten in jenen
Ostgotenreiche einst benachbarten, teilweise auch ehedem zugehörigen gegenden
reitet war; und wenn nun die ältesten mittelhochdeutschen nationalepen, die
rt gedichtet wurden, Nibelungen, Biterolf, Klage, den charakter des Etzel und
rhältnis zu germanischen fürsten, insbesondere zu dem Ostgotenkönig den vor-
etzenden ostgotischen überlieferungen entsprechend darstellen, während er in
ı die auf fränkische und niedersächsische tradition zurückgehen als der grau-
und herschsüchtige tyrann erscheint, so wird das gewiss nicht zufällig sein.
ie fränkische Nibelungensage in die bairisch-österreichischen lande gelangte,
ete sie eben überlieferungen vom könig Etzel, welche von einer anderen, gün-
auffassung desselben ausgiengen; und diese auffassung konte nicht ohne folgen
e Nibelungensage bleiben, sobald sich ebendort ihre so naheliegende verbindung
r Dietrichsage volzogen hatte und ein ausgleich der verschiedenen vorstellun-
gestrebt wurde. Dieser entwickelung kam nun ein anderer, entscheidender
d entgegen. Es war ein unbefriedigender ausgang der Siegfriedsage, dass der
s helden ungerächt blieb. Die nordische überlieferung liess aus diesem gefühl
den sterbenden Sigurd selbst noch seinen mörder töten. Die deutsche wendung
ge ist durch eine wandelung socialer anschauungen bedingt, die auch Lamp-
Deutsche geschichte 1, 106 in verbindung mit der Nibelungentradition sezt,
lie meines erachtens wichtigste folgerung daraus zu ziehen. Während früher
rhältnis zwischen bruder und schwester als ganz besonders eng und heilig galt,
r als die ehe, hielt man mit der fortschreitenden entwickelung der geselschaft-
ordnung die bande, welche die beiden gatten verknüpfen, für die festeren und
zu achtenden. Kriemhilds erste pflicht wurde es danach, für den ermordeten
blutrache zu nehmen; so wurde der untergang ihrer mit der blutschuld bela-
brüder als die folge davon aufgefasst, dass Kriemhild dieser pflicht der gattin
m, und die überlieferung, dass sie ihre brüder an Etzel rächt, schwindet damit
ch aus der sage. Dass Etzel dabei immer doch noch als habgieriger mitschul-
hätte gelten können, zeigt die Þidrekssaga. Erst die verbindung der in der
ı-österreichischen sage herschenden günstigeren auffassung Etzels mit jener

veränderten anschauung über Kriemhilds verpflichtungen gegen den gatten und gegen die brüder hat die volle und einheitliche umgestaltung der sage zur folge gehabt. Übrigens zeigt diese wandelung, wie früh die geschichte von Siegfried und Kriemhild und die vom untergange der Nibelunge als ein zusammengehöriges ganzes gegolten haben muss.

Dass Lichtenberger in den lezten kapiteln für die kenzeichnung des typischen und des eigenartigen in den motiven und charakteren des Nibelungenliedes auch die spielmannspoesie zum vergleiche herbeigezogen hat, ist nur zu loben. Aber er überschäzt die verwantschaft der beiden. Er findet in einzelnen fällen ähnlichkeiten, wo ich durchaus keine zu entdecken vermag, z. b. wenn er s. 328 behauptet: *nous retrouvons dans le Nibelungenlied . . . le mauvais roi, redoutable à tous ceux qui prétendent à la main de sa fille.* Die grosse verschiedenheit des ganzen poetischen stiles der Nibelungen und der spielmannsepen entgeht ihm ja nicht, und er macht einen unterschied zwischen der art der rheinischen und derjenigen der österreichischen spielleute; aber nach seiner darstellung erscheint diese mehrfach als eine jüngere veredelung von jener. Und doch kann eine dichtungsweise, wie sie uns im Orendel, Morolf und Oswald entgegentritt, nun und nimmermehr die vorstufe der Nibelungenepik gewesen sein. Das Nibelungenlied weist zweifellos auf eine lange zeit weit treuerer und ernsthafterer pflege alter epischer überlieferungen zurück, als sie aus jenen gedichten spricht. Schon wenn er den herzog Ernst mit zu jener spielmannspoesie zählt, hält der verfasser verschiedene dichtungsarten nicht genügend auseinander, obwohl er hier einem alten herkommen folgt. Wie wenig berechtigt dies ist, zeigt Lichtenberger selbst am besten, indem er da, wo er auf die einzelnen charakteristischen züge der spielmannspoesie eingeht, den Ernst ganz ausser betracht lässt; sie finden sich eben in diesem gedichte nicht (vgl. diese ztschr. XXII, 478 und 480 fg.). Auch sonst hat der verfasser bei seiner litterarischen charakteristik einzelnes zu sehr veralgemeinert, und diesem und jenem ästhetischem urteil kann ich nicht beipflichten. Aber im ganzen finde ich sowol die spielmannsepen wie das Nibelungenlied mit richtigem nachempfinden anschaulich und ansprechend charakterisiert. Im Nibelungenlied wird spreu und weizen meist richtig geschieden, und wenn der verfasser auch einiges ohne ausreichenden grund als *ridicule* bezeichnet, so hat er doch für das wirklich grossartige in motiven und charakteren volles verständnis. Auch die darstellungsweise unseres grossen epos kenzeichnet er zutreffend durch die sätze, mit welchen er seine abhandlung beschliesst: *Le poète se borne à retracer les aventures merveilleuses que rapporte la tradition, il est sobre dans ses descriptions; l'accent de ses chants est simple et franc. Dans ses vers sans prétention, sans ornements inutiles, passe un souffle de poésie naïve qui étonne par son âpre rigueur ou séduit par une sorte de grâce archaïque, et ses lieder prêtent une vie d'une singulière puissance à ces figures idéales un peu raides, mais si expressives, à ces vieux héros, à ces types de femmes étranges et mystérieux éclos dans l'imagination des anciens Germains.*

Lichtenbergers buch ist vortreflich geeignet, in Frankreich zu eingehenderer beschäftigung mit dem Nibelungenliede anzuregen sowie die richtige historische und ästhetische beurteilung desselben und die erkentnis seiner nationalen eigenart dort zu fördern. Es kann aber auch deutschen lesern zur einführung in ein litterarhistorisches studium unseres nationalepos recht wol empfohlen werden.

BRESLAU. F. VOGT.

lolf Hauffen, Caspar Scheidt, der lehrer Fischarts. Studien zur geschichte der grobianischen litteratur in Deutchland. (Quellen und forschungen zur sprach- und kulturgeschichte der germanischen völker, heft 66.) Strassburg, Trübner. 1889. X und 136 s. 3 m.

Eine kulturgeschichtlich wichtige aufgabe hat sich der verfasser des vorliegenn buches gestelt, indem er die klassische verkörperung des grobianismus, wie sie ı sechzehnten jahrhundert durch Dedekind und Scheidt ausgeprägt worden ist, sowie re vor- und nachgeschichte darzustellen unternommen hat. Scherer durch seinen ı grossen gesichtspunkten reichen artikel über Dedekind in der Alg. deutsch. biogr., ilchsack durch die sorgfältigen zusammenstellungen vor seinem neudrucke des :heidtschen Grobianus hatten für eine solche arbeit bereits die wege gewiesen. Es ır selbstverständlich, dass die betrachtung von den altdeutschen tischzuchten ausıgehen hatte, dann zu zeigen war, wie die tischzuchten almählich parodistisch ıfgefasst werden und wie hierauf, nachdem Sebastian Brant den namen Groanis geschaffen und die litteratur des 15. und beginnenden 16. jahrhunderts in ren meisten erzeugnissen ein gewaltiges material zur näheren ausmalung dieses ınkbaren gegenstandes aufgespeichert hatte, der sog. kleine Grobianus von 1538 die ichtigsten merkmale des zum Grobianerorden gehörenden kurz und bündig zusamenfasst. Diesen weg ist der verfasser unter sorgfältiger berücksichtigung des vorandenen materials auch gegangen und hat manche neuen hinweise hinzugefügt, amentlich sei auf die zusammenstellungen über Brant und Murner sowie die übrige tteratur im ausgehenden 15. und beginnenden 16. jahrhundert verwiesen, s. 19 fgg. 's wird dann weiter gezeigt, wie Dedekind das im Kleinen Grobianus bereits gegeene schema besser ordnet und übersichtlicher gruppiert und der gestalt durch eine rosse reihe von einzelzügen greifbares leben verschaft hat. Trotz des lateinischen ewandes (oder vielleicht grade wegen desselben) fand die dichtung eine ungemein reite verbreitung und wurde durch Scheidts übersetzung denen, die des lateinischen icht mächtig waren, zugänglich gemacht. Diese übersetzung wird in der vorliegenen arbeit sorgfältig mit dem lateinischen original verglichen, und der verfasser zählt ı übersichtlicher weise die veränderungen und erweiterungen auf, die Scheidt sich rlaubt und die im wesentlichen den zweck verfolgen, den ganzen stoff wirkungsoller auszugestalten und die parodistischen elemente mehr herauszuarbeiten. Sodann etrachtet der verfasser die zweite fassung von Dedekinds Grobianus (1582), die einerəits durch aufnahme einer grösseren anzahl meist aus Bebels Facetien geschöpfter :hwänke, anderseits namentlich durch die einfügung der weiblichen nebenbuhlerin des robianus, der Grobiana, sich auszeichnet. Wichtig ist hier vor allem der s. 64 fg. əführte nachweis, dass die bis jezt wol ziemlich algemein angenommene abhängigkeit ər zweiten fassung Dedekinds von Scheidts verdeutschung volständig hinfällig und ırch nichts zu beweisen ist. Wendelin Hellbachs bearbeitung der zweiten fassung edekinds, Kienheckels prosaischer auszug und Wenzel Scharffers übertragung in lexandrinern werden ausreichend charakterisiert, worauf dann noch kurz die übrigen ıchwirkungen des Grobianus zusammengestelt werden. — Ein weiteres kapitel behanəlt Scheidts lobrede von wegen des Meyen, in der er, zum teil ebenfals auf lateiischen vorbildern fussend und auch von der französischen litteratur nicht unbeeinusst, den mai gegenüber dem herbst herausstreicht. Eine betrachtung über die eeinflussung Fischarts durch Scheidt, welcher neben dem gereimten Eulenspiegel amentlich noch die trunkenlitanei aus der geschichtsklitterung zu grunde gelegt ist, ildet den schluss des buches, welches von herrn prof. Erich Schmidt angeregt ist

und einen schätzenswerten beitrag zur kultur- und litteraturgeschichte des 16. jahrhunderts bietet.

Was die kulturgeschichtlichen folgerungen aus dem vorliegenden materials betrift, so möchte ich davor warnen, den werth dieser schilderungen zu überschätzen. Grade die durchgeführte ironie und der algemeine beifall, den diese bei den zeitgenossen findet, zeigt doch schon eine gewisse erhebung über die greuliche unfläterei. Es liegt mir gewiss fern, zu bestreiten, dass in den sitten des 16. jahrhunderts noch immer eine entsetzliche rohheit sich zeigt, allein nach meiner kentnis des einschlagenden materials ist im 16. jahrhundert der höhepunkt in dieser richtung bereits überschritten; dieser fält vielmehr in das vorhergehende jahrhundert, dessen beispiellose wüstheit im zeitalter der reformation entschieden nicht wider erreicht worden ist. Es ist notwendig auf diese tatsache ausdrücklich hinzuweisen, um unrichtigen vorstellungen vorzubeugen, wie sie neuerdings Johannes Janssen im VI. bande seiner sogenanten Deutschen geschichte wider zu verbreiten gesucht hat. (Vgl. darüber meine ausführungen in der Historischen zeitschrift, N. F. bd. XXIX, s. 150 fgg.)

Zu der nachgeschichte des Grobianius möge noch ein kleiner nachtrag beigesteuert werden. Im jahre 1630 erschien in Augsburg eine kleine schrift: Alamodische Hobelbanck (den langen titel volständig mitzuteilen scheint mir unnötig; exemplar auf der königl. bibliothek in Berlin, Yy 1391). Sie enthält einen dialog zwischen zwei adlichen Adolf und Rudolf, der im ganzen von sehr verständigen gesichtspunkten aus sowol das grobianische wesen als die törichte nachäffung fremder, namentlich französischer sitten oder unsitten bekämpft, auf eine vernünftige und sorgfältige erziehung dringt und die forderung erhebt, dass der adliche seinen adel ebenso durch sein ganzes inneres wesen wie durch den äusseren anstand beweisen solle. Dieses gespräch erschien dann umgearbeitet, mit sehr unnötiger pedantischer gelehrsamkeit vermehrt und dadurch entschieden nicht verbessert, später noch einmal unter dem titel: Renovirte Und mercklich vermehrte Alamodische Hobel-Banck (exemplar in Berlin, Yy 1421; um 1660, da der polnisch-schwedische krieg als eben beendet erwähnt wird, s. 181: Darum die brandenburgischen soldaten in jüngstverflossenem schwedisch- und polnischen krieg nicht vergeblich gesungen, wie schmeckt uns das leder von den gänsen so wol!) In diesem buch schliesst sich an die dem gespräch folgenden kurzen lehren s. 173—188 an ein: Kurtzverfasster Grobianus. Allen Epicurischen Mast-Schweinen, Venus-Nutzern, Fantastischen Pflaster-Trettern und Müssiggengern, sich darinnen zu bespiegeln, vorgestellet. Der kurze auszug weist wider 16 abschnitte auf wie der sogenante kleine Grobianus, Grobianus tichzucht von 1538. Doch hat er mit diesem, der freilich ebenfals noch ziemlich lange nachgewirkt hat, nichts zu tun. Er ist vielmehr ein kurzer auszug aus der ersten fassung des Grobianus; das verhältnis zu Kienheckels bearbeitung, an welche man wegen der prosaischen form zuerst erinnert wird, konte ich im augenblicke nicht feststellen, da mir diese nicht zugänglich war. Am ausführlichsten ist das kapitel über das trinken behandelt, hier geht die prosa in eine art von reimprosa über, ganz in Fischarts art, an welchen auch einige maccaronische wendungen erinnern; einzelnes in dieser stelle klingt an die trunkenlitanei an.

Um eine ungefähre vorstellung von diesem lezten selbständigen ausläufer der grobianischen litteratur zu geben, lasse ich die einleitung und die ersten beiden abschnitte folgen:

Kurtzverfasster Grobianus. Wem nun diese vorgesetzte hobel-banck
u rigoros und streng zu seyn scheint, der kann seine fantastische, ungehobelte
›n behalten, und nach diesem beygefügten Grobiano vermehren und einrichten, so
l er hie zeitlich nicht allein überall lieb und angenehm seyn, wie die sau in des
›n haus, und der esel in dem blumen-feld; nach seinem tod aber unfehlbar
›ns andern seinen geschwornen zunfft-brüdern, in Nobis-krug, wo man die äpffel
n sims brätet, sein loschier finden; dann wie die arbeit, so ist der lohn! Mas-
sich nicht wenig finden, welche den Catonem und alle seine nachfolger, so sich
erstehen, hoff- und tisch-zucht, moralien und tugend-lehren vorzuschreiben,
lachen und verachten; den Syrach für einen narren und dilltappen, welcher ver-
ınet: Wenn du bey eines reichen mannes tisch sitzest, so sperre deinen rachen
ıt auf, und dencke nicht, hie ist viel zu fressen, greiff nicht nach allem, was
siehest, und nimm nicht, was für einen andern in der schüssel lieget; Iss wie
mensch, was dir fürgesetzet ist, und friss nicht zu sehr, auf dass man dir nicht
ım wird; Wann du bey vielen sitzest, so greiff nicht am ersten zu, usw. Cap. 31.
ıd im 42. Schäme dich, dass du mit dem arm auf dem tische liegest. Schäme
:h, dass du nicht danckest, wenn man dich grüsset. Schäme dich, nach den
ıren zu sehen, und fremder mägde zu begehren, usw. Diss alles hält Monsieur
:hweinhardus Grobianus, aus Schlaraffenland gebürdig, für saalbaderey, und lehret
rad das widerspiel; weiset hingegen seine brüder und mit-glieder auf das natür-
:he schlaff- fress- und sauff-recht, und an die heutiges tages im schwang gehende,
civilische mores, dann allzuviel gesetze und regeln, machen auf trucknen land
geln, das ist, verwirrt und närrisch seyn. Giebt ihnen demnach, mit vergün-
igung des Plutonischen gross-printzen, nachfolgendes immerwehrendes privilegium,
›rgestalt kürtzlich verfasset, dass unser neumodische welt-fantasten, selbiges desto
ichter mercken und fassen können.

1. Erstlich und zu fördorst sollen alle dem Grobianismo beygethane, für allen
ıgen ihren bauch oder wanst, als ihren abgott in ehren halten, und durch die
ıstere nacht, biss an das helle mittag-liecht, schnarchando, ratzen, schnarchen
ıd schlaffen, die wegen des tages über gepflogener wollust ermüdete glieder fein
ısruhen lassen, und nicht ehe aus dem feder-nest fliegen, biss die teller auf dem
sche liegen, und die fress-glocke in dem magen beginnet zu leuten, dann soll er
ıs dem bette schreiten, die kleider auf den nacken fassen, und sich, wann es son-
erlich kalt ist, hinter dem warmen ofen anziehen, damit die mägde die weissen
eine und das schnee-weisse hälslein sehen, und sich darein verlieben können, auch
esto grössern appetit und lust zu ihm haben mögen; mit dem morgensegen soll er
ıhalten, und selbigen sparen, biss zu dem abendsegen: Nam quod potest fieri per
auca; non debet fieri per plura; oder es doch kurtz und gut machen, ungefehr die-
ꝛs inhalts: das walte gott, und kein böses weib!

2. Einen guten morgen soll er niemand wünschen, als nur der jungfer Elisa-
et, die ihm fein sanfft macht das bett, den andern gruss soll er erspahren, und
ıit selbigen wind die brühheisse suppen über den tisch blasen.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Carl Heine, Das schauspiel der deutschen wanderbühne vor Gottsched. Halle, Max Niemeyer. 1889. VII und 92 s.

Die geschichte des deutschen volksdramas im siebzehnten jahrhundert liegt
noch so im argen, dass jeder beitrag, der einen teil des über dem schauspiel der fah-

renden liegenden dunkels zu lüften im stande ist,. auf dankbare aufnahme bei den fachgenossen rechnen darf. Die vorliegende schrift nun stelt zunächst die stücke zusammen, die sich nachweislich auf dem repertoire der fahrenden befunden haben und uns volständig erhalten sind. Dankenswert ist dann ferner die s. 9 fg. gegebene aufstellung über die herkunft der aufgeführten stücke, wobei der verfasser sich nicht auf die volständig erhaltenen dramen beschränkt. Das hauptkontingent stelt das spanische drama (darunter befinden sich fünf stücke von Calderon und eins von Lope), daneben erscheinen französische, niederländische und deutsche originale; ob italienischer ursprung bei allen den stücken, die der verfasser hierher rechnet, wirklich anzunehmen ist, muss dahingestelt bleiben; dass auch Englands dramatische produktion noch beständig auf das drama der fahrenden einwirkte, sehen wir an dem Verirten soldaten. Weniger fördernd als diese übersicht erscheint mir die zusammenstellung der im ernsten drama der fahrenden verwendeten motive s. 15 fgg.; man erhält kein richtiges bild, ebensowenig wie aus der s. 80 fgg. gegebenen übersicht über die am häufigsten vorkommenden Hauswurstcharaktere. S. 42 fgg. berichtet der verfasser auf grund der erhaltenen dramen über die art der darstellung, rollenbesetzung, das aussehen der bühne, die notwendigen requisiten und ähnliches, wobei s. 43 richtig bemerkt wird, dass in den dramen das extemporieren im wesentlichen auf die komischen scenen sich beschränkte, was sich übrigens auch aus den älteren puppenspieltexten ergibt.

Der hauptwert des buches beruht auf den s. 61 fgg. gegebenen analysen aus dramenhandschriften der fahrenden, welche die Wiener bibliothek besizt. Ob mit diesen und den von dem verfasser früher gegebenen mitteilungen die schätze der Wiener bibliothek nach dieser richtung hin erschöpft worden sind, sagt der verfasser nirgends; der referent, der die Wiener bibliothek nicht kent, vermag darüber selbstverständlich kein urteil abzugeben. Das verhältnismässig vollendetste der analysierten stücke, scheint, soweit sich aus den mitgeteilten inhaltsangaben schliessen lässt, die komödie in 12 personen s. 66 fgg. zu sein.

Kann somit in bezug auf das neu beigebrachte material die arbeit als eine dankenswerte bereicherung unserer kentnisse des dramas der fahrenden dankbar entgegengenommen werden, so erscheint dem referenten das verfahren des verfassers, näheres über das repertoire der wandertruppen zu ermitteln und festzustellen, bei weitem nicht ausreichend zu sein. Auf grund der wenigen gleichzeitigen handschriften, die der zufall vor dem verderben gerettet hat, lässt sich sicher kein auch nur annähernd richtiges bild von der beschaffenheit und dem umfange dieses repertoires gewinnen. Unsere kentnis derselben würde immer eine ganz mangelhafte bleiben, wenn wir nicht ein wichtiges hilfsmittel mit hinzunehmen: die puppenspiele. Ein grosser teil der gedruckten und handschriftlich erhaltenen puppenspiele reicht in seinem kern in die zeit des endenden siebzehnten jahrhunderts zurück; bei den meisten kann, wenn man ihre litterarische abstammung betrachtet, gar kein zweifel darüber bestehen, dass sie auf der bühne der fahrenden gespielt sind und als volksdramen das publikum ergözt haben. Freilich die aufgabe, die sich somit ergibt, ist nicht leicht. Zunächst geben die samlungen von puppenspielen, die wir bis jezt besitzen, so vortrefliche dienste sie auch unter umständen der forschung leisten, doch nur einen verschwindend kleinen bruchteil der auf den puppenbühnen gespielten stücke wider. Es müste also zu einer derartigen arbeit das reiche handschriftliche material hinzugezogen werden, das noch auf den verschiedenen deutschen bibliotheken zu finden ist. Dann müsten natürlich die spiele ausgeschieden werden, von denen ein zurück-

reichen bis an den anfang des achtzehnten jahrhunderts oder noch ins siebzehnte jahrhundert nicht angenommen werden kann. Natürlich wären auch diese spiele einer genauen untersuchung zu unterwerfen, denn nicht selten komt es vor, dass teile älterer stücke in ganz junge puppenspiele hineingeraten sind. (Ein beispiel in dieser zeitschrift XXI, s. 119. Braunes neudrucke, 90 und 91, s. XIV.) Und ebenso liegen uns ja die älteren puppenspiele vielfach überarbeitet, korrumpiert und durch mannichfache zusätze entstelt, vor. Diese stücke müsten ebenfals einer eingehenden untersuchung unterworfen werden; durch vergleichung der verschiedenen fassungen, durch ermittelung der stücke, von denen sie abgeleitet sind, durch die mittel, die die innere kritik an die hand gibt, ist dann der versuch zu machen, den ursprünglichen kern in diesen stücken festzustellen.

Eine ähnliche arbeit, wie ich sie eben skizziert habe, ist gewiss nicht leicht. Sie sezt eine ausgebreitete belesenheit, ein nicht geringes philologisches geschick und eine sichere kombinationsgabe voraus. Dennoch müssen versuche gemacht werden, sie zu lösen, bevor man zu einer wirklichen erledigung der frage schreiten kann, deren beantwortung der verfasser in dem vorliegenden buche unternommen hat. Dass auch das gleichzeitige kunstdrama (z. b. die stücke des verfassers der Kunst über alle künste) für die erkentnis des schauspieles der fahrenden manche wichtigen anhaltspunkte gewährt, die noch keineswegs genügend ausgenuzt sind — darauf sei nur mit einem worte vorläufig hingewiesen; ich denke in nicht alzulanger zeit darauf zurückzukommen.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

Das böhmische puppenspiel vom doctor Faust. Von **Ernst Kraus.** Abhandlung und übersetzung. Breslau, verlag von Wilhelm Köbner. 1891. VI und 170 s. 3 m.

Das vorliegende buch hat das verdienst, unsere kentnis von dem czechischen Faustpuppenspiel, die sich bis jezt im wesentlichen auf Andrees bekanten bericht gründete, beträchtlich zu vermehren und zwei volständige fassungen des spieles in einer, wie es scheint, getreuen übersetzung bekant zu geben. Der verfasser hat die beiden texte (neben denen Andrees bericht und aufzeichnungen eines studenten über eine aufführung des puppenspiels nur wenig in betracht kommen) einer sorgfältigen vergleichung unterzogen, deren nachprüfung dadurch wesentlich erleichtert wird, dass die beiden spiele in sauberem abdruck neben einander gestelt sind. Das resultat dieser vergleichenden untersuchungen über das verhältnis der beiden fassungen zu einander ist dieses, dass die gleiche anlage sowie viele übereinstimmungen im einzelnen auf eine gemeinsame vorlage hinweisen. Gegen diese annahme wird sich gewiss nichts einwenden lassen. Über das alter dieser vorlage, die mit C bezeichnet wird, spricht sich der verfasser mit der grösten vorsicht aus; die sprachlichen erwägungen, die er anstelt, scheinen ihm zur altersbestimmung entscheidende merkmale nicht zu gewähren; aus inneren gründen, über die wir indessen keine nähere auskunft erhalten, glaubt er sich aber zu dem schlusse berechtigt, dass C weit in das achtzehnte jahrhundert hinaufreiche. Auf die weitere frage nach der vorlage von C geht der verfasser zunächst durch eine vergleichung der böhmischen texte mit den deutschen puppenspielen ein: irgendwelche nennenswerte aufschlüsse ergeben sich indessen auf diesem wege nicht, obgleich einzelne gute parallelen angeführt werden. Noch weniger können aber die ansichten befriedigen, die der verfasser über das ver-

hältnis der volkslieder vom Faust zu den czechischen puppenspielen vorträgt. Di
an sich nicht alzu schwer zu erkennenden beziehungen zwischen dem volksdram
und dem epischen volksliede von Faust sind in neuester zeit durch einen unnötige
aufwand subtilster untersuchungen mehr verdunkelt als erhelt worden. Die wichtigst
der dabei in betracht kommenden fragen ist bekantlich die, auf welche weise die
dem epischen volksliede vorkommende scene, in der Faust sich den erlöser am kreu
malen lässt, in das drama gekommen ist. Kraus versucht den knoten mit eine
kühnen streiche zu durchhauen. Auf dem titelblatt des ältesten druckes des episch
faustliedes wird ein Pragerisches Comoedi-Lied erwähnt. Das bezog man bisher
das bekante lyrische Faustlied: „Fauste, jene Himmelsgaben“, welches als zwei
stück mit in dem erwähnten druck enthalten ist und dessen bezeichnung als komödi
lied schon um deswillen keinen anstoss bot, als das lied tatsächlich in mehreren
puppenspielen vorkomt. Kraus stelt nun die ansicht auf, dass nicht das lyrische,
sondern das epische volkslied als Pragerisches Komödi-Lied bezeichnet werde. Er
schliesst weiter, dass das lied den inhalt einer Prager aufführung widergebe. Da
Prag ausdrücklich erwähnt wird, so muss nach seiner meinung diese Prager aufführung
eine ganz besondere bedeutung innerhalb der geschichte des volksdramas halten.
Auf diesem wege gelangt Kraus zu der behauptung, dass im siebzehnten jahrhundert
mit dem deutschen volksdrama in Prag eine entscheidende umarbeitung vorgenommen
sei; und aus dieser bearbeitung sollen sowol die deutschen volkslieder als die epische
vorlage von C geflossen sein.

Ist nun schon der reale untergrund, auf dem diese vermutungen sich aufbauen, im höchsten masse bedenklich, so wird die ganze hypothese volkommen hinfällig, wenn man das titelblatt des ältesten druckes der Faustballade genauer ins auge fasst. Bei unbefangener betrachtung kann es nämlich durchaus nicht zweifelhaft sein, dass mit dem Pragerischen Comödi-Lied das lyrische gedicht gemeint ist. Was Kraus s. 95 fg. dagegen anführt, lässt sich nirgends halten. Der titel beginnt: „Eine neue ausführliche Beschreibung des weit- und wohl-bekannten auch welt-berühmten Johann Doctor Faust Von Anhalt geboren, Meister der höllischen Geister, wie er sich mit den zwey Geistern auf 24. Jahr verschrieben hat“ und nun folgt eine weitere, summarische und grobe zusammenfassung des inhaltes des epischen liedes in sätzen, die meist mit wie eingeleitet werden; am schlusse der satz: „wie solches ferner im Pragerischen Comödi-Lied zu vernehmen seyn wird“. Es ist volständig ausgeschlossen, dass, nachdem so lange von dem ersten liede die rede gewesen ist, dieser satz, der offenbar auf etwas ganz neues, jedesfals auf etwas anderes als das, wovon bisher gesprochen, hinweist, nun ebenfals auf das epische lied zu beziehen sein solte. Wer schon viele fliegende blätter des endenden siebzehnten und beginnenden achtzehnten jahrhunderts gesehen hat und mit der art des ausdrucks der titelfassungen vertraut ist, wird gewiss zugeben, dass der titel weiter nichts sagen soll als: „Ein lied von der persönlichkeit und den taten des Faust, ferner ein zweites lied (das Pragerische Comödi-Lied), in welchem ebenfals von der persönlichkeit des Faust die rede ist“.

Vorausgeschickt hat der verfasser diesen untersuchungen eine recht lesenswerte übersicht über die ziemlich dürftige böhmische lokalsage vom Faust, eine übersetzung des Faustbuches von 1587, eigene czechische dichtungen, die an Faust und verwante probleme anknüpfen, sowie mitteilungen über die czechischen nachdichtungen des Goetheschen Faust.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

· **bauer im deutschen liede.** 32 lieder des 15.—19. jahrhunderts nebst einem
anhange herausgegeben von **Johannes Bolte.** Berlin, Mayer und Müller. 1890.
Acta Germanica, organ f. deutsche philologie, herausg. von Henning und Hof-
'ory. III.)

In dem vorliegenden buche hat Bolte aus einzeldrucken, handschriftlichen und
'uckten liedersamlungen eine reihe von erzeugnissen des volks- und gesellschafts-
is zusammengestelt, in denen der bauer und sein leben im mittelpunkte stehen.
naive stolz des bauern auf die vortreflichkeit seines standes komt in diesen lie-
ebenso zum wort wie die klagen über die mühseligkeiten, die das bäuerliche
n mit sich bringt; fast alle verhältnisse des bauernlebens werden gestreift. Das
erliche liebeslied in den verschiedensten formen fehlt ebensowenig wie derbe trink-,
:- und scheltlieder und die volkstümliche ballade; die leiden des bauern, etwa
kriege, werden uns in charakteristischen liedern ebenso vorgeführt wie seine
den im wirtshaus und bei der kirms. Durch diesen umfassenden charakter erhält
samlung einen besonderen kulturgeschichtlichen wert, zumal die äusserungen aus
erlichen kreisen und über bäuerliches leben, die hier vereinigt sind, nicht einer
igen periode angehören, sondern aus den verschiedensten zeitaltern stammen und
it zu vergleichenden beobachtungen hier reiche gelegenheit geboten wird. — Die
sten der mitgeteilten lieder waren bisher noch nicht bekant; aber auch wo bereits
ndwo publicierte lieder mitgeteilt werden, gibt der herausgeber aus dem reichen
itze seiner samlungen neue und bessere fassungen.

Die einleitung skizziert kurz die stellung, welche der bauer in den ver-
edenen perioden der deutschen litteratur eingenommen hat, und verfolgt die
dlungen des geschmacks in dieser beziehung bis auf die gegenwart. Im anhang
den zunächst zwei sprüche, ein lob der bauern und eine klage über die hof-
t der bauern, aus einer Münchener handschrift des funfzehnten jahrhunderts
geteilt; ferner enthält der anhang ein sehr wertvolles verzeichnis von liedern über
bauernstand aus samlungen, zeitschriften und fliegenden blättern. Namentlich ist
reichhaltige samlung von fliegenden blättern des 18. und 19. jahrhunderts, welche
königliche bibliothek in 25 miscellanbänden besizt, von dem verfasser für dieses
eichnis ausgenuzt worden.

Jeder freund der volkspoesie wird dem herausgeber für seine gabe von herzen
ıbar sein.

BERLIN. GEORG ELLINGER.

ıerts von Lüttich Fecunda ratis. Zum ersten mal herausgegeben, auf ihre
quellen zurückgeführt und erklärt von **Ernst Voigt.** Halle a. S., Max Niemeyer.
1889. LXVI und 273 s. 9 m.

In dem geleitsbriefe ad Alboldum episcopum bezeichnet sich der verfasser
Fecunda ratis, die uns hier in volständiger commentierter ausgabe geboten wird,
E. seruorum dei humillimus presbiter. Jener kann nur sein bischof Adalbold von
echt (seit 1010), vorher archidiaconus an der kathedrale zu Lüttich, der 1026
nov. starb. Zwischen 1010 und 1026 also ist das werk verfasst; genauer zwi-
n 1022 und 1024, da der dichter der von Clugny aus über die Niederlande [illegible]
reitenden askese mit rücksichtsloser schroffheit entgegentritt, der sich [illegible]
in seinen lezten jahren zuwante, und unter der von westen vordringenden [illegible]
die er in dem stücke de malis Francigenis brandmarkt, die [illegible]

zu verstehen sind, die durch die synode von Orleans 1022 verdamt wurden. Adalbold würde auch in seiner zwischen 1018 bis 1022 verfassten schilderung der taten kaiser Heinrichs II., in der er die Thietmarsche grundlage mit sentenzen und sprichwörtern verzierte, die Fecunda ratis zum schmuck seiner darstellung verwant haben, wenn dieselbe ihm vor dieser zeit zugekommen wäre. Der verfasser hatte das 50. jahr überschritten, als er schrieb, war also ungefähr 972 geboren. Er war Adalbolds gleichaltriger schulkamerad; dieser aber war nicht in Laubach erzogen unter Heriger und hatte nicht zu Gerberts füssen gesessen, wie fälschlich angenommen worden ist (Lobiensis bei Sigebert ergibt sich als schreibfehler für Leodiensis): er hatte zu Lüttich unter Notker seine ausbildung erhalten und ist zwischen 999 und 1003 vorsteher einer dom- oder stiftsschule — nicht der kathedralschule selbst, die sich Notker vorbehalten — gewesen. — Unter der Lütticher geistlichkeit und den zöglingen der dortigen schule unter Heinrich II. und Konrad II. findet sich mit dem anfangsbuchstaben E (ausser dem bereits 1012 verstorbenen Erluin) nur ein Egbert, von dem Sigebert von Gembloux c. 146 berichtet: Egebertus clericus Leodiensis scripsit metrico stilo de aenigmatibus rusticanis librum primo breuem sed ampliato rationis tenore scripsit de eadem re metrice alterum librum maiusculum (was Tritheim mit formelhaften zusätzen ausgeschmückt und mit falscher datierung versehen hat). Damit ist inhaltlich unser werk bezeichnet (wie sich auch sonst Sigebert mit der angabe des sachlichen inhalts statt des titels begnügt), vgl. scholion zu I, 3 eo quod plena iocis et rusticis instrumentis; auch wolte sich der dichter anfänglich nur mit der uulgi sententia, dem communis sermo befassen. Der ausdruck aenigma aber ist ein umfassenderer und wird neben parabola und proverbium gebraucht, wie u. a. Alani liber parabolarum, d. h. sprichwörtersamlung, zeigt. Im weiteren verlauf hat er freilich die grenzen nicht innegehalten und teilt diesen fehler mit allen sprichwörtersamlungen des mittelalters. Was endlich Sigebert von einer doppelten bearbeitung sagt wird durch unsre dichtung bestätigt, in der die kürzere urform in der ausführlicheren bearbeitung noch kentlich ist: v. 1—4 bilden den prolog, 1005—1008 den epilog einer aus rund 1000 versen (einer im mittelalter beliebten verszahl) bestehenden spruchsamlung.

Für zeit, ort, namen, stand ist somit eine feste grundlage gewonnen. Er lebte unter Otto II. und III, Heinrich II. und Konrad II., unter den Lütticher bischöfen Notker † 1008, Balderich † 1018, Wolbodo † 1021, Durand † 1025 und vielleicht Reginard († 1036).

Von seinem jugend- und mannesleben ist wenig bekant: aus einem deutschen, adlichen geschlechte stammend und wie sich aus seinen äusserungen ergibt, für die laufbahn des weltgeistlichen bestimt, kam Egbert um 979 in die schule Notkers, trat in ihr seinem mitschüler Adalbold nahe und ergriff mit eifer, was ihm die schule bot; von eingehenden fachstudien nach dieser zeit zeugt seine umfassende belesenheit und gründliche kentnis der bibel wie der kirchenväter. Er wurde dann presbyter und erlangte einen festen platz in der domgeistlichkeit. Eine lange mühselige untersuchung widmet der herausgeber der frage, an welcher anstalt Egbert gewirkt habe: es kann keine kloster-, auch keine der sieben Lütticher pfarschulen niederer art gewesen sein; es bleibt für ihn nur die eine höhere lehranstalt, die Lüttich um jene zeit besass, die domschule. Die namen der scholastiker aber, die sie geleitet, und ihre amtsjahre sind durchaus bekant; unter ihnen findet sich für ihn kein platz. Aber eine bischöfliche domschule kann nicht der tätigkeit eines einzelnen mannes anvertraut gewesen sein, trivium und quadrivium nicht in einer hand gelegen haben:

es hat unter den scholastici auch proscholi, submagistri gegeben, und ein solcher ist nach ansicht des herausgebers auch Egbert gewesen für das gebiet des trivium: er lehrte grammatik und wortschatz der lateinischen sprache, rhetorik, dialektik. Und zum zwecke der erweiterung und ergänzung des trivialen profanunterrichts hat er seine prora geschrieben. Der herausgeber stelt nun sorgsam aus dem werke zusammen alle hindeutungen auf Egberts erfahrungen im lehrerberufe und seine pädagogischen maximen; er zeichnet ein freundliches bild des fünfzigjährigen, der einst einen höheren wirkungskreis gehabt und sich nun auf die unterstufe beschränkt sieht, für die er dies lehr- und lesebuch abgefasst hat. Zum erstenmale ist in diesem die einheimische spruch- und beispielspoesie in ausgedehntem masse berücksichtigt; es ist für die didaktische dichtung der sächsischen kaiserzeit das geworden, was der Waltharius für die epische ist. Es sind drei gruppen, in die sich das ganze werk Egberts zerlegt: A. die Catogruppe, die in der hauptsache nur proverbien und sentenzen enthielt, in einzeiligen (bis 596) und zweizeiligen (bis 1008) sprüchen; da die fabel, das zweite element des primärunterrichts, in dem engen raume nur in ihren pointen angedeutet werden konte, nahm er in der zweiten gruppe B. in drei-, vier- und mehrzeiligen gedichten (bis 1768) den wetstreit (?) mit der römischen fabeldichtung auf und führte darin zugleich ein buntes allerlei weltlichen, vorherschend biographischen charakters vor (die elemente von B sind hauptsächlich 1) spruchartige betrachtungen aus der Bibel, den kirchenvätern, den klassikern, den einheimischen spruch- und formelschatz, 2) solche, welche des dichters individueller empfindung klagenden oder satirischen ausdruck geben, 3) fabeln und fabelelemente, nebst lehrhaften erzählungen und schwänken); da endlich der trivialunterricht nicht selbstzweck, sondern nur vorläufer und grundlage der theologischen studien war, so fügte er eine dritte hauptgruppe C (605 verse) hinzu, welche katechismusstücke, ethische, allegorische, legendenhafte abschnitte umfasste (aus der bibel, Gregor, Augustinus, Ambrosius u. a.) zur vorbereitung und einführung in die geistliche gelehrsamkeit. Die dem profanen lehrstoff im wesentlichen gewidmeten gruppen A und B machte er zum ersten, die theologische gruppe C zum zweiten buche der dichtung und nante das ganze, das wie die arche Noah die ganze welt im kleinen umschloss, das volgeladene schiff, und seine beiden bücher bug und spiegel.

Von der älteren prosa, der gruppe A, v. 1—1008 (warum nicht in gleicher weise für die anderen teile des werks?) stelt der herausgeber sodann die quellen (A: römische litteratur, prosa und poesie, B: bibel, C: die kirchenväter), soweit sie zu ermitteln waren, zusammen und zeigt, dass der verfasser aus einer ältern recension der contradictio Salomonis geschöpft haben muss. Egbert bietet unmittelbare früchte umfassender auf die quelle zurückgehender lektüre; seinem werke liegen nicht bloss excerpte und florilegien zu grunde. Seine auswahl aus den quellen war keine erschöpfende; nur für die einheimischen sprichwörter strebte er nach möglichster vollzähligkeit. Es ist ein schatz von über 200 wirklich einheimischen sprichwörtern und beispielen durch ihn überliefert, ein schatz, der von jedem kenner der volkskunde im vergleich mit der gnomik anderer nationen als ebenso gross und mannigfach wie sinnig und poetisch bewundert werden wird und hinter dem alle neueren samlungsversuche geradezu verschwinden.

In welcher weise Egberts dichtung auf ihre und die folgende zeit gewirkt hat, ist schwer zu sagen. Sie ist nur in einer handschrift (cod. 196 der Kölner dombibliothek) und in einem excerpte (n. 51—60 der Proverbia Rustici s. XIII in., s. Rom. Forsch. III, 639) überliefert; aber vereinzelt ist sie, wie die scholien der handschrift

beweisen, im unterricht benuzt worden, und als schulmann wird Sigebert von Gembloux sie kennen gelernt haben. Es scheint doch, dass es das vorgehen Egberts ist, welchem wir die weiteren spruchdichtungen des XI. jahrhunderts verdanken: Arnulfs Deliciae cleri, Otlohs Liber prouerbiorum, die Prouerbia Wiponis, die Scheftlarer sprüche, vor allem die Prouerbia Heinrici, an die sich im XII. und XIII. jahrhundert anschliessen das Florilegium Vindobonense, die alphabetische blütenlese von St. Omer, die Proverbia Rustici, das Florilegium Gottingense, die durch die in den nationalsprachen abgefassten, teils mit teils ohne lateinische version erscheinenden deutschen und französischen spruchwerke vervolständigt werden.

Das verhältnis dieser samlungen zu Egbert, mit dem sie oft im wortlaut auffällig übereinstimmen, darzulegen hat der herausgeber wol mit absicht in rechter erkentnis, dass dazu mancherlei vorarbeiten gehören, noch nicht versucht (vgl. I, 146. 224. 336). So ist auch das verhältnis des scholiasten zu Egberts arbeit (s. s. VIII) nicht völlig klar gelegt; manchmal irt der scholiast (nicht überall, wo Voigt einen irtum annimt), manches hat er selbst nicht verstanden; manches versteht er, was wir nicht belegen können (z. b. I, 334); sein scholion steht einigemal den originalsprichwörtern näher, als die fassung, die Egbert dem spruche gegeben hat (z. b. I, 154 verglichen mit dem Friesischen sprichwort), oder er kent offenbar die quelle des spruchs (wie I, 189). Ist es einer, der die scholien verfasst hat? Sind sie das werk mehrerer? waren ihm oder ihnen die quellen Egberts bekant und zur hand? Die nächstliegende vermutung ist wol die, dass der scholiast ein ehemaliger schüler des dichters gewesen ist.

Gehen wir nach dieser darlegung der grundzüge der einleitung zu dem werke Egberts selbst über, so können wir nicht verhehlen, dass Voigt den wert des werkes unserer meinung nach doch überschäzt und ihm zu viel ehre angetan hat. Wenn wir auch Egberts samlung der deutschen sprichwörter hochschätzen und an seiner auswahl bezeichnender, origineller stellen der bibel wie der kirchenväter unsere freude haben, so lässt sich doch bei der metrischen und sprachlichen behandlung, die dieser stoff durch ihn gefunden hat, eine förderung der schüler, die er durch das buch beabsichtigte, kaum als möglich denken — sie kann noch viel weniger, bei aller neigung zu jenen studien, uns heute irgend anmuten. Um so mehr ist es zu bewundern, was der herausgeber, um jenen deutschen schatz zu heben, mit hingebendstem eifer und entsagungsvoller unverdrossenheit aus diesem werke gemacht hat: ein buch voll des interessantesten stoffes, das keiner, der für den spruch sinn hat, ohne gewinn aus der hand legen wird; ein unentbehrliches rüstzeug für alle, die mit dem sprichwörterwesen im algemeinen und besonderen sich befassen. Der text selbst bot dem herausgeber bei der beschaffenheit der einen handschrift nicht gar grosse schwierigkeiten; was wir im einzelnen dagegen zu sagen haben, reihen wir später in unsre bemerkungen ein. Das verständnis desselben konte nur durch den bewundernswerten fleiss und die staunenerregende findigkeit (eigenschaften, die uns am herausgeber nicht mehr neu sind), mit der Voigt die beziehungen der einzelnen verse (ja worte) und ihre quellen aufspürte und von allen seiten her und aus allen zeiten belege sammelte, gefördert, meist überhaupt erst ermöglicht werden[1]. Wie versteht er es, selbst aus einem scheinbaren nichts etwas zu machen, was hand und fuss hat.

1) Das ungeschick des dichters ist besonders zu beklagen in den monosticha (vgl. I, 131; ohne kommentar ist vieles ganz unverständlich, wie I, 269. 323 u. a.; die konstruktion macht gar oft die grösten schwierigkeiten I, 222 fg. 333 u. a.). In den zwei- und mehrzeiligen sprüchen verringert sich die unklarheit: sie war also folge des metrischen zwanges.

und aus taubem gestein goldkörner zu gewinnen! So ist das buch eine reiche fundgrube edlen erzes geworden, aus der man erquickung gewint für die mühseligkeit des textstudiums, und die man auch ohne den text zu berücksichtigen gern wider aufsucht.

Bei den schwierigkeiten, mit denen der erklärer auf schritt und tritt zu ringen hatte, ist es für ihn kein vorwurf, dass er manches oft recht naheliegende übersehen, dass er widerum öfters schwierigkeiten gefunden hat, wo solche nicht vorliegen, und über das ziel hinausgeschossen hat. Wir wollen im folgenden zusammenstellen, was wir im einzelnen einzuwenden oder hinzuzufügen haben.

Zum öfteren hat der herausgeber in dem teile, der zumeist monosticha enthält, mehrere derselben zusammengegliedert. Sicherlich gibt es doppelverse, z. b. 222 fg. 244 fg.: aber die grössere zahl derer, die Voigt dazu stempeln will, dürfen wir nicht als solche anerkennen. Abgesehen von unrichtiger erklärung (siehe unsere weiteren bemerkungen; sodann 575 fg.) ist doch zu bedenken, dass der dichter in derselben zeit ganze versreihen geschaffen hat, wo dann ein gedanke den anderen erzeugte; so ists nicht wunderbar, wenn mehrere verse hinter einander verwanten sinnes sind. Auffällig ist das, um ein beispiel von vielen anzuführen, bei v. 50 und 51, die auf beobachtung verwanter erscheinungen beruhen. Zu doppelversen verbinden dürfen wir dieselben darum doch nicht. Ich beanstande also diese verbindung bei 12 fg. 30 fg. 34 fgg. 46 fg. 148 fg. 161 fg. 205 fg. 218 fg. 333 fg. u. a.

Zur erklärung möchte ich mir erlauben folgende kurze bemerkungen anzufügen.

46 *poletrinus* kann hier nimmermehr „füllen" bedeuten; es ist dasselbe wie poltron, *desidiosus, segnis* s. Du Cange. Der folgende vers hat nur entfernte verwantschaft damit und ist abzutrennen.

174 kann *pro* meines erachtens nur praeposition sein.

178 *uertit* ist gleich *euertit* im gegensatz zu *stantes* zu fassen.

180 Die erklärung „ganz abgesehen usw." ist entbehrlich.

319 Wenn der scholiast *glos* als *soror uxoris* erklärt, so möchte ich sein zeugnis doch nicht ohne weiteres ablehnen. In die namen verwantschaftlicher beziehung hat sich allenthalben eine erweiterte bedeutung eingeschlichen, und grade die bezeichnungen schwager und schwägerin zeugen davon. Die ehe mit der schwester der verstorbenen frau ist noch heute in vielen landen nicht ohne anstoss. — Der sinn des verses ist bei dieser annahme ein guter.

327 Ich interpungiere: *Cur ... clitellas? propter asellos.* Ich finde keine differenz zwischen Egbert und seinem scholiasten.

415 Man kann die stelle auf die feuer- und rauchsäule des Exodus (13, 21) deuten, oder auf Frontin II, 5, 16 verweisen: *interdiu fumo, noctu igne significare.* Das in der anmerkung beigebrachte scheint mir fremdartig.

428 Ich interpungiere: *Omne, quod est, in pr. stat limite casus* (*casus* genitiv). Alles auf erden ist dem zufall unterworfen. Die erklärungen und parallelen die Voigt gibt, scheinen mir nicht zu passen.

434 Man darf nicht anstand nehmen, *honor* in seiner eigentlichen, weiteren bedeutung festzuhalten; vgl. 510.

459 Die zusammengehörigkeit mit 458 steht nicht so fest. Mit *hoc carmen* ist der ruf oder ton „but but" bezeichnet — also die klammern müsten fort. Was *de cornibus* besagen will, ist nun nicht schwer zu enträtseln. Die knaben „tutten" auf den hörnern (*cornutant*), bringen leider keine anderen töne als das ewig wider-

holte *but but* hervor; nicht besser, deutet er damit an, sind ihre schulleistungen. Die *buccina* wird in Dieffenbach Gloss. 85 *buticina* oder auch *buticitina* genant, *butare* (neben *buffare* d. h. *buffas inflare*) erwähnt Du Cange: das hängt wol beides mit dem naturlaute *but but* zusammen.

464 Wer sein leben bedroht sieht und sich nicht zur wehr sezt, ist an einem morde schuldig, ist so gut wie ein selbstmörder.

523 Die erklärung passt nicht; so trivial der vers ist, muss sich doch Egbert etwas dabei gedacht haben; wahrscheinlich: „kein genuss ohne arbeit; jeder genuss will errungen sein."

531 Ich tilge das komma hinter *humi*, denn *nec* ist nur verstärktes *non* oder soviel wie *ne — quidem*.

538 Ich sähe lieber *et* statt *est*.

571 Das komma muss hinter, nicht vor *bellum* gesezt werden:

dum iocus est bellum, cessare (sc. *a bello*) *et omittere debes.*

572 *donis:* natürlich ein ganz frostiges wortspiel, wenn nicht ein bittrer tadel gegen die lehrer drin steckt, welche geschenke nehmen — wie übrigens Voigt selbst schon s. XLI anm. 7 vermutet.

605 Ich verstehe den vers nicht, wenn *stipulas imitatus* verbunden werden soll; ich würde lieber construieren: *cattulus inprimis oberrat stipulas* (vorwurf der oberflächlichkeit, vergleich aus dem leben geholt: wer hätte nicht schon wildernde katzen über die stoppeln streichen sehen?) *imitatus artem* (nicht *initiatus* oder *institutus arte*), *ad quam sollers uix produxeris ueterem.* Es wird trotz deiner anstrengung, trotz langen unterrichts nie etwas anderes als eine näscherin aus ihr.

628 Ich nehme *iurgia* im eigentlichen sinne: *irrita iurgia iactabit* = *ipsa suas nolit pondus habere preces? post pretium dandum* = *quae poscet munus.*

659 Die zweite hälfte der erklärung scheint mir entbehrlich: („andrerseits darf nicht" usw.); ich kann *curruca* nur als hahnrei gelten lassen.

701 *nunc* scheint mir keine gute besserung der hds. lesart *non:* es dürfte sich *noua .. uxor* empfehlen, wie z. b. Ouid M. IX, 103 *noua cum coniuge* bietet.

717 *edita* kann nicht richtig sein (geboren?), es soll doch „bedeckt" heissen. Könte scherzhaft *condita* gesagt sein?

722 Wie Voigt diesen vers mit 721 verbindet, ist mir nicht klar geworden. Ich würde s. 721 als ausruf der mutter in anführungszeichen einschliessen: da (als die mutter das kaum gesagt) ist auch der wolf schon da. Auch bei uns üblich.

871 Ich sehe keinen grund, *aiebat* zu ändern.

877 Solte nicht besser komma hinter *salubres,* kolon hinter *amor* gesezt werden?

999 Der vers hat meines erachtens mit dem soldaten bei Horaz nichts zu tun; er steht in gedanklicher verwantschaft mit den ihn umgebenden versen 997 fg. und 1001.

1023 Ich würde lieber *amorem* schreiben.

1129 Der gedanke muss sein: mit der indignatio ist es nicht getan, trotz deren gedeihen sie wol; sie müssen zertreten werden. Daraus ergibt sich mir *iam non minus illa uigescunt;* aus *uiescunt,* wie man wol schrieb, war leicht der fehler *quiescunt* gemacht.

1180 Der vers kann nicht dem fuchse in den mund gelegt werden. Natürlich hat der bär als bewerber an der wahl nicht selbst teilgenommen; aber er hat seine hinterträger gehabt und durch sie des fuchses misgünstiges votum erfahren; dafur

ɘr ihn denn später (*inde*) derb abgestraft, und danach (*hinc* muss man statt *hic* ɘiben) berichtet der fuchs den brüdern sein leid. Also die anführungszeichen vor hinter 1180 müssen weg, hinter 1181 muss kolon gesezt werden.

1205 Erwünscht wäre eine samlung von besonders hervortretenden stellen mit tteration gewesen, wie sie hier in *tero ter tria tura*, 1308 *loca late lumine ·ans* und anderwärts erscheint.

1218 *indoles egregia* lässt sich wol halten.

1243 Ich schreibe *hinc* statt *hic*, wofür Voigt *hac* will.

1322 *aliquid maius* gehört zusammen.

1323 Das komma setze ich hinter *protinus*, nicht hinter *poteris*.

1341 Ich möchte *dentibus inlisis* der hds. lesart *inuisis* vorziehen. Belegen dafür gebe ich nachher an: für jenes finde ich keinen beleg.

1347 Es ist kein grund von der überlieferung *consueta mali uesania uentris* ıweichen: im gegenteil spricht alles für dieselbe. Warum solte *consuetus* hier ıt absolut stehen dürfen, da es die alten so gebraucht haben? ich sehe nicht, wie 5 dagegen sprechen könte. *mali uentris uesania* ist gut gesagt: statt *mala u. i.*

II. 185 *quae res* wird kein leser alter und mitlerer zeit anders haben verste-, kein schriftsteller anders haben gebrauchen können als im recipierten sinne (*id 1*): die worte zu trennen und als verschiedene casus zu erklären, geht schlechings nicht an, und wenn sich ein logischer fehler ergäbe bei der gebräuchlichen ıssung der worte, so müste dieser dem schriftsteller schuld gegeben werden. Das int aber doch hier nicht der fall zu sein. „Dieser umstand (diese auseinanderıng auf grund der Hiobworte) lässt deutlich erkennen, dass [womit auch der gelische bericht übereinstimt] selbst in die schweine der böse nur auf gottes geheiss :. Wer den ausdruck *porci* auf sich beziehen solte, wird Egbert wol gewusst n.

Zu den *Auctores* vermag ich noch viel weniger zu bieten, abgesehen von dem 'eis auf eine quelle, die seitdem so gut wie verschollen war.

23 Vgl. Dracontii Satisf. 261 de laud. dei I, 295 fgg.

52 Vor allen gehört natürlich Hercules-Juno hierher.

73 Gerstenbrot: auch als strafkost zuerkant von Marcellus bei Liv. 23, 17, 9. ɪnge kost der Pullanen s. Ersch und Gruber II, 1, 137. I, 62. 69. Schenkl. ɛllexicon s. v. gerste.

440 *lingua plectrum:* vgl. Avitus I, 88. Fortunat. vita Martini 4, 39.

448 Ähnliches erzählt Gregor von Tours de gloria conf. 75 und das kürzlich W. Brandes herausgegebene gedicht de laudibus domini (Progr. Braunschweig 7).

526 Vergil. G II, 103 (I, 137) vgl. Dracont. de laud. dei I, 215. III, 8, t. Conf. II c. 2 u. a. Otto Spr. s. 159 und 321 fg.

701 Ein kleiner beitrag zu der samlung von belegen sei mir vergönt. Rabbi ɘ bar Rabbi Bun sagte: Auch wenn ein mann eine frau heiratete, welche nicht ihn passte, brachten seine verwanten körbe und fülten sie mit feigen und nüsı; darauf zerbrachen sie dieselben in gegenwart der kinder, und diese suchten den ɪlt auf und sprachen: N. N. ist von seiner familie abgeschnitten worden. Schied ı ein mann von seiner frau, so geschah dasselbe, nur sprachen die kinder: N. N. zu seiner familie wider zurückgekehrt. Aug. Wünsche, der Jerusalemische Tald. Zürich 1880 s. 200.

931 *uentriculus deus:* in jener zeit und später oft gebraucht. C. Bur. CLXXXVI.

967 Ouid. M VI, 386 *a non est .. tibi tanti.*

1005 *qui condidit omnia solus:* so wörtlich Dracontius de laud. dei III, 1 1.

1015 *commutat fortuna uices:* Boet. Consol. phil. I c. 5, 29 *uersat Fortuna uices.* Vgl. Dracont. de laud. dei II, 54 *ac mutent elementa uices* III, 306 *ignorat mutare uices* Satisf. 247 (= Columbani ad Seth. 64) *alternant elementa uices.*

1080 Horaz Ars. 417 *occupet hunc scabies.*

1205 Ouid. F II, 573 *tria tura.*

1237 *herbarum uires:* Catonis dist. II, 3. Ebenda: *mensura et pondere:* Salomon. Sap. 11, 21.

1275 *ad unguem:* Horat. S. I, 5, 32 *ad unguem* Factus homo.

1341 *dentibus inlisis:* Dracont. Carm. 8, 355. Orest. 618. Man wird nach den früher aus Dracontius belegten stellen, zumal zu 1005, nicht zweifeln dürfen, dass Egbert ihn wirklich gekant hat. Nach den jüngsten mitteilungen von Manitius im Rhein. museum 46, 493 ist daran nichts verwunderliches.

1469 Horat. Ep. I, 18, 84 *nam tua res agitur, paries cum proximus ardet.*

1582 Ouid. M. XIII, 901 *bibula .. arena.* Prudent. P. XI, 141 *bibulae arenae.*

II. 33 Vergil. G I, 85 *crepitantibus urere flammis.*

66 *contento uiuere paucis*, ebenso II, 593, vielleicht aus Horaz S I, 3, 16 *huic parco paucis contento?*

373 *non hostia dignior ulla*, und 420 *hostia grata deo*, erinnern wider an eine reihe Dracontius-stellen: Carm. 10, 243 *non est haec uictima digna.* Orest 881 *non est haec hostia grata.* Carm. 10, 246 *iam non erit hostia grata. de laud. dei* III, 113 *hostia grata iacens.*

433 *qui dum carpit iter:* Ouid. M. X, 709 *carpit iter* XIV, 122 *dumque iter .. carpit.* Dracont. Orest. 108 *interea dum c. i.* Satisf. 313 *sessorem dum c. i.*

444 *ante malorum:* Vergil. A I, 198.

463 *incircumscriptus circumscribenda:* vgl. II, 106 fg.

Die zahl der druckversehen ist bei dem schwierigen druck eine zum verwundern geringe. S. 122 erkl. zu 635 z. 6 lies einst mehr statt nicht mehr, s. 211 vor 99 wird doch wol in HERVSALEM das I ausgefallen sein. Das wäre ausser einigen abgesprungenen punkten alles, was mir in dieser beziehung aufgestossen.

Glossar, metrischer index, namen- und sachregister sind mit sorgfalt, wie man es beim verf. gewöhnt ist, gearbeitet. Jedoch ist im glossar die beschränkung auf worte und bedeutungen, die nicht im Georges[7] stehen, bei einem so schwierigen schriftsteller, der allerhand spätlateinische ausdrücke gebraucht, zu bedauern. Wir haben ähnliches schon beim Isengrimus empfunden. Wer weiss ohne nachzuschlagen mit *antes, capulare, uolutabra, uitulamina* bescheid? und es ist doch auch von vorteil, die belege für die ganze spätere latinität möglichst vereint zu finden.

BRESLAU. R. PEIPER.

MISCELLEN.

Noch einmal *täte* im bedingungssatze.

Mit bezug auf die in der Ztschr. f. d. phil. widerholt (zulezt XXIV, 202. 504) regte frage nach erklärung und gebrauch der wendung „*wenn ... thäte*“, die ɔr nur für das 16. und 17. jahrhundert belegt war, macht dr. G. Bötticher . auf eine stelle bei Gellert aufmerksam. In der fabel „Damötas und Phyllis“ ıt es str. 6:

O, thäte nicht sein böser Hund,
Ich müsste diesen Schäfer küssen.

ist die negation *nicht* hinzugefügt, ohne welche der satz dem 18. jahrhundert so unverständlich gewesen wäre, wie uns; aber das verbum *tun* in der bedeu- : *wirksam sein*, d. h. *vorhanden sein* (vgl. diese zeitschrift XXIII, 42) ist noch lter weise erhalten.

Eine ganz ähnliche stelle finde ich so eben noch in der anonymen satirischen ift Karrikaturen (Frankfurt und Leipzig 1788) s. 64: *Wenn heut zu Tage die ehmen Weiber nicht thäten, würde niemand mehr von Stipendien leben können.*

KIEL. O. ERDMANN.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

ıparetti, Domenico, der Kalewala und die traditionelle poesie der Finnen. Histoisch-kritische studie über den ursprung der grossen nationalen epopöen. Deutsche ;om verfasser autorisierte und durchgesehene ausgabe. Halle, Max Niemeyer. .892. XII, 327 s. 8 m.

Jn, P. J., Aantoekeningen op den Béowulf. Leiden, E. J. Brill. 1892. 32 s. 1 m.

Der als Beowulfkenner und als forscher auf dem gebiet altenglischer grammatik rühmlichst bekante holländische gelehrte erörtert und erklärt in scharfsinıiger, bedächtiger und oft überzeugender weise eine anzahl schwieriger Beowulftellen, meist im anschluss an die neueste, von Socin besorgte G. S. ausgabe les Heynischen Beowulf.

schrift zur begrüssung des fünften algemeinen deutschen neuphilologentages zu Berlin pfingsten 1892. Verfasst von mitgliedern der Berliner geselschaft für das tudium der neueren sprachen, der geselschaft für deutsche philologie und der ;eselschaft für deutsche litteratur. Herausgeg. von Jul. Zupitza. Berlin, Weidnann. 1892. IV, 202 s.

Wir verzeichnen aus dem reichen inhalt dieser festschrift die beiden artikel, lie für germanisten von interesse sind: Joh. Bolte, „das märchen vom tanze les mönches im dornbusch“ und Erich Schmidt, „ein verschollener aufsatz A. W. Schlegels über Goethes Triumph der empfindsamkeit“.

hoff, Joh., Das meklenburgische volksrätsel. Gesammelt, eingeleitet und nit den varianten herausgegeben. Parchim, H. Wehdemann. 1892. XVI und .42 s. 2 m.

Samlung von 931 volksrätseln in folgender anordnung: 1) der mensch; 2) die ierwelt; 3) die pflanzenwelt; 4) haus und hof, häusliche und feldarbeit; 5) stand und handwerk; 6) jahr und jahreszeit; 7) rechenaufgaben und verwantes; 8) wortspiele; 9) biblische scherzfragen; 10) rätselmärchen; 11) verschiedenes. — Die

einzelnen abteilungen sind durch gut orientierende und anregende algemeine bemerkungen, die ganze schrift durch „beiträge zur lehre von der inclination im niederdeutschen" eingeleitet. Unter den litteraturausgaben sind die beiden sammlungen Frischbiers in dieser zeitschrift bd. IX und XI berücksichtigt, nicht aber die noch umfangreichere XXIV, 240—264, welche gerade viele parallelen und varianten zu den von Gillhoff veröffentlichten rätseln bietet.

Hess, Georg, Geist und wesen der deutschen sprache. Eingeleitet durch eine kurze lebensbeschreibung des verfassers († als direktor des gymnasiums zu Erfurt 1891) von K. H. Keck. Eisenach, M. Wilckens. 95 s. 1,60 m.

Inhalt: I. Lautbeschaffenheit. II. Formenbildung und formenverwertung. III. Wortbildung und wortschatz.

Schiller, Geschichte des dreissigjährigen krieges (buch III). *Abridged and edited by Karl Breul, university lecturer in German.* Cambridge, university press 1892. XXXII und 194 s.

Diese schön ausgestattete ausgabe beweist in erfreulicher weise, dass man auch in England den schriftstellerischen und pädagogischen wert des Schillerschen geschichtswerkes zu schätzen weiss. Die (englische) einleitung ebenso wie die erläuternden anmerkungen zeigen eine achtungswerte bekantschaft mit der deutschen litteraturgeschichte und sprachwissenschaft. O. E.

NACHRICHTEN.

Die revidierte Lutherbibel ist im verlage der v. Cansteinschen bibelanstalt in Halle a. S. erschienen; der preis ist für die gewöhnliche ausgabe (mitteloktav in petitschrift) ungebunden 1,60 m., gebunden 3—10 m.; für die feine ausgabe mit breiterem rande ungebunden 5 m., gebunden 7—13,50 m. Das noch von dr. O. Frick († im januar 1892; das angekündigte ausführlichere „begleitwort" ist nicht erschienen) geschriebene vorwort gibt eine dankenswerte übersicht über die seit 1857 für die sachliche und sprachliche revision des bibeltextes geführten verhandlungen und arbeiten, deren resultate 1883 in der „probebibel" (verlag der buchhandlung des waisenhauses) öffentlich vorgelegt wurden. Die von verschiedenen seiten gegen die probebibel ausgesprochenen bedenken (vgl. darüber diese zeitschrift XVII, 125 fg. XVIII, 376—380. XX, 30 fg.) sind von den zur superrevision berufenen sorgfältig erwogen worden; sie haben (nach den treffenden worten von O. Frick) sich ernstlich bemüht, dass die ehrwürdige kraft der alten Luthersprache mit der sprache der gegenwart immer mehr in einklang gesezt werde, und zwar so, dass die alte Lutherbibel uns als schul-, gemeinde-, volks- und kirchenbibel erhalten bleiben könne.

Am 24. juni starb zu Kopenhagen der assessor beim oberappellationsgericht und ehrendoctor der Kopenhagener universität, Vilhjálmur L. Finsen, rühmlich bekant als herausgeber der altisländischen rechtsquellen (geb. 1. april 1823 in Reykjavík).

Der privatdocent dr. F. Holthausen in Giessen wurde zum ausserordentlichen professor befördert.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

ÞIÐREKS SAGA UND NIFLUNGA SAGA.

In meiner abhandlung über die handschriften und redaktionen der Þiðreks saga im Arkiv för nord. fil. VII, s. 205—243 gelangte ich (s. 226 fgg., 242—43) zu folgenden resultaten:

Die von einem Norweger geschriebene ÞS. ist uns in einer kürzeren ursprünglicheren fassung und einer weitläufigen umarbeitung überliefert. Die kürzere redaktion ist nur teilweise, und zwar in einer einzigen handschrift erhalten, die längere hingegen ziemlich volständig und in mehreren handschriften, deren keine das original der umarbeitung ist. Die einzige membrane, nr. 4 fol. der königl. bibliothek in Stockholm ist eine mischhandschrift, da sie teils die kürzere fassung, teils die längere überarbeitung widergibt; dies erklärt sich daraus, dass die handschrift unter der leitung zweier redaktoren, die von einander abweichende vorlagen benuzten, geschrieben ist. Der erste teil der handschrift, nach ihrem redactor membr.[2] genant, hört im c. 196 auf, der zweite teil aber, membr.[3], fängt schon bei c. 152 an; der schreiber von membr.[3] hat nämlich in die arbeit seines vorgängers mehrere blätter eingeschoben.

Ausser membr.[3] kommen noch drei handschriften der längeren redaktion in betracht, nämlich eine schwedische übersetzung der vorlage von membr.[3] (S) und zwei verhältnismässig junge papierhandschriften (AB), welche eine isländische bearbeitung der saga repräsentieren. AB bilden demnach membr.[3] S gegenüber eine gruppe (I) und zusammen mit membr.[3] S eine grössere gruppe, deren vorlage wir U nanten.

Durch heranziehung von membr.[2], welcher handschrift leider c. 1—20 fehlen, ist es möglich einen teil der umarbeitung zu controlieren. Durch vergleichung der handschriften hat sich ergeben, dass diejenigen capitel innerhalb des abschnittes c. 21 bis 196, welche zwar in U, aber nicht in membr.[2] überliefert sind, der ursprünglichen saga nicht angehört haben. Es sind c. 152—169

(Sigurds jugend und eine von c. 170 abweichende erzählung von Hǫgnis geburt), c. 172—188 (die beschreibung der helden und ihrer rüstungen). Weiter ergab es sich, dass in U eine zweite redaktion von c. 21—56 (Vilkina saga) und eine von c. 144 abweichende nachricht über Osantrix tod (c. 191—192) hinzugefügt wurde und dies die veranlassung gewesen ist, dass in den meisten uns überlieferten handschriften der redaktion U die ursprüngliche Vilkina saga fortgelassen und der inhalt des c. 144 in I insofern geändert wurde, dass Osantrix mit dem leben davonkomt. Schliesslich, dass der prolog unecht und wahrscheinlich nicht einmal älter als die isländische bearbeitung der ÞS ist.

So leicht nach erörterung der handschriftenfrage, wenn man membr.[2] heranzieht, die kritik von c. 21—196 ist, so schwierig ist es, in bezug auf den zweiten teil der ÞS, welcher nur in der umarbeitung vorliegt, zu entscheiden, was ursprünglich ist und was später hinzugefügt wurde. Aus dem verhältnis der handschriften lässt sich nur auf die wahrscheinlichkeit schliessen, dass auch dieser teil manche interpolation enthalten wird, eine vermutung, welche an dem mangelhaften zusammenhange vieler in ihm enthaltenen episoden, der uns noch weiter beschäftigen wird, eine stütze findet; es ist aber äusserst schwierig, einen richtigen massstab für die beurteilung der einzelnen abschnitte zu finden. Der zweite teil der ÞS fordert demnach eine selbständige untersuchung, welche ausserhalb der grenzen meiner vorigen abhandlung lag, aber doch auf grund der dort erreichten resultate geführt werden kann. Diese untersuchung bildet den hauptinhalt der folgenden blätter. Bevor wir aber die einzelnen episoden der ÞS in betracht ziehen, ist es durchaus notwendig, dass wir über die principien klar werden, welche bei der kritik der ÞS im auge zu behalten sind. Es ist in dieser hinsicht viel gesündigt, und die resultate entsprachen durchweg der methode. Ein fehler, den man selten vermieden hat, ist der, dass man die ursprünglichkeit der einzelnen partien der ÞS nach ihrer grösseren oder geringeren übereinstimmung mit hochdeutschen epen beurteilte. Dass eine solche übereinstimmung nichts beweist, da ein umarbeiter quellen benuzt haben kann, welche der hochdeutschen überlieferung verschiedener sagen sehr nahe, teilweise sogar näher standen als die des verfassers, wurde a. a. o. s. 229 fgg. mit besonderer berücksichtigung der Vilkina saga ausgeführt. Man muss demnach in der ÞS selbst das kriterium zur beurteilung der ÞS suchen und zwar zunächst in dem teile der saga, der ungefähr in seine ursprünglichen form erhalten ist, d. h. in c. 21—196. Die quellen

rage, obgleich von der frage nach der komposition der saga nicht ganz zu trennen, muss doch genau von ihr unterschieden werden.

Schon bei oberflächlicher betrachtung der c. 21—196, wie sie n membr.[2] überliefert sind, muss es auffallen, dass der sagaschreiber nicht alles das in die saga aufnahm, was ihm nur von fremden helden zu ohren kam, sondern dass er seinen stoff zu einem einheitlichen ganzen zu gestalten versuchte. Alle erzählungen, auch solche, in denen die hauptrolle anderen personen zufält, gruppieren sich um Þiđrekr, den helden des ganzen. Der zweite teil der ÞS, der nur in der umarbeitung U überliefert ist, ist dagegen überaus reich an episoden, in denen Þiđrekr gar keine, oder nur eine bedeutungslose rolle spielt. Da liegt denn doch die vermutung nahe, dass dieser zustand wenigstens bis zu einem gewissen grade dem umarbeiter zuzuschreiben sein wird. Es ist weiter von vorn herein wahrscheinlich, dass eine scharfe grenzlinie zwischen dem, was ursprünglich, und dem, was interpoliert, nicht überall nachweislich sein wird, denn nicht nur sind in der längeren redaktion neue episoden hinzugefügt, sondern es sind auch mehrere in abweichender fassung mitgeteilt, wodurch die kritik der betreffenden abschnitte sehr erschwert wird[1]. Wir müssen daher bedächtig zwischen den vielen einander manchmal widersprechenden nachrichten der umarbeitung hindurch die spuren des verfassers suchen, dazu an die stellen anknüpfend, wo durch ein versehen des umarbeiters etwas stehen geblieben ist, was an eine ältere einheit mahnt; denn aus c. 21—196 lässt sich mit gutem grunde schliessen, dass die ÞS, soweit sie die arbeit éines verfassers ist, einmal ein organisches und woldisponiertes ganzes gebildet hat.

Den ersten abschnitt der ÞS schliesst die erzählung von Þiđreks zug nach Bertangaland, welche mit c. 224 zu ende ist. An und für sich ist es nicht unmöglich, dass schon zwischen c. 196, wo membr.[2] und damit die kürzere redaktion der ÞS aufhört, und c. 224 ein oder mehr spätere zusätze vorkommen. Direkte merkmale der überarbeitung sind mir hier freilich nicht aufgefallen; es scheint auch kein anlass dazu vorhanden gewesen zu sein. C. 224 verabschiedet Þiđrekr sich bei

1) Die Vilkina saga, welche zufälligerweise in beiden redaktionen erhalten ist, zeigt, wie einige teile der ÞS in U behandelt sind. Es muss einleuchten, dass auf ähnliche weise überarbeitete episoden, fals die ursprüngliche fassung nicht zufällig überliefert ist, durch keine kritik mehr widerhergestelt werden können, ebensowenig als es möglich wäre, aus der zweiten Vilk. s. die erste zu rekonstruieren. Allerdings ist es oft tunlich, an einzelnen stellen die überarbeitung deutlich nachzuweisen.

könig Isungr; darauf reitet er mit seinen mannen heim. Es folgt in c. 225 als einleitung zu dem zweiten teile der saga ein programm für Þiđreks nächste tätigkeit: *Nú er þiđrecr konungr oc allir hans men[illegible] hafa rœynt sic at því, at engi mađr í verǫldu er sá, er nú þ[illegible]i skjǫld at bera þeim í gegn á hólm, þá vilja þeir nú setja sín ríki [illegible]c borgir stórhǫfđingjum til forráđa oc stjórnar.* Þiđrekr will also se[illegible]n reich befestigen, und zwar dadurch, dass er die regierung über d[illegible]e verschiedenen provinzen vertrauten personen überträgt. Dieser pla[illegible]n gelangt sofort wenigstens teilweise zur ausführung: *Ferr Hornbogi ja[illegible]l heim til Vinlands oc međ honum Ǫmlungr son hans međ sína kon[illegible]u Fallborg, oc ráđa þeir sínu ríki langa stund međ veg oc sœmđ. N[illegible]ú ferr Sintram austr í Fenidi oc geriz þar hertugi oc er enn frægst[illegible]i mađr, sem hans ættmenn hafa verit. Nú ferr Herbrandr heim ti[illegible]il síns ríkis oc er hann enn ríkasti hertugi.*

Aber durch das aussenden einiger vasallen hat Þiđrekr doch sein[illegible] aufgabe daheim noch nicht vollendet; man würde erwarten, dass jez[illegible] die weiteren veranstaltungen erwähnt werden solten, welche er in[illegible] interesse seines landes trift — c. 223 eröfnet einen durchaus neue[illegible] abschnitt der saga und muss doch mit dem folgenden in irgend einen[illegible] zusammenhang stehen —; es kann uns daher nur wundern, wenn wi[illegible] c. 226 auf einmal vernehmen, dass Þiđrekr mit Gunnarr nach Niflunga[illegible] land zieht und den könig sogar auf der brautfahrt nach Sægarđr beglei[illegible] tet, eine nachricht, welche sich übrigens nur in der ÞS findet, un[illegible] die nur den zweck hat, die folgende erzählung an Þiđrekr zu knüpfe[illegible] Eine bessere fortsetzung des c. 225 bietet c. 240: *Nú er þat eitthve[illegible]r sinn, at þiđrecr konungr gerir ferđ sína norđr um fjall, oc međ ho[illegible]o- num Fasold oc þetleifr danski, oc alz hefir hann XL riddara, [illegible] oc þar til ferr hann, er hann kemr til borgar Drecanfils, oc er honu[illegible]m þar vel fagnađ oc hans mǫnnum. þar ráđa þeirri borg IX d[illegible]tr Drusians konungs, oc þeira móđir hefir andaz af þeim harmi, [illegible]er hon feck, þá er drepinn var Ecka. Oc nú segir þiđrecr konungr s[illegible]ill ærendi, at hann vil biđja sér til eiginarkonu ennar elztu dóttur Dru[illegible]s- ians konungs, en sú heitir Gudilinda, oc annar(rar) þeira syst[illegible]ur til handa Fasoldi, en ennar III systur til handa þetleifi danska . . . . . . Oc nú er efnađ til mikillar veizlu oc gǫfuglegrar, oc at þes[illegible]si veizlu kvángaz þiđrecr konungr oc Fasold oc þetleifr danski . . . . [illegible]k nú setz Fasold oc þetleifr at ríki því, er átt hǫfđu dætr Drusia[illegible]ns konungs, oc gerir þiđrecr konungr þá báđa hertoga, en sjálfr rí[illegible]tr hann heim til Bernar viđ ađra sína menn, oc međ honum ha[illegible]ns kona Gudilind; oc er hann kemr heim, sitr hann nú í sínu ríki.

Die veranstaltungen, welche Þiđrekr im anschluss an c. 225 trift, estehen also darin, dass er zweien seiner freunde, welche noch kein and haben, durch eine heirat dazu verhilft, und dass er selbst sich erheiratet. Was sich zwischen diese capitel gedrängt hat, kann nicht rsprünglich sein. Es sind zwei episoden: 1. Sigurđs und Gunnars hocheit, zu welcher interpolation der umstand mitgewirkt haben kann, ass in c. 223[1] und dem folgenden c. 240, und, was noch näher erört werden wird, auch in dem capitel, welches unmittelbar auf c. 240 olgt, von verschiedenen hochzeiten die rede war, wozu aber Sigurđs nd Gunnars begegnung an könig Isungs hofe die nächste veranlassung var, 2. die erzählung von Herburt und Hilde. Diese ist so äusserlich nit Þiđrekr verbunden, dass man sie schon aus dem grunde für eine utat zu erklären geneigt sein würde; auch steht die erbärmliche rolle, die Þiđrekr in dieser episode spielt, in direktem gegensatze zu der schilderung des helden in denjenigen teilen der saga, die wir als ursprünglich ansehen dürfen. Dass Herburt mit Þiđreks braut entflieht, nimt dieser nicht nur ganz ruhig auf, sondern als ob nichts geschehen wäre, reist er darauf c. 240 wolgemut nach Drekanfils, um sich eine andere braut zu holen. Dass derselbe mann, der c. 240 verfasste, auch die geschichte von Herburt und Hilde solte geschrieben haben, ist aus dem grunde sehr unwahrscheinlich; ein abschreiber aber, der selber eine liebesgeschichte, an der Þiđrekr beteiligt war, zu erzählen hatte, wuste sie nirgends besser anzubringen als unmittelbar vor Þiđreks hochzeit.

Gegen die ausgeführte auffassung von c. 226—239 liesse sich anführen, dass c. 224 von c. 226—230 nicht getrent werden kann. Dort vernehmen wir, dass Sigurđr Þiđrekr aus Bertangaland nach Bern heim folgte; wenn also im folgenden nicht mitgeteilt wäre, dass Sigurđr Bern wider verlässt, müste man annehmen, dass er fortwährend an Þiđreks hofe verweilte; es wäre in dem fall doch zu verwundern, dass er dort nachher gar nicht mehr genant wird, auch wäre diese annahme mit der Niflunga saga — wenn man ihre auffassung in dieser hinsicht gelten lassen will — in offenbarem widerspruch. Welcher wert aber auf den anfang von c. 224 zu legen ist, erhelt aus c. 223. Als Þiđrekr und seine helden sich bei könig Isungr verabschieden, bietet Sigurđr Þiđreks mannen Hornbogi und Qmlungr grosse ehrengaben; er hat also die absicht, selber zurückzubleiben, und dass er seinen plan ändert, wird nicht mitgeteilt. Dennoch berichtet c. 224 in einem tone, als ob

1) C. 223 berichtet Qmlungs hochzeit mit Isungs tochter Falborg.

solches sich von selbst ergäbe, dass Sigurđr Þiđrekr begleitet. Diese nachricht ist also vom schreiber von c. 226—230 ersonnen[1]; dasselbe gilt von dem berichte c. 222, dass Sigurđr dadurch, dass er genötigt wird, den zweikampf gegen Þiđrekr aufzugeben, dessen mann wird.

Es ergibt sich, dass der hier besprochene abschnitt der redaction U sich dem originale gegenüber ebenso verhält als der durch membr.² kontrolierbare teil: umarbeitung und interpolation gehen durchweg zusammen. Auf c. 240 folgt die zweite Vilkina saga; wir gehen vorläufig an ihr vorüber und kommen zu

C. 241—274, der kurzen saga von Walther und Hildegunde und der langen Irons saga jarls. Beim lesen von c. 275 fält es sofort auf, dass dieses capitel, in dem die vermählung Viđgas mit Bolfriana, der witwe des Aki Ǫrlungatrausti erzählt wird, die natürliche fortsetzung zu c. 240, und zusammen mit c. 225 und 240 die einleitung zu den grossen verwicklungen des zweiten teiles der ÞS bildet. Die grosse verstärkung von Þiđreks macht, welche hier in friedlicher weise vor sich geht, ruft Erminreks neid hervor, und dieser veranlasst Þiđreks flucht. C. 275 gibt darüber aufschluss, wie es komt, dass Viđga in den folgenden kriegen auf Erminreks seite kämpft, einerseits schliesst es an c. 240, andererseits enthält es den keim, aus dem sich die späteren ereignisse entwickeln; im zusammenhang ist es also unentbehrlich, und zwar gerade am ende der einleitung, welche die zunahme von Þiđreks macht erzählt. Doch könte man noch zaudern, c. 241—274 für unecht zu erklären, wenn nicht auch andere tatsachen die unursprünglichkeit dieser capitel sicher stelten. In c. 275 wird Akis witwe Bolfriana, welche, wie das capitel selbst mitteilt, in der Lombardie zu hause ist, *Bolfriana af Drekanfil* genant, ein versehen, das offenbar darin seinen grund hat, dass ein abschreiber an die drei c. 240 genanten jungfrauen, welche in der tat zu Drekanfils wohnten, dachte und vielleicht auch den ebenfals in c. 240 erwähnten E k k i mit Aki Ǫrlungatrausti verwechselte. Dass dieses nicht hätte geschehen können, wenn c. 240 und 275 schon damals durch 34 capitel ganz fremden inhaltes von einander getrent gewesen wären, leuchtet ein; dagegen lässt sich der fehler leicht durch die annahme erklären, dass in der vorlage jenes schreibers c. 241—274

1) Wie es scheint folgten unmittelbar nach c. 223 die worte: *Oc nú ferr Þiđrekr konungr aptr alla sína leiđ ena sǫmu, sem áđr fór hann fram* usw.; es sind dann am anfang von c. 224 5½ zeilen hinzugefügt; man braucht nicht anzunehmen, dass vom ursprünglichen texte etwas verloren ist. Hingegen müssen c. 226—230 einige worte verdrängt haben, welche die nachricht enthielten, dass Gunnarr und Hǫgni aus Bern nach Niflungaland zurückreiten.

fehlten. In AB sind die worte *af Drekanfil* wider fortgelassen; S kürzt.

Auch der zusammenhang, in dem c. 241—274 überliefert sind, beweist ihre unursprünglichkeit. C. 275 wird von Aki und Bolfriana als von noch nicht genanten personen gesprochen; es ist daher unmöglich, dass der verfasser von c. 275 unmittelbar zuvor eine lange erzählung solte mitgeteilt haben, in der Aki und Bolfriana die hauptrolle spielen; eine solche erzählung ist aber die Irons saga jarls. Ebensowenig ist die sage von Walther und Hildegunde hier richtig angebracht. Sie weist eine merkwürdige übereinstimmung mit der kurz vorhergehenden sage von Herburt und Hilde auf — es liegt nahe, bei diesen liebesgeschichten, deren es in der ÞS mehrere gibt, an éinen und denselben verfasser zu denken. Valtari af Vascannsteini tritt c. 151 als Erminreks stathalter in Gerimsheimr auf; seitdem wurde nicht mitgeteilt, was c. 241 voraussezt, dass er als geisel an Attilas hof kam, wozu auch gar kein grund vorhanden war, denn nach der vorstellung der ÞS war das verhältnis zwischen Attila und Erminrekr bisher ungetrübt. Im gegensatz zu allen sonstigen berichten der ÞS tritt Hǫgni als Attilas dienstmann auf[1]. Aus diesen gründen geht klar hervor, dass auch die episode von Walther und Hildegunde interpoliert ist[2].

C. 276—290 enthalten die erzählung von Þiðreks flucht vor Erminrekr. Als die ursache alles unheils, welches Þiðrekr erfährt, wird c. 276 die von Erminrekr dem weibe seines ratsherrn Sifka zugefügte schmach genant, was diesen dazu reizt, Erminrekr durch falschen rat ins verderben zu stürzen. C. 278—283 berichten sodann, wie Erminrekr auf Sifkas anstiften selbst den tod seiner drei söhne herbeiführt, darauf seine beiden neffen Egard und Aki unschuldig hinrichten lässt. Darauf bringt Sifka den könig c. 284 dazu, dass er von Þiðrekr von Bern tribut fordert; als dieser in einem stolzen tone die forderung abschlägt, entschliesst sich Erminrekr zu dem kriege. Nach dem vorhergehenden würde man nun erwarten, dass Sifka, der jezt als heerführer Erminreks loos in seiner hand hat, keine gelegenheit, um den könig

1) Auf die nachricht, dass Valtari Hǫgni ein auge auswirft, wird zwar in der Niflunga saga angespielt; daraus lässt sich aber nur, und nicht einmal mit gewissheit, auf einen zusammenhang mit der NS, über den weiter unten die rede sein wird, schliessen.

2) Meine bemerkung Arkiv VII, 237 anm. muss demnach insofern genauer werden, dass die episode zwar von einem anderen verfasser als die 2. Vilk. saga zu sein scheint, deshalb aber nicht ursprünglich zu sein braucht. Ich komme darauf zurück.

zu beeinträchtigen, unbenüzt lassen würde, dass er, wenn es z. b. zu einer schlacht käme, zum feinde überlaufen oder auf eine andere weise seinen könig verraten würde. Statt dessen tritt Sifka von diesem augenblicke an als Erminreks treuer freund, dagegen als Þiđreks schlimster gegner auf, vor dessen gewalt dieser schliesslich das land räumen muss. Später bleibt Sifkas betragen den beiden königen gegenüber dasselbe, so in der schlacht bei Gronsport; Þiđrekr betrachtet ihn persönlich, mehr noch als Erminrek als seinen erklärten feind[1]. Wenn demnach Sifka nach der auffassung des sagaschreibers mehr Þiđreks feind als ein verräter gegenüber Erminrekr ist, so passen c. 276—283 sehr schlecht in den zusammenhang der saga[2]. Zum verständnis von c. 284 sind sie entbehrlich: Þiđreks wachsende macht, die c. 240, 275 beschrieben wurde, erklärt genügend, dass Erminrekr ihn zu fürchten anfängt und zu demütigen versucht; wenn zumal Sifka für den krieg gegen Þiđrekr eiferte, ist es nicht nötig, den grund dieses verfahrens in hass gegen Erminrekr zu suchen; im gegenteil lässt es sich sehr gut verstehen, dass er als ratsherr zuerst die seitens des mächtigen nachbarn drohende gefahr einsah, und davor warnte. Zugleich erklärt sich daraus Þiđreks bitterer hass gegen Sifka.

Man könte vielleicht diesen mangel an übereinstimmung zwischen c. 276—283 und den übrigen berichten der ÞS einer inconsequenz von seiten des sagaschreibers zuschreiben, wenn nicht das folgende hinzukäme. C. 278 gibt Sifka Erminrekr den rat, seinen sohn Fridrekr nach Vilkinaland zu senden, um von Osantrix tribut zu verlangen; Osantrix aber ist schon c. 144 umgekommen. Zieht man nun in betracht, dass die zweite Vilkina saga, in der Osantrix eine hauptrolle spielt, in U auf c. 240 folgt, also von ihrem bearbeiter beinahe unmittelbar vor c. 276 gestelt wurde — über c. 241—274, welche jetzt dazwischen stehen vgl. unten s. 441 — weiter, dass unmittelbar nach Þiđreks flucht die zweite redaktion der erzählung von Osantrix' tode folgt, so wird man sich dem schlusse nicht entziehen können, dass c. 276—283 die arbeit desselben verfassers sind, der die zweite Vilkina saga bearbeitete und c. 291—292 schrieb. Schliesslich führt eine nähere betrachtung von c. 281—283 zu demselben schlusse. Nach allen früheren berichten residieren Egarđ und Aki, und seit seiner verheiratung mit ihrer mutter Bolfriana auch Viđga zu Fritila (Ve[illegible]r-

1) C. 325: *yfir her Eminreks konungs er cinn hertugi Viđga, yđarr hinn góđi vinr, oc annarr er Sifka, yđarr hinn mikli úvinr;* vgl. c. 326, 413 u. a.

2) C. 401 tritt Sifka wider als verräter auf, aber, wie unten nachgewiesen werden wird, in einem gleichfals interpolierten capitel.

celli). C. 282 aber halten sie sich auf einmal zu Trelinnborg *á Rínar backa* auf. Diese stadt zerstört Erminrekr; Viðga, der während der belagerung in Bern war, komt c. 283 zurück und: *hittir nú sína borg brenda.* Zur sühne gibt Erminrekr ihm *þá borg er Rana heitir, oc nú rædr Viðga þeirri borg.* Fritila wird gar nicht genant; doch heisst Viðga c. 323 wider: *Viðga Velentsson af Fritila.*

Übersehen wir von dem gewonnenen standpunkte aus unsere bisherigen resultate, so erhelt es schon jezt, dass in der ÞS zwei gruppen von interpolationen deutlich zu unterscheiden sind. Es wurde schon s. 439 anm. 2 bemerkt, dass der verfasser von c. 241—244 mit dem umarbeiter der Vilkina saga nicht identisch ist. Da es wahrscheinlich ist, dass der leztgenante die 2. Vilkina saga aus dem grunde hinter c. 240 einfügte, weil er die absicht hatte, bald auf Osantrix zurückzukommen (vgl. oben s. 440), muss man nicht nur annehmen, dass damals, als er die ÞS umarbeitete, c. 240 noch nicht durch mehrere ausserhalb des zusammenhanges der saga stehende episoden von 284 fgg. getrent war, sondern auch dass der schreiber der 2. Vilk. saga diese episoden nicht geschrieben hat; mit andern worten, wenn c. 241—274 älter oder von demselben verfasser wie die 2. Vilk. saga wären, so würde er diese lezte hinter c. 274, nicht vor c. 241 gestelt haben. Zwischen der 2. Vilk. saga und c. 276 liess er nur c. 275 stehen, weil dieses capitel nach seiner, allerdings richtigen, auffassung nicht von dem folgenden getrent werden konte. Die sage von Walther und Hildegunde, sowie die Irons saga jarls sind also jünger als die zweite Vilkina saga, c. 276—283, c. 291—292.

Nach ausscheidung der interpolierten c. 276—283 bleiben für Þiðreks flucht c. 284—290 übrig. Diese capitel, obgleich im grossen und ganzen ursprünglich, sind doch nicht in ihrer ältesten fassung überliefert; aus dem inhalt ergibt sich, dass die erzählung überarbeitet ist.

Als Heimir c. 285 vernimt, was Erminrekr gegen Þiðrekr im schilde führt, macht er dem könige und Sifka heftige vorwürfe; dasselbe tut Vidga, der darauf (c. 286) nach Bern reitet und Þiðrekr erzählt, was Erminrekr im sinne hat. Während Þidrekr und die seinen sich schnell rüsten, komt c. 287 Heimir mit derselben botschaft angeritten. Darauf kehren Vidga und Heimir c. 288 zusammen nach Rom zurück, wo Heimir den könig und Sifka aufs neue in bittern worten tadelt (hier finden sich anspielungen auf c. 276—283, was allein schon beweisen würde, dass die geschichte umgearbeitet ist, und Sifka ins angesicht schlägt. Von Vidga geschüzt entkomt er: von dem augenblicke an plündert er als räuber Erminreks lande.

Diese erzählung enthält ziemlich viel unerklärliches. Dass Viđga Erminrekr treue schwur, wurde c. 275 mitgeteilt. Heimir hingegen wurde bisher nur als Þiđreks mann genant; was ist die ursache, dass er sich jezt auf einmal an Erminreks hofe aufhält? Viđga und Heimir sprechen zusammen ihre schmachreden gegen Sifka; weshalb reiten sie denn jeder für sich nach Bern? Der umarbeiter hat wol eingesehen, dass Heimir, solte seine ankunft in Bern nicht ganz zwecklos erscheinen, wenigstens eine nachricht bringen müste, welche einigermassen neu war; deshalb lässt er ihn erzählen: *at Erminricr konungr mun eiga skamt þangat,* was freilich zur folgenden mitteilung, dass Þiđrekr, bevor er zu Attila flüchtet, einen heftigen einfall in Erminreks land tut, ohne irgend einem feinde zu begegnen, schlecht stimt. Durch die widerholung geht der eindruck, den Heimirs schelten machen soll, ganz und gar verloren. Diese widersprüche lassen sich alle aus dem umstande erklären, dass der umarbeiter Heimir zu Erminreks dienstmann machte, und zwar im anschluss an eine abweichende überlieferung, welche den hochdeutschen gedichten, die denselben sagenstoff behandeln (Rabenschlacht, Dietrichs flucht, Alpharts tod u. a.) näher steht[1], der auffassung der ÞS dagegen widerspricht. Dass der sagaschreiber, auch als er c. 284 fgg. schrieb, sich Heimir noch als Þiđreks mann vorstelte, beweisen die folgenden worte, welche der umarbeiter durch ein versehen hat stehen lassen (c. 287): *þá svarar Heimir þat viđ guđ, at víst látum vér várt ríki viđ úsœmđ firir sakar Erminrix konungs, oc enn má hann fá af oss meira skađa en gagn, áđr en vér skiljum, þótt hann taki Bern ok alt Omlungaland,* wo unter *várt ríki* doch nur *Bern ok Omlungaland* zu verstehen ist. Dass Heimir mit Viđga nach Rom reitet und Sifka schilt, kann ein alter zug sein; dass er räuber wird und Erminreks land plündert, bestätigt c. 429, wovon noch die rede sein wird.

Nachdem Þiđrekr c. 287 Erminreks land verheert hat, zieht er c. 289 nordwärts über die Alpen und komt bald nach Bakalar zum markgrafen Rođingeirr, der ihm mit seiner frau Gudilinda entgegenreitet und ihn gastlich aufnimt. Hier erhebt sich zuerst die frage, eine der wichtigsten für die kritik der saga: wie verhält sich Rođingeirr zur ÞS? Um sie zu lösen, werden wir diejenigen teile der saga, in denen er genant wird, in ihrem zusammenhang prüfen müssen. Es sind: die zweite Vilkina saga, Þiđreks flucht, Attilas kriege mit Valdemar, die

1) Hieran erkent man denselben umarbeiter, der auch in die Vilk. saga züge aus der süddeutschen überlieferung aufnahm.

schlacht bei Gronsport, die Niflunga saga, Þidreks klage über Rodingeirs tod auf seiner heimreise nach Bern und eine kurze bemerkung über Rodingeirr c. 415.

Was die Vilkina saga anbelangt, wurde Arkiv VII, 229—238 nachgewiesen, dass die redaktion, in der der name Rodingeirr nicht begegnet, die ursprünglichere ist; statt Rodingeirr tritt dort *Rodolfr,* gleichfals margreifi zu Bakalar auf. Es wäre in der tat auffallend, wenn derselbe verfasser dieselbe person, der er denselben rang zuerkent, etwas weiter Rodingeirr genant hätte. Der bearbeiter der zweiten Vilkina saga machte aus Rodolfr zwei personen, nämlich Rodingeirr, der zu Bakalar regiert und einen herzog Rodolfr, dessen land er nicht nent, der aber in der Vilkina saga eine hauptperson ist, und schliesslich für Attila Erka, ihre schwester Berta für sich selbst entführt. Aus dem leztgenanten umstande wird es klar, weshalb der umarbeiter, anstatt überall den namen Rodolfr durch Rodingeirr zu ersetzen, aus Rodolfr zwei verschiedene personen machte; nach seiner meinung nämlich heisst Rodingeirs weib Godilinda, nicht Berta. Daher konte es ihm gar nicht einfallen, dass der entführer Erkas und Bertas mit Rodingeirr af Bakalar identisch sein solte. Wenn der sagaschreiber, was nach dem vorhergehenden wahrscheinlich ist, und noch näher ausgeführt werden wird, nur Rodolfr, keinen Rodingeirr kante, so ergibt sich daraus unmittelbar:

1. dass der umarbeiter in der ÞS, abgesehen von der Vilk. saga, welche er anders behandelte, überall Rodingeirr statt Rodolfr schrieb;
2. dass die stellen, wo Godilinda als Rodingeirs weib genant wird, nicht zur ursprünglichen saga gehören, denn in dieser heisst Rodolfs weib nicht Godilinda, sondern Berta.

Dass der name Rodingeirr in der tat in der ältesten fassung der ÞS nicht vorkam, beweisen zwei stellen, welche der umarbeiter zu ändern vergessen hat.

C. 293 berichtet, dass Valdemar af Hólmgardi in Attilas reich einfält und von dort *einn góđan riddara Rodolf sendimann* gefangen mit sich führt. Dieser ritter kann niemand anders als der aus der Vilk. saga bekante Rodolfr af Bakalar sein; wahrscheinlich hat ihn der umarbeiter an dieser stelle nicht als mit Rodingeirr identisch erkant, den er bald darauf viele heldentaten volbringen lässt, ohne dass es klar würde, wie er aus der gefangenschaft entkommen ist. Man hat hier die wahl zwischen der annahme, dass alles, was weiter von Rodingeirr erzählt wird, eine zutat ist, und der, dass die erzählung von

Rođolfs befreiung fortgelassen wurde. Die zweite annahme hat die grössere wahrscheinlichkeit für sich, denn noch einmal wenigstens tritt Rođolfr später in der ursprünglichen saga auf. Doch ist ohne zweifel ein teil der hier von Rođingeirr berichteten heldentaten die arbeit des umarbeiters, und Rođolfs ursprüngliche rolle in der episode wird ungleich geringer gewesen sein. Wenn z. b. Þiđrekr c. 297 vom feinde umzingelt ist, fält es auf, dass er anstatt zu Attila einen boten zu Rođingeirr sendet; dieser wird zwar in dieser und der folgenden episode (schlacht bei Gronsport), sowie in der Niflunga saga als Þiđreks vor allen anderen ausgezeichneter freund dargestelt, aber auch dieses widerspricht der sonstigen auffassung der saga. Auch sonst ist in Þiđreks kriegen mit Waldemar ein mislungener versuch, Rođingeirr nachträglich zu einer hauptperson zu machen, deutlich wahrnehmbar[1].

Am abend vor der schlacht bei Gronsport reitet Hildibrandr allein aus und begegnet Erminreks ritter Reinaldr, der ihm die zelte des feindlichen lagers zeigt (c. 326). Hildibrandr zeigt darauf auch Þiđreks lager, und in dem lager Rođingeirs zelt. Hier ist in membr. *Rođolfs* stehen geblieben, was ich a. a. o. s. 234 anm. noch für einen zufall hielt, was aber im zusammenhang mit dem vorhergehenden nur so erklärt werden kann, dass der umarbeiter hier den namen zu ändern vergass, ein versäumnis, das erst von den späteren abschreibern, ausgenommen den von membr., nachgeholt wurde. Übrigens tritt hier die neigung des umarbeiters, Rođingeirr zu einer hauptperson zu machen, noch viel deutlicher hervor als in der erzählung von Attilas kriegen mit Waldemar. Als Þiđrekr nach dem siege, der ihm seinen bruder Þether, Attila seine beiden söhne Erp und Ortwin gekostet hat, nach Húnaland zurückgekehrt ist, will er vor Attilas augen nicht erscheinen, sondern er geht *í eitt lítit hús* (c. 338). Rođingeirr dagegen begibt sich in Attilas halle, wo ausser dem könig und Erka, wie aus dem zusammenhang hervorgeht, noch einige ritter sich aufhalten. Attila fragt nach des krieges ausgang, den Rođingeirr ausführlich erzählt. Darauf fragt Attila, wo Þiđrekr zu suchen sei. *Þá svarar einn maðr (gardtsurr A): í eino steikarahúsi þar sitr nú þiđrekr konungr ok meistari Hildibrandr* usw. Hier würde es schwer, eine antwort auf die frage zu geben, was *einn maðr* bedeuten soll. Ist damit einer von Attilas mannen gemeint? Diese wusten vor Rođingeirs eintreten nicht einmal, dass Þiđrekr aus dem kriege zurückgekehrt war. Ist es

1) Man beachte die ermüdende widerholung von kampfscenen c. 308, die discussion bei der belagerung von Palteskja c. 311. Rođingeirs namen wird hier jedesmal genant; die grossen schlachten aber werden ohne ihn geschlagen (c. 312 fgg.).

ein mann Roðingeirs? Aber Roðingeirr ist allein in Attilas halle gegangen, und auch wenn er begleitet gewesen wäre, so würde doch ein dienstmann sich nicht herausnehmen, eine frage, welche an seinen herrn gerichtet war, zu beantworten, am wenigsten unter umständen wie diesen. Es ergibt sich schon wider, dass auch diese erzählung nicht in ihrer ältesten gestalt überliefert ist: in der ursprünglichen ÞS hat nämlich Attila sicherlich die nachricht von dem tode seiner kinder nicht aus Roðingeirs munde, sondern von einer grösseren anzahl personen erfahren, obwol es nicht klar wird, wo er denselben begegnete. Auch die unmittelbar folgenden worte setzen ein andere sagenform voraus, als sie hier vorliegt. Attila sagt: *Mínir treir riddarar, gangið út ok biðið Þiðrek konung minn vin inn koma* usw. Aus dem zusammenhang lässt sich nicht ermitteln, wer diese *treir riddarar* sind, obgleich sie in einer weise erwähnt werden, als ob sie dem leser schon bekant seien, was in der ursprünglichen saga auch zweifelsohne der fall war.

Obige erörterungen genügen um darzutun, dass der sagaschreiber nur Roðolfr, keinen Roðingeir kante. Wo also Godilinda als Roðingeirs weib genant wird, muss man entweder annehmen, dass sie in der ursprünglichen ÞS als Roðolfs weib vorkam, was mit rücksicht auf die Vilk. sage unmöglich ist, oder — und nur diese möglichkeit bleibt übrig — dass wir es mit einer interpolation zu tun haben. Das ist denn auch, was c. 289 anbetrift, ganz bestimt der fall. C. 290, obgleich nicht in seiner ältesten fassung überliefert, ist doch zum teil echt; das capitel erzählt Þiðreks ankunft bei Attila.

In der Niflunga saga (ich bezeichne mit diesem namen hier nur c. 342—348 und 356—394) ist Roðingeirr nicht nur eine hauptperson an Attilas hofe, bis zu dem grade sogar, dass er im gegensatz zu andern berichten der ÞS Þiðreks bester freund genant wird, aber auch Godilinda spielt keine geringe rolle: ich weise auf c. 368 fgg., wo Roðingeirr und Godilinda die Nibelungen auf eine weise bewirten, welche an das Nibelungenlied erinnert. Der schluss, dass auch die Niflunga saga eine interpolation, und zwar vom bearbeiter der zweiten Vilkina saga ist, liegt nahe. Es fragt sich, ob eine nähere betrachtung der NS an und für sich zu demselben schlusse führt.

Der inhalt der NS bildet ein ziemlich abgeschlossenes ganze und enthält nur wenig anspielungen auf ereignisse, welche die ÞS auch an anderer stelle mitteilt. Wo solches der fall ist, stimmen die nachrichten der NS nicht immer zu denen der ÞS. So wird am anfang der

NS (c. 342)[1] von Gunnarr, Hǫgni und Sigurðr gesprochen als von personen, welche noch nicht genant wurden, obgleich Gunnarr und Hǫgni als Þiðreks gäste mit ihm nach Bertagaland gezogen sind und Sigurðr dort mit ihm gekämpft hat. Auch die überschrift der NS[2] lässt vermuten, dass hier eine selbständige erzählung folgt, obgleich die NS innerhalb der ÞS nur eine episode sein soll. In übereinstimmung mit dem interpolierten c. 169, im gegensatz zu dem echten c. 170 nent die NS Gunnars vater Aldrian (Arkiv VII, 228). C. 342 erwähnt die härte von Sigurðs haut als etwas neues, obgleich davon schon c. 190 erzählt wurde[3]. C. 375 berichtet, dass Hǫgni nur ein auge hat, dasselbe in der interpolierten heldenbeschreibung c. 184; die ursache teilt das interpolierte c. 242 mit; in der ursprünglichen ÞS findet sich keine ähnliche bemerkung. C. 373 erwähnt eine ausserordentliche freundschaft zwischen Þiðrekr und Hǫgni; c. 375 erinnert Attila sich, dass Hǫgni früher an seinem hofe verweilt hat; dasselbe in dem interpolierten c. 242; weder die eine noch die andere bemerkung wird durch eine echte stelle der ÞS gestützt. Die angaben der NS stimmen also nicht überall zu denen der ÞS; hingegen scheint zwischen der NS und einigen interpolationen ein gewisser zusammenhang zu bestehen; doch würden die wenigen angeführten stellen zur entscheidung nicht genügen. Wichtiger ist es zu prüfen, wie weit die NS in den zusammenhang der ganzen ÞS passt.

C. 316 berichtet, dass Þiðrekr zu der zeit, als er zuerst sein land wider zu erlangen versuchte (schlacht bei Gronsport), bereits 20 jahre im exil zugebracht hatte; in dieser angabe stimmen alle handschriften überein. Wenn in der ursprünglichen ÞS auf die schlacht bei Gronsport die ereignisse, welche die NS erzählt, gefolgt sind, so müssen verschiedene jahre zwischen jener schlacht und Þiðreks rückkehr nach Bern angenommen werden. Nach c. 396 ist Þiðrekr denn auch 32 jahre

1) *Á þessum tíma í Niflungalandi i þeirri borg, er heitir Vernika, þar ræðr firir Gunnarr konungr ok með honom hans bróðir Hǫgni, oc hinn þriði þeira mágr, sá er ágætastr hefir verit firir allum kǫppom oc hǫfðingjom hvártveggja i suðrlǫndom oc norðrlandum ..... en þetta var Sigurðr sveinn, er þá átti Grimildi, dóttor Aldrians konungs oc systor þeira Gunnars oc Hǫgna* (l. *Hǫgna oc Gunnars?*), *er þá átti Brynilldi hina riko oc hina fagru.*

2) *Hér hefr upp sagu Niflunga oc frá viðskiptum þeira Sigurðar sveins oc Hǫgna oc Gunnars konungs oc af bardaganom i Susat, oc hversu Grimildr hefndi sinnar ósæmðar er henni var gǫr at saclauso i fyrstunni.*

3) Über das verhältnis der NS zu dem interpolierten c. 166, welches die erwerbung der hornhaut erzählt, wird weiter unten gesprochen werden.

landesflüchtig gewesen, sodass für die NS 12 jahre übrig bleiben. Aber c. 429, wo wir erfahren, dass Heimir viele jahre lang Sifka's reich verheert hat, fährt der verfasser fort: *Á þessu lund fór fram XX vetr alla þá hríđ, er Þiđrekr konungr var ór sínu ríki.* So A, membr. fehlt, S nent die dauer von Þiđreks exil nicht, in B ist XX in XXX geändert, was auf keinen fall das richtige trift, denn nimt man an, dass die NS echt ist, so müste hier in übereinstimmung mit c. 396 XXXII stehen. Die lesart von A findet eine stütze an c. 413. Als Sifka durch Alibrandr gefallen ist, sagt Þiđrekr: *ef þat hefđi hann gǫrt IX vetrum fyrr, þá mundi betr standa ríki Ǫmlunga.* So A, B hat XI statt IX, membr. fehlt. Weder die lesart von A noch die von B gibt einen verständlichen sinn, denn ebensowenig vor neun als vor elf jahren war eine besondere veranlassung dazu vorhanden, Sifka zu töten, und vor elf jahren war Þiđrekr schon seit langer zeit vertrieben. Allerdings würde es im Amelungenlande besser aussehen, wenn Sifka getötet wäre, ehe er die feindschaft zwischen Þiđrekr und Erminrekr angefacht hätte. Dieses steht in S c. 355: *hadhe thet warith giorth for XX aar, tho stodhe bether i humlungha landh*[1]. Þiđreks rückkehr hat also nach c. 413, 429 statgefunden, unmittelbar nachdem er aus der schlacht bei Gronsport sich nach Húnaland zurückbegeben hatte.

Derselben vorstellung begegnen wir, wie es scheint, c. 397. Þiđrekr verabschiedet sich bei Attila, der ihn bittet zu bleiben oder, wenn er durchaus nach Bern ziehen wolle, wenigstens seine hülfe anzunehmen (*þá vil ek fá þér liđ Húna her*). Þiđrekr weist das anerbieten mit den folgenden worten, die eine anspielung auf die schlacht bei Gronsport, nicht auf die NS enthalten, ab: *eigi vil ek optar spilla þínum dýrligum drengjum at vinna mitt land.* Abgesehen von dieser antwort ist es nicht wahrscheinlich, dass Attila unmittelbar nach dem untergange der Nibelungen im stande gewesen wäre, ausreichende hülfe anzubieten; man beachte die worte c. 393: *oc epter þessa orrostu hefer vordit svá mikil audn í Húnalande stórmennis, at ei á dogum Attila konungs hefer ordit jamngott mannval í Húnalande, sem áđr var en þesse ófriđr hófz.*

C. 340 enthält die erzählung von Erkas tode, welche Þiđrekr vor ihrem hinscheiden ihre verwante Herad zur gemahlin gibt. Aber Þiđrekr

1) Auch das algemeine: *hadhe thet warith* in S ist der lesart *ef þat* [illegible] *hann gort* vorzuziehen, denn damals, als Þiđrekr vertrieben wurde, war A[illegible] noch nicht geboren, und konte also Sifka nicht töten.

hat sich c. 240 mit Gudilinda af Drekanfils verheiratet, welche, soweit wir wissen, noch nicht gestorben ist. Das auftreten der frú Herað in der ÞS ist demnach verdächtig, und die stellen, wo sie genant wird, bedürfen einer gründlichen prüfung. Abgesehen von c. 393, welches zur NS gehört, tritt frú Herað hauptsächlich in der erzählung von Þiðreks rückreise nach Bern auf (c. 395 fgg.). Was dort über sie mitgeteilt wird, spricht nicht dafür, dass sie in der ursprünglichen ÞS erwähnt wurde. Derjenige, welcher die überschriften in membr. oder deren vorlage, vielleicht schon in U, verfasst hat, wolte augenscheinlich die aufmerksamkeit auf sie lenken: über c. 393, in welchem sie gar nicht genant wird, das aber die erzählung von Þiðreks rückreise eröffnet, steht: *frá þiðreki konungi oc frú Herað*, als ob sie die hauptperson der ganzen episode wäre, und über c. 397: *frá þiðreki konungi oc hans frú*. Nichtsdestoweniger weiss der verfasser manchmal nichts mit ihr anzufangen. C. 395 verabredet Þiðrekr mit Hildibrandr, dass sie zusammen ohne begleitung nach Bern reiten wollen. Þiðrekr sagt: *oc væri svá vel, at ek kœmi í Omlungaland með eigi fleiri mennum en tveir væri við saman, þá vil ek sverja* usw. Etwas weiter Hildibrandr: *þessi ferð mun þickja vera stefnd með litilli sœmð, ef vit fǫrum, herra! tveir einir saman; en heldr en eigi komim vér í Omlungaland, þá em ek fúss, at á þessa leið gerim vit.* Unmittelbar darauf sagt Þiðrekr c. 396: *Frú Herað skal fara með okr, ef hon vil*, was darauf verabredet wird. In der tat wartet Hildibrandr im anfange von c. 397 bei der pforte mit drei reitpferden und einem saumross, welches mit gold, silber und kleidern belastet ist. Als aber Þiðrekr darauf Attila lebewol sagt, antwortet er auf dessen anerbieten, ihm mit hilfstruppen beizustehen: *einnsaman vil ek heim fara oc leynilega, oc meistari Hildibrandr með mér.* Über frú Herað kein wort. Am schlusse von c. 397 taucht sie wider auf, an Þiðreks seite auf einem pferde reitend. C. 398 wird sie nicht genant — das capitel erzählt Þiðreks klage über Roðingeirs tod und ist also von demselben verfasser wie die NS. Auch wird hier Roðingeirs weib Godilinda genant, was die unechtheit des capitels entschieden beweist[1]. In c. 399—402, welche, wie aus des jarls Elsung auftreten hervorgeht (vgl. c. 365), ebensowenig

1) Beiläufig bemerke ich, dass der verfasser von c. 398 poetische quellen benuzt hat, wahrscheinlich norwegische oder dänische volkslieder, denn der reim ist sogar in der altn. prosaerzählung beibehalten. Die zeilen lauten: *hon gaf mér einn grœnan gunnfana, sá varð mǫrgum Húnum at bana, oc eitt hit þycka purpura pell, þat þorði at bera útlendr hǫfdingi eel.* Die worte verweisen auf c. 389, vgl. oben s. 445.

vie c. 398 von der NS getrent werden können[1], spielt Herađ eine frei-
ich passive rolle, in c. 403 fgg., welche echt zu sein scheinen, ist sie
vider ganz überflüssig. Þiđrekr und Hildibrandr reiten südwärts über
ie Alpen[2] in einen wald, wo Þiđrekr vom pferde steigt und zurück-
leibt, während sein genosse die gegend recognosciert. Natürlich ver-
veilt Herađ inzwischen bei Þiđrekr im walde. Nach verschiedenen
nerkwürdigen abenteuern kehrt Hildibrandr c. 405 zurück, begleitet
om herzoge Lodvigr und dessen sohn Konráđr, die beide den könig
nit der grösten ehrfurcht begrüssen, vor ihm auf die kniee fallen und
eine hände küssen, auf frú Herađ aber gar nicht achten, ja, sie eben-
owenig wahrzunehmen scheinen als der leser. Mit derselben blindheit
st eine schar ritter geschlagen, die c. 411 unter Alibrands führung
n derselben stelle im walde ankommen, *þar er fyrir var þiđrekr
onungr ok hertugi Lodvigr.* Keine spur von fru Herađ ist zu
rkennen.

Die einzig mögliche erklärung aller genanten widersprüche ist
ie, dass die figur der frú Herađ zuerst von einem interpolator in die
'S aufgenommen ist; dieser folgte derselben methode wie auch früher:
r fügte nicht nur ganze erzählungen hinzu, sondern er änderte auch
n der saga das, was ihm unrichtig oder ungenügend erschien. Die
orte: *oc frú Herađ hjá honum* in c. 403 sind z. b. sein werk; ebenso
ie mitteilung c. 404, dass *Elsungr jarl í Babilon* (sic) tot ist (vgl.
ben s. 448).

Dass c. 415, welches Herađs tod berichtet, unecht ist, versteht
ich nach dem vorhergehenden von selbst. In demselben capitel wer-
en Rođingeirr und Gudilinda noch einmal genant, ohne jeden gewinn
ür die saga. Hildibrands strohtod und die verurteilung von Arius'
etzerei, die in demselben zusammenhang mitgeteilt werden, sind also
uch ein späterer zusatz; das leztgenante ereignis hat für die ÞS gar
eine bedeutung, das erste ist entbehrlich, denn von verschiedenen von
'iđreks helden wird der tod nicht erzählt; eine anspielung auf Hildi-
rands tod bietet c. 414: *En meistari Hildibrandr skilz aldri viđ
iđrek konung, svá lengi sem þeir lifa báđir.* Diese bemerkung wird
ie erzählung in c. 415 veranlasst haben.

1) C. 401, wo Sifka wider als verräter dargestelt wird (er gibt den rat, Ermin-
ekr das eingeweide auszuschneiden!), ist aus dem grunde auch nicht von der 2. Vilk.
aga zu trennen. Ein argument für den zusammenhang zwischen der 2. Vilk. saga
nd der NS.

2) *fara alla sína leiđ [suđr um Mundiufjall].* Hier hört die interpola-
ion auf, die c. 397 mit denselben worten anfängt.

Mit frú Herađ, die in der ursprünglichen ÞS nirgends als Þiđreks gemahlin erwähnt wurde, fält nun auch c. 340, wo Erka auf dem totenbette Þiđrekr mit Herađ verlobt. Aber ohne c. 340 kann die NS niemals zur ÞS gehört haben. In der ÞS ist Erka eine hauptperson; die NS ist die geschichte von Attilas ehe mit Grímhildr, die natürlich nicht zu stande kommen konte, so lange Erka lebte. Es leuchtet ein, dass c. 340—341 eine einleitung zur NS bilden, und von demselben interpolator geschrieben wurden, der ausser der NS auch c. 396, den schluss von c. 397, c. 398—402 hinzufügte und Þiđreks reise nach Bern zum teil umarbeitete. Mit der NS ist nun auch c. 423—429, Attilas tod zu streichen, eine erzählung, die als fortsetzung der NS nicht älter als diese sein kann. Die möglichkeit, dass sie jünger sei, ist nicht ausgeschlossen (vgl. unten s. 465 fgg.).

Es ist hier am platze, der einwendung zu begegnen, dass die ursprüngliche ÞS nicht mit sicherheit einem einzigen verfasser zugeschrieben werden könne. Man könte fragen, ob es nicht denkbar wäre, dass der erste verfasser nur den ersten teil der saga bis zum schlusse von Þiđreks zug nach Bertangaland geschrieben hätte, und dass ein zweiter autor später eine fortsetzung hinzudichtete, oder dass wenigstens der erste autor noch am anfange des zweiten teiles von einem andern abgelöst wurde. Wenn dem so wäre, liesse sich der unterschied in der bearbeitung und der widerspruch zwischen den berichten des anfanges und der späteren teile der saga einfach daraus erklären, dass an der bearbeitung der saga verschiedene verfasser beteiligt gewesen, ohne dass man deshalb gezwungen wäre, überarbeitung und interpolation anzunehmen. Es muss aber bemerkt werden, dass, obgleich die zweite hälfte der ÞS mehr als der anfang umgearbeitet ist, doch kein bestimter punkt bezeichnet werden kann, wo die arbeit des ersten verfassers aufhörte, die des zweiten anfienge. Im gegenteil sind die spuren des ersten autors bis ans ende der ÞS zu verfolgen: er war es, der c. 293, 328 Rođolfr schrieb anstatt Rođingeirr, wie die umarbeitung hat, der c. 413, 429 erzählte, dass Þiđrekr 20 jahre landesflüchtig gewesen; der verfasser der NS aber fängt, abgesehen von den interpolationen im ersten teile der ÞS, für welche die möglichkeit, dass sie jünger sind, vorläufig zugegeben wird, doch unmittelbar hinter c. 340 an, denn die NS ist von der 2. Vilk. saga nicht zu scheiden (vgl. s. 449 anm. 1; s. 463). Da nun der erste verfasser auf jeden fall bis c. 429, und, was später nachgewiesen werden wird, wahrscheinlich noch weiter schrieb, der zweite aber nicht später als unmittelbar nach c. 240, vielleicht sogar noch früher, anfieng, so ist die möglichkeit,

lass die NS mit dem was dazu gehört keine interpolation, sondern etwa ìine fortsetzung wäre, ausgeschlossen.

Wir kehren zur untersuchung der verschiedenen partien der ÞS n der reihenfolge der überlieferung zurück. Auf Þidreks flucht folgt unächst die mit der 2. Vilk. saga zusammenhängende zweite erzähıng von Osantrix' tode c. 291—292, über die ich Arkiv VII, 213 ehandelt habe. Daran schliessen sich Attilas kriege mit Waldemar n. Dass diese geschichte, ein ursprüngliches element der ÞS, erweiert wurde, um Rodingeirr zu einer hauptperson zu erheben, wurde ben s. 443—44 ausgeführt. Ausserdem weist die episode andere spuren iner freilich so ungeschickten umarbeitung auf, dass man dabei an en schreiber der 2. Vilk. saga und der NS kaum denken kann. In er erzählung von Þidreks kampf mit Þidrekr Valdemarsson (c. 303—07) ist nämlich eine interpolation aufgenommen, welche an unwahrcheinlichkeit alles, was abschreiberweisheit ersinnen kann, übertrift. 'idrekr Valdemarsson ist als kriegsgefangener nach Susat geführt; Erka rlangt von Attila die zustimmung, während er in den krieg zieht, die chweren wunden ihres vetters zu verbinden, muss aber mit ihrem eben dafür einstehen, dass er nicht entflieht. Sobald Þidrekr Valdearsson genesen ist, begibt er sich, ohne auf Erkas flehen zu achten, uf den weg nach Ruziland. In der not wendet die königin sich zu lem im vergangenen kriege gleichfals schwer verwundeten Þidrekr af Bern, der infolge mangelhafter pflege noch sehr leidend ist. Doch reiet er auf Erkas bitten Þidrekr Valdemarsson nach und erreicht kurz ıach ihm die wälle der stadt Vilkinaborg, die hier also auf dem wege on Soest nach Ruziland liegt. Einen augenblick später holt er seinen eind im Borgarskógr zwischen Pulinaland und Húnaland ein. Dieser vald liegt so nahe bei Vilkinaborg, dass Þidrekr, als er nach langem ampfe auf demselben wege zurückkehrt, eine dame, welche sich c. 303 uf der stadtmauer befand, daselbst noch antrift, und die damals mit hr angeknüpfte unterhaltung fortsezt. Wir wollen uns durch diese vunderbaren geographischen anschauungen nicht stören lassen und ınsere aufmerksamkeit darauf richten, was weiter von Vilkinaborg rzählt wird. Zunächst fält es auf, dass Þidrekr Valdemarsson, dessen verwanten dort regieren, sich nicht in die stadt geflüchtet hat. Hier bekommen wir in übereinstimmung mit dem interpolierten c. 278 den aufschluss, dass dort ein jarl regiert, dessen namen nicht genant wird, der aber nach demselben c. 278 Osantrix' dienstmann ist und also dazu geeignet wäre, Osantrix' neffen zu retten. Die tochter dieses jarls —

d. i. die dame, mit der Þiðrekr sich vor der stadtmauer unterhielt — verbindet c. 305 seine wunden, und, damit die zeit in Vilkinaborg ihm nicht zu lang werde, liegt sie — wie es scheint mit zustimmung ihres vaters — die nacht über bei ihm; nichtsdestoweniger muss noch c. 306 die frage in erwägung gezogen werden, ob man besser daran tue, den gast zu töten, oder ihn ehrenvoll aufzunehmen. An dem hofe jenes jarls hielt sich nämlich ein verwanter Sifkas auf, der sich dessen erinnerte, dass vor einigen jahren in derselben stadt Erminreks sohn Friðrekr, Þiðreks vetter ermordet war[1]; dieser fürchtet Þiðreks rache und gibt daher den rat, ihn zu töten und dadurch zugleich Sifkas freundschaft zu verdienen; der jarl aber entschliesst sich, Þiðrek durch ein fest zu versöhnen, was c. 307 geschieht. Nach beendigung dieses mehrtägigen festes reitet Þiðrekr nach Húnaland zurück; als dann Þiðrekr Valdemarssons kopf, den er während der ganzen zeit verborgen gehalten hat, vor Erkas füssen hingeworfen hat, *gengr Þiðrekr til sinnar sæingar oc liggr þar nú í sárom sem fyrr.* Dass Þiðrekr verwundet und krank, wie er war — das blut floss durch die maschen seines kollers (c. 303) — aufstand, um seinen feind zu verfolgen und mit ihm zu kämpfen, war schon eine äusserst merkwürdige heldentat; dass er aber, statt nach dem kampfe heimzukehren, einige tage lang in einer fremden stadt feste feiert, und erst, als er darauf nach hause komt, wider an die wunden denkt, die ihm nicht nur kurz vorher das aufstehen schier unmöglich machten, sondern ihn auch jezt noch zwingen, sich sofort zu bette zu legen, das wird doch kein einigermassen vernünftiger mensch selbst einem helden zutrauen. C. 303 von den worten: *Nú ríðr hann þar til, er hann kemr firir Vilcinaborg* bis zum ende und c. 305—307 bis zu den worten: *Hér eptir leypr* usw. sind also ein zusatz, und zwar von einem anderen schreiber als die 2. Vilk. saga, was sowol aus dem sinlosen inhalt wie aus dem widerspruch mit c. 278 hervorgeht[2].

Da an manchen stellen ein bestimtes kenzeichen der interpolation fehlt, ist es oft schwer zu entscheiden, ob ein capitel die arbeit des sagaschreibers ist oder nicht. Zuweilen beleuchtet die vergleichung mit solchen teilen der saga, über deren verfasser kein zweifel möglich ist, die frage. So wird in c. 295 und 308 berichtet, dass die Hunnen

1) C. 278 ist der jarl selber Sifkas verwanter. Die anspielung auf Friðreks tod beweist schon genügend, dass diese erzählung nicht älter als c. 278 ist.

2) Dasselbe gilt für einzelne sätze und sazteile in c. 307, welche mit dieser interpolation zusammenhängen: *oc með honom hans VI riddarar;* etwas weiter: *oc hans riddara;* so der lezte satz dieses capitels.

den Russen fliehen. Es ist nicht wahrscheinlich, dass der bearer der 2. Vilk. saga, der Attila sonst mit grosser vorliebe behandelt sogar in der Vilk. saga eine niederlage seines lieblings in einen verwandelt hat (Arkiv VIII, 235), diese capitel geschrieben habe.

Auf die kriege mit Valdemar folgt c. 316—339 die schlacht bei nsport, worüber schon s. 444 fgg. gehandelt ist. Dass c. 340—341 eine einleitung zur NS bilden, wurde s. 450 ausgeführt. Im anuss an das dort gesagte muss noch bemerkt werden, dass der schreider NS in dem lezten texte von c. 339 etwas geändert hat; wo ılich von Þidrekr gesagt wird: *oc er nú með Attila konungi enn ıar hríðir,* können mit rücksicht auf Þidreks noch im selben jahre ende reise nach Bern (vgl. s. 447) die worte *langar hríðir* nicht ɔrünglich sein (l. *um hríð?*)

C. 342—348 enthalten den schon besprochenen ersten teil der . Darauf folgt c. 349—355 die erzählung von Fasolds und Þetleifs . Dass dieselbe jünger als die NS ist, beweist die s. 446 citierte ərschrift von c. 342, woraus hervorgeht, dass die NS einmal ein heitliches ganze innerhalb der ÞS bildete. Auch wenn man annimt, s die überschriften in membr. nicht ursprünglich sind, so leuchtet doch ein, dass diese überschrift, welche sich auch auf den nach ·55 folgenden abschnitt bezieht, älter als c. 349—354 sein muss, ausserhalb des zusammenhanges der NS stehen. C. 356—394 entten den schon besprochenen zweiten teil der NS.

Über c. 395—416, Þidreks rückreise nach Bern, vgl. s. 447 fgg.; ser den dort nachgewiesenen interpolationen sind keine spuren der arbeitung deutlich wahrnehmbar, obgleich man durchaus nicht mit rissheit bekaupten kann, dass eine solche nicht statgefunden hat. ıs c. 414 von den bildsäulen, die Þidrekr sich selbst zu ehren errichlässt, mitteilt, erregt verdacht; es lässt sich jedoch hierüber nichts ıeres sagen.

Hingegen erhelt es beim ersten anblick, dass c. 414—422 nicht sind. Nachdem es sich ergeben hat, dass alle stark romantisch ärbten episoden der ÞS zusätze sind, welche ganz äusserlich mit trekr in verbindung gesezt wurden, kann unser urteil über diese sode voll der wunderlichsten abenteuer, welche nur den zweck hat, trekr noch einmal sich verheiraten zu lassen, und zwar mit einem ibe, das für die weitere entwicklung der erzählung nicht die :ingeste bedeutung hat — wir vernehmen nicht einmal, dass trekr mit ihr einen nachfolger erzeugt — nicht zweifelhaft sein.

Sämtliche auftretenden personen stehen ausser dem zusammenhang der saga: Hertnit í Bergara, sein weib Isolde (c. 422) und ein jarl Artus, systurson Isungs konungs (c. 422): die leztgenanten namen sind natürlich dem brittischen sagenkreise entnommen und erinnern an die unechten c. 245 fgg., während der name Isungr zu gleicher zeit eine verbindung mit c. 189—224 herstellen soll, was völlig mislingt. Die geographischen vorstellungen sind unklar: Bergara, wo Hertnit mit seinem brittischen weibe regiert, wird c. 417 mit Húnaland verwechselt. Schliesslich fält es auf, dass Þiđreks pferd hier zuerst Blanka heisst — so in c. 437, 438, worüber noch gesprochen werden wird —, während das tier sonst die ganze saga hindurch Falka genant wird. Die geschichte scheint, nach dem zusammenhang mit c. 245 fgg. zu urteilen, die arbeit des zweiten interpolators zu sein.

C. 423—428 erzählen im anschluss an die NS Attilas tod, vgl. s. 450. C. 429 fängt wider eine echte episode an, was schon aus der dort erhaltenen bemerkung, dass Þiđreks exil 20 jahre gedauert, hervorgeht. Hier tritt Heimir wider auf, der nach c. 288 seit Þiđreks flucht Erminreks land verheert hat, nun aber seine sünden bekent und in ein kloster geht. Obgleich Heimirs auftreten zweifelsohne ursprünglich ist, scheint doch die folgende erzählung nicht in ihrer ältesten form erhalten zu sein. Wir erfahren, wie Heimir dadurch, dass er den riesen Aspilian tötet, so berühmt wird, dass Þiđrekr an dieser heldentat seinen alten genossen wider erkent und nicht ruht, bevor er ihn aus dem kloster geholt und wider an seinem hof gezogen hat. Die hauptpersonen sind von früher bekant, der zusammenhang ist klar; man wäre deshalb geneigt, die episode dem sagaschreiber zuzuschreiben. Im widerspruch mit früheren berichten (z. b. c. 45) ist der schauplatz der erzählung nach der Lombardei verlegt (c. 429), wo Aspilian nach der darstellung der ÞS nicht zu hause ist; dieses könte eine spätere änderung sein; zu beachten ist es wenigstens, dass Heimirs kloster Vadincusan zuerst c. 434 genant wird, als Þiđrekr dahin reitet, um Heimir abzuholen. C. 433 reitet Aspilian[1] *einn alpandil* (schreibfehler für *alpandir*), *er menn kalla fil*; das wort *alpandir* begegnet auch in dem echten c. 118; unserer stelle ungleich näher stehen aber die folgenden worte in dem interpolierten c. 180: *þat er þýdeskir menn kalla alpandyr en Væringjar fil.* Dass der umarbeiter an der episode teil hat, sei es nun, dass er sie geschrieben hat, oder

1) So heisst er in U, in membr.[2] Asplian.

sie nur umarbeitete, beweist übrigens die übereinstimmung im
en mit der erzählung von Vidgas kampf mit Edgeirr c. 195 ent-
n. Man vergleiche nur die beiden capitel:

195: *Nú tecr risinn r at Viđga. En Viđga mót hanom, oc flýgr ını ifir hann oc svá na at ecki stóđ upp ú høggr Viđga til ri- lær hanom, oc svá ıf vǫđranum, at engi ərr meira,* oc þá høggr ımat hǫgg fáđoma mik- ıvert at adro, þar til ın fellr, oc hevir mǫrg stór ...... *oc lætr (risinn) nú fallaz til þvíat hann hyggr, at ıan verda undir han- drepa hann svá. En leypr aptr í milli fóta , þá er hann reidir allz, oc svá helt Viđga fi.*

C. 433: Nu keyrir Heimir sinn hest sporum oc riđr at honum ok leggr spjót-inu undir hǫnd risans .... þetta lag sakar hann ekki. *En risinn skýtr í gegn honum sínum atgeir, en Heimir lýtr undan fram á sǫđulbogann ok flýgr atgeirrinn firir ofan hann ok í jǫrđ-ina þar sem niđr kom, svá at ekki tók upp,* ok engi mađr síđan hefir fundit þenna atgeir .... Þá hleypr Heimir ór sǫđlinum .... þrífr um međalkafla síns sverđz ok bregđr skyndiliga. Risinn hleypr ok ofan, hann bregđr ok sverđi ok reiđir upp ok høggr til Heimis. En Heimir bregz undan hǫgginu, ok missir risinn hans ok høggr í jǫrđina. Heimir snýz aptr .... ok høggr af risanum hǫnd-ina hœgri firir ofan sverđzhjaltit . . *Heimir veitir þegar annat slag risan-um á hans lær: sneiđ ofan lærit all međ beininu, ok svá segja þýđersk kvæđi (tyske men S), at svá mikit leysti hann af hans læri, at eigi mundi einn hestr draga meira .... Hann (risinn) reiđir sik til ok vill nú falla á Heimi, ok veit. at hann má fá bana, ef hann verđr undir honum. En svá er Heimir fót-hvatr ok djarfr, at þá er hann sér, at risinn vill falla á hann ofan, vill hann eigi undan renna at heldr; hann hleypr at risanum vid, ok svá berr til .... at risinn fellr, fætr risans koma á jǫrđina. en á vinstri hliđ Heimis annarr fótr risans en annarr á hœgri. En Heimir stendr heill á milli leggja risans.*

ie ÞS enthält kein anderes beispiel davon, dass der ver[illegible]
igene arbeit so im einzelnen nachgeschrieben hätte. Vielmehr [illegible]

weniger ist die anwendung stereotyper ausdrücke und beschreibungen eine in der altn. litteratur so bekante erscheinung, dass man auch hier annehmen könte, der verfasser habe zur beschreibung einer ähnlichen situation dieselben worte widerholt, welche er c. 195 benuzt hatte, wenn sich gegen diese anschauung keine wichtigen einwendungen erheben liessen. Zunächst ist die zweite erzählung viel länger als die erste und mahnt an die geschwätzigkeit der beiden umarbeiter, während andererseits mehr die ähnlichkeit der berichte als die der worte, in denen sie mitgeteilt werden, auffält. Vor allem aber ist es schwer, wenn der sagaschreiber sich selbst plagiiert hat, die verweisung auf die aussage deutscher gewährsmänner in c. 433 zu erklären. Wir müssten in dem fall von seiten des sagaschreibers absichtliche fälschung annehmen. Es ist bekant, dass die oben citierten umstände nach seiner auffassung zu Vidgas kampf mit Edgeirr gehören; wir wissen, dass die quelle von c. 195, obgleich er sie nicht nent, ein deutsches gedicht ist[1]. Er verweist aber selten oder niemals auf deutsche quellen[2]; welchen grund könte er denn wol dazu gehabt haben, in einer erzählung, welche nur eine nachbildung eines früher von ihm selbst geschriebenen capitels wäre, eine solche quelle anzugeben? Andererseits ist die vorliebe des umarbeiters für dergleichen verweisungen auffallend, und wird uns noch öfter beschäftigen. Absichtliche fälschung braucht man bei ihm nicht anzunehmen, er braucht nicht c. 195 nachgeschrieben zu haben: es ist nämlich möglich, dass ihm oder seinen gewährsleuten einige verse desselben gedichtes zu ohren gekommen sind, welches die quelle von c. 195 ist, und dass diese verse in seiner quelle in einem anderen zusammenhange vorkamen[3], oder etwa zuerst von ihm auf Heimirs und Aspilians kampf bezogen wurden.

Die geschichte von Heimirs kampf mit Aspilian ist also in der form, in der sie vorliegt, nicht die arbeit des sagaschreibers. Es ist sogar die frage, ob der ausgang nicht ursprünglich ein ganz anderer war, und ob nicht Heimir in der ursprünglichen saga von Aspilian getötet wurde. Es folgt nämlich c. 436 eine erzählung, die den eindruck macht, als sei sie nur eine variation von jener. Heimir komt im kampfe mit einem riesen um; der kampf ist dem mit Aspilian sehr ähnlich. — *þessi risi er nú gamall at aldri ok er allra risa mestr*

1) Grundtvig, D. G. F. IV, 626 fgg.

2) Die ganze ÞS enthält keine verweisung auf deutsche quellen, welche sicher von ihm ist.

3) Es ist eine in volksliedern des mittelalters bekante erscheinung, dass dieselben verse zuweilen in verschiedenen gedichten widerkehren.

ok sterkastr, svá at engi fíll fær hann borit ...... Hann þrífr sína stǫng, er bæði er lǫng ok digr; hann reiðir hana upp ok lýstr Heimi usw.[1] — Die erwähnung eines elefanten als des tieres, auf dem der riese reiten solte, erinnert an c. 195 und c. 433; die eisenstange ist in der ÞS das feste attribut Asplians und seiner brüder. Der riese hütet einen schatz wie Asplians bruder Etgeirr; man hat demnach grund anzunehmen, dass dieser riese der lezte der vier brüder ist, die im ersten teile der ÞS eine so wichtige stelle einnehmen. Es komt hinzu, dass die widerholung der kämpfe mit riesen ermüdend wirkt und kaum ursprünglich sein kann. Wenn die hier ausgesprochene vermutung, die sich freilich auf grund des vorhandenen materiales nicht zur sicherheit erheben lässt, richtig ist, wird man sich die sachlage so vorstellen müssen, dass der umarbeiter der ÞS, der eine von c. 436 durchaus abweichende überlieferung dieser sage kante, zunächst c. 433 hinzufügte, und darauf, damit doch ein bericht über Heimirs tod nicht fehlen möchte, in c. 436 das nötigste änderte, an die stelle des namens Aspilian *einn risi* schrieb, und das schon c. 430 angewendete motiv, dass Aspilian vom kloster tribut forderte, durch die mitteilung ersezte, dass Heimir im namen Þidreks den riesen aufforderte, steuer zu zahlen. Wie weit c. 429—432, welche die veranlassung zum kampfe erzählen, alt sind, lässt sich nicht entscheiden.

Wenn c. 433 und 436 sich so verhalten, wie oben ausgeführt wurde, so geht daraus hervor, dass c. 434, wo Þidrekr Heimir aus dem kloster Vadincusan holt, und c. 435, wo Heimir das kloster niederbrent, zusätze sind und von demselben schreiber herrühren, der Heimir Aspilian besiegen liess. Aus dem inhalte der betreffenden capitel lassen sich in dieser hinsicht keine genügenden schlüsse ziehen. Die quelle von c. 434 ist zweifelsohne ein gedicht, was u. a. aus den refrainartig mit geringer abweichung stets widerkehrenden worten: „*Bróðir, vit hǫfum sét margan stóran snjá, síðan vit skildumz góðir*

1) Merkwürdig ist auch hier, sowie in c. 195, 433 und auch sonst, wo die riesischen brüder in der ÞS beschrieben werden, die übereinstimmung mit einer beschreibung Aspriâns im könig Rother 652 fgg.:

dô sân sie in deme melme gân
einin wunderlichen man,
den nemochte nichein ros getragen,
der dûchte sie ein seltsêne knape.
der trôch eine stâline stangin,
vier und zweinzich ellene lange.
des wart sie ein michil kaffen an getân;
sie brâhte ein riese, der hiez Aspriân.

vinir" hervorgeht, und zwar ein gedicht, welches viele anspielungen auf früher von Þiðrekr und Heimir zusammen erlebte abenteuer enthielt. Darunter findet sich eine anspielung auf die Irons saga jarls, was den gedanken an den zweiten interpolator der ÞS nahe legen würde, wenn das capitel nicht daneben anspielungen auf ereignisse enthielte, welche die ÞS gar nicht mitteilt[1], sodass die übereinstimmung mit der umarbeitung ebensowenig wie mit der ursprünglichen saga volständig ist. Der schluss, dass der dichter des liedes, welches später die quelle von c. 434 wurde, sagen kante, welche sowol dem sagaschreiber wie den beiden interpolatoren unbekant waren, liegt nahe, was nichts daran ändert, dass das lied selbst diesen sowie jenem bekant gewesen sein kann. Die oben ausgesprochene auffassung von c. 434 beruht also auf der einfachen vermutung, dass c. 433 und 436 ursprünglich zusammen éine erzählung bildeten, welche Heimirs tod enthielt, und ist daher nicht über jeden zweifel erhoben. Dasselbe gilt von c. 435. Mit gewissheit kann man über c. 429—436 nur behaupten, dass in der ursprünglichen ÞS mit c. 429 eine episode anfieng, deren held Heimir war, und die damit endete, dass Heimir von einem riesen, wahrscheinlich Asplian, erschlagen wurde.

C. 437 teilt mit, wie Þiðrekr Heimirs tod rächt. Die einzelheiten des kampfes stimmen wider zum teile wörtlich mit denen von Vidgas resp. Heimirs kampf mit Etgeirr resp. Aspilian überein[2]. Þiðreks pferd heisst hier, wie in c. 416, in widerspruch mit den übrigen berichten der ÞS Blanka[3]; es unterliegt also keinem zweifel, dass c. 437 ein zusatz ist. Denselben namen Blanka trägt Þiðreks pferd im lezten capitel von Ungers ausgabe c. 438. Þiðrekr wird vom teufel in der gestalt eines schwarzen pferdes fortgeführt. Der lezte abschnitt der ÞS

1) *Bróðir, minnztu nú á þat, hversu okkrir hestar drukku út við Frisiá, svá at vatnit þvarr, svá mikit sem þat er ...... ok nú skaltu minnaz, hversu vér kómum í Romaborg til Erminreks konungs, ok hversu várir hestar gneggjaðu ok allar kurteisiskonur stóðu ok sá.*

2) *Ok stendr upp skjótt ok tekr sína stǫng ok hleypr í gegn honum. Þiðrekr konungr bregðr nú sínu sverði hinu hvassa Ekkisax. Risinn reiðir nú stǫngina báðum hǫndum af ǫllu afli. Þiðrekr konungr sér nú, hversu stǫngin ríðr ok leypr at risanum ok vill eigi flýja. Risinn lýstr stǫnginni svá, at endirinn kemr í jǫrðina á baki Þiðreks konungs. Þiðrekr snýz nú fast í móti hǫgginu ok hǫggr í einu hǫggi af báðar hendr risans við stǫngina, ok er hann nú sigrlauss ok handlauss. Þiðrekr gengr nú eigi fyrr af en þessi risi er dauðr.*

3) Storm, Sagnkredsene, 125 erklärt diesen umstand daraus, dass züge von Wolfdietrich auf Þiðrekr von Bern übertragen seien; die inconsequenz eines verfassers, der in demselben buche dasselbe tier einmal Falka, dann Blanka genant hätte, wird dadurch aber nicht erklärt.

ausser in AB nur in der schwedischen überzetzung erhalten; da nun übersetzung membr.[3] näher steht als die hss AB, ist die frage, die lezten capitel in S lauten, für die kritik der ÞS vom grösten eresse. Auch hier begegnet dieselbe erzählung wie in AB, es folgt auf aber unmittelbar eine ganz andere nachricht über Þidreks tod. liegt also, wie so oft in früheren partien der ÞS, ein fall von dopter redaktion vor; somit erhebt sich die frage, welche redaktion die prünglichere ist. Dass das fehlen der zweiten in AB nichts beweist, chtet ein: auch sonst fehlt in AB, was doch in einem der älteren lices, von denen A und B abstammen, gestanden haben muss (z. b. erste Vilkina saga). Dass die redaktion, welche mit AB übereinnt, in S vor der anderen steht, beweist auch nichts, denn auch ist steht in der umgearbeiteten ÞS bisweilen eine interpolierte redakn vor der ursprünglichen, (z. b. das interpolierte c. 169 vor dem ıten c. 170). Es muss also der inhalt beider erzählungen entscheion, welche ursprünglich in der ÞS gestanden hat. Bei dieser sachge wird das vorkommen des namens Blanka in c. 438 zu einem ıstande von grossem gewicht. Man müste wenigstens sehr gute ünde für die priorität von c. 438 anführen, wenn man, um diese zu haupten, annehmen wolte, dass der sagaschreiber dem tiere in dem ten kapitel einen namen gegeben hätte, der sonst in der ganzen nicht begegnet; dieser name, und somit das ganze kapitel, kann r die arbeit desselben verfassers sein, der c. 416 und 437, wo Blanka ichfals genant wird, schrieb. Ferner ist noch die verweisung auf ıtsche gewährsleute[1], welche in der arbeit des sagaschreibers ganz einzelt dastehen würde, zu beachten.

Die zweite erzählung von Þidreks tod, nach S c. 383—385 teilt s mit, dass Vidga nach der schlacht bei Gronsport von einer *haffru us fadher fadher modher* (vgl. c. 23) nach Seeland geführt wurde. nn hält er sich auf der insel Fimber verborgen, bis Þidrekr, der lange gesucht hat, schliesslich seinen schlupfwinkel entdeckt und im zweikampf erschlägt. Þidrekr reist darauf durch Holstein und hsen südwärts, stirbt aber unterwegs an seinen wunden; er wird einen kaufmann angesehen und begraben. Es folgt die natürlich ht ursprüngliche mitteilung, dass die erstere erzählung mit der deutıen überlieferung übereinstimme, während die Römer dafür halten, s Þidrekr gestorben sei, *som for scrifvith stor.* Obgleich es nicht

1) *en svá segja þýdverskir menn, at vitraz hafi i draumum, at Þidrekr ıungr hafi notit af guđi ok Sancte Mariu, at hann mintiz þeira nafns viđ ıa sinn.*

sicher, ja nicht einmal wahrscheinlich ist, dass die geschichte in S ihre älteste form bewahrt hat — S kürzt fortdauernd —, so muss man doch erkennen, dass sie im ganzen sehr gut in den zusammenhang der ÞS hineinpasst. Der verfasser behandelt Viđga mit grosser vorliebe; es ist daher durchaus nicht unwahrscheinlich, dass er ihn am schlusse der saga noch einmal auftreten liess, damit er weniger schmählich umkommen möchte, als man nach c. 336 glauben würde. Viđgas wunderbare errettung bei Gronsport hängt, wie schon angedeutet wurde, mit c. 23 zusammen; was aber am meisten für die ursprünglichkeit dieser redaktion spricht, ist der umstand, dass die erzählung, wie in anderen teilen der saga, in Nord-Europa (Seeland, Holstein, Sachsen) lokalisiert ist. Man denkt dabei, nicht wie S angibt, an eine tradition, die in Italien zu hause ist, sondern vielmehr an eine volksüberlieferung, welche aus Nord-Deutschland über Dänemark ihren weg nach Norwegen fand, wie das auch mit andern erzählungen der ÞS der fall ist (Arkiv VII, 242). Die sage hingegen, welche Þiđrekr vom teufel fortführen lässt, ist in Rom *(þidreks bad)* lokalisiert und eher süd- als norddeutschen ursprunges; ein merkmal mehrerer interpolationen.

In S folgt noch ein capitel (386), welches fast ganz ausserhalb des zusammenhanges der ÞS steht; wie weit es ursprünglich ist, wage ich nicht zu entscheiden; die drei verse am schlusse sind, wie der inhalt beweist, vom übersetzer.

Zu dem teile der ÞS, der nur in der umarbeitung (U) auf uns gekommen ist, gehören auch c. 1—20. Dass diese zum grossen teile alt sind, beweist der zusammenhang sowie die bekante tatsache, dass wenigstens ein beträchtlicher teil davon einmal in membr. gestanden hat. Doch ist auch hier an ein paar stellen die hand eines umarbeiters deutlich wahrnehmbar.

Nachdem in c. 13 erzählt ist, dass Samson jedem seiner beiden söhne Erminrekr und Þetmarr ein reich gegeben habe, heisst es weiter: *ok borg þá, er heitir Fritila, er Væringjar kalla Friđsælu, gaf hann syni sínum, er Aki hét, ok þar međ hertuga nafn. Móđerni hans var ekki mikit.* Aki ist also ein unechter sohn Samsons. Aber etwas ganz anderes erfahren wir c. 123, wo membr.[2] berichtet: *Hafa þeir* (Þiđrekr, Viđga, Heimir) *tekit sér gisting í húsum þess manns, er heiter Aki Amlungatrausti, hann er bróđir Erminreks konongs sammœđra oc þetmars konongs af Bern. þessi stađr heitir Fritilaborg.* Abgesehen von der richtigen lesart *Aurlungatrausti* statt *Amlungatrausti* in A (Storm, Aarbøger 1877, s. 303), weichen AB insofern ab,

s die mitteilung über Akis mutter, welche c. 13 widerspicht, fehlt — haben nur: *Hann er bróðir Erminreks konungs ok Þetmars.* n könte daher die lesart von membr.[2] für verderbt halten, wenn nicht durch c. 275 gestüzt würde, wo membr.[3] hat: *Enn gamli : var samfeðri við Erminric konung oc enn ríkasti maðr,* A dagehat: *Hinn gamli Aki var bróðir Erminreks konungs sammœddr var ríkr maðr;* der satz fehlt in B, S kürzt an allen genanten len und beleuchtet die frage nicht. Der vorstellung, dass Aki die›e mutter wie Erminrekr und Þetmarr hat, begegnen wir also in A ·ie in membr.[2], sie ist demnach, soweit wir sehen, die der ursprüngıen ÞS; die nachricht, dass Erminrekr und Þetmarr denselben vater, ·r eine andere mutter als Aki haben, bieten membr.[3] und AB; sie nt daher aus der gemeinschaftlichen quelle dieser hss., d. h. aus U. dieser nachricht stimmen die oben aus c. 13 citierten, im zusamnhang leicht entbehrlichen worte, welche demnach ein zusatz sind; eifelsohne haben sie die späteren änderungen in c. 123 und 275 verasst[1]. In demselben c. 13 heisst es von Erminrekr in volständigem lerspruch mit dem inhalte der ÞS: *hann er vinsæll ok friðsamr hinn a lut æfi sinnar;* auch diese worte werden ein zusatz sein.

C. 18 nent zum ersten male Brynhild und zwar in verbindung t Heimir. Die stadt, wo sie regiert, heisst wie im interpolierten 226 Sægarðr. In der nähe ist Brynhilds gestüt, was zusammenhang t dem gleichfals interpolierten c. 168 verrät. Vor allem verdient es ıchtung, dass Brynhildr später nur in den jüngeren teilen der saga wähnt wird. Was hier über sie mitgeteilt wird, hat also in der sprünglichen ÞS gar keinen sinn und kann nur von jemand geschrieı sein, der die absicht hatte, später auf sie zurückzukommen. Die ıache, dass sie gerade an dieser stelle zuerst genant wird, ist zweisohne diese, dass sie in der nordischen sage mit Heimir verbunden gegnet; ein interpolator hat hier also nordische züge in die niederıtsche sage gemischt. Es ist kein grund vorhanden, in c. 13 den weis zu suchen, dass die verbindung Brynhilds mit Heimir auch ›derdeutsch ist. Nirgends in der ÞS greift Heimir sonst in Bryndds geschichte ein.

1) Eine andere änderung hat c. 275 nur in AB statgefunden, um das capitel t c. 13 in übereinstimmung zu bringen. In membr. steht: *andaz einn greifi, er itir Aki Orlungatrausti:* AB haben *hertugi* statt *greifi*. Nur durch einen zufall hier in membr.[3] *greifi* bewahrt; über dem capitel steht: *dauðe Aka hertuga:* n schlusse aber: *oc er hann* (Vidga) *greifi* (so auch AB) *Erminriks konungs.*

Dass c. 188, welches erzählt, wie Heimir dem Þiðrekr das pferd Falka verschaft, an der stelle, wo es jezt steht, nicht ursprünglich ist, wurde Arkiv VII, 226 ausgeführt. Da nun dieses capitel in S an anderer stelle (als ein teil von c. 16) vorkomt, erhebt sich die frage, welche damals unbeantwortet gelassen wurde, ob es auch dort als ein zusatz aufzufassen ist. Dass es nicht vom sagaschreiber herrührt, wird durch c. 91 erwiesen, wo dieser Falka zum ersten male nent und zugleich über seine herkunft aufschluss gibt[1], was er doch gewiss unterlassen hätte, wenn dasselbe schon früher viel breiter von ihm erzählt worden wäre. Es ist daher kaum wahrscheinlich, dass das capitel jemals in doppelter redaktion bestanden hat. Da es nun in AB an derselben stelle wie in membr. steht, also auch in der vorlage dieser handschriften, von der auch S stamt, an jener stelle gestanden hat, so erhelt daraus, dass es zugleich mit c. 172—187 interpoliert ist. In S erhielt es zuerst den platz in c. 16, der zur chronologie der erzählten ereignisse besser stimt.

Im vorhergehenden wurde nachgewiesen, dass beträchtliche partien von dem, was die handschriften als teile der ÞS überliefern, später hinzugefügt sind. Gleichfals hat es sich ergeben, dass nicht alle änderungen und zusätze von éinem schreiber herrühren. Es erübrigt die frage, wieweit es möglich ist, im einzelnen zu entscheiden, welcher interpolator die betreffenden teile der saga hinzugefügt resp. umgearbeitet hat. Zunächst unterscheiden wir die Niflunga saga im engern sinne, d. h. die beiden abschnitte c. 342—348, 356—394, welche, wie die überschrift von c. 342 ausweist (vgl. s. 446 anm. 2), zusammengehören. Da c. 340—341 (Erkas tod) in keiner anderen absicht geschrieben ist, als um die NS anbringen zu können, so ergibt es sich, dass auch diese capitel von demselben schreiber sind, und ebenso die mit c. 340 nahe zusammenhängenden c. 396—402, welche auch in anderer hinsicht der NS nahe stehen (vgl. s. 447 fgg.) Eine zweite gruppe von interpolationen hängt unmittelbar mit der zweiten Vilkina saga (der widerholung von c. 21—56 nach c. 240) zusammen. Hierher gehören c. 276—283, wo Osantrix, der in der ursprünglichen saga schon c. 144 umkomt, als lebend erwähnt wird, und c. 291—292, die zweite redaktion von Osantrix' tode.

1) *hann var bróðir Skemmings, er Vidga átti oc bróðir Rispa, er Heimir átti.* In gleicher weise heisst es c. 190 von Grani: *hann er bróðir Falka ok Skemmings ok Rispa* (so auch S; der bericht fehlt in AB). Diese worte können die kombination, welche in c. 168 vorliegt, veranlasst haben.

Zwei tatsachen weisen darauf hin, dass diese beiden gruppen zusammengehören, mit andern worten dass der schreiber der zweiten Vilk. saga und der NS identisch sind:

1. In dem mit der NS zusammenhängenden c. 401 treffen wir dieselbe der ursprünglichen þS widersprechende auffassung von Sifkas charakter an wie in den mit der zweiten Vilk. saga zusammenhängenden c. 276—283 (s. 449 anm. 1).
2. In der NS, sowie in der zweiten Vilk. saga ist Roðingeirr, der dem verfasser der þS unbekant war, eine hauptperson.

Aus diesem grunde ist es wahrscheinlich, dass auch die änderungen in c. 284—290 (þiðreks flucht), c. 293—315 (Attilas kriege mit Waldemar) und c. 316—339 (schlacht bei Gronsport), die den zweck haben, Roðingeirr zu einer hauptperson an Attilas hofe zu erheben, dem schreiber der NS zuzuschreiben sind.

Von einem späteren umarbeiter rühren einige jüngere zusätze her. Mit sicherheit gehören hierher c. 349—355, die den zusammenhang der NS stören, sodann ein bruchstück von c. 303, sowie ungefähr die ganzen c. 305—307, welche dem vom ersten interpolator geschriebenen c. 278 widersprechen, vgl. s. 451 fgg.), c. 241—274, welche den zusammenhang zwischen der zweiten Vilk. saga und c. 278 stören und also jünger als diese sind.

In den leztgenanten erzählungen (sage von Walther und Hildegunde, Irons saga jarls) herscht, wie schon Treutler (Germania XX, 171) bemerkte, eine starke vorliebe für romantische episoden, liebesgeschichten usw. vor; die vermutung hat daher guten grund, dass auch c. 231—239, die geschichte von Herburt und Hilde, c. 416—422, þiðreks drachenkampf und seine hochzeit mit Isolde, und wenn dieses der fall ist, auch das damit zusammenhängende c. 415, welches Herads tod berichtet, sowie c. 437, þiðreks rache an dem riesen, der Heimir getötet, c. 438, die erste redaktion von þiðreks tode, (in diesen beiden leztgenanten erzählungen heisst þidreks pferd wie in c. 416 Blanka[1]) die arbeit desselben verfassers, nicht desjenigen, der die zweite Vilk. s. und die NS schrieb, sind.

Für einige interpolationen ist die verfasserfrage, obgleich von grosser bedeutung, nicht so leicht zu lösen; es sind Sigurðs jugend und

1) Die verweisung auf deutsche gewährsleute in c. 438 könte den gedanken an den ersten interpolator nahe legen (s. 459 anm.); dieser hätte dann auch c. 416—422, 437 geschrieben; jedoch ist es natürlich sehr wol möglich, dass auch der zweite umarbeiter eine solche hinzugefügt haben kann.

die erste redaktion von Hǫgnis geburt (c. 152—169), Sigurds und Gunnars hochzeit (c. 226—230), Attilas tod (c. 423—428). Für die heldenbeschreibung (c. 171—188), ist die frage von geringerem belang. Es kommen die änderungen in c. 13 und c. 18 und die umarbeitung von c. 429—436 (Heimirs lezte heldentaten) hinzu. Mit ausnahme von c. 13, 171—188 und 429—436 enthalten alle diese stücke die vorgeschichte oder die fortsetzung der NS, was freilich noch nicht beweist, dass sie von demselben verfasser herrühren, wie diese. Schon Rassmann[1] hat darauf hingewiesen, dass sie dem NL gegenüber sich ganz anders verhalten als die NS. Er macht die bemerkung[2], dass die NS im engeren sinne viel öfter im einzelnen mit dem NL übereinstimt als die hier genanten abschnitte, und schliesst daraus, dass die quellen der NS der süddeutschen überlieferung sehr nahe stehen, während c. 152—168, 226—230, 423—428 eine davon abweichende sagenform repräsentieren; eine folgerung, die sich mit den bisherigen resultaten dieser untersuchung treflich vereinigen lässt. Es wurde nämlich oben schon öfter darauf hingewiesen, das der schreiber der NS auch in anderen teilen der ÞS von süddeutschen sagenformen stark beeinflusst worden ist. Wie man sich die überlieferung, welche später die quelle der NS wurde, vorzustellen hat — ob als eine süddeutsche, welche, noch auf einer älteren entwicklungsstufe als das NL stehend, sich im 12. oder 13. jahrhundert über Nord-Deutschland verbreitet hatte, oder vielmehr als eine norddeutsche überlieferung, welche durch berührung mit der süddeutschen mehrere züge aus dieser in sich aufgenommen hatte[3], entscheide ich hier nicht; es genügt, mit Raszmann und Edzardi (Germania XXIII, 92), dessen anzeige Rassmanns resultate ergänzt, zwischen den quellen der NS und denen der stoflich mit ihr zusammenhängenden episoden der ÞS zu unterscheiden, und die erste im gegensatze zu den zweiten, welche zum teile wenigstens rein niederdeutsch sind, süddeutsch zu nennen.

An und für sich ist es nicht unwahrscheinlich, dass zwischen der tatsache, dass die quellen der interpolationen der ÞS zweierlei art sind, und der, dass die interpolationen von zwei verschiedenen schreibern

1) Die Niflunga saga und das Nibelungenlied, Heilbronn 1877.

2) A. a. o. s. 97—102.

3) Von einer rein süddeutschen überlieferung kann aus verschiedenen gründen, — u. a. der lokalisation in Westfalen (Raszmann, s. 14—22) — nicht die rede sein; doch enthält die NS von anderm abgesehen auch geographische reminiscenzen an ihren süddeutschen ursprung. Dies ist z. b. die einfachste erklärung für den so vielbesprochenen bericht, dass die Donau und der Rhein zusammenfliessen.

herrühren, ein gewisser zusammenhang besteht, zumal da es sich ergeben hat, dass bekantschaft mit hochdeutschen sagenformen ein besonderes kenzeichen éines dieser umarbeiter ist; wenn somit eine episode, welche die vorgeschichte oder die fortsetzung der NS enthält, auf quellen weist, die nicht hochdeutsch sind, liegt die vermutung nahe, dass sie vom zweiten interpolator, dessen arbeit keine bekantschaft mit hochdeutschen quellen verrät, geschrieben sei. Diese vermutung ist um so mehr begründet, wenn eine solche episode mit der NS in vollständigem widerspruche ist.

Die erzählung, welche sich mit der NS am wenigsten vereinigen lässt, ist die von Attilas tode. Während Grímhildr in der NS vergebens Attila gegen ihre brüder aufzureizen sucht, und schliesslich ohne seine hilfe und gegen seinen willen ihre rache volzieht, begegnen wir c. 423—428 der vorstellung, als sei Attilas habgier die ursache von der Nibelungen untergang, weshalb auch ihn die rache trift, und zwar durch einen sohn Hǫgnis, Aldrian, den er nach c. 393 in der nacht vor seinem tode mit einem weibe, das Þiđrekr ihm verschaft, erzeugt[1]. Ein verfasser, der Attila c. 376 auf Grímhilds unaufhaltsames flehen, Sigurđr zu rächen, antworten lässt: *Frú, hætt oc mæl ei þetta optar. Hví munda ek svíkja mína mága, er þeir hafa gengit á mína trú; oc ei skaltu þat gera né einn mađr at misbjóđa þeim,* und der c. 392 erzählt, dass Attila Þiđrekr aufträgt, Grímhildr, die ursache alles unheiles, zu töten, müste doch aller vernunft beraubt sein, wenn er c. 423 fgg. mitteilte, dass Attilas tod die strafe für seinen verrat an den Niflungar war. Wenn c. 423—428 von einem anderen verfasser als die NS herrühren, so hat derselbe in der NS einiges geändert, denn c. 393, welches von Hǫgnis lezter nacht berichtet, stelt zwischen der NS und Attilas tod eine verbindung her, welche nur dem schreiber der leztgenanten episode zugeschrieben werden kann. Vielleicht ist auch er es, der c. 359 die worte hinzufügte: *En Attila konungr er allra manna fégjarnastr, ok þykkir illa, er hann skal ei fá Niflunga skatt*[2], was mit der unmittelbar folgenden weigerung, zum untergange

1) Dass diese vorstellung norddeutsch ist, beweist die übereinstimmung mit den Eddaliedern, wo Attila der feind der Nibelungen, Guđrun-Grimhildr ihre rächerin ist; Atlamál 88. 89 erzählt, dass Hǫgnis sohn Hniflungr den Atli getötet habe. Einen sohn Hǫgnis, Ranche, der Grímhildr tötet, nennen die Hveensche kronik und das färöische Hǫgnilied. In der süddeutschen sage hingegen ist alles, was sich auf Attilas tod bezieht, bis auf wenige spuren vergessen (Edzardi, a. a. o. s. 93).

2) Edzardi (a. a. o. s. 76) erklärt Attilas worte als eine reminiscenz an eine übergangsform der sage, nach der Grímhildr Attila als werkzeug ihrer rache benuzt.

der Niflungar mitzuwirken *(þó er Gunnarr konungr várr enn kærsti vin)*, und mit seiner ganzen haltung während des kampfes schlecht harmoniert. An und für sich ist gegen die annahme, dass der zweite interpolator, der Attilas tod in die ÞS aufnahm, auch in der NS einiges änderte, nichts einzuwenden: dasselbe tut er auch anderswo, z. b. in der erzählung von Þiđreks kampf mit Þiđrekr Valdemarsson c. 303. 307, um die interpolation c. 305—306 anbringen zu können (vgl. s. 452 anm. 2); ebenso in c. 224 (vgl. s. 437—38). Andererseits sprechen ausser den genanten noch einige andere tatsachen dafür, dass die NS ursprünglich mit c. 394 aufhörte. Zunächst c. 394 selbst. Wenn der verfasser der NS seine arbeit hier als nur zum teile vollendet betrachtet hätte, wäre es doch mindestens auffallend, dass er seine lange ausführung über die glaubwürdigkeit seiner berichte schon an dieser stelle und nicht erst nach c. 428 angebracht hat. Die schon citierte überschrift von c. 342 lässt vermuten, dass die NS ein geschlossenes ganzes bildet, und dass der schreiber nicht die absicht hatte, sie stückweise mitzuteilen (vgl. s. 446); Attilas tod aber ist durch ein stück der ursprünglichen ÞS von der NS getrent. Mag der leztgenante umstand seinen grund darin haben, dass Attila c. 397 noch als lebend genant wird, so ist damit doch nur eine von den schwierigkeiten, welche der annahme von der zusammengehörigkeit der NS mit der erzählung von Attilas tod sich entgegenstellen, gelöst. Nachdem in c. 393 Hǫgnis tod erzählt ist, heisst es weiter: *oc nú er lokit ævi Niflunga*, eine nachricht, die der unmittelbar vorhergehenden mitteilung über Aldrian Hǫgnasons künftige geburt und der ganzen erzählung c. 423 fgg. entschieden widerspricht. Herrađ, welche doch niemand anders als Þiđreks u. a. c. 340. 396 genante gemahlin Herađ sein kann, heisst c. 393 eine *frænkona þiđreks konungs* und wird von Þiđrekr gesant, um Hǫgnis wunden zu verbinden. Verweisungen auf deutsche quellen begegnen in Attilas tod nicht. Aus all diesen gründen scheint es sicher, dass der anfang von c. 393 bis zu den worten: *oc hér eptir dœyr Hǫgni* und die episode c. 423—428 von dem zweiten interpolator herrühren; dieser hat dann c. 392 einen abweichenden bericht über Hǫgnis tod fortgelassen[1].

Wenn seine auffassung richtig ist, liegt hier eine von den kleineren inconsequenzen vor, wie sie in der NS öfter sich finden.

1) Es verdient weiter beachtung, dass c. 393 den *Sigisfrođ kjallara* nent, den die NS sonst nicht erwähnt, womit aber die höhle angedeutet wird, in der Attila c. 426 umkomt. Auch die namensform *Sigisfrođ*, die ausschliesslich hier vorkomt, legt den gedanken an einen anderen schreiber nahe. Am nächsten steht *Sigfrođ* wie Sigurđr in der erzählung von seiner jugend öfter heisst.

Die betrachtung der composition der saga führt also zu demselben schlusse wie die ergebnisse unsrer erforschung der quellen, nämlich dass die NS und die erzählung von Attilas tod keine einheit bilden. Dem scheint nun die tatsache zu widersprechen, dass auch sonst, und zwar in der Hveenschen chronik und dem damit nahe verwanten färöischen Högniliede[1] die sagenform der NS mit der von Attilas tode verbunden vorkomt. Wie seit Grundtvigs untersuchungen (D. G. F. IV, 586 fgg.) algemein angenommen wird, ist ÞS nicht die quelle von H; ebensowenig kann natürlich H die quelle der viel älteren ÞS sein; scheinbar bleibt daher keine andere erklärung der verbindung beider sagenformen in ÞS sowie in H übrig als diese, dass ÞS und H beide eine dritte quelle benuzt haben, in der diese verbindung schon vorlag. Doch dürfte sich die sache dennoch anders verhalten.

Als die süddeutsche sagenform — ich bezeichne damit hier die der NS, ohne dadurch im einzelnen ein urteil über ihre entstehung aussprechen zu wollen (vgl. s. 464 fg.) — sich stets mehr in nördlicher richtung ausbreitete und der andern echt niederdeutschen begegnete, entstanden daraus mischformen. Diese finden wir in der ÞS und der viel jüngeren H. Den mit H nahe verwanten dänischen liedern von Grímhilds rache fehlt diese verbindung noch[2]. Bei der vergleichung von H mit der ÞS fält sofort ein wichtiger unterschied auf. In der ÞS wird Grímhildr von þiðrekr von Bern auf eine weise erschlagen, die an das NL erinnert; Hǫgnis sohn tötet Attila. Im Hǫgniliede trift Hǫgni Hǫgnasons rache sowol Attila als Grímhildr; in der Hveenschen chronik, welche Attila gar nicht nent, komt nur Grímhildr in dem mit schätzen erfülten berge um. Es leuchtet ein, dass die darstellung der ÞS ursprünglicher als die des Högniliedes und der chronik ist. Diese ist mehr zusammenhängend und daher vom ästhetischen gesichtspunkte aus betrachtet mehr befriedigend; aber dieser zusammenhang ist durch die entfernung oder entstellung alter züge, welche anderen widersprachen, entstanden. Das Högnilied bildet in dieser hinsicht eine übergangsform von der ÞS zur Hveenschen chronik. Da es nun undenkbar ist, dass eine minder ursprüngliche überlieferung die quelle einer ursprünglicheren sein solte, so können in einer eventuel gemeinschaftlichen quelle der ÞS und H die beiden sagenformen nicht so combiniert

1) Die Hveensche chronik und das Högnilied haben eine gemeinschaftliche quelle (Grundriss der germ. phil. II, 16), welches ich hier H nenne.

2) Die redaktion C dieses liedes, wo sie vorkomt, ist nach Grundtvig (I, 35) eine kombination Vedels und hat also keinen wert.

gewesen sein, wie das im Högnilied, viel weniger, wie es in der Hveenschen chronik der fall ist. Im gegenteil müste eine solche quelle alle alten züge, welche die ÞS aufweist, enthalten haben; mit andern worten: auch dort müste Grímhildr allein die schuld am untergange der Niflungar tragen, die rache aber ausschliesslich Attila treffen. Solch eine quelle ist aber als mündliche überlieferung undenkbar; am wenigsten könte man sich ein volkslied vorstellen, das solche widersprüche enthielte. Die annahme einer gemeinschaftlichen quelle für die þS und H, in der die nord- und die süddeutsche sage schon kombiniert waren, führt also zur annahme einer schriftlichen quelle, welche mit der ÞS durchaus übereinstimte, an der also wahrscheinlich auch zwei schreiber teil hätten; eine vermutung, zu der gar kein grund vorhanden ist, und welche die frage zwar verschiebt, aber zu ihrer lösung keineswegs förderlich ist. Die lieder von Grímhilds rache beweisen ausserdem klar genug, dass im volksmunde lebende lieder die quelle von H sind. Andererseits geht es auch nicht an, die übereinstimmung zwischen der ÞS und H für zufällig zu erklären, um so weniger, da die entwicklung der sage von der ÞS über das Högnilied zur chronik deutlich zu verfolgen ist. Die einzig mögliche erklärung der vorliegenden tatsachen ist daher diese, dass der bearbeiter von H die ÞS kante. Man braucht deshalb nicht anzunehmen, dass die ÞS die einzige quelle von H war. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, dass der bearbeiter von H nur für die rache die ÞS als quelle benuzte; man könte sogar mit gutem grunde annehmen, dass er, wenn beide sagen ihm bekant waren, aus der ÞS nur den gedanken, sie zu verbinden, entlehnte. Das fehlen der rache in den dänischen liedern, worauf schon hingewiesen ist, spricht auf jeden fall dafür, dass diese verbindung in der volksüberlieferung jung ist.

Einen sohn Högnis kennen ausser der ÞS und H nur Atlamál und Vǫls. s. Man könte sich aus diesem grunde zu zweifeln veranlasst fühlen, ob in Attilas tod in der tat eine norddeutsche und nicht vielmehr eine skandinavische überlieferung zu suchen sei. Aber das schon von Edzardi (a. a. o. s. 93) angeführte märchen vom Simeliberg (Grimm nr. 142) beweist, dass dieser zweifel nicht berechtigt ist. Auf deutschen ursprung weist auch der name Sigisfrođ (c. 393), vgl. dazu oben s. 466 anm. Aus den übrigen namen (Attila, Grímhildr usw.) lassen sich für die episode keine schlüsse ziehen; dieselben könten sich nämlich der form nach an die namen der NS angeschlossen haben, wie z. b. die ganze NS hindurch namen wie Gunnarr, Hǫgni sich an die nordische überlieferung anschlossen.

In bezug auf c. 152—168 (Sigurđs jugend), 226—230 (Sigurđs und Gunnars hochzeit) kann man zugeben, dass keine dieser beiden episoden sich mit der NS in so volständigem widerspruch befindet, dass sie schon deswegen unmöglich von demselben verfasser sein könten wie diese. Doch lassen sie sich in mehreren punkten nicht mit ihr in übereinstimmung bringen. Zunächst muss hier widerholt werden, was schon s. 466 bemerkt wurde, dass die überschrift, und, wenn diese auch nicht für echt gelten darf, doch der anfang der NS[1] vorauszusetzen scheint, dass die auftretenden personen noch nicht genant sind, was sehr auffallend wäre, wenn ihn der verfasser von c. 152—168, 226—230 geschrieben hätte[2].

Ferner gilt auch hier, dass die beiden episoden vom NL ungleich weiter abstehen als die NS (s. 464)[3]; dass sie vielmehr eine niederdeutsche sagenform zu repräsentieren scheinen, welche sonst in der arbeit des ersten interpolators selten oder niemals begegnet. Schliesslich fehlen auch hier die verweisungen auf deutsche quellen. C. 152—168, 226—230 scheinen demnach vom schreiber der episode von Attilas tod zu sein. Scheinbar spricht der umstand dagegen, dass die beiden erzählungen von Sigurđs jugend und Gunnars hochzeit einander an einer stelle widersprechen. C. 168 nämlich, wo Sigurđr sich bei Brynhildr ein pferd holt, ist von einem vertraulicheren verhältnisse gar nicht die rede; doch wirft c. 227 Brynhildr Sigurđr vor, dass er sich früher mit ihr verlobt hat. Diese lezte bemerkung ist augenscheinlich ein zug aus der nordischen sage, welche auch sonst demselben schreiber vorgeschwebt hat. Dieser schreiber ist es nämlich, der c. 18 die ihm aus der nordischen sage bekante verbindung Brynhilds mit Heimir hergestelt hat[4].

1) Citiert oben s. 446 anm. 1.

2) Hierher gehört auch das mitteilen von einzelheiten, welche schon in einer der genanten episoden erzählt sind; so die nachricht über Sigurđr c. 342: *hans horond var svá hart sem sigg villigaltar eđa horn, oc engiskonar vápn mátti á festa nema milli herđanna; þar var hans horond sem annarra manna*, vgl. c. 166, welches die erwerbung der hornhaut im einzelnen berichtet. Dieselbe bemerkung, aber ganz kurz, findet sich in der ursprünglichen sage c. 190; vgl. s. 446.

3) Die abenteuerliche erzählung von Sigurđs geburt. Seine erziehung bei Mímir, wie im Siegfriedsliede. Ganz anders im NL.

4) Wahrscheinlich war es auch dieser schreiber, der c. 359 in der NS eine anspielung auf den schatz, welchen Sigurđr in dem lager des getöteten drachen findet, hinzufügte: *ek veit frú, at Sigurđr sveinn átte mikit gull; þat fyrst, er hann tók undan þeim mikla dreka er hann hafđe drepit.* Das von ihm geschriebene c. 166, wo Sigurđr Reginn tötet, nent den schatz nicht, was gewiss darin seinen grund hat,

Dass Sigurđs jugend und Gunnarrs hochzeit trotz des widerspruches zwischen c. 168 und 227 von demselben verfasser sind, beweist der zusammenhang beider episoden mit c. 18 (vgl. s. 461) zur genüge. Dieses capitel ist neben c. 226 das einzige, das Sægarđr als Brynhilds wohnsitz nent; andererseits lässt sich c. 18 von c. 168 nicht scheiden, wo Sigurđr aus Brynhilds gestüte ein pferd holt. Dass c. 152—168 und 226—230 zusammenhängen, geht weiter daraus hervor, dass Sigurđr c. 226 der weg nach Brynhilds stadt bekant ist.

Éine einwendung, die sich gegen die scheidung von Sigurđs jugendgeschichte von der NS erheben liesse, muss noch widerlegt werden. Brynhildr, von Grímhildr beleidigt, klagt Gunnarr und Hǫgni ihre not und sagt c. 344: *Oc svá kom hann til mín fyrsta sinni, at eigi vissi hann sinn fađor eđa sína móđor ok enga sína ætt*, worte, die auf c. 168 anzuspielen scheinen. Abgesehen von der freilich geringen möglichkeit, dass die quellen von c. 168 und 344 in diesem punkte mit einander übereinstimten, sodass aus der gleichheit der berichte noch nicht auf die identität der verfasser geschlossen werden könte, muss bemerkt werden, dass der angeführte satz in einem zusammenhang vorkomt, durch den die übereinstimmung mit c. 168 zu volständigem widerspruch wird. Unmittelbar vorher sagt nämlich Brynhildr: *Sigurđr sveinn kom hingat til ydar sem einn vallari, en nú er hann svá stolz ok svá ríkr, at eigi má langt heđan líđa, áđr en þér munod allir honom þjóna.* Diese worte setzen eine ganz andere sagenform als c. 168 voraus. Meines erachtens können sie nur so gedeutet werden, dass Sigurđr wie ein umherirrender ritter *(sem einn vallari)*, also auf dem wege, Brynhildr zu suchen, zufälligerweise nach Gunnars hofe kam und dort — wie sich versteht, Grímhildr zu liebe — blieb, eine vorstellung, der man in mehreren Eddaliedern begegnet (vgl. Sijmons, Ztschr. f. d. phil. XXIV, 17. 21 fgg.), und die auch einmal in Deutschland verbreitet gewesen sein muss. Aber auch wenn man die worte *sem einn vallari* nicht in dem eben angegebenen sinne verstehen wolte, so liessen sich Brynhilds worte doch auf keinen fall mit c. 168 in übereinstimmung bringen, wo Sigurđr von Brynhildr sofort zu könig Isungr in Bertanga reitet, ohne Gunnarr oder Högni zu begegnen. Dass die von Brynhildr gesprochenen worte echt sind, geht aus Gun-

dass die quelle des capitels den schatz nicht kante; die NS und Attilas tod nennen beide einen schatz, der Sigurđr gehört hat; dieser stamt nicht von Reginn-Fafnir her, wie der name Niflungaskattr ausweist (c. 424 u. a.). Die angeführten worte scheinen also eine reminiscenz an die nordische sage von der tötung Fafnirs zu sein, was sich beim schreiber der NS sonst nicht findet.

nars antwort hervor[1]; merkwürdigerweise lässt er die anspielung auf Sigurđs besuch bei Brynhildr, welche doch zwischen jenen worten und seiner antwort steht, unbeachtet. Diese stört also einigermassen den zusammenhang und dürfte eine zutat des schreibers von c. 168 sein. Für einen näheren zusammenhang zwischen c. 168 und c. 344 beweist sie jedesfals nichts.

Gegen die vermutung, dass die erzählungen von Sigurđs jugend und Gunnars hochzeit von einem andern schreiber als die NS herrühren, lässt sich also nichts zwingendes einwenden. Das entgegengesezte aber, die identität beider verfasser liesse sich nur verfechten, wenn man annehmen wolte, dass der interpolator der NS viele quellen benuzt hat, welche der süddeutschen überlieferung sehr fern stehen (was gerade ein charakteristisches kenzeichen des zweiten interpolators ist), dass er nordische züge in die erzählung aufnahm (was in den episoden, die sicher von ihm sind, nirgends der fall ist), dass er sich selbst manchmal plagiierte, indem er in der NS vieles als etwas neues mitteilte, was er schon früher, zum teil ganz ausführlich erzählt hatte; schliesslich, dass er die verweisungen auf deutsche quellen, die er sonst mit so freigebiger hand ausstreut, in einem teile seines werkes, der doch auch nach deutschen quellen bearbeitet ist, ganz beiseite liess. Da es überdies feststeht, dass die fortsetzung der NS von einem anderen verfasser als die NS selbst ist, wird man lieber annehmen, dass dasselbe mit den episoden c. 152—168 und 226—230 der fall ist, welche sich mit der von Attilas tod treflich verbinden lassen, als seine zuflucht zu solchen gewagten und wenig wahrscheinlichen hypothesen zu nehmen.

Es kann nach dem vorhergehenden nicht länger zweifelhaft sein, wer der verfasser von c. 169 (Hǫgnis geburt) ist. Das capitel widerholt nachrichten, welche c. 342 richtiger erzählt werden (Verniza, die hauptstadt in Niflungaland wird c. 169 nicht genant); sodann enthält es eine aus der luft gegriffene anspielung auf c. 391[2] und eine ungeschickte anspielung auf c. 390. Bei der erwähnung Gislers unter Aldrians söhnen wird nämlich hinzugefügt: *hann er þá eitt barn, er þessi tíđendi gerax.* C. 390 berichtet, dass Gisler ein kind war, als Sigurđr getötet

1) *Frú, eigi skaltu gráta, ok þegi þú þegar í stađ. Sigurđr sveinn mun eigi lengi vera várr herra, ok mín systir Grímhildr man eigi vera þín drotning.*

2) *Oc viđ var stǫdd ein kona oc heyrđi, oc sú var síđan friđla Þiđreks konungs af Bern ok sagđe honum af trúnađi þenna lut, oc þar af kom upp alt þetta mál um síđir.*

wurde; c. 169 aber erzählt nicht Sigurđs tot, sondern Hǫgnis geburt. Die anspielung in c. 169 ist somit an ungeeigneter stelle angebracht. Übrigens gelten für die beurteilung dieses capitels zum teil dieselben argumente wie bei c. 152—168, vor allem was s. 469 über den anfang des NS gesagt ist.

C. 172—188 hängen mit keiner andern interpolation unmittelbar zusammen; mit sicherheit ist es kaum zu entscheiden, ob diese partie die arbeit des ersten oder des zweiten interpolators ist. Die vielen verweisungen auf deutsche gewährsleute[1] lassen das erste vermuten[2]. Aus demselben grunde ist es wahrscheinlich, dass c. 429—436 vom verfasser des NS umgearbeitet sind. Abgesehen davon, dass c. 433 sich auf deutsche quellen beruft (vgl. s. 456), fält noch der s. 454 besprochene zusammenhang mit der heldenbeschreibung (c. 180) auf, der zur selben auffassung führt. Wer der umarbeiter von c. 13 ist, geht aus dem zusammenhange nicht hervor; vgl. aber unten s. 474 anm.

Als ergebnis dieser untersuchung lässt sich die geschichte der ÞS auf folgende weise in kurzen zügen darstellen:

Der sagaschreiber hat nach den ihm bekanten quellen, wie schon der titel angibt, das leben Þiđreks von Bern und seiner helden beschrieben. Dabei war ihm der könig bis zu dem grade die hauptperson, dass mehrere helden nur eine zeitlang in seiner umgebung auftreten, ohne dass der leser erfährt, was weiter aus ihnen wird[3]. Der verfasser hat seine arbeit breit entworfen und verweilt im anfang oft bei den schicksalen von nebenpersonen, später hält er sich mehr an seinen stoff, was leicht zu verstehen ist, da Þiđreks leben stets interessanter wird[4]. Seine quellen waren teilweise niederdeutsche volkslieder, vielleicht auch mündliche mitteilungen von personen aus Nord-Deutschland; dass er ausschliesslich deutsche quellen benuzt habe, ist nicht zu

1) C. 180: *á hans vápnum er markađ þat, er þýđeskir menn kalla alpandyr en Væringjar fil.* — C. 181: *Vildigǫltr, þat er á þýđesku Vildifer.* — C. 184: *þat er nú aftekit í sǫgum þýđeskra manna, at engi skal bera á hólm silfrlagđan skjǫld eđa buklara.* — C. 187: *oc viđ þat sama er hans* (Hildibrands) *getit, hvar sem hans nafn er ritađ eđa frá honum sagt.* (Hier nur eine ganz algemeine verweisung auf fremde quellen).

2) Man beachte noch, dass der von Sigurđr getötete drache hier (c. 185) Fafnir heisst, beim zweiten interpolator hingegen (c. 163) Reginn.

3) Z. b. Sintram, Fasold, Þetleifr.

4) Die arbeit des sagaschreibers sind c. [1—21], 22—56 kurze redaktion, 57—151, 170, 171, 189—225, 240, 275, [284—290, 293—339, 395, 397, 403—414, 429—436], schliesslich ein oder mehr capitel, deren inhalt in S als c. 383—385 (386?) mitgeteilt wird. Die zwischen klammern gestelten capitel sind nur in volständiger oder partieller umarbeitung erhalten.

erweisen: es ist sehr wol möglich, dass ein teil der von ihm bearbeiteten sagen ihm nur in nordischer überlieferung bekant waren. In den fällen, wo die mitgeteilten sagen sicher deutsch sind, weisen sie gewöhnlich eine von anderen quellen, namentlich von den süddeutschen epen abweichende sagengestalt auf. In den teilen der ÞS, welche, so weit man sehen kann, nicht umgearbeitet sind, begegnen keine grossen widersprüche, was neben der sorgfalt des schreibers dem umstande zuzuschreiben sein wird, dass auch die quellen des sagaschreibers einander selten oder nie widersprechen.

Ein abschreiber, der viele sagen aus dem munde deutscher gewährsleute in einer den süddeutschen epen ziemlich nahe stehenden form vernommen hatte, wunderte sich über den in mancher hinsicht sehr bedeutenden unterschied zwischen dieser überlieferung und der der ÞS. In der überzeugung, dass die abweichenden berichte der ÞS unrichtig seien, fieng er an sie umzuarbeiten und berief sich dabei fortwährend auf seine deutschen quellen. Seine tätigkeit ist von zweierlei art:

1. er fügt neue stücke hinzu, welche nach seiner meinung in der ÞS nicht entbehrt werden konten (Sifkas rache c. 276—283, die NS mit dem was dazu gehört c. 340—348, 356—394, 396, 398—402; wahrscheinlich auch die heldenbeschreibung c. 172—187);
2. er bearbeitete stücke, welche in der ÞS bereits vorhanden waren auf seine eigene art. Diese wurden wider auf zwei weisen in die saga aufgenommen:
   a. die umarbeitung tritt an die stelle der ursprünglichen redaktion (Þidreks flucht c. 284—290, die kriege mit Valdemar c. 293—315, die schlacht bei Gronsport c. 316—339, Heimirs lezte heldentaten c. 429—436);
   b. die ältere redaktion bleibt stehen, die umarbeitung folgt später (Vilkina saga c. 21—56 nach 240, Osantrix tod c. 132—144 als c. 291—292).

Eine genügende erklärung der tatsache, dass der umarbeiter verschiedene teile der saga, die er doch in derselben weise beurteilte, auf so verschiedene art behandelte, ist noch nicht gefunden. Als die ansprechendste erscheint diese, dass er sich in einer ähnlichen lage befand wie der schreiber nr. 3 von membr., dass nämlich ein teil der handschrift, die er bearbeitete, und zwar mindestens bis c. 144, höchstens bis c. 171 schon von ihm oder einem andern geschrieben war, ehe er sich vornahm, die saga umzuarbeiten. Was v o r cap. 144 schon

erzählt war, muste somit, wenn es dem umarbeiter unrichtig erschien, widerholt werden, was nach c. 171 (wo die erste interpolation von seiner hand anfängt) folgte, wurde in solchem fall nur umgearbeitet[1].

Ein zweiter abschreiber, der gleichfals viel kentnis von fremden, besonders romantischen sagen hatte, sah die þS als ein zur compilation äusserst geeignetes buch an, und fügte eine anzahl erzählungen hinzu, deren inhalt von haus aus der þS völlig fremd war. Der umstand, dass die NS einen teil der þS bildete, veranlasste ihn, an den dazu geeigneten stellen hinzuzufügen, was er weiter von Sigurdr und Grimhildr, von Gunnarr, Hǫgni und Attila zu erzählen wusste. Um seinen berichten den schein zu geben, als seien sie integrierende teile der þS, lässt er þidrekr zuweilen eine statistenrolle spielen, welche niemals anders als in seiner imagination bestanden hat; so zieht z. b. þidrekr in widerspruch mit allen anderen überlieferungen auf der brautfahrt nach Sægardr mit Gunnarr. Mehrere ganz fremden sagenkreisen entlehnte erzählungen verknüpft er in der ungeschicktesten weise mit der geschichte þidreks. Um zwischen der þS und seinen zusätzen den gewünschten zusammenhang darzustellen, ändert er mitunter einiges in der arbeit des verfassers oder des ersten umarbeiters (c. 224, þidreks kampf mit þidr. Valdemarsson, NS); diese änderungen aber scheinen nicht von tief eingreifender art zu sein. Bei kleineren episoden, die seiner auffassung widersprechen (Hǫgnis geburt, þidreks tod), nimt er seine zuflucht zur doppelten redaktion; ein anderer grund dafür ist nicht anzugeben, als etwa dieser, dass er schon in der þS, wie er sie kante, fälle doppelter redaktion vorfand. Beide male stelt er die von ihm geschriebene redaktion vor die ältere.

Für die sagenforschung besteht die bedeutung der hier gewonnenen resultate darin, dass es hinfort leichter sein wird, in dem bunten gemische hochdeutscher, niederdeutscher und nordischer sagenzüge den weg zu finden. Allerdings verliert die þS durch die erkentnis, dass drei schreiber an ihrer gestaltung ihren selbständigen anteil haben, ihren einheitlichen charakter. Dieser verlust aber ist nur scheinbar. Denn es muss anerkant werden, dass viele widersprüche, welche, so lange man die längere redaktion der þS als die arbeit éines verfassers auffassen wolte, unlösbar schienen, aufgehoben werden, wenn man einmal zur einsicht gelangt ist, dass in ihr sehr verschiedene sagenschich-

1) Wenn diese auffassung der tätigkeit des ersten interpolators das richtige trift, so geht daraus hervor, dass nicht er c. 13 (vgl. s. 472) umgearbeitet hat. Denn seine arbeit fängt erst nach c. 144 an.

ten über einander gelagert sind. Hoffentlich werden die vorhergehenden blätter dazu beitragen, diese schichten wenigstens in hauptzügen zu unterscheiden.

LEEUWARDEN, DECEMBER 1891. R. C. BOER.

ZWEI BERICHTE ÜBER EINE JERUSALEMFAHRT (1521).

(Fortsetzung zu s. 163—220 dieses bandes.)

Am Freyttag vmb Vesper Zeit do khamen wir in die Haylig statt Jherusalem[2] vnd ritten des Ersten auff den berg Sion für das kloster, do stunden mir ab, do khamen die Barfusser Münch heraws vnd empfingen vns mit grossen frewden. Do giengen wir gleich inn die kirchen vnd danckten got seiner gnaden; nach dem fürt man vnns in ain gartten, da gab man vnß die Brüder ein Collation zimlich genung, des wir notturfftig waren, dann wir von Rama auß nichts hetten, dann wasser, keß vnd brot vnd nit den zehenden thayl wein, also sazte man vnns hoch thewtschen als an ain Taffel, nach demselben alls wir gessen hetten, do gab man vns herberg auch in ain hawß, da wir auch wol versehen waren, do schickten die Prüder ainen yetlichen ain teppich vnd ain lydere küß daruff zw ligen. Also plyben wir dieselb nacht in der herberg vnnd richten vnns eyn. —

Vnnd am Sambstag Morgen[3] stunden wir hoch thewtschen frw auff, zwu stund vor tags vnd gingen hinauff den berg Sion zw den uier . .[4] bruder, do hortten wir ain stund vor tags meß vnd hetten die bruder vnnd annder bilger, so mit vnns khomen warn, stets Meß, das allso bis in drew stund weret. Darnach hub man ain loblich ampt an. Nach dem thet man vns ain schone predig vnd vnderweysung, wie wir unß hallten sollten, Lateinisch, Thewtsch vnd Welsch. Nach sollicher schener ermanung zw andacht, do zaigt man vnns des ersten in der kirchen auff dem berg Sion in Chor der fron Alltar, das ist die Stat, da got mit seinen lyben Jüngern das letst Abentmal gessen hat vnd das New Testament anfing vnnd machet laut des Euangeliums, da ist vergebung aller sündt. Gleich daneben ain wenig auf die Recht handt, da ist auch ain Alltar, da ist die Stat, do vnnser lieber herr seinen Jüngern die fuß wusch, da ist vergebung aller sündt. Das ward alles mit schener proceß vnd lobgesang gezaigt vnnd ersucht,

1) Itinerarium ins h. land. II.

2) Vgl. oben s. 178 (19. juli). 3) 20. juli, vgl. oben s. 178. 4) Lücke.

auch mit schenen ermanungen zw Andacht den Bilgern inn Latein, Teutsch, Welsch gesagt vnnd fürgehalten. Also gingen mir aus bemelter kirchen mit der proceß hinaus auff ain schene Altar, do zaigt man vnnß oben auf diser kirchen ain Cappel, doch yetz zerstert von den Hayden beschechen, da ist die Stat, da got der herr den hayligen gayst am Phingstag zw vnnser lieben frawen seiner Rainen Mutter Maria vnd den hayligen Zwelff potten sendet laut des Euangely, da ist vergebung aller sündt. Darnach giengen wir ain stigen ab in den krewtzgang vnd zw ennd des krewtzgangs, auff der Rechten handt ain Capell, da ist die khamer gewest, da vnnser lieber herr zu seinen Jüngern zwaymal durch verschlosne thür einkham nach seiner hayligen Vrstennde, vnd das andermal lies er im Sant Thoma in seine haylige wunde greyffen Inhalt des heyligen Euangeliums. In dem Altar dyser Capell ist auch ain stück stain einer Ellenbogen hoch von dem seull, daran vnnser lyeber herr gegayslet worden ist. In dyser Kapell ist auch Vergebung aller sündt. —

Wen man herauß gat auß dem kloster auf die gerecht hanndt, lygt zwen schritt von der Brüder kirchen, do zaigt sich an ain groß aller gemain, ain schene kirch, darin sein die hernach volgenden stet als in begriffen gewest. Erstlich gleich neben der Stiegen aussen an der Kirchen auf die gerecht hanndt, da ist die Statt, do vnser liebe Fraw gewonet hat, vnd ain schlaffkamer gewest ist, vnnd auch von den Engeln offt da erhept worden, da ist ablas Syben Jar 7 Karen. Etwa X schritt dar von auff die lingk handt für sich gegen der Stat zw ist die stat, do sant Matheus zu ainem zwelffpotten an Judas stat erwelt worden ist, da ist ablaß 7 Jar 7 Karen. Von dyser stat an XII schrit da ist Sannt Jacob der minder zw ainem Bischoff erwelt worden, ist ablas 7 Jar 7 Karen. Darnach gleich ain XV schrit weit wider für sich, da ist die Stat, do vnnser liebe fraw nach irm todt gesalbet vnd balsamiert worden ist, da ist ablas 7 Jar. Noch ain wenig für sich da ist die Stat, ist ain Capell gestannden, do vnnser fraw XIIII Jar nach Cristi vnsers herrn todt gewonet vnd enthalten hat vnd auch an diser Stat verschyden, da ist vergebung aller sünd, pein vnnd schwld. Ain wenig baß hinumb leicht sechs schrit, dahe ist die Stat, do Sannt Johanns vnnser lieben Frawen offt meß gehallten hat, da ist Ablas 7 Jar 7 Karen. Viertzig schrit von dyser Stat auff die lincken hannd sein zwen stain, bedewtten die Stett, do vnnser lyber herr seinen lieben Jüngern gepredigt vnd dem Volck, so im nachgeuolgt hat, da ist vnnser Fraw gemaincklich gegen dem herren, als da ain stain stat, gesessen, da ist Ablas 7 Jar 7 Karen. Sechs schritt fürwartz auf

die Rechten hannd an der kloster Maur ainwarts da ist Dauids grab, das haben die Hayden inn, lassen nymand darein von Christen. Syben schrytt fürwarts auch an dem Closter, da ist die Stat, do das Osterlamp gepraten worden ist, da ist ablas 7 Jar 7 Karen. Drey schrit darneben ist ain Altar, da ist der erst Marterer sannt Steffann vnden begraben worden, ist nit mer dann auch sonst etlich fronfasten, da ist ablas Syben Jar 7 Karen. Drey schrit wider hinder sich auf die gerechten handt gegen dem Closter ist ain hocher stain, da hat vnnser lieber herr Jhesus seinen Jüngern beuolhen, sy sollen ausgan in alle Land vnd sein vrstennd vnd das Euangelium predigen, also haben sich daselbs die lieben Jüngern von stund an nach dem gepott des herren zerthailt in alle Lannd vnd von ainander vrlaub genomen laut der hayligen geschrifft, da ist ablas 7 Jar 7 Karen. Dyse haylige Stet sein all in vorgemellten kirchen gwest vnnd in eren gehalten worden mer dann yetz, so sy zerstert seind, das ist durch die hayden zerstert worden. —

Von dem berg Sion biß in das hawß Caiphe ist[1] .. schrit, da ist yetz ain kirchen gepawt. —

Vngefer[2] .. schritt, da ist ain stain, bezaichnet die Stat, do die lieben Jünger den todten leyb unser lyben frawen in das Thal Josaphat wollten tragen, da haben sie gerwet, da sein die Juden khomen vnd haben in den hayligen leyb wollen nemen, da hat ainer die bahr angriffen, da ist er von stund an krumb worden vnd seind im die hend erdort, do das die anndern ersachen, das hat ir gar vil zw dem Christennlichen glawben kert, da ist ablas 7 Jar 7 Karen. —

Darnach gingen mir fürpas etwo[3] .. schrit, do khamen mir abwarts zw ainem Alten gemaur vnd ainem Velsen, da ist die Stat, da Sant Petter sein sünd bewainet vnd buß wircket vmb die verleugung Christi, laut der hayligen geschrifft, da ist ablas 7 Jar 7 Karen. —

Darnach ain wenig abwarts do sahen wir gar schon staine geng, do das wasser in Salomons Tempel gelauffen ist. Also gingen wir ain wenig fürbaß, do zaigt man vnns auf der lingken handt hinauf in den Tempel Salomonis ain gezew, da ist die Jungfraw Maria auffgeopffert worden in den Tempel dreyunddreyssig staffel hoch, do mag man nit hinkhomen, dann die hayden lassen khain Christen in irn Tempel, wo aber ainer darinn khem, so müst er sterben oder verleugnen seins glawbens, da ist vergebung aller sünd vnnd missethat, die stat anzusehen als man vnns zaigt hat.

1) 2) 3) Lücke.

Von dannen gingen wir abwartz bis zw ainer stainen brugk, die vber den pach Cedron gat, daselbst ist gelegen vor der Marter Christi dos holtz das man nitt mochten brawchen zw dem Tempel Salomonis, wo man das hin maß so was eß zw kurtz oder zw lanng, da wolten die khunig(in) von Saba ainßmals spacieren gan an den berg Oliueti, do khamen sy an den stegg, da wolten sy nit hinüber gon sunder sy knieten nider vnd betten das holtz an vnd sagten: O du Edels holtz, an dir wirt leyden vnd sterben der sun gottes, der himel vnd erdtrich beschaffen hat! Vnd ist durch den pach Cedron geganngen, also sich weytter ausweyst die geschrifft der propheten die Künigin Sibilla von Saba genant, in dem alten Testament. Darnach ist das holtz hinweg genomen worden vnd in ain Weyr gesenckt für den Tempel Salomonis, als ich weytter melden will, vnd ward ain ander holtz· da her gelegt, da yrtz die brugk stat, da ist vnser lieber herr vfft durchganngen in den gartten mit seinen lyben Jüngern. Vnd als er gefangen worden ist, da haben die Juden den lieben herrn Jhesum Cristum an der stat mehr vnbarmhertzlich mit schlagen vnd Ziehen durch den Pach geschlayfft. Da ist vergebung aller sünd für pein vnd schwld. Vnd als mir vber die pruck khomen, da ist ain thurn von ainem gantzen Vellsen gemacht, den hat der schön Absolon lassen machen, ain sun Salomonis, vermaint sein aigen Vatter dardurch zw bezwingen, seins willens zw leben. Er beschlieff auch [illegible] Vatter seine weyber, als sy dann in der alten Ehe vil weyber [illegible] haben, vnd vmb der vngehorsam willen des Suns dem Vat[illegible] die hayden ain prawch, wen ainer fürgat, so wirfft er mi[illegible] in [illegible] Thurn vnd verfluchen den Sone in abgrund der [illegible] vil gewest, das zw diseer Zeit ain großer hau[illegible] thurn lygen vnd haben ain groß loch durch d[illegible]fen. Also gingen wir ain wenig auf die ge[illegible] darnach auf der lincken hannd, da ist ain [illegible] Jacob inn verborgen nach der gefennck[illegible]iget ist worden, vnd nit weyt dauon ist [illegible] ain Sun Bacharie[1], von welcher vnser herr [illegible] Also gingen mir widerumb hinder sich [illegible] von der brugk bis zw der Stat, da [illegible]mani[2] ... schrit, in welchem Derffle vn[illegible] ließ vnd die drey mit im nam. Da [illegible]

1) Beruchja; vgl. Matth. XXIII, [illegible]
2) Gethsemane; lücke.

Darnach gingen mir noch bey[1] .. schrit auffwarts gegen der gerechten handt, do funden mir in dem garten ain großen Stain Vellsen, do ließ vnnser lyber herr die andern drey Jüngern, Petrum, Johannem vnd Jacobum, da sicht man auf dyse stund in dem hertten stain Vellsen, wie die lieben Jünger gelegen seind. Da ist ablas 7 Jar 7 karen. —

Also gingen wir etwas bey[2] .. schritt hinder sich wider abwartz, do khamen mir zw der Stat, do vnnser herr dem Verretter Juda entgegen ging vnd sagt: Frunt, warzw ist es khumen? vnnd zw den Juden redt Er: Wen sucht Ir? Do antworten sy: Jhesum von Nazareth. Do sagt der Herr: Ich bins, do fielend die Juden alle nider zw Ruck, nach laut des Euangeliums vnd Passions. An derselben stat ist gleich die stat, do der herr von inn auch angefallen vnd gefanngen ward, ain wenig hinder sich auf die Rechten hannd abwarts ist das ort, do Petrus Malchum das ohr abhawt. In dysen stetten ist vergebung aller sünd. —

An welcher stat man gleich gerad gegen der gulden Portten sicht in Tempel Salomonis, do der kayser[3] frechlins das haylig krewtz mit großem Triumpf wolt entfuer, do erschin der Enngel auf der portten vnd thet sich die portten zw als ain Maur, da sagt in der Engel: Dein got(t) vnd dein schöpffer ist in großer diemutigkhait auß Jherusalem gangen, du solt die nit mit solchem Triumpf eingon! Da stund der kayser abzw fuß mit großem schrecken vnd demutiget sich, do thet sich die portten wider auff vnd do trug er das Crewtz Cristi in dem Tempel Salomonis, als die haylig geschrifft weyter außweyst. Auch ist [illegible]rch dyse porten der Herr Jhesus von dem garten hineingangen vnd [illegible] die khauffer vnnd verkhauffer außgetryeben. —

Zw dyser Portten noch in den Tempel mag man nit khomen vor [illegible]yden annderst haimlich doch mit großem gefer, daß nit wol zw [illegible] ist. Hie dyse portten zw sehen mit Andacht vnnd ein pater [illegible]betten und ist vergebung aller sündt. —

[illegible]rnach gingen wir wider auffwarts ain wennig auff die Rechten [illegible]y[4] .. schrit, da ist der Stain Vells, darauff sannt Thoma geses[illegible] do die aller Rainest Jungfraw Maria von den engeln erhebt [illegible] zw den hymeln gefürt. Auff dysem Stain Velß ließ die [illegible] Mutter aller gnaden sannt Thoman die gürttel vnd Ir hay[illegible]. Da ist aplas 7 Jar 7 karen. —

[illegible] G. v. Zezschwitz, Vom römischen kaiser-

Demnach gingen wir wider abwarts auff die lingen handt, als die Stat auff die Rechten handt ligt Etwo[1] .. schrit, do khamen mir in ain holl des Velssen, do der herr Jhesus sein gebet verbracht vnnd pluttigen schwayß schwitzet vnnd gott sein himlischen Vater patt, Vatter (sprach er), ist es müglich, so nim den kelch des leyden von mir, doch nit mein, sonnder dein will geschech! Do ist der Stain, drauff der Enngel gestannden ist vnd kham zw dem herrn vnnd trostet die menschait, das ist ain ernstlich andechtige statt zw sehen, das warlich khain mensch glawb ich daher kompt, er ersewfftzet von hertzen vnd wird gotforchtig. Da ist aplas vergebung aller sünd. —

Ain wenig abwartz von dem gartten auff die linck hannd in das thal Josaphat Etwo[2] .. schrit, da khomen mir zw ainem schonen Alltar kirchen, ist gar inn die Erd gepawen, Achtundviertzig Staffel ain stegen ab. Darnach in dem vordern pogen des Krewtz auff die Rechten hanndt, da ist der Mutter aller gnaden vnnser lieben frawen der Rainen Jungfraw Maria begrebnuß, das ist ain klains Capellen, in deren großen vnd klainen Capelln ist das wirdig grab wie ain alltar gemacht, brennen stets der gantz bogen voller ampeln, gar andechtlich zw sehen, gat zw ainem klainen thürlin fürwarts gegen dem grab hinein vnd auff die lingk hanndt wider heraws. In der kirchen ist ain brunnen vnd vast kalt wasser darinn, vnd so man die stygen wider auf gat, so ist auff dem halbthayl der stegen auff der Rechten seytten das grab in die seytten Mur in ainer Kapell des hayligen Sannt Joachims, vnnd auf der ander seytten in ainer Capell das grab der hayligen Mutter Sannt Anna. Die hayden haben die kirchen inn vnd verpringen ir beth, da ist gar vergebung aller sünd für pein vnd schwld. Auffwarts von dyser kirchen auff die gerechten hannd etwo 15 schritt da ist der Stain, do der erst Marter sannt Steffan auffgelegen ist vnnd mit stainen auff der Stat erworffen, da ist er also pelyben, bis die Christen khomen sein vnd in vergraben, do sicht man noch scheinbarlich in stain Vellsen, wie der lieb haylig gelegen ist. Da ist ablaß 7 Jar 7 karen. —

Noch baß hin auffwarts gegen der Stat Jherusalem ongefer achtundzwaintzig schrit, do ist ain stain Vells, darauff Sannt Paulus gesessen vnd hielten den Buben, die Sannt Steffan verstaingeten, ir klayder, damit sy deß ringer zu werffen hetten, dann er deßmals noch jung vnd nit kristen was. Weytter gingen mir fürhin in die Stat Jherusalem, nit weyt, do khamen mir auff die lingk hannd in ain gassen für ain portten des Tempels Salomonis, daselbs auf die gerechten handt

1) 2) Lücke.

ist der weyer gewest, do das holtz oder steg, der vber den pach Cedron gelegen was (alls ich vor auch gemelt hab), in demselben weyer, wan ainer kranck was vor dem leyden Christi, vnd sobald er sich darinn ...[1] so ward er gesund. Zw der Zeyt des leyden Christi kam dasselb heraws vnd schwam empor, ward eß herauß genomen vnnd das haylig krewtz von gemacht. Da ist aplas 7 Jar 7 karen. —

Der weyer hayst Depissyna[2]. Deßmal gingen mir gestracks die lanngen gassen, do vnnser lieber herr das krewtz getragen hat, zw Herberg. —

Am Sonntag zwu stund auff den tag, do ließ man vnns wider auß dem hayligen Tempel des hayligen grabs vnd berg Caluaria, do gingen mir zw herberg vnd aßen, nach mittag do rwentten mir biß zw Vesper Zeit, do kham der brüder ainer ab dem berg Sion vnd fürtt vns weitter, haylig Stett zw besuchen vnnd zw sehen. Erstlich gingen wir dem Schloß zw, das auf der Rechten hanndt des wegs gen dem berg Sion ligt, daruor ist ain platz vnd ain stain bey ainem Brunnen, do mag man die drey hayligen Tempel sehen, Erstlich den Tempel des hayligen grabs Christi vnnd des bergs Caluarie, der annder den Tempel Salomonis, den dritten Tempel vnd Berg Oliueti. Dyse Stet zu sehen mit andacht vnd ain Pater noster zw sprechen, ist ablas 7 Jar 7 karen. —

Weytter für sich gen dem berg Sion, do khomen mir zw ainer kapellen, da ist die Stat, do vnnser lieber herr zw den drey Maria kham nach der vrstennde vnnd sprach: Seyt gegrüßt Ir Maria, laut Euangelio. Da ist ablas, wie offtgemelt. Ein wenig bas für sich auff der lincken handt ist ain kirchen, haben die Armenier innen, da ist der groß Sannt Jacob, der yetz in Gallicia[3] ligt, von Herode enthawpt worden, die statt ist ain wenig hinfür auff der linck hannd, so man hinein gat, ist ein kapellen, da ist 7 Jar 7 karen. —

Von dann gingen mir in das haws Cayphe, da ist ain kirchen in, die haben die Sürgani[4] inn, sein auch Christen, da ist auff dem vordern Alltar der Stain, der vor dem hayligen grab Cristi gelegen, daruff der Enngel stundt, nach dem Euangelio. Auff der Rechten hanndt ist ain klains thorlin, darinn ain gewelblin vast enng, da ist vnnser herr eingefencklich gelegt worden, dieweyl die Juden Rath hetten wider den herrn zw todten, vnd alß man auß der kirchen gat hinauß, da ist ain Loch auff der linck hannd in der Maur, da ist der

1) Lücke. 2) Probatica piscina. 3) Santiago di Compostella.
4) Surianer, syrische christen.

han gesessen, (do Petrus verlaugnet) do er dreymal krehet. Vnd ain wenig für sich auff die Rechten hannd, da ist ain platz vmbmaurt, vnd stat yetz ain baum darinn, do ist das fewr gewest, do Petrus beystund vnd vnsern lyben herrn dreymal verlaugnet. In dyser kirchen vnd stat ist dem herrn aller verschmacht bescheen vnnd auch von Kayphe beschworen. Da ist vergebung aller sünd, pein vnd schwld. —

Von Kaiphes hawß in das hawß Anne 309 schritt[1]. Aber der herr ist auß dem gartten in Anne hawß gefüert worden, ist auch ain kirch, haben die Armenier, auch Christen, inn. Bey dem vordern Altar auf der lingken hannd, da ist der herr von Anne gefragt. Da gab im der knecht Anne ain backen straich laut des hayligen Euangeliums, da ist vergebung aller sündt. Vnnd alß man wider ausgat auf die Rechten hand, da statt ein Olbaum yetz in ainem Eck, do ist zw der Zeyt des leyden Christi ain Feygennbaum gestannden, da ist vnnser lieber herr angebunden worden, ehe das er für Anne gepracht was in das hawß. Da ist ablas 7 Jar 7 karen. —

Von dann gingen wir für sich auff die lingk hannd furt hinab ain lange gassen, darnach auf die Rechten hannd ein lange gassen vnnder ainem gewelb hinauf zw ainer Portten des Tempels Salomonis porta speciosa genant, da sahen wir hinein mit gepett ains Patter noster, gingen also vber der hayden gewonhait oder prawch die stigen mehr den halb auff, das sollten wir nit gethon haben, sonnder die schwch ausgezogen, deshalb die hayden ser zornig wurden vnd vnnser Vatter, der vnns füret, die hennd zerkretzt, auch mit wasser geschüdt vnd etlich Bilgern vbl geschlagen vnnd gestossen, welche vast hindennach giengen. —

Also gingen wir dieselb lang gassen wider hinder sich vnnd auff die gerechten hanndt ab, vnnd darnach wider ain gassen ein zw ainer anndern portten, den Tempel Salomonis zw sehen, do vnns kain layd beschach, da ist auch aplas usw. —

Von dann gingen wir wider auffwarts in die lang gassen, do vnnser lieber herr das krewtz in getragen hat, do khomen mir zu dem hawß, do Maria Magdalena vnserm erloser die fuß gewaschen laut vnd Inhalt des Euangely, do ist gleicherweyß aplas 7 Jar 7 karen. Da ist ir sünd vergeben worden. Ain wenig baß auffwarts do khamen mir zu des reichen Manns hawß, der Lazarum ließ vor der thür lygen lauts Ewangely. Noch baß hinauff khomen mir zw dem hawß, do vnnser

1—7) Alle diese angaben sind neu und variieren erheblich von den bei Tobler, Topogr. 1, 240 gegebenen entfernungen.

liebe Fraw die Mutter aller gnaden iren lieben sun das erstmal sach das krewtz auf seinem hayligen Rücken tragen, do ir ain schwert durch ir hertz ging, da ist gleicher ablas wie gemelt ist. Darnach khamen mir zw dem hawß Pilati, do zaigt man vnnß den gang vber die gassen herüber vnd die zwen stain in die Mawr gemaurt, darauff vnnser lieber herr vnd Pilatus gestannden, als er den herrn den Juden zaigt vnnd sprach: Ecce Homo, da schryen sy all: Crucifige eum, lauth deshalb Euangeliums. Da ist gemelter Ablas 7 Jar 7 karen. —

Darnach gingen mir in das Hawß Pilati, do musten mir auch ainer ain Medin geben, da waren Mamelücken in, zaigt man vnnß ain schon hoch gewelb, ist oben noch gemalet, inmitten desselben gewelbs da ist die stat, do vnnser lieber herr gegaislet worden, auch in demselben gewelb gekronet, da ist es aber alls in vneer gehallten, stond yetz Roß darinn, das die Christen pillich zw hertzen sollten nemen vnnd helffen die vnglawbigen von sollichen Stetten vertreyben. Da ist auch vergebung aller sünd. Es wurden auch etlich bilgern daselbs vbel geschlagen vnd von den Mamülugken vnderstunden zw versperren, vmb gelt auff zw hallten, das aber durch den herrn, so mit vnns ging, abgestelt ward. Von Pilattus hawß khomen mir den rechten weg fürwartz bis auff ain krewtz gassen, do kham auff der rechten hanndt der arm Simon von ainem Dorff her ganngen, der da must das krewtz nemen vnd dem herrn tragen helffen, da ist aplas 7 Jar 7 karen. Ain wenig furpaß an einem Eck, alß man vff die rechten hanndt in die gassen wil gon gen dem Berg Caluarie, da stat ain stain, ist die stat, do der herr sprach zu dem Volck: Nit wainet vber mich, sunder vber ewch vnnd ewre khindter! Das ist Ablas, wie obstet. Ain wenig baß auffwarts gar nach bey der Alten Statt Thor gen berg Caluarie, da ist das hawß der hayligen Frawen Veronica, die heraws ging vnd dem Herrn ain Tuch gab, sich daran zw trucken, auch im also nachuolgt, da ist ablas 7 Jar syben karen. —

Von Pilatus hawß bis zw dem hawß vnnser lyben frawen, do sy in sach das krewtz tragen, 122 schrit, vom haws[2] Pilati bis an das Ennd, da Simon das krewtz nam, ist 210 schrit[3]. — Mer vom hawß Pilati bis an den berg Caluarie ist 950 schrit[4]. —

Vom Bach Cedron biß zy dem hoel Petre vorgemelt vnd angezaigt ist 225 schritt[5]. —

Von dem hoel biß zw der Stat, do sy vnnser fraw nidersatzten, als sy zw grab trugen, schritt 303[6]. —

Von der Stat bis an die Staffel des Bergs Sion, do der herr das nachtmal aß mit seinen lyben Jüngern, ist schrith 370[7]. —

31*

Montag, der do was der tag Maria Magdalena frw da gingen mir ain stund vor tags den perg Sion zw vnd namen die pruder sampt vnserm Patron ainsthayls mit vnnß, des Ersten gein der Lingken hannd für die vorgmelten stet, so da lygen bis an den bach Cedron vber die prugk, do der herr vnnser Erloser durch das wasser geschlaifft ward, da ist, als ichs vor auch gemeld hab, vergebung aller sünd. Do gingen mir auff die Rechten hanndt hin vnnd auff die linck hand dem perg auff etwon ain halb welsche meyl, da khomen mir zw dem hawß, ist nit mer dann noch ain alt gemaur, zw des verretters Judas, auch dapey hat er sich selbs erhennckt, das ist ain bose statt, da khain andacht ist zw suchen. Also gingen wir den weg für vnnß hin mer etwo ain halb welsch meyl, da zaigt man vnns die Stat, do der feygenpaum gestannden ist, den vnnser herr verflucht, da sein noch mehr feygenbaum, aber sy geben noch khain guete frucht nit. Weytter gingen mir fürbas noch ain halbe welsch meyl, do khomen mir gen Bethania, ist gar zerstort, aber ain zimliche große Stat gewest, alls sich der Zirckel des allten gemewr außweyst, vnd ist vast stainig, boß, rauch gepirg, hat doch gut frucht, das zuuerwundern ist. Da gingen mir des Ersten in das hawß Simonis leprosi, da hat Maria Magdalena dem herrn die füß gewaschen vnnd gesalbet, da ist ablas 7 (Jar) 7 karen. Aber ir sünd ist in da nit vergeben. Baß abwarts ain wenig auff die Recht hannd für sich, do khomen mir zw dem Castell Lazari, von dann noch bas für sich zw dem grab Lazari, ist ain Kirchen, haben die hayden inn, must ainer ain Medin geben. Hinder dem grab hinden in der kirchen da ist die stat, da Jhesus vnser haylmacher gestannden ist vnnd Lazarum hieß auffston. Darnach gat man noch baß hinder sich in ain gewelb, do muß man vnnder der Erd in ain loch schlieffen, kompt man wider in ain klains niders gewelblin gantz on licht, das ist newn schwch brayt vnd X schwch lanng, das ist die stat, do Maria Magdalena in buß gewürckt hat 7 Jar, an den drey stetten ist vergebung bey yedem ort alle sündt. Darnach gingen mir zw dem hawß Martha, do ist gar khain Maur mehr, aber man sicht noch, daß ain schoen Zister oder ...[1] da gewest ist, da ist vnnser herr vast vil gewest. Auch khamen mir gleich zw dem hauß Maria Magdalena, das hat noch gemeur, da ist der herr auch ye gewest., In yetlichem hawß ist Ablas 7 Jar 7 karen. Also gingen wir abwartz zw dem Stain, do vnnser lieber herr auffrwhet, als er vom Jordan khomen was. Do khamen die Maria Martha zw dem herrn, klageten: O herr,

1) Lücke.

vnnser bruder ist gestorben, werst du hie gewest, Er lebt noch, also sagt der herr weyter (im Euangelio): Gat hin, Lazarus wirt wider auff ston; da ist ablas 7 Jar 7 karen. Darnach zugen wir weytter für auf die gerechten hanndt den berg hinden auf Oliueti, do khamen mir an die stat, do das dorfflin Betphage gewest ist, da vnnser herr die zwen Jünger von im in die stat schickt auf den palmtag, ime die zwen Esel zw pringen. Da ist ablas, wie nechstgmelt ist. —

Ain wenig fürpas, do khamen mir zw ainem großen stain, ist ein Velß, do der herr auf den Esel saß vnnd noch all Jar so khomen alle ...[1] von Cristen vnd die brüder vom berg Sion dahin, vnd setzen den Gardion auf ain Esell auf den palmtag vnnd werffen im Zweyg von dem olbaum vnnder, gleich wie vnnser Erloser eingeritten ist biß auf den berg Sion. Da ist aplas 7 Jar 7 karen. —

Vnnd alls mir auff den berg Oliueti khomen, do gingen mir abwarts vnnder die Erdt, da ist ain kirch der hayden, ist die stat, do sant Pelagia buß gewürckt hat, mir musten auch ain Medin geben. Da ist aplas wie vorgmelt. Demnach gingen mir wider auffwarts in den hayligen Tempel des hayligen berg Oliueti, da ist ain schone große kirchen gewest, darinn ist auch ain Mindere Capell, die ist noch ganntz, darinn ist der Stain, darauff vnnser lyber herr gestannden, do er zw Himel fuor, do sicht man noch den drith[2] gerayt von ainem fuß des herrn, wie Er gestanden ist. Die kirchen haben die Hayden inn vnd in Eeren, verpringen auch ir gepett, da ist vergebung aller sünd für pein vnd schwld. Darnach, als wir auß der kirchen khomen, do gingen wir ain wenig auff die Rechten hanndt, da ist die Statt, do die zwelff Jünger bey ainander waren vnd den glawben machten, vnd hynach den an allen orten vnd Lannden predigt. Da ist auch souil Ablas. —

Darnach gingen wir wider auff die lingk hanndt hinumb, nach ainer stain Maur, da sein stain Vells vnd locher darinn, da hat vnnser lyber herr vnd heyland seine Jünger das Paternoster gelernt. Da ist Ablas wie uorgmelt 7 Jar 7 karen. —

Demnach gingen mir wider ain wenig auff die Rechten hanndt, do ist die stat, do die Jünger zw dem herrn khamen vnnd fragten in: Herr: wie baldt wird das Jüngstgericht? Antwort der Herr: Ir solt nit wissen die haimlichait meins himlischen Vatter vnd mein, sonnder Er versprach In da den hayligen gaist zw schicken, der sy solt aller warhait vnnderweysen laut Euangeliums. Da ablas, wie vorstet. Baß abwarts

1) Lücke. 2) Tritt.

auf die ling hanndt, da ist die stat bey ainem gartten Thor, da vnnser liebe Fraw offt geruet hat nachdem, alls sy die hayligen Stett nach dem leyden Christi gesucht hat. Da ist auch gemelter aplas. Darnach gerad für sich abwarts khomen mir an die haylig statt, do der herr vber die Stat weinet, dauon stond noch zwelf Olbaum, die zw der Zeit gestannden seind, do die Juden die Zweig abprachen vnd dem herrn vnderwurffen, als er auf den palmtag gen Jherusalem ryth. Die stat ist auch gerad gegen der gulden portten vber, aber ligt hocher dan der gartten, do der herr in gepettet hat. Do gerad darob da haben die hayden auch ein bethhawß, aber offen, da ist auch aplas wie berürt 7 Jar 7 karen. —

Demnach gingen wir wider abwartz in das gewelb, do der herr bettet, vnd von dan in vnnser lieben frawen kirchen, do sy ward begraben, da musten mir aber ain Medin geben, do holten mir den Aplas, do ist vergebung aller sünd. Nach dem gingen wir heim vnd rwheten in der herberg bis nach dem nachtmal. —

Am Montag zw Abent am tag Maria Magdalena, do gingen mir auß mit zwen brüder von dem Berg Sion, zaigt vnns etliche mechtige allte bew, die Christen gethan haben, auch die Rodisser, dieweyl sy Jherusalem inngehapt. Do khamen mir zw der ersten Portten, als Herodes Petrum gefanngen hatt vnd wolt in todten lassen vnd die Christen vertreyben, alls das die Christen vernomen, do gingen sy in ain Tempel, do waren man auch inn vnd haben in noch die ...[1] seind die eltsten kristen, wir Rochen seyd des leyden Christi[2] vnd hetten ain versamlung, wie sy sich hallten sollten, waren ganntz verzweyfflt, da ir Herr Bischoff Petrus gefanngen was vnd also solt gedoet werden, do kham Sannt Petter auß der gefenncknus vnd ging die eysse portten gen inne auff[3], vnd ging zw den Christen in das hawß, trost sy laut der Episteln: Misit Herodes Rex[4]. —

Da ist an bayden orten aplas 7 Jar 7 karen. —

Demnach gingen mir wider hinder sich zw dem hauß, do Sannt Joannes in geporen was, ist gar ain alten kirchen, haben die Grecy innen, die haben nur ain got, ain glauben, ain bett, ain Alltar, musten wir auch ain Medin geben. Da ist Aplas wie gemelt ist 7 Jar 7 karen.

Am Zinstag morgen frw komen mir auff den perg Sion, do horten mir Meß, nach demselben gingen wir auf die Rechten, den berg hinfüer, da wardt vns gezaigt der berg, der ligt am tall Ennon[5], do

1) Lücke. 2) Unverständlich. 3) Vgl. Tobler, Topogr. I, 413 fg.
4) Actor. XII, 19. 5) Hinnom.

der Enngel zw Abraham kam vnnd zaigt im den berg Caluarie, da soll er sein sun opffern, des er[1] ...

Weytter abwarts gingen wir hinab in dem Thall Sillo[2], da ist ain brun auff der gerechten hanndt tieff in Felssen, da hat vnnser liebe Fraw dem Herrn Jesu, irem Sun, die windlen oder tüchlen gewaschen in seiner Jugend, da ist khain aplas nit. Wir gingen auffwarts das thal auff die gerechten hannd, do khamen mir zw ainem Wasserfluß still. Da ist ein schon allt gepew, der fluß eingefaßt, auch ain weyer vnnd ain schonen gartten gewest, yetz aber alls zerstert, dan der fluß ist noch vnnd das allt gemeur in der Erden stat noch. Dis hat Salomon gepaut. Es haben auch die Künig gemaingklich an diesen enden triumphiert vnnd auch die Abtgotter angebett. In dysem wasser ist der vssatzig gesund worden, alls in der herr hieß darinn gon sich waschen, laut im euangelio. Da ist alles 7 Jar 7 karen. Auff die ling hannd hinder sich da zaigt man vns die stat bey ainem baum, da ist vor Zeitten ain Hollderbaum gestannden, da ist Elesias[3] der prophet eingestossen worden vnd mit ainer hilltzen seggen enntzway geschnitten. Da ist ablaß, wie oben gemelt ist. —

Darnach bas auffwarts auff die gerechten hanndt an berg der lincken hannd, da khomen mir zu vill Jüdischen begreben vnd darnach zw ainer Hoell im berg, do sich die lieben Jünger den merer-thayl in verporgen vnd verschlüffen in dem leyden Christi, drey tag vnd drey necht. Da ist gleicher Aplas. —

Ain wenig bas auffwartz des bergs kamen mir auff den Acker Achel domach, der vmb die dreyssig pfenning ward kaufft, darumb vnnser erloser verkhaufft vnnd verraten was worden, den hat Sannt Helena lassen vmbmuoren vnd oben gewelben, hat oben newn loecher, dreyssig schritt lanng, XXV braith[4], do pflicht man die Christen, so es begern, die zw Jherusalem sterbennd, einzulegen, da wirfft man sy hoch hinab durch die loecher. Da ist ablas 7 Jar 7 karen. —

Von dissem gotsacker gingen wir durch ein Weingarten vnnd in ain thayl, haist Ennon, do sahen mir auf die lingk hannd oben lygen für sich ain wenig das hauß malo consilio des bössen Rats, do Judas einkam zw den phariseyen vnd vnsern herrn verkhaufft[5]. —

Demnach ain wenig für sich in dem Thal, da ligt gar ein schone Statt aines weyers gewest, auf der gerechten hannd ain alter thurn, dapey ein schoner lustgartt, das hat Dauidt im zw lust gepawen[6]. Zw

1) Lücke. 2) Siloah. 3) Jesaias; vgl. Tobler, Topogr. II, 205—6. 4) Andere masse ebd. 262—263. 5) Vgl. ebd. 6—12. 6) Ebd. 82.

sollichem wasser was daß weyb Vrios ain Ritter, den Dauidt in krieg schickt mit beuelch, das er solt erschlagen werden, Potsebea genant, vnd ließ ir ain magt ire fußh waschen, deshalb Dauidt vor der thür durchgesicht der weyssen pain, in lieb entzünt wardt vnd sündet, darumb er darnach buß gewürckt vnnd die puß Psalmen gemacht. Darnach gingen wir das thall auff an dem berg Sion auff die gerecht hannd, do khamen mir zw dem starcken schloß, das die von Pissa gepawet haben, aber es ist auch zerstort, sonnder eß haben ytz die Türckischen herrn hawß darinn. Do gingen wir in vnser herberg vnd rweten bis zw Vesper Zeit usw. —

Nach vesper ließ man vns wider in den Tempel des hayligen grabs usw. —

Am Sambstag nach mittag vmb vesper Zeytt wurden wir in den wirdigen hayligen Tempel des hayligen grabs gelassen. Vnnd als wir hinein khomen, da samleten wir vnns in der Brüder Capell von dem berg Sion, vnd darnach hüben die brüder ain schone proceß an vnnd gingen des ersten in die Kapelle der vrstennd Cristi, geweicht der eer vnnser lyeben frawen, mit andechtigem gesanng vnnd hetten wir Bilger all brünnend kertzen in den henden. Also des ersten so zaigt man vnns den ober mitler altar der Capell, da hat vnnser liebe fraw gerwet nach dem tod Christi, biß sy warlich die vrstennd Christi ires lieben Sun gewust hat, in der Capell auff der Rechten hannd ist ain altar, darinn von ain stuck von der seul, daran Christus vnnser erloser gegayslet worden ist. Auff der lingken hannd der Capelln vnnd das halbthayl von dem hayligen krewtz verborgen in die maur, da ist auch ain altar, das ander thayl ist gen Constantinopel gefürt worden. Doch so soll noch ain stuck in dyser Mur lygen von dem krewtz, ich habs aber nit gesechen. Mer inmitten dyser Capell ist ain Rund verzaichnet mit mancherlay stain in Zircken, do ist die Stat, do man nitt hat erkhent nach erfindung des krewtz Christi vnnd der zwayer Jünger, welches deß herrn Jhesu gewest wer, das ward daselbs auff ain todte frawen gelegt, die man da begraben sollt, die ward von dem hayligen Crewtz Christi lebenndig laut außweysung Inuentionis crucis. In der Kapel ist von der 4 heyligen stetten vergebung aller sünd. —

Darnach gingen wir in loblicher proceß mit schoner Andacht vnd Lobgesanng des Salue Regina fünff sprossen ab auß der Capell, gleich ain schrit daruon da ist die stat, da der herr Jhesus Maria Magdalena nach der Vrstennd in ains Gartners weiß erschynen ist, vnd gleich fürpaß ain 4 schritt da ist die Stat, da Maria Magdalena gestanden ist vnd den herrn Jesum fraget, ob er nit west, wer den herrn auß dem grab

hett, oder ob er eß thon hett. Das beschach auß hytzigem inbrünstigem liebe, so sy zw dem herrn hett, dann sy erkhannt in nit, biß das der Herr Jesus sy anredt laut Euangely, ist ablas 7 Jar 7 karen. —

Darnach gingen wir mit der proceß 53 schritt, gat auff die ling hannd die abseytten auf vnd drey sprotzel ab in ain Capell, da ist ain altar, da ist die spelunca oder gefenncknus gewest, do vnnser lyber herr Jhesus in gelegen ist am berg Caluarie, biß das krewtz gemacht ist vnd die Juden ir sach zw dem Marter des vnschwldigen lamp auf das best zwgericht hetten. Da ist aplas vergebung aller sünd, haben die Gersy oder Grecy inn. —

Weytter so gingen mir darnach wider ain wenig hinder sich, vnnd vmb ain bogen hinumb, noch auff ain abseytten neben dem Chor oder kriechischen kirchen hin vngefer bey 80 schritten, da ist ain offne Capell vnd ain Altar, da ist die stat, do die Juden vmb vnnsers liben herrn Rock gespilt haben, den im vnnser lybe fraw die Mutter gots in seinen Jüngern[1] gemacht hett. Da ist vergebung 7 Jar 7 karen, haben die Armenier inn. —

Von der Capellen gingen wir drey sprossen ab vnnd drey schritt für sich auff die lingk handt, do gingen mir ain stiegen ab acht und zwantzig staffel in ain Kapel, ist in der Eer sant Helena gepawen, es ist auch ir bett vnnd schlaffhawß gewest, da haut sy sich stets geübt vnd graben lassen das haylig Crewtz zw finden. Es ist noch ain fenster in der Kapell auff die Recht hannd pey dem großen Altar, daraus sy stets gelügt hat irn leutten zw, die in ain Vellsen geprochen haben nach dem hayligen Crewtz, da ist in dem graben gelegen der alten Stat Jherusalem das Vest, sicht noch in die Capell, vnnd die haylig Fraw Sannt Helena die ligt zw Venedig, da hab ich ir hayligen leyb gesehen. In diser Capell ist aplas vnd vergebung aller sünd, haben die Armenier in. In diser Capell gingen mir von dem Alltar vmb ain pfeyller zwainer stygen dreyzehen schrit vnnd die stigen ab 12 staffel vnnd von dann in ain Capell, 12 schrit lanng, da ist die stat, do das haylig Crewtz in gefunden ward, vnnd ift auch ain alltar, da ist ablas, vergebung aller sünd. Die Capell ist oben ain halber velß vnd das annder thayl gewelbt vnd durch die stiegen ab ist es auch ain Vellß. Das gemaurt ding ist der stat graben gewest, als ich vor auch gmeldet, die stat do das in gefunden, haben die Grei inn vnd den Alltar die Brüder vom berg Sion. Also gingen mir wider die gmelten stigen auff vnd gleich sechs schrit hinumb auff die lingk Hannd in ain Capel-

1) Muss wol heissen: in seinen jüngeren jahren.

len, do ist ain stain, drauff oder daran vnser her Cristus gesessen ist, als er kronet worden ist, ligt in ainem Altar. Da ist aplas 7 Jar 7 karen. —

Dise Capell haben die Indier innen, von dyser Capell auch hinumb für sich auff die lingk Hanndt als in ainem Rund hinumb zw gan gen dem berg Caluarie, da ist XVIII schritt, vnd von dann ist noch gar den berg hinauf zw gan biß an die stat Golgatha, da das krewtz gestanden ist, zu dem hayligesten loch zweintzig staffel hoch, wiewol der berg vil hocher ist, aber der gantz Tempel ligt auf dem perg, das macht, das die minder hoche daher nit gerechnet wirt, bey dem hayligen loch ist kain Alltar vnnd ist weyt mit gar ainem ...[1] vnnd Rund, auch oben mit ainem Silbern ploch besetzt, das mir nit daruon...[2] vnd ist vmb das loch zwen schritt brayt vnd 3 lanng, mit merbel schoen besetzt vnnd ist das loch ain elenbogen tieff, daruon auff die gerechten Hanndt ist der Vellß von ainander gespalten, alls das ich wol nach der seytten, dannen nähet durch den velß ab vnnd ab vnd gleich hinumb ain schrit, ain wenig herfuer da ist ain alltar, die statt, do vnnser lyeber Herr Jesus Cristus der aller Rainester Jungfraw seiner lyben mutter ward tod von dem krewtz in die schoos gelegt, gleich darneben ist ain Alltar vnd 3 oder vier schrit daruon ist die stat, do der herr vnser Erloser erstlich ann das krewtz vnbarmhertzigklich geftreckt vnd genaglet ward, auff der lingen seytten dyser Capell ist ain Alltar, do deß gerechten schachers krewtz gestannden ist, so man aber in der Capell ist, so sicht man den ...[3] schacher auff der gerechten Hannd. Dyse kapell ist ganntz gefiert vnd mit schoen marbel gemacht versetzt an die altar vnd staffel oder bennck gleich XII schrit braytt vnd 12 lanng. Da ist vergebung aller sünd vnd haben das halbthail dyser Capell auff der Rechten Hannd auch die prüder vom perg Sion inn, das annderthayl die Grey oder Gersy. —

Zw der lincken Hanndt ausserhalb des Tempels an der kapell do ist die stat auch in ainer kapell, do die Jungfraw Maria das letzstmal stund vor dem herrn wol 10 schritt weyt neben im, do er sy trost vnd ir Johannem zw ainem beschirmer gab vnnd Sant J. ir zw ainem Sun gab laut des passions. Da ist auch usw. —

Auß dyser kapell gingen mir wider hinab in die weytte des tempels mit der proceß, vnden an dem berg Sechszehen schritt von der stiegen vnnd doch glich vnnder der Capell, da sahen mir noch mer der grawssamliche Riß, so in den vellsen gethon ist in dem pitter leyden

1) 2) 3) Lücke.

vnd sterben Jhesu Christi, des Sun gottes. In dem vmgang der kapellen lygen zwen Christenlich kunig von Jherusalem, gnant Gottfridus vnd Contabundus[1] Rex. Da ist aplas 7 Jar 7 karen, haben die Gersy oder Grey inn. —

Auß diser Capell khomen wir wider in die wit des tempels, gleich neben dem eingang des Tempels fünff schrit von dyser kapell da ist die haylig stat, do vnnser liebe Fraw Maria Magdalena vnd ire schwester vnd Joseph von Arimathia sampt dem fromen Vatter Nicodemo den herrn salbeten vnd balsamierten, des der süß Herr nit bedorfft het. Da ist vil vergiessungh der ausserwelten mutter Maria vnd ir gesellschafft der traer[2] geschechen, es ist fürwar gar ain andechtig Haylig Statt, da ist vergebung aller sünd für pein vnd schwld. Do gingen wir fürpaß noch XIII schritt, da ist die statt, do die Jungfraw Maria ir lyeben Sun das erstmal am staine des hayligen Crewtz ersach, das ist auch gleich gegen dem krewtz, da hat der herr nichts mit der Rainen mutter geredt, des sy beschweret besonnder, dann sy was im zw weyt, nach dem ist sy erst an die vorgmelt stat khomen, ain wenig gegen dem krewtz auff die Recht Hanndt, außwarts vor der stat halben die kriechen vast vil. Von der Stat, do der herr gesalbet ward, da ist XLI schritt bis in das haylig grab, da mag ain yeder wol dennncken, was die betrübt Mutter Maria sampt ir hayligen gesellschafft für groß schmertzen vnnd Hertzlayd gehapt hat mit irem lieben Sun Jhesu Christo, der ir doch gar ser verwannt was vnnd allen leiplich trost verloren hat. O we des grossen schmertzen, die deßmals die khunigin aller gnaden hett omb vnnser willen vnd sünd, ir lieber sun da also vbel gemartert. Das sollen wir pillich bedenncken vnd got seins pittern leyden, sterben vnd marter, samt seiner gebenedeyten mutter Maria, vmb alle gnad vnnd Barmhertzigkait danncкpar sein. Also gingen mir in das Haylig grab, das stet hinden im Tempel vnnd ist der Tempel oben nyt gedeckt vber das grab, also das eß vnnderm Himel statt. Das grab hat drey Capellen, in der mitten das grab, aber außwendig sicht eß, alls sey es nur ain Capell, da ist vergebung aller sünd, das haben auch die prüder vom perg Sion in, doch haben die annder Secten ...[3] auch darin meß. Do gingen wir vnd machten kelch, gaben vns die prüder wein, doch hetten mir selbs, das mir des nit bedorfften, das Haylig grab haben auch die Brüder vom Berg Sion innen. —

1) Balduinus I. 2) Trauer.
3) Lücke.

Zuuerstan, das ich die schrit, so ich do uor schreyb, also man[1] wie ainer sunst zimlich gatt. —

Die Capell hinden am Heyligen grab haben inn die Jacobitter, sein der kirchen vnderworffen. —

Hinder demselben an der Rechten kirchmaur ist ain Capell, seind ...[2] Mer ain Capell auff die lingk hannd des Hayligen grabs, Priester Johan glauben vnnderworffen, doch auch Cristen heyssen die ...[3] Auf derselben Capell in dem hoch mer dan 30 staffel ain stigen auff, do ist ain Capell, haben die Armenier in, sein aber vil der Nation, die vnnder dem Türcken vnd Soldan seindt. —

Der kor, aber die groß mitlest Capell in der kirchen haben inn die Grey vnd haben ain guten glawben, seind auch frum vnd recht Christen, dann das sy der kirchen oder Bepstlichem stul nit vnderworffen wollen sein, vnnd das Sacrament ny essen sy in zwayerlay gestalt vnder wain vnnd prot, glawben sonst alle ding Recht vnd sing(en) all Horas, die Gersy hangen in an, seind ine in allen dingen gleich, dann das sy nit ir sprach reden. —

In dyser grossen kapell ist inmitten ain stain, darin ain Rund loch, da soll es mitten in der welt sein, das mag sein, aber doch lautt vns Weyssagung der Bibel oder prophecey, so hat Cristus vnnser erloser inmitten der Wellt gemartert sollen werden, das ist nun alß im Hayligen templ des bergs Caluarie, welches ja dasselb mittel sey, will ich gutlich glawben. —

Am Zinstag abent khomen mir in den hayligen Tempel vnd verprachten die nacht vnser gepett, vnd am Mitwoch morgen, am Abent des hayligen zwolffpotten Sant Jacobs abent, khomen mir wider heraws. —

Nach dem gingen wir zw der Herberg vnd rwten biß vesper Zeyt do sassen wir auff die essel vnd ritten geen Bethlehem. —

Am mitwoch zw Abenndt do gingen wir zw dem kloster auff den berg Sion, funden wir die Esel vnnd ritten auß gen Bethlehaim. —

Zw dem ersten von Jherusalem auß bey zwü wellisch meyln raitten mir durch schon weingartten, daselbs ist ain paum, da zaigt man vnns die statt bey ainem stain in ainer Maur aines Weingartten, do vnnser Fraw offt gerwhet hat, als sy wider vnd für ging von Jherusalem vnd Betlehaim. —

Nit weytt dauon khamen mir zw ainem Zistern, sollen noch zwen gewest sein, darob soll der stern den hayligen drey khünigen erschin-

1) Verschrieben für: nam. 2) 3) Lücke.

nen sein, alls sy zw Jherusalem wider außritten von dem Künig Herode, als sy in verloren hetten gehapt, baß hinfür auff der gerechten Hannd, do ist die stat, da Abacuck ward von dem Engel bey dem schopff genumen, vnd zw Daniel in die Lewen grub gefürt wart laut der Bibell. Auff der lincken hanndt, da stat ain kirch Sant Elia genant, die haben die Kriechen inn, da ist Helias geporn worden. —

Darnach khomen mir fürpaß zw ainem grab, ist vmbmurt wie ain kirch, da ist Rachahelis, Jacobs des patriarchen hawsfraw begraben. —

Nach dem für sich auff der lingken hanndt ligt ain Acker, do hat zw der Zeit, allß vnnser lybe fraw etwo von Bethlaem gen Jherusalem wandlet, ain pawr geackert vnd gesehet erbß, da ist vnnser liebe Fraw die mutter aller gnaden für ganngen vnd dem pawrn zwgesprochen vnd in gegrüst, darzw in gefragt, was er doch guts see. Da hat der pawr gesagt: stain, vnnd der mutter gots Christi gespott, da hat vnnser lybe Fraw gesagt: So pleyben eß stain! Also sein auf dysem Acker auß den erbisen, so der pawr geseet hat, also stain worden, denn ich auch hab sehent, wie die arbais, vnnd fint man noch hewt zw tag stets derselben stain. —

Von dann ritten mir gen Bethleheim, daselbs musten mir in das kloster eingon, gaben ein Modin, do gab man vnns alle gut g[1] vnnd wein vnnd prott zimlich genung, vnd gleich do gingen mir wider auß in Sanct Katharina Capell, do machten mir ain proceß. Erstlich, do gingen wir mit schonen proceß, alls mit brünnenden lichtern auß der Capell sannt Katharina in den krewtzganng, daraus in ain kapell Newnzehen staffel ab in ein schon Capell vnnder der erd. Da hat Sannt Jheronimus buß gewirckt, vnnd die Bibel von Hebraysch vnd von Hebraisch[2] zw kriechisch vnd auß kriechisch zw latein gemacht. Da ist aplas 7 Jar 7 karen. —

Auff der Rechten handt, hinein baß in die kapell hinden ein da ist der haylig Jheronimus des ersten begraben bewest vnd sein Sun Eusebius auff der lingen hannd in dyser kapellen. Do ist auch Ablas 7 Jar 7 karen.

Darnach gingen wir auß vnnd khomen in den grossen Tempel, ist gar ain schone, kostliche kirch gewest, aber zergat vast, do khamen mir ferner auff dis die Rechten hannd neben dem Chor zw ainem Alltar, da Cristus vnnser erloser das erstmal sein hayliges plutt von vnnser aller sünd wegen vergossen, daselbs ist der Herr, als er acht tag

1) Nicht ausgeschrieben. 2) Sic.

allt was, beschnitten worden, das ist vergebung aller sündt. Von dannen gingen mir durch den Chor ein durch vnnd auf die linck hanndt des Chores in der grossen kirchen, da ist ain Altar, do der stern, der die Haylig drey khünig wyset, still stund zw ainem Zaichen, das da der grosmechtig khünig der Juden vnd allen gnaden geborn was, do legten sich die hayligen drey khünig an, vnd richtet ir opffer zw, bey diser stat des altars ist ablas VII Jar VII karen. —

Darnach gingen wir auff die Rechten hannd ain stiegen ab Sechtzehen staffel gleich an der dem Chor der grossen kirchen, do khamen mir zw dem hayligisten, frolichsten stat, so ich nie gesehen hab, die hallt ich für die hayligsten vnnd frolichsten, dann da der anfang aller erlosung des Christenpluts gewest is für war. Es waren vnnser bey 130 auff einmal in dyser Capell, do hortte ich von dem Maister. Es war mir auch also, es bezaigt es auch vil mit den Wercken, das ainem das hertz im leyb vor frewden lacht in diser Capell zw khomen vnnd die haylig Stat zw sechen. Ich wiil das glawben, an allen andern haylig Stett zu veracht, so ist es ain stat, die in mir grossen frewden vnd gar innigklich zw Andacht ermant vnd warlich ainem yeden Christen besonder danckbar macht, vmb alls guts. Die stat ist vnder ainem alltar, von marbell gemacht, gantz Rund ...[1] nit gleich auf die lingk hannd, wen man hinabgatt etwa drey schrit von der stiegen vnnd auf der anndern seytten gat man auch ain stygen wider auff, do der Altar der beschneydung. Hie ist vergebung aller sünd, gleich vor den altar vber auf die gerecht hannd, Sechs schritt hindor sich, drey staffel ab, ist ain Hoel in dem Vellß, da ist ain altar, darpey hinder dem altar auff der Rechten Hannd das kripple, do der Herr Jhesus yngelegen was, für das ochsle vnd Esele, das ist aber yetz mit Marbel vberzogen. In welchem Marbel ainer das angesicht Sannt Jheronimus gewichst ist, wie er buß gewürckt hat. Hie ist auch vergebung aller sündt. —

Weytter gingen wir hinder sich die leng der Capell vnd hinden pey der thür da ist ain loch, do der stern durch das haws vnd da in die erdt verschwunden ist, durch das loch vnnd nit mer gesehen worden, dan den hayligen drey khünigen geleucht hat zu dem Opffer. —

Auf diser Capell auff die gerecht Hannd abwarts khamen mir in ain Capell, da sein vill der vnschwldig kindle durch gewalt Herodis getodt worden vnd da begraben. Da ist Aplas Syben Jar 7 karen. Darnach auf die lingk handt auffwarts wider in Sanct Katharina Capell,

1) Lücke.

die ist in der Eer der hayligen Jungkfraw Sant Katharina gewicht worden, vnnd yetz allen aplas da den man haben mag auf Sannt Katharina berg, vnd wen ainer ain fart zw dem hayligen berg verhayssen hat, so wirt sy im abgenomen, das er nit dahin darff, das ist darumb beschehen, das man so hart dahin khomen mag durch die wüsty vnd man die glait nit vberall hellt. In dyser Capell, auch in allen vorgemelten heyligen stetten, so in dyser Kirchen Bethlaem begriffen sein, thet ain pruder alweg ain schone predig vnd ermanung zw Andacht, auch mit anzaygung der geschicht der hayligen Stett mit schoner Redt Latein, Thewtsch, yo wellisch auch, allso was die loblich proceß dysen Abent auß, vnd ging yederman, wo er wolt, die ganntz nacht die hayligen Stett zw besuchen. Hie ist vergebung aller sündt. —

Vmb mit Nacht fing man an, meß lesen, das treyb man bis auff ain stund im tag. —

Zw Morgen am Donerstag zaigt man mir, wie ain track an ainer glatten wandt gebrochen was neben dem hochen Alltar auf der gerecht Hanndt, von wegen das ain Soldan ...[1] wollt denselben stain etlich hinweg haben lassen füren vnd seinen pallast mit bawen, dan eß vast schon ...[2] marbel in dyser kirchen seind, also die ...[3] ain wenig also durch den glatten stain gemacht, das doch schier vnglawbig ist, hot er sein fürnemen abgestellt vnd die stain da gelassen. —

Also am Dunerstag morgen, als wir nun vnnser gepett verpracht hatten, wiewol wir gern lenger an der hayligen stat belyben waren, yedoch musten wir auff sein der hitz halb wollten mir annderst die hernach volgenden stett auch besehen, vnnd sassen auff die Esell, anderhalb stund auff den tag vnnd rytten auß von Petlehem. Alls wir ain wenig außwarts khomen, do sahen mir auff die lingk hannd sannt Jheronimus kloster, auff die gerecht hanndt die stat, do Sannt Jorg gefangen ward. —

Darnach sahen wir ain Dorff gerad vor vnnß ain wenig auff die lingk hanndt, hayst ...[4] da sein eytel Christen inn, müssen aber dem Türcken vast groß tribut geben. —

Do ritten wir ain langs thall ein, vast boß weg, vier Wellisch meyl zw ainem Brunnen, da hat sannt Philippus Enochum getöfft vnd vil hayden. Da ist Ablas 7 Jar 7 karen. —

Von dem prunnen khamen mir ain hochen berg auff vnd wider ab, vast boß weg, auch wol vier Wellisch meyl, do khamen mir zw

1)—3) Lücke.

4) Der name Bezeth ist zu ergänzen; vgl. Conrady 147. Zur sage von des sultans beabsichtigtem und vereiteltem raube vgl. Tobler, Bethlehem 87.

ainem Allten gemeur, da ist das hawß Elizabeth, do die mutter gots zw ir kham vnd sy haimsucht vnd Sant Elizabeth sy grüst laut Euangeliums. Da hat vnnser liebe Fraw das Magnificat gemacht, das ist ain stat vnnden in ainem gewolb. Da ist vergobung aller sündt. —

Demnach oben auff demselben gewolb da ist die Statt, ist auch ain Capell gewest, do sanntt Johanns Baptista beschnitten ist worden. Da ist aplas 7 Jar 7 karen. —

Darnach auf die gerechten Hannd, da ist ain kirch, aber wirdt dyser Zeyt nit in eren gehallten, da ist das hawß Zachary gewest, gat man auff die gelingk hannd neben dem Altar hinab, do ist die stat, do Sannt Elizabeth sant Johann Baptista geporn hat. Vnnd als sy empfanngen hat, do waß die hayligo Fraw ob 40 Jaren, do kham der Enngel vnnd verkhündt, Zacharias sein fraw würde ain Sun geporn, den solt er Johannes hayssen. Das wolt er nit glawben vnnd ward zu ainem stummen, vnnd als die haylig fraw gepar, do wolten die frawen das khindt dem Vatter nach gehaissen hab(en), do stund der Vatter auff, der nichts hot mügen Reden, von der Empfengnus biß daher vnd schrieb: Mein Sun soll hayssen Johannes, alßbald das beschach, do wart Er Reden vnd macht das Benedictus dominus deus Israhel. Da ist vergebung aller sünd. —

Demnach khamen mir auf die lingk hanndt ain berg auff vnd in ain weytte ...[1] ongefer zwu wellisch meyl von der Statt, do khamen mir zw ainem kloster, haben die Ebron innen, ain zimlich schone kirch, davornen vnnder den ...[2] Alltar ist ain loch, da ist die Stat, do der baum des hayligen krewtz gewachssen ist, suchten mir auch haim von andacht wegen. Hie ist ablas 7 Jar 7 karen. —

Also zochen mir fürtter hinein gen Jherusalem vnnd plyben dieselb nacht Rowen. —

Am freytag Morgen gingen mir zw Meß in das kloster vnd darnach den tag spaciern vnd Rwheten ein yeder, wo er wolt. Wiewol man vnns gern in tempel het gelassen, mir wolten aber nit, biß mir von dem Jordan khomen, aus vrsach, wie Ich noch hernach melden will. —

Am freytag abent, do was der hayligen Mutter Sannt Anna tag, do schickt der patron zw vnns vnnd ließ vnns sagen, Er het mit dem Türcken gehanndlet, sy wolten vnns in die kirchen lassen, do Sancta Anna die haylige fraw vnd mutter aller geben[3] hat, do must ainer geben ain Modin, noch must der Patron zwen Ducatten darzw geben. Es ist

1) 2) Lücke. 3) Soll wol heissen: geboren.

ain kirch, aber man helts für ain hawß, vnd vnnder dem fron Alltar ist ein gewelb, da ist die statt, do die Jungfraw Maria vnnd mutter gots geporn ist worden, ist ain andechtige statt, ir geschicht aber wenig Eer. Hie ist vergebung aller sündt. —

Am Hingan wurden etlich Bilgern ir Bareth genomen vnd sunst ain tail geschlagen vnd mit stainen geworffen, dann eß vast spat was worden. Aber ich ging den nechsten mit vnnserm Fürsten vnnd seiner gesellschafft in das kloster auff dem berg Sion, do plyben wir vbernacht vnd in der nacht do beychten wir. Vnd am Sampstag morgen ging(en) wir Hochthewtschen bey zwaintzig zw dem hochwirdigsten Sacrament an der hayligen stat, do der herr Jhesus vnnser erloser das auffgesetzt vnd das new Testament gemacht hat, do hett(en) mir vor mitnacht messen bis schier mittag vnd ain schon ampt. Do dannckten wir got dem herrn, das wir das haylig Sacrament an der heyligen statt, do eß der güttig Herr auffgesetzt hat, empfangen haben. Hie ist vergebung aller sünd, als ich vor auch gemeldt. —

Nach tisch plyben mir zw Herberg, dann eß so gar haiß was, das wir nindert hinmochten. Aber zw Abendt waren wir des willens, an den Jordann zw reytten, do khamen mer wie wol hundert pferdt vnd etlich knecht Arabier an, den anndern bilgern gewest weren Arabiern, das in die khainn[1] entflohen sein, die dasselb mal gen Bethlehem ritten, die auff der andern Naffen gefaren waren. —

Am Sambstag den dritten tag Augusti gingen wir hinauf zw den Brüder auf den berg Sion, do funden mir vnnser Esell. Also namen mir vrlawb vnd beualchen sy got vnnd sassen etwo vmb vesper Zeit auf vnnd ritten auß der hayligsten Statt Hierusalem vnd namen gleich den weg für vnns, den mir vordar geritten hetten, vnnd als wir nun bey[2] wellisch meyl geritten waren, do khamen mir zw ainem Allten gemeur, ist ain schloß gewest, darpey was gut wasser vnd vil Oelbaum, also legten wir vnns Nider vnd Ruheten bis zwu stund auf den tag, do waren wir wider auf vnnd ritten fürtter gegen Rama zw. Vnnderwegen, als mir etwo 3 meyl geritten waren, do wolt(en) die glaytslewt von Jherusalem wider hinder sich, wollten nit mer gelaytten, dann sy sich vast hart forchten von den Arabiern, hielten den Patron für, die Herrschafft Jherusalem hett yetz ain ennd vnd gehort wider dem Herrn von Rama zw. Also batten sy vnnsern Patron so hoch vnnd schannckten im XV Ducaten, das sy gar plyben bis durch das Thall hinaus oder zw dem schloß Aladron, das sy thetten, ging aber hart

1) keine. 2) Lücke.

zw, dan ir waren wenig, zwar eß half vnns nit vil, dann khaum 1 meyl daruor, do het eß gar ain engepaß, musten mir durchziehen, do vberfylen vnns bey zwayhundert pawren auß der Lanndschafft oder Herrschafft Rama vnnd all mit bogen, verhielten vnns den weg mit gewalt vnd wolten von jedem Bilger haben XV Modin. Daruor halff vnns der Türcken geklagt gar nichts, dan sy vil lieber dan vor geflohen weren. Es waren vber Fünffzehen pferd nit vnnd XX zu fuß vnd schrien: die pawren komen oben im perg Arabia. Das sind der Türcken findt, also flohen die ainsthayls, die vnns beschirmen vnd belayten sollten, ir der Ritter zwen oder drey herren vnd vnnser patron hinfüer vnd die Tollmetschen vnd[1] in der sach, das man die pawrn stillet, doch must er in etlich Ducaten schenncken, das sy zwfryden, aber es wurden dannocht vil Bilgern gestossen, verspott vnd geschlagen, welche etwo zw ferr hinden plyben, das must man gedulden. Dieselben pauren sein all halb schwartz wie die weyssen Moren vnd sein geschickt mit ir wehr oder bogen zw dem schiessen. —

Als mir mer dann ain stund da wurden auffgehalten, do zochen mir wider furt vnd an dem zerprochen Stettlin Alladron hin auf Rama, vnd plyben die Türckischen glaitslewt hinder biß an fünff, die ritten noch mit vnns biß gen Rama. Do gingen mir wider in vnnser alt herberg, das ist das hawß, das hertzog Philips von Burgundi den bilgern gestifft hat. Da bracht man vnns zw khauffen gnung aller ding ain gut notturfft. —

Also plyben mir am Sonntag da vnd am Montag wolten mir gern hinweg sein, da wolt der herr von Rama vnnsern Patron nit lassen faren. Er wolt in zwingen, Er sollt im wol vmb Vierthawsent gulden aschen abkhauffen, das wolt er kurtz nit thun, sonnder wolt er in nit ziehen lassen, so wolt er in verclagen vor dem grossen Türcken. Des verschmacht in hart vnd sucht allerlay boß weg vnd vrsach wider vnnsern Patron, damit er im schmach bewyse, auch vnns hindert vnd den Patron noch vmb mer gelts prechte, alls auch beschach. —

Am Montag den V. tag Augusti zw Abent mainten mir hinweg zw reytten, dann mir funden khain wein mer zw khauffen im ganntzen Rama, dann die hayden trincken nit wein, offenbar dergleich der art Türcken nit, es ist wider ir gesetz. —

Vnd wie mir schier auf sollten sein, do begab sich, das ain Pilger, ain Frantzoß auß der anndern Naffen ain haiden ins maul schlug,

1) Lücke.

deshalb er gestrafft von der Herrschafft vmb 4 Ducaten, vnd wart gar ein seltzams gericht vber das gesetz, deßgleich ich nie gehort hab, der pracht Zewgknus, das er deß gut vrsach het, das halff alls nit, sonnder er solt ain hannd verloren hab(en) vnd khain annders, doch hanndlet vnnser Patron so vil, das sy die 4 Ducatten namen für den frefell, liessen im die handt, dan sein Patron nit geschickt was, die vnd annder sachen bey dem Türgken zwhanndlen. Also plyben mir den Montag auch gar da. —

Am Zinstag Morgens den VI. tag Augusti frw hieß man vnns aber auf die Esel sytzen vnd wir sollten reitten, mitler Zeit wolt der herr von Rama kurtz aber mit sampt den anndern, das die zwen Patron die Aschen sollten khauffen vnd khain annderß oder hie pleyben, des sy vnains wurden vnd khamen mit wortten an ainander, das vnnser patron sagt: Wer Ich zw Jaffen bey mein schiffen, Ich wolt von Euch khomen, es wer ewch lieb oder layd. Deshalb der herr vnd die anndern erzürnet vnnd liessen vnns ab den Eseln schlagen vnd wider in vnnser herberg jagen, wie das Viech, vnd namen vnnsern Patron gefanngen vnd fürtten mit in in ir hawß. —

Das weret bey zwu stunden, das der Patron dannocht so vil hanndlet, das sy doch die pilgern wegliessen reytten, dann sy khein wehr mer hetten vnd man sunst auch nit vill speys mer fand, das beschach. —

Also zochen mir on vnnser bayd Patron dahin auff Jaffa zw, do waren die Türcken vnnd hayden im abschyd gantz hitzig auff vnns, was sy vnns khunden layds thon, damit sy sich letzsten, das beschach vast vnd wurden vil gezannck, also thet man vnns wider in die loecher, do plyben mir also bey 4 stunden, wiewol mir die nacht sollten daplyben sein, aber wir waren in zw geschickt. Do mir sachen, daß anfachen wolt also der Neyd zwischen den Christen vnnd vnglawbigen, do thet der Fürst ains vnd macht predick[1], ob er selbs fünfft mocht zw schiff faren vmb etlich gelt. Doch kant man in nit, sonnder man maint, es weren gesellen, die kranck weren oder die den andern ir khamer wollten zwrichten. Das ward von der Herrschafft zugelassen, also furen ir fünff vnd ich auch vmb etlich gelt. Darnach, alls das beschach, do die warcken[2] würden zw lannd khomen, do fielen die pilgern mit gewalt zw schif, doch ainsthails vbel dapey geschlagen, also nach vnd nach, bis das dieselb nacht am Zinstag den 6. tag Au-

1) predica ital. (straf)predigt.
2) Barken.

gusti die Bilgern all in die naffen khomen, doch mit grosser mühe. dan der sack mit dem[1] gar zerprochen was. —

Demnach ritten vnnser glaitslewt vnnd Tolmetsch wider hinder sich zw dem Patron gen Rama, der da sampt dem anndern Patron mit gwalt vnd wol verhütt aufgehalten ward, bis auf den Sampstag, der do was der tag Sant Lorentzen[2], aber das sy in mit gwalt wolten zwingen mer dann vmb Tawsent Ducaten Aschen von in zw kauffen. auch schetzten sy in vmb mehr gelt dorumb, das die Bilgern ainsthayls am[3] zw schiff gefallen waren. —

Mir hetten vnns vnsers Patrons ain weyl verwogen, alls ich wol weyter melden will, mir schickten ime auch püchssen, damit man in her vor den Arabiern zu vns belaitten mocht. Do vnnser Patron zw schif kham am Sampstag morgen, do hub man von stund an die Ancker vnd zogen die Segell auff, als das wir ain stund nacher von Jaffa hinweg fuorn mit zimlichen guten windt. —

Am Suntag morgen waren beyde schif zwsamen gefaren vnnd waß vnnser groß schif auf das klain ganngen, daß eß ain stück hinden daraus gestossen hett. —

Vnnser patron sagt vnns, wir hetten Recht thun, das wir zw schiff geeylt hetten, dann weren mir noch dieselb nacht hie auß blyben am lannd, wer vnns nit wol ergannen, Vrsach, das sy den Fürsten erst erkhannt hetten vnd sy inen[4] worden. Vnd het sein Hoffmaister Rainhart von Neweneck ain Türcken mit ainem stain in das gesicht geworffen, doch nit gern. Darfür het er im ain Ducatten geschenckt, das er schwig vnd der Herrschafft nit klagt, Er wer sonnst vmb groß geschetzt worden. Vnnd wie wir hinweg warn zw schiff, do der das geklagt, vnd sucht man den vnnder den Andern Bilgern. —

Auch solt der Herr von Damasto[5] gestorben sein, do schrien die Türcken, als ir gewonhait ist, wan das hawpt stürbt, ist kain Recht im lannd, biß man ain anders setzt. Da hielten sy den patron auch des lanng auf vnnd hetten sy vnns noch zw lanndt gehebt, wer vnns nit wol ergannen. —

Am Sonntag nachmittag sahen mir khain lannd mer vnnd furen also Zipern zw, doch mit klainem Windt, der hat vast nachgelassen. —

Also furen mir hin vnnd her vnd lauierten, dann mir nie kain Rechten fort wint hetten vnd sahen nie khain lannd, hetten auch kain frisch prett, sonnder mir musten[6] essen bis in Zypern. Was vast hayß.

1) Lücke. 2) 10. august. 3) 4) Lücke. 5) Damascus.
6) Lücke.

das khain wint nit mocht Recht gan, das weret also Sonntag, Montag, Zinstag, Mitwoch, der was der viertzehend Augusti vnd vnnser lyeben frawen Abent himelfart. —

Was sich mitler Zeit von den Bilgern vnd im schiff zwtragen hat, ist nit vil von zw schreyben, mag ain yeder selbs gedenncken, was solch lanngweylig wesen erfordert vnd kurtzweyl sucht. —

Am Donerstag hetten mir auch nit ander windt, doch auff den Abendt, der ain wenig starck, also das mir verhofften, noch etlich annder Lanndt zu sehen, aber die Sonn was zw bald nider, das wir nit aigenntlich wusten, ob mir Landt gesehen hetten oder nit. —

In der Nacht was der Windt vast starck worden, doch hetten mir in nur halb, furen aber wol von statt, also das mir am Freyttag morgens frw die Insel Cypern gar nache vor vnnß sahen. Demnach als wir nur neben die Inssel, do wardt der windt ye lenger ye stercker, das er vnns nur mit gwalt an das Landt wolt werffen, mir waren auch noch wol X meyl von der Porta Sallina, also wendten mir vnnser schiff wider zw Rück mer dann zwu stundt vnnd furen darnach wider der Port zw, do kundten mir noch mer dann vier Meyl nit Recht in die portten zw anndern schiffen khomen. Do wurffen mir ein Ancker vnnd plyben also den Freyttag necht da am angker ligen. Zw Abendt do ließ der wint nach, do richtet man die Segell wider auff vnd rüsten zw, das mir in der Nacht auf den Angker furen, vnnd zw Morgen am Sampstag gegen tag hub man den Angker wider, was gar ein feiner zimlicher lufft, mit dem furen mir in die portten. Alßbald darnach fingen an die Bilgern hinausfaren zw lanndt. Mir funden auch in der Portten drey Naffen auß andern lannden, sagten vnns newe merr, wie das der Hertzog von Venedig[1] todt was vnnd der Khünig von Vngern ain schlacht dem Türcken abgewonnen haben solt.[2]

1) 2) Vgl. oben s. 213 dieses bandes.

BERLIN. R. RÖHRICHT.

JOHANN SEBASTIAN MITTERNACHT.

Ein beitrag zur geschichte der schulkomödie im 17. jahrhundert.

Die dramen Johann Sebastian Mitternachts (geb. am 24. juli 1613 zu Hardesleben in Thüringen, seit 1646 rektor am gymnasium zu Gera, seit 1667 superintendent in Zeitz, wo er am 25. febr. 1679 stirbt[1])

1) Näheres über sein leben bis zu seinem weggange aus Gera bei dr. R. Büttner, rektor Joh. Seb. Mitternacht und seine wirksamkeit am Geraer gymnasium.

haben eine eingehende würdigung bis jezt noch nicht erhalten. Zwar hat Wolfgang Menzel in dem betreffenden abschnitt der „Deutschen dichtung“ (II, 412 fg), der, obgleich grade er die gröbsten flüchtigkeiten des ganzen buches enthält, dennoch ein zur orientierung noch immer wichtiges hilfsmittel bietet, der Politica dramatica mit warmer anerkennung gedacht; auch neuerdings ist gelegentlich auf dieses und das zweite drama Mitternachts hingewiesen worden. Aber eine genauere betrachtung der dichterischen, insbesondere der dramatischen tätigkeit Mitternachts ist noch nicht versucht worden. Und doch verdienen seine beiden dramen namentlich eine solche würdigung durchaus; durch die lebendigkeit ihrer sprache, die kraft, mit der die darzustellenden situationen erfasst und zur veranschaulichung gebracht worden sind, vermögen sie viel besser als die meisten Alexandrinertragödien uns eine vorstellung von dem dramatischen können Deutschlands im 17. jahrhundert zu geben.

In der nachfolgenden untersuchung soll der versuch gemacht werden, Mitternachts dichterische produktion zu charakterisieren und ihr innerhalb der deutschen poesie des 17. jahrhunderts ihren platz anzuweisen. Wir beschränken uns hierbei nur auf die würdigung des dichters: die wissenschaftliche tätigkeit, die er auf dem gebiete der philologie und theologie entfaltete, bleibt ausserhalb des kreises unserer betrachtung; ebenso seine pädagogische wirksamkeit, zumal dieselbe bereits in R. Büttner einen kundigen darsteller gefunden hat. Das material zu der vorliegenden arbeit boten die königliche bibliothek in Berlin, die universitätsbibliothek in Göttingen und die gymnasialbibliothek in Gera[1]. Namentlich die leztgenante gewährte reiche aufschlüsse: denn in der reichhaltigen samlung der programme Mitternachts, welche die Geraer gymnasialbibliothek besizt, fanden sich inhaltsangaben einzelner von Mitternacht in der schule veranstalteten aufführungen, welche nicht allein um ihrer selbst willen beachtung verdienten, sondern auch für die betrachtung der beiden deutschen dramen wichtige gesichtspunkte boten[2].

Programm des gymnasiums von Gera. 1888. Vgl. daselbst namentlich die schilderung der drangsale, welche Mitternacht auszustehen hatte, als, während er pfarrer in Teutleben war seit 1638, dieser ort von den Schweden geplündert wurde. S. 6.

1) Herr dr. R. Büttner in Gera hat mich durch seine unterstützung bei der beschaffung des in Gera befindlichen materials zu grossem dank verpflichtet.

2 [illegible] Mitternachts [illegible] Christen helm. schil[illegible] und wagner Zeitz 1676. Exemplar auf der [illegible] bibliothek von Weimar) ange[illegible] fügte „Catalogus oder Verzeichnis [illegible] oder Schrifften, welch[illegible]

Die frühsten dichtungen Mitternachts, die sich erhalten haben, sind lyrische stücke, eine kleine samlung kirchenlieder, die im jahre 1652 erschienen ist[1]. Der gröste teil der lieder stamt indessen nach Mitternachts eigenen zeugnissen aus früherer zeit, und zwar sind die meisten stücke (57) im jahre 1640 entstanden. Am schlusse finden wir auch einige (10) später gedichteten stücke. Das buch wird durch eine längere vorrede eingeleitet, die sich in heftiger polemik gegen das papsttum wendet[2]. Die gleiche streitbare gesinnung tritt übrigens auch in den liedern selbst zu tage und äussert sich in einer weise, der wir heute unmöglich noch geschmack abgewinnen können. So malt er z. b. in der „pindarischen Danck-Ode vor die Offenbahrung des reinen Gottes-Dienstes“ (nr. 58) gegenüber der widerherstellung des göttlichen wortes die in Rom herschende verfinsterung mit den schwärzesten farben aus:

Zu Rom pflegt iederman zu huren,
Zu Rom ist viel Abgötterey;
Die Sünd' und Schand ist mancherley.
Da feiert man nichts als Figuren ....
Die Ehre, die nur Gott gebühret,
Gibt man zu Rom der Bilder-Schaar:
Da ist das Volck ersoffen gar:
Die Bilder sind mit Gold gezieret.
Das Hertz des Menschen bleibet leer,
Versündigt sich ie mehr und mehr.

Wenigstens in der form originell ist eine klage der religion (zu-

Ich, Joh. Sebast. Mitternacht, Fürstl. Sächs. Hoffprediger .... nach und nach außgefertiget“ enthält folgende drei wahrscheinlich poetische oder sich mit der poesie beschäftigende schriften, die ich leider nicht habe auftreiben können:

1. Seufftz- Sing und Betstunde auf die hôchst gefährlichen damahligen Kriegs-Zeiten gerichtet anno 1639. Erfurt.

3. Betrachtung der vier Letzten Dinge, des Todes, des jüngsten Gerichtes, der Höllen und des ewigen Lebens. Jena. 1642.

7. Tractätlein von der deutschen Reimkunst. Altenburg. 1648. Leipzig. 1653.

1) M. Johann Seba- | stian Mitter- | nachts | Feuer-heisse | Liebes-flammen. | Einer in Jesu verliebtē | und in der Welt betrübten | Seelen. | Leipzig, | Auff Christian Kirchners Verlag, | Drukkts Qvirinus Bauch. | 1653. 67 lieder. kl. 8°. Exemplar in Göttingen.

2) Gelegentliche polemik gegen das papsttum findet sich auch in dem Vnglückseligen Soldaten und vorwitzigen Barbierer, (III, 5) in welchem die worte des Musophilus, der für seinen verschollenen sohn seelenmessen halten will, vom Morio mit folgender bemerkung begleitet werden: „Sind denn alte Leute auch Narren? Was werden den Sohn die Seelmessen helfen?“

gabe nr. 3) über den unglückseligen zustand, in dem sie sich vor Luthers auftreten befunden; wir finden in diesem gedicht den keim zu den klagen der Pietas und Hospitalitas im Unglückseligen soldaten und zu ähnlichen scenen in der Politica dramatica. Dieser klage steht unmittelbar gegenüber ein jubellied der religion „nach des antichristes falle", in welchem wider das papsttum heftig angegriffen wird.

Der gesamteindruck, den man von den gedichten erhält, ist ein günstiger. Natürlich fehlt es in ihnen nicht an geschmacklosigkeiten, ohne die es im siebzehnten jahrhundert nun einmal nicht abgeht, so wenn der dichter singt (nr. 4):

Wenn ich dich, o Jesulein
Nicht empfind' im Hertzen-Schrein,
Werd' ich schwach und sterbe-Kranck:
Alles ist mir lauter Stanck.

Oder nr. 10: Ein kurtzes Liebes-Füncklein.

Jesu Breutigam,
Löw' aus Judas Stamm',
Ein Trost Abraham,
Hilff: ich lig im Schlamm!

Geradezu zu einer gewissen komik versteigt sich der dichter in seiner „pindarischen Liebs- und Lobs-Ode", nr. 39:

Keine Wort kan ich erfinden,
Die da meine Liebes-Glut
Gegen dich, du Höchstes Gut
In die Reime möchten binden.
Ob ich gleich die Cantzelley
Und die gantze Liebrarey
Von dem Anfang biß zum Ende
Durch und durch herummer wende,
Find' ich doch mein wünschen nicht.

Indessen würde man sehr ungerecht sein, wenn man aus diesen stellen, bei denen wir den abstand der zeiten fühlen, ein gesamturteil über die lyrische poesie Mitternachts ableiten wolte. Der gröste teil der lieder ist frei von derartigen geschmacklosigkeiten und zeigt ein warmes und lebhaftes empfinden. Und von besonderer wichtigkeit sind die lieder um ihrer litterarhistorischen stellung willen, eine tatsache, auf die, so viel ich weiss, bis jezt noch nirgends hingewiesen worden ist. Mitternacht vertritt nämlich in der protestantischen liederdichtung ganz dieselbe richtung wie Spee und später Scheffler in der katholischen.

Von Spee beeinflusst kann Mitteruacht nicht sein, da die Trutznachtigall erst acht jahre nach der abfassung dieser lieder erschien; wir haben es also mit verschiedenen äusserungen der gleichen weichheit des gefühls zu tun, eine stimmung, die demgemäss doch damals schon nicht mehr ganz selten gewesen sein kann und wie eine blume unter schutt und moder aus den gräueln und der rohheit des entsetzlichen krieges auftaucht.

Zunächst wird ebenso wie bei Spee und später bei Scheffler auch bei Mitternacht das geistliche lied förmlich zum liebeslied. Die sehnsucht, welche die seele Jesu entgegenbringt, wird mit den farben der weltlichen liebesglut ausgemalt. Wenn bei Spee die seele Jesum sucht (Trutznachtigall, nr. 9 und 10, s. 29 fgg. und 34 fgg. der ausgabe von Balke), so findet sich die gleiche situation mehrfach bei Mitternacht, vgl. nr. III str. 2:

O mein Freund, mein Freund und Ehre,
Meines Lebens höchste Freud',
Ach komm wieder und beschere
Deine schönste Freundligkeit.
Jesu! Jesu! Süß und Hold,
Lieber will ich dich als Gold;
Wirst du dich bald wiedergeben?
Ohne dich kan ich nicht leben.

Man vgl. auch nr. 5:

Alle Winckel seyn durchkrochen,
Seyt ich suche meinen Freund.
Mein Hertz ist mir fast zerbrochen.
Jesu komm! Ach komme heunt!
Weiter fliehen kan Ich nicht,
Weil mir Wind und See gebricht.

Keine Lieder noch Gesänge
Stillen mir mein Hertzeleyd.
Denn mein Schmertz ist gar zu strenge,
Tieff ist meine Traurigkeit.
Jesu diese scharffe Pein
Fühl' ich nur von wegen dein. usw.

Wenn nun gelegentlich wohl andre gegenstände auftauchen, bitten, klagen, danksagungen, so bleibt doch der grundzug derselbe wie bei Spee: die liebe der seele zu ihrem bräutigam Jesus, dieser mystische grundton wird immer aufs neue wider angeschlagen, und der

dichter sucht in die behandlungen des gleichen themas möglichst viel abwechslung zu bringen, wenn ihm dies auch nicht immer gelingt[1]. — Aber nicht allein im inhalt, sondern auch in der äusseren form ähneln Mitternachts gedichte denen Spees in auffallender weise. Spee beginnt, wie bekant, seine gedichte sehr häufig mit einem natureingang, der zuweilen nur kurz angedeutet, manchmal aber auch breiter ausgeführt ist; die betreffenden stücke gehören durch die innige naturempfindung, die aus ihnen spricht, und den zarten duft der poetischen sprache mit zu dem besten, was nicht nur Spee, sondern was die ganze deutsche dichtung des siebzehnten jahrhunderts hervorgebracht hat. Diese eigentümlichkeit finden wir nun in den geistlichen dichtungen Mitternachts oft wider, man vgl. z. b. die anfänge der beiden ersten lieder:

Nr. 1: Der Morgen kömt gegangen,
Läst sehen seinen Glantz:
Nechst Purpur-Farben-Wangen,
Schmückt ihn ein güldner Krantz.

Die Vöglein tireliren
Mit ihrer Stimmen Klang,
Die Nachtigall muß führen
Den süssen Lobgesang.

Der Tag hat abgeleget
Das schwartze Trauerkleid:
Was hin und her sich reget,
Das ist nunmehr erfreut.

Und nr. 2: Die Sonn hat sich verkrochen
Ins tieffe Meer hinein:
Es ist schon angebrochen
Der bleiche Monden-Schein.

1) Zuweilen werden die ausdrucksmittel der weltlichen liebespoesie etwas zu unbefangen verwendet; man vgl. z. b. nr. 11 str. 2, wo es von Jesus heisst:

O wie mit so hellen Schein,
Wie Rubin im Ringelein,
Leuchtet deiner Augen Licht,
Wenn es ist auf mich gericht.

Ganz im geiste Spees und Schefflers ist folgende stelle nr. 39, der andere satz:

Berg' und Thäler müssen zeugen,
Wie ich offt so jämmerlich
Ruffe Jesu, Jesu dich.
Keine Stunde kan ich schweigen.

Am Himmel läßt sich sehen
Das blancke Sternen-Heer:
Die Fischer lassen stehen
Das aufgeschwöllte Meer.

Das Feld beginnt zu schlaffen
Mit Winden zugedeckt:
Die Hirten bey den Schaffen,
Die liegen ausgestreckt.

Ähnliche natureingänge kommen auch sonst vor (z. b. nr. 24, wo nr. 2 ziemlich genau kopiert worden ist; vgl. auch nr. 53). Die frage, wodurch Mitternacht zu diesen frischen und einfachen naturschilderungen angeregt ist, wird bei ihm ähnlich zu beantworten sein, wie bei Spee: wir haben es hier offenbar mit einflüssen des volksliedes zu tun[1]. Die einwirkung des volksliedes auf die lyrische dichtung Mitternachts tritt aber noch stärker hervor, wenn er, ganz wie das volkslied, in einem gedicht zuerst ein naturbild entwirft, daneben ein kontrastierendes ereignis aus dem seelenleben stelt und dieses in der volkspoesie so häufig auftretende schema dann durch alle strophen durchführt. So in dem liede nr. XII, Trochaische nachtklage:

1. Aller Bäume Blätter gläntzen
Von dem Grase-grünen Safft:
Und die Blumen in den Kräntzen
Geben des Geruches Krafft:
Und ich muß bekleidet sein
Mit der schwartzen Angst und Pein.
Vor des hellen Glantzes Zierde
Schütt' ich aus mein' Hertz-Begierde.

2. Sanffte blasen ietzt die Winde,
Und erqvicken was da lebt,
Wenn der Abend-Wind gelinde
Durch die blöden Blätter schwebt.

1) Es möge wenigstens mit einem worte erwähnt werden, dass der anfang des liedes nr. 50:
Wo soll ich mich hin wenden,
O tausent-schöner Held?
an ein älteres volkslied anklingt:
Wo soll ich mich hinkehren,
Ich tummes Brüderlein?
Vgl. auch das spätere volkslied (Mittler, s. 880):
Wo soll ich mich hin wenden
Bei der betrübten Zeit?

Auf mich stürmet Ungestümm,
Manches kalten Nordens Grimm.
Ach daß doch die Gnaden-Winde
Bliesen auff mich fein gelinde!

3. Jetzo fällt aus hohen Lüfften
Honigsüsser Silber-Thau,
Und zerfleusset in den Klüfften
Auf das Graß in feuchter Au';
Aber ich bin ausgedürrt.
Meine matte Seele girrt.
Ach ich muß vor Durst vergehen,
Weil mich auch die Freunde schmähen.

In der gleichen weise verlaufen dann auch die drei übrigen strophen.

Neben diesen einflüssen des volksliedes auf die lieder Mitternachts fehlt natürlich auch die einwirkung der kunstpoesie nicht. Äusserlich zeigt sie sich zunächst in der sehr häufigen verwendung der damals in der lyrik so beliebten daktylischen metren, ohne dass es Mitternacht gelungen wäre, dieses metrum wirklich für das kirchenlied fruchtbar zu machen, was erst Neander vorbehalten blieb. Die fast bei jedem der damaligen modepoeten vorkommenden, aus der neulateinischen dichtung stammenden, echospielereien dienen zur grundlage eines gedichtes (nr. 26); bekantlich hat auch Spee diese spielerei für die geistliche dichtung verwendet. Dass Mitternacht auch von Opitz nicht unbeeinflusst geblieben ist, ergibt sich aus der tatsache, dass er von Opitzens berühmten lied: „Wol dem, der weit von hohen dingen" eine art geistlicher umdichtung gegeben hat (nr. 16); an die stelle der worte Opitzens: „Ein jeder lobe seinen sinn — Ich liebe meine schäferin", tritt bei ihm: „Dies mag die welt nach lüsten treiben: — Ich will bey meinem Jesu bleiben." Von der art der bearbeitung möge str. 5 eine vorstellung geben:

Viel brennen nach den hohen Gnaden
Der Fürsten, die doch Menschen seyn:
Und wollen, ob sie gleich nur Maden,
Doch prangen in dem falschen Schein.
Diß mag die welt nach lüsten treiben,
Ich wil bey meinem Jesu bleiben[1].

1) Auch hierin zeigt sich eine übereinstimmung mit Scheffler, der ebenfals das lied geistlich umgedichtet hat; vgl. v. Waldberg, Renaissancelyrik, s. 121 fg., der

Unter dem kriegselend hatte Mitternacht selbst schwer zu leiden; wir werden später noch davon zu reden haben, wie die schmerzlichen erfahrungen aus dieser trüben zeit für den dramatiker fruchtbar geworden sind. Es ist daher nicht wunderbar, dass wir auch in seinen gedichten nachklängen der not, schmerzlichen klagen und bitten begegnen. In dem sonnet nr. 29 bittet er Jesus um abwendung der durch den krieg verursachten hungersnot; die gleiche bitte spricht er in dem folgenden gedicht aus. In dem liede nr. 43 fleht er Jesus um schutz in der schlacht an für die, die ihm anhängen. Und in zwei gedichten aus dem jahre 1646 und 49 (zugabe nr. 6 und 8) hat er seiner freude über die almähliche besserung der zustände und die endliche erlangung des friedens ausdruck gegeben.

Von der günstigen seite, von welcher Mitternacht sich im wesentlichen doch in diesen liedern zeigt, lernt man ihn aus einem sechs jahre später entstandenen gelegenheitsgedicht eben nicht kennen. Diese „lob- und wünsch-gedanken"[1], die zur feier des fünfundzwanzigsten geburtstages des fürsten Heinrichs X. von Reuss verfasst sind, stellen sich als ein ziemlich trockenes machwerk dar, das sich durch nichts von dem gewöhnlichen banalen stil der gelegenheitspoesie des siebzehnten jahrhunderts unterscheidet.

Indessen so lohnend es auch ist, Mitternacht als lyrischen dichter kennen zu lernen, ein weit grösseres interesse flöst er uns doch durch seine dramatischen schöpfungen ein. Mitternacht ist erst durch sein amt zur dramatischen dichtung angeregt worden. In der ordnung der schule, deren leitung er übernahm, war vorgeschrieben, dass der rektor in jedem jahre mit seinen schülern eine theatralische aufführung halten solte. Und wenn auch die ausführung dieser vorschrift unter dem elend des krieges lange zeit unterblieben war, so erkante der trefliche pädagoge doch, welchen wert ihre befolgung für die belebung des unterrichtes gewinnen könte. Deshalb begann Mitternacht bereits ein jahr nach seinem amtsantritt wider in der schule dramatische aufführungen zu veranstalten. Wenn wir von der darstellung der „materia von dem Päbstischen Fasten" — wahrscheinlich ein stück mit starker antipäbstlicher tendenz —, dem concilium Deorum ac Dearum de statu Germaniae deliberantium — offenbar ein rückblick auf den krieg,

eine anzahl von umdichtungen zusammenstelt. Zwei weitere geistliche parodien siehe Blätter f. hymnologie, 1889, s. 23.

1) Den nach der bekannten anordnung der gelegenheitsgedichte des 17. jahrhunderts sehr ausgedehnten titel widerzugeben, schien mir unnötig. Exemplar in Göttingen, Poet. Germ. 1719.

eine betrachtung über die wunden, die er Deutschland geschlagen, vielleicht mit einem hofnungsvollen ausblick auf die zukunft —, der geschichte der stiftung des gymnasiums zu Gera und dem „philosophischen gedicht von den tugenden und lastern", wovon wir uns keine deutliche vorstellung zu machen im stande sind, absehen, so begegnen wir in diesen schulkomödien[1] durchweg stoffen, die im drama des 16. und beginnenden 17. jahrhunderts vielfach behandelt worden sind. Die „reformation der kirchen durch Lutherum geschehen" erinnert uns an die stücke zur hundertjährigen jubelfeier der reformation, unter denen Kielmanns Tetzelocramia so bedeutsam hervorragt. Unter den biblischen stücken finden wir ausser den noch gleich zu besprechenden: Judith, Isaacs geburt (Abraham) und Tobias; novellistische stoffe behandeln die bereits von Frischlin dramatisierte geschichte von Hildegard, Karls des gr. gemahlin, und Griseldis, der im 16. jahrhundert u. a. durch Hans Sachs, Mauricius und Pondo eine dramatisierung zu teil geworden war. Die reichhaltige samlung von programmen Mitternachts, seiner kollegen und nachfolger, welche die Geraer gymnasialbibliothek besizt, bietet uns einige inhaltsangaben der von Mitternacht veranstalteten aufführungen, die uns eine ungefähre vorstellung von diesen stücken gewähren.

Von den biblischen komödien liegen vier inhaltsangaben vor. Die erste, im jahre 1650 aufgeführte, behandelt die geburt Jesu. Das stück muss sich nach dem lateinischen berichte recht seltsam ausgenommen haben; denn in seinem bestreben, die aufführung so viel als möglich für seine schulzwecke auszunützen, gieng Mitternacht so weit, ein wunderliches sprachgemenge eintreten zu lassen, indem er die juden hebräisch, die griechen griechisch reden liess und auch die lateinische und deutsche sprache gelegentlich verwendete. So weit man aus der inhaltsangabe schliessen kann, war in diesem stücke die dramatische form noch nicht streng durchgeführt, sondern manches wurde ohne weiteres erzählt. Zuerst traten die patriarchen und propheten auf und beklagten in hebräischer sprache das elend des menschlichen geschlechtes, indem sie zugleich ihre hofnung auf die baldige ankunft des messias aussprachen; ihnen gibt gott aus dem feuer einen günstigen, ihren wünschen erfüllung verheissenden bescheid, ebenfals in

1) Die titel der von ihm in der schule aufgeführten stücke verzeichnet Mitternacht selbst in den widmungsworten des Vnglückseligen Soldaten und vorwitzigen Barbierers, iij b f., wo er sich auch für den nutzen theatralischer vorstellungen auf Luthers bekante und verbreitete äusserung beruft.

hebräischer sprache. Damit auch die deutsche sprache nicht fehle[1], folgt ein zwischenspiel, in welchem Pamphilus, Thraso und Philumena betrachtungen über die menschen anstellen, die an den hohen festen in prachtvoller kleidung erscheinen und einen glaubenseifer an den tag zu legen sich bemühen, den sie tatsächlich doch nicht besitzen. Hierauf folgt die eigentliche geburtsgeschichte von Gabriels verkündigung bis zum erscheinen des engels bei den hirten. Dann unterhält sich ein priester von Delphi mit einem bauer über den verfall des orakels, worauf auch noch Apollo selbst erscheint und sich heftig darüber beklagt, dass ihm durch einen hebräischen knaben der mund verstopft werde. Die wunder bei der geburt Christi, die uns von vier jünglingen in lateinischer sprache erzählt werden, sind unterdessen auch nach Rom gedrungen, und kaiser Augustus erbittet sich über diese wunder und deren bedeutung aufklärung bei der Sibylla, die ihm den rat gibt, dem erstgeborenen Gottes einen altar aufstellen zu lassen.

Das zweite, 1652 aufgeführte stück: Illustratio vaticinii Jacobaei, quod Genes. XLIX. v. 10. habetur, scheint von Harsdörffers gesprächsspielen beeinflusst worden zu sein, deren einfluss auf Mitternachts dramatische produktion wir auch sonst verfolgen können. Das stück ist eigentlich noch weniger ein wirkliches drama als das vorhergehende. Ein fürst hört mit seinen hofleuten einem gespräch seiner geistlichen zu, in welchem über die weissagung Jakobs gesprochen und die falschen auslegungen der juden und einzelner katholischer schriftsteller bekämpft werden. Der fürst verfolgt das gespräch mit solchem anteil, dass er sich auch nicht stören lässt, als ihm ein sekretär die nachricht überbringt, ein verwanter von ihm sei angekommen und wünsche sogleich mit ihm zu sprechen. Erst nachdem das gespräch beendet ist, verlässt er unter danksagung das haus.

Während das 1652 aufgeführte drama: Magorum historia, soweit sich aus der inhaltsangabe ersehen lässt, nur eine trockene schulübung in der hebräischen und griechischen sprache war und keine ansätze zur selbständigen ausgestaltung des stoffes zeigt, ist das 1657 gespielte stück: de cruento Herodis infanticidio wider selbständiger gearbeitet. Hier erscheinen zuerst die vier magier — Mitternacht hatte bereits in dem soeben erwähnten stück die vier weisen aus dem morgenlande auftreten und mitten im stück durch einen schüler die katholische ansicht von der dreizahl der weisen oder könige bekämpfen lassen — und

1) Mitternacht sagt hierüber in dem programm, welches die inhaltsangabe enthält: Nam et huic linguae suus non deest decor, et adsuefaciendi sunt etiam paulatim inferiores, et primis coloribus imbuendi.

rüsten sich zu der heimfahrt. Hierauf tritt ein kaufmann aus Betlehem auf, der einen lobspruch auf Betlehem vorträgt, und zwar lateinisch, da er häufig in Rom gewesen ist; während die weisen griechisch sprechen. Es folgt ein gespräch zwischen Herodes und seinem rat; jener klagt über die nichtigkeit der menschlichen anschläge und über die treulosigkeit der weisen und fragt, wie sich wol der neugeborene judenkönig werde beseitigen lassen. Der rat sucht ihn zu beruhigen und ihm die furcht vor dem leeren gerücht auszureden. Ein gespräch Josephs mit Maria und das geheiss des engels an beide, mit dem kinde nach Ägypten zu ziehen, schliessen den akt, nachdem vorher noch ein studiosus der theologie mit einem theologen einige fragen über die engel erörtert hat. Der zweite akt führt uns zunächst Simeon und Hanna in freudigem gespräche über die endliche geburt des erlösers vor. Sie werden von einem edlen aus der umgebung des Herodes belauscht; dieser berichtet den inhalt ihrer unterredung dem Herodes und entflamt diesen dadurch zur wut. Sodann werden uns Joseph und Maria, einander gegenseitig tröstend, auf der flucht gezeigt, und nachdem das stück wider durch ein zwischen vier personen geführtes theologisches gespräch über die flucht nach Ägypten unterbrochen ist, wird der akt mit einer auseinandersetzung zwischen Herodes und seinem rat geschlossen, der, da er die unmöglichkeit einsieht, den Herodes zu beruhigen, sich ihm endlich fügt. Im dritten akt erscheint zuerst die Conscientia, die dem Herodes seine vielen morde vorhält. Die Tyrannis dagegen bestärkt den Herodes in seinem vorhaben. Ein sekretär Thrasybulus überbringt dem Herodes das dekret, welches den kindermord befiehlt, zur unterschrift, worauf Herodes durch einen diener zwei centurionen herbeirufen lässt, um diesen die ausführung zu übertragen. Mit einer klage der Conscientia über ihr loos schliesst der akt. Die beiden hauptleute erscheinen am anfang des vierten aktes; der eine erklärt sich zu dem kindermorde bereit, der andre verweigert seine mithilfe. Hierauf wird uns nun in einer reihe von scenen der kindermord vorgeführt: drei frauen, die die soldaten flehentlich um das leben ihrer kinder bitten, aber von ihnen verhöhnt und ihrer kinder beraubt werden; eine frau, die ihrem manne jammernd die ermordung ihres kindes erzählt, worauf dieser in der verzweiflung dem soldaten mit gezücktem schwert entgegentritt und von diesem getötet wird. Auch die klagen des älteren sohnes über den tod des vaters bleiben uns ebenso wenig erspart wie die freude, die der entmenschte soldat bei der erinnerung an den kindermord äussert. — Im fünften akt hören wir zunächst wider klagen über das elend; dann wird Herodes vor-

geführt, gequält von den geistern derer, die er gemordet, und unter denen Mariamne zuerst erscheint. Auch Conscientia und die schatten der gemordeten kinder beängstigen ihn; hierauf erscheinen auch noch die drei furien, und vergeblich bittet Herodes seine höflinge und soldaten, diese zu verscheuchen. Nachdem dann noch Maria und Joseph die güte Gottes gepriesen haben, der sie so wunderbar behütet, berichtet Fama das traurige ende des tyrannen.

Um seines stoffes willen noch interessanter ist das Celeberrimi pictoris Apellis fatum (aufgeführt 1655), die dramatisierung der bekanten erzählung von der verleumdung des Apelles durch einen nebenbuhler — eine fabel, welche schon der vortrefliche Micyllus während seines Frankfurter rektorats (1531) dramatisch behandelt hat, um, da er wie der griechische maler von einem nebenbuhler verdächtigt worden war, in dem schicksal des Apelles sein eignes abzuspiegeln. In Mitternachts stück tritt zuerst der maler Antiphilus auf und beklagt sich über die verachtung, der er anheim gefallen; Invidia erfült dann sein herz noch mit immer heftigerem hass gegen Apelles; Calumnia gibt ihm rat; trug und hinterlist treten ebenfals auf und gewähren ihm waffen, Audacia endlich reizt ihn zur tat und erweckt die nötige unverschämtheit in ihm. Im zweiten akt wird dem könig Ptolemäus nachricht von einem aufstand gegeben, der in Syrien durch Theodota entstanden ist und viele anhänger gefunden hat. Nachdem der könig die üblichen klagen über das schwere loos der könige und die vielen gefahren, denen sie ausgesezt seien, vorgetragen und sich mit seinen räten beraten hat, lässt er durch einen herold dem einen hohen preis bieten, der ihm mitschuldige des empörers angebe. Im dritten akt erscheint nun Antiphilus und nent den Apelles als mitverschwörer; in der umgebung des königs stimt man für einen schnellen tod des Apelles. Dieser, durch Fama von dem, was ihm droht, benachrichtigt, bejammert das schwere schicksal, das ihn trotz seiner unschuld getroffen, und wird deshalb von Calumnia verspottet. Am anfange des dritten aktes treten wider drei allegorische personen: Innocentia, Justitia und Conscientia auf, diese tröstend, jene sich über das unrecht beklagend, das dem Apelles angetan. Dann erscheint des Apelles söhnchen vor Ptolemäus, fält vor ihm nieder und fleht um gnade für seinen vater; da es beim könige nichts erreicht, wendet es sich mit seiner bitte an den kanzler. Dieser bestimt, dass die sache von einem gerechten richter untersucht werden soll. Jedoch dieser wird von den ränken des durch trug und list unterstüzten Antiphilus so bestrickt, dass er den Apelles für schuldig erklärt und ihn zum tode verurteilt. Im

fünften akt endlich erfolgt die befreiung: der kanzler befragt die gefangenen, ob Apelles zu ihnen gehört habe; sie sagen für ihn aus, und so spricht der könig den Apelles los und übergibt ihm den Antiphilus als sklaven.

So weit man aus den inhaltsangaben einen schluss ziehen kann, wird das drama vom betlehemitischen kindermord die stärkste wirkung ausgeübt haben. Namentlich die scene, in der Herodes von den schatten der von ihm gemordeten geängstigt wird und vergeblich den furien zu entrinnen sucht, scheint, wenn wir uns ähnliche situationen aus den beiden deutschen stücken vergegenwärtigen, gross angelegt gewesen zu sein. Freilich ein künstlerischer eindruck konte mit diesen stücken, so stark auch das eingesezte dramatische talent des verfassers war, kaum erzielt werden: eine wirkliche entfaltung der handlung, eine anpassung des ausdrucks an die darzustellende situation war durch das seltsame sprachgemenge sehr erschwert, welches selbstverständlich in der sprache viel schablonen- und phrasenhaftes herbeiführen muste.

Daher lernen wir die eigentliche kraft des dramatikers erst aus den beiden deutschen dramen kennen. Jedesfals aber sind für die entwicklung des dichters diese schulkomödien nicht zu unterschätzen: sie haben ihm zweifellos eine gewisse theatralische gewantheit, eine bedeutendere sicherheit in der handhabung der form gegeben. Im aufbau ähneln denn nun auch diese vielsprachigen schulkomödien den deutschen dramen volständig, wie wir noch sehen werden, wenn wir uns von der art der bühneneinrichtung, die seine stücke voraussetzen, eine vorstellung zu machen suchen. Auch andre züge, wie das auftreten der gleichen allegorischen figuren, die neigung zum ausmalen leidenschaftlich bewegter und rührender scenen finden wir in den deutschen stücken wider; ja einzelne scenen der deutschen dramen scheinen in diesen stücken gewissermassen schon im keim enthalten zu sein, so z. b. die scene, in der die kinder des barbiers den richter um gnade für ihren vater anflehen (s. u. s. 525 fg.), in dem gleichen oben s. 51[illegible] angeführten vorgang aus dem Apelles. Ebenso muten uns andre scenen wie vorstudien zu ähnlichen auftritten in den deutschen stücken an. Dass der gleiche reichtum an personen hier wie dort vorhanden ist selbstverständlich und erklärt sich ebenso wie später bei Christian Weise aus dem wunsche, möglichst viele schüler an der aufführung teilnehmen zu lassen.

Bevor wir uns indessen den deutschen dramen Mitternachts selbst zuwenden, sei ein kurzer ausblick auf die nachwirkung gestattet, die

sein eifer für schulaufführungen in Gera ausübte. So führte rektor Köber, Mitternachts nachfolger, mehrfach eine komödie zum lobe des alten Griechenlands auf, mit benutzung des Cornelius Nepos. In dieser wird im ersten akt Jupiter vorgeführt, den die Providentia divina auffordert, Griechenland aus seinem jetzigen zustande zu befreien, worauf dann Griechenland, gefesselt von der Barbaries (in der inhaltsangabe der späteren aufführung ist es der Türke selbst: vinculis Turci constricta) erscheint und ihr trauriges schicksal beklagt. Im zweiten akt erscheint dann Jupiter auf der erde mit Graecia und Attica, und er lässt durch Mercurius götter, helden, totenrichter, geschichtsschreiber und viele allegorische figuren herbeirufen, welche entweder das los Griechenlands verkünden oder dieses durch ihr zeugnis bekräftigen müssen. Man sieht: es ist eigentlich mehr ein redeakt als ein wirkliches drama; nur im fünften akt komt durch die klagen der aus der unterwelt heraufbeschworenen Athener Themistokles, Aristides und Cimon über die ungerechtigkeit ihrer ehemaligen verbannung aus dem vaterlande ein neues motiv in die handlung. Überhaupt nehmen sich diese stücke, ebenso wie die, welche Mitternachts kollegen noch während seiner amtszeit aufführten (wie die vom conrektor Berger 1657 zur darstellung gebrachte vergilische tragödie: Aeneas und Lavinia) Mitternachts stücken gegenüber recht kahl und dürftig aus, so dass man aus dieser vergleichung erst erkent, mit wie grossem theatralischen geschick Mitternacht seine aufgabe angriff.

Grösseres interesse bringen wir von diesen späteren schulkomödien in Gera nur einer entgegen, nämlich der vom rektor Köber 1669 veranstalteten aufführung, die ähnlich wie Mitternachts deutsche stücke auf dem rathause zur feier des landtagsschlusses statfand. Das stück verdient um deswillen beachtung, weil es eine neue bearbeitung von Corneilles Polyeuct ist, und deshalb möge hier die inhaltsangabe, die sich erhalten hat, mit auslassung der namen der darsteller widergegeben werden. Corneilles name selbst ist freilich in dem drucke nicht erwähnt, wie denn auch in demselben nirgends vermerkt wird, dass das stück nach einem fremden vorbilde gedichtet ist. (Es sind 4 blätter in 4°; auf die beschreibung des ausführlichen titelblattes kann wol verzichtet werden). Das offenbar in deutscher sprache geschriebene stück führte den titel: „Der Christen Marter-Krohn und Ehren-Thron.“ Nach den üblichen worten des Prologus, des Argumentator generalis und des Admonitor folgt zunächst in der ersten abhandlung der „Argumentator specialis“, den inhalt der gantzen ersten handlung mit kurzen worten erzehlend: Im I. auftritte dancket Antonius, ein einsie-

del Gott vor friede und ruhe, so er bisher seiner kirchen verliehen. Im II. auftritt praesentirt sich Szaramuza als ein unwissender und in christlicher religion unerfahrener bauern-junge, welchen der einsiedel mit sich nimt, und in der erkäntnus Gottes unterrichtet. Im III. tritt ein der kaiserliche herold und eröfnet aus des kaysers Decii ernstliches edict, die verfolgung der christen betreffend. Im IV. tut Szaramuza dem einsiedel sein erlerntes glaubens-bekäntnüs. Im V. discurriren Polyeuctus das haupt des adels in Armenien und Majoranus ein rat des fürsten in Armenien von dem kayserlichen befehl, und improbiren denselben, als heimliche Christen. Im VI. erkläret sich Felix, ein Fürst in Armenien dem kayserlichen befehl treulichst nachzukommen, welches ihm, wie wol vergeblich, Polyeuct widerratet. Im VII. erzählt Scaramuza, was er in der stadt von der christen verfolgung gehört, und gehet hin, solches seinem alten einsiedel zu erzählen. Im VIII. kömt Polieuct und Nearcus, ein afrikanischer landesfürst, vor diesmal ein mitglied des hohen rats in Armenien, und erinnern einander ihres christentums und der beständigkeit, bey demselben zu verharren. Im IX. stellt sich ein Felix mit seinen räten, so da sind Polyeuct, Majoran, Seleucus, Nicander, Brutus und Aurelius, teils Römer, teils Persianer; vor sie werden gebracht, und zum tode verurteilet zween persianische christen, sonst vornehme reichsvasallen. Im X. klagt Scaramuza über den todes-fall seines frommen einsiedlers. Im XI. begegnen Polyeuct und Nearc der Paulinae und Stratonicae, und eilen von diesen hinweg. Daher Paulina, des fürsten tochter und vertraute des Polyeucti, im XII. eintritt über Polyeuct klagt, Scaramuza aber um die Camillam freyet, und repuls bekömt. Im XIII. bittet Paulina bey ihrem vater, dem fürsten Felici, umb gnade vor die gefangenen christen, bekömt aber abschlägliche antwort, weil er sich vor des Severi, eines römischen ritters und des kaysers geheimdesten freundes ankunfft, so ihm Albin, ein römischer kriegsbedienter in Armenien, ankündiget, gar hefftig fürchtet, in sorgen stehende, Sever möchte vom römischen kayser abgeordnet seyn, uff Felicis beginnen wider die christen achtung zu geben. Im XIV. agirt Scaramuza und Pantalon und gibt jener bey dieser seyner tochter Freyens vor. Im XV. fallen Severus und Fabian nider uff die knie, und dancken den Göttern vor verliehenes glück zur reise. Im XVI. kömt Albin und mit ihm Seleucus, Brutus, Nicander, Aurel, Majoran und Scaramuza, Severum zu beneventiren. Im XVII. reden Severus und Fabian, beyde römische ritter und vertraute freunde, von der Paulinen vermählung an den Polyeuct. Denn die Paulinam hatte hiebevor Severus zu Rom geliebet,

kam auch nunmehro, sie ihme zur gemahlin zu begehren, und, damit solches desto heimlicher möchte zugehen, gab er vor, er hätte den göttern in Armenien ein grosses opfer zu tun, und das sei die ursache seiner ankunfft von Rom. Im XVIII. kommen zu diesen beyden rittern Paulina und Stratonice, so denn Severus die unglückseligkeit seiner liebe beklagt. Scaramuza menget sich hiermit ein und agiert. Im XIX. tröstet Polyeuctus die Paulinam, dass sie sich vor Sever nicht zu fürchten, noch etwas böses zu befahren habe. Im XX. berufft Cleon, hauptmann über die leib-wache, den Polyeuct im tempel zum opffer, uff des fürsten befehl. Im XXI. Polyeuct sich stellend, als wolte er dahin gehen, wird von Nearc seines christenthumbs scharff erinnert: Daher sie beyde beschliessen zu öffentlicher bekäntnus ihres glaubens, den öffentlichen angestelten götzen-dienst zu zerstören .... Zu der andern abhandlung wird einen anfang machen Argumentator II. Im I. eintritt aber agiert Pantalon und Scaramuza, da jener diesen als einen christen höhnisch hält, dieser aber jenes heidnische götzen verlacht. Im II. auguriert ein heidnischer wahrsag-priester, wie treulich die götter in zukunfft ihre religion beschützen würden. Im III. agiert Scaramuza. Im IV. steht der hohepriester vor Jupiters altar mit dem räucher-fass, der opffer-priester beym opffer und verrichten nebenst dem wahrsag-priester ihren götzendienst. In welchem sich auch befindet fürst Felix mit fünff räten, wie auch Stratonice. Zu ihnen kommen im V. eintritt Polyeuct, und Nearc, ihnen den schändlichen götzendienst verweisende, die anwesenden verjagende, die bilder stürmende. Im VI. kömt Albin mit der wache und nehmen Polyeuct und Nearc gefangen. Im VII. lässt fürst Felix seinen zorn und unwillen wider die missetäter hören. Im VIII. erzählt Stratonice der Paulinen, was im tempel vorgegangen, worüber diese gar sehr bestürzt wird. Im IX. praesentiert sich das gefängnis mit den gefangenen Polyeuct, Nearc, obgedachten 2 Persianern und Scaramuza. Im X. kömt Albin vors gefängnis mit der wache, und holt Nearcum vors hohe gerichte ab. Im XI. bringt Albin den gefangenen, Felix und seine räte verdammen Nearc zum tote, und befehlen, dass ihm das hertz solle aus dem leibe gerissen werden. Im XII. tröstet Majoran die Paulinam, berichtend, dass Polyeuct noch lebe, und dass er sich wolle angelegen seyn lassen, ihn vom tode zu erretten. Im XIII. wehklagt Paulina über den elenden zustand ihres liebsten Polyeucts, wird aber von Stratonice getröstet. Im XIV. werden die beyden Persianischen christen im feuer geschmäuchet. Im XV. wird Nearcus nach gefältem urteil justificiert, d. siehet . diesem handel Polyeuct mit hertzhafftigkeit zu. Im XVI.

wehklagt die christen-unschuld, ein engel aber tröstet sie. Im XVII. berichtet Cleon den Felicem, wie die hinrichtung des Nearci abgelauffen. Im XVIII. fält Paulina ihrem herrn vatter zu fusse, vor ihren breutigam, Polyeuct, umb gnade bittende, aber Felix will sich darzu nicht beqvemen. Im XIX. erzehlt gleicher massen Albin, was bey justificierung des Nearci vorgelauffen, und bittet zugleich um des Polyeucts erledigung, erlanget aber nichts .... Und hierauf wird geschritten zur dritten und lezten abhandlung. Den inhalt derselben erzehlet Argumentator III. Und darauff in dem I. eintritt erscheint des ertöteten Nearci geist mit einer krohnen und palmenzweige dem Polyeuct, so uff einem stule sitzet und schläfft. Im II. eintritt erscheinet ihm die ewigkeit im schlaffe, ihn mit betrachtung der ewigkeit auffrichtende. Im III. praesentiert sich Cleon mit der wache vor dem gefängnis, Polyeuct begehrt mit seiner Paulina noch nicht zu reden. Im IV. erklärt sich Polyeuct zur beständigkeit in seiner christlichen religion. Inzwischen kömt im V. eintritt Paulina zu ihrem Polyeuct, weil sie ihn aber durchaus uff keinerley weise von dem christenthumb abwendig machen kann, gehet sie endlich in unmuth darvon. Im VI. imploriert Paulina den Sever, er wolle ihr doch zu liebe und gefallen ihren Polyeuct vom tode erretten, worzu er sich auch erklärt, iedoch dass ihm solches Fabian, nach der princessin hinwegscheiden, eiferichst widerräthet, wiewohl Sever uff seiner gefassten meinung bleibt, und die gethane verheissung in der that zu leisten gedenket. In dem VII. kömt fürst Felix mit einem mohr, sezt sich an einen tisch, und nachdem er den mohr von sich gelassen, und schreiben will, schlummert er darüber ein. Darauff erscheinet das Fatum und erinnert den fürsten im traume, wie vergeblich sein beginnen sey wieder den rathschluss gottes. Und so Felix hier auff erwachet, und von neuem das blut-urtheil wieder seinen eydam den Polyeuct unterschreiben will, kömt Nearci geist, leschet ihme das liecht aus, rüttelt an dem tisch und nimt ihm das pappier aus der hand, und fleucht darvon[1]; worüber Felix zwar bestürtzt wird, doch aber bey seiner meinung wieder den Polyeuct zu verharren gedenkt. Im VIII. tritt Severus ein, den fürsten zu bereden, dass er Polyeuct möchte das leben schencken, aber Felix, als der ihm nicht trauete, will sich nicht bereden lassen. Im IX. hält Felix rath wieder Polyeuct, welcher sich auch als einen gefangenen im X. vor dem hohen rath darstellig macht: wird zum

1) Derartige situationen kommen im drama des siebzehnten jahrhunderts sehr häufig vor, man vgl. z. b. den ganz ähnlichen vorgang in Beckhs: Polinte oder die klägliche hochzeit; vgl. Vierteljahrsschrift f. litteraturgeschichte V, 372.

todte verurtheilt. Im XI. wird Polyeuct zur richtstätte hinaus geführt. Pauline eilt ihm nach, bekennet sich öffentlich zum christenthumb, und kniet nieder, mit bitte, man wolle ihr doch noch eher, als ihrem Polyeuct den kopff nehmen. Über dieser wunderlichen geschicht wird alles perplex, und werden die gefangenen uff des fürsten befehl, bis uff fernere anordnung zurücke geführt. Fürst Felix wird durch so wunderseltzame begebenheiten hefftig consternirt, und zugleich in seinem hertzen kräfftiglich gerührt, dass er sich zum christlichen glauben zu bekennen nicht wenig geneigt ist, und solches wird er bekennen im XII. eintritt. Im XIII. wird er rath halten und deliberiren, ob es nicht rathsam, dass man sich zur christen-religion wende. Und nach dem allerley discurrirt worden, erklärt er sich mit den räthen dahin, dass sie mit dem gantzen lande christen wollen werden. Im XIV. werden die heydnischen priester aus dem lande gejagt. Im XV. und letzten wird Gott vor die bekehrung zur göttlichen warheit von Felice, Polyeuct und Paulina gedancket, sie auch werden von einem engel zur beständigkeit im glauben angemahnet. Und also wird frölich, was sich so traurig und jämmerlich anliess, beschlossen ....

Diese bearbeitung darf gewiss interesse für sich in anspruch nehmen. Wir erhalten keine sich genau an das original anschliessende übersetzung, wie sie vom Polyeukt drei jahre vor Köbers stück Tobias Fleischer in seinen „Erstlingen von Tragoedien, Helden-Reimen vnd anderen Tichtereyen (1666. Exemplar in Berlin; vgl. Goedeke, III², 222 und die freilich nicht zureichenden mitteilungen in Schnorrs archiv f. l. III, 249 fgg.) gegeben hatte, sondern eine auseinandergezogene und mit vielen zutaten verbrämte überarbeitung. Tatsachen, die Corneille erzählt, werden auf der bühne selbst dargestelt, namentlich dann, wenn sie gelegenheit zu pomphaften scenen geben. Die scene im tempel, die bei Corneille nur berichtet wird, führt der verfasser unmittelbar vor, ebenso die hinrichtung des Nearch; wodurch allerdings der übelstand entsteht, dass das, was wir eben auf der bühne haben vorgehen sehen, nachher noch zweimal erzählt wird.

Ein teil dieser änderungen, wie die einfügung der komischen personen und des einsiedlers rührt offenbar von Köber selbst her; die wesentlichsten zusätze dagegen berühren sich so mit einer in dem gleichen jahre erschienenen bearbeitung des Polyeukt, dass ein zusammenhang nicht in abrede gestellt werden kann. Es ist der „Polyeuctus oder Christlicher Märtyrer“ von Christophorus Kormart (1669; exemplar in Berlin Xv 3590; Analyse in Gottscheds Beyträgen zur critischen historie der deutschen sprache und beredsamkeit, VI, 385 fgg.),

bekant namentlich durch die, freilich so wie sie überliefert wird, unglaubwürdige nachricht, dass in diesem von studenten dargestelten stück Veltheim zuerst aufgetreten und infolge dieser aufführung neigung zum theater gewonnen haben soll. Die umarbeitung Kormarts zeigt in ihren steifen gedrechselten prosaischen reden, den unerträglichen reimereien, die hie und da neben der prosa auftauchen, namentlich aber in den von Köber zum teil entlehnten „eigenen erfindungen" einen sehr schlechten geschmack. Dieses stück muss bald nach seiner drucklegung Köber zugekommen sein, denn die wesentlichsten veränderungen sind aus ihm entnommen, sowol die kleineren wie der dialog zwischen Severus und Fabian nach ihrer seereise (Köber I, 17. Kormart II, 1), die einfügung der um ihres christentums angeklagten Perser (Köber I. 9. II, 14. Kormart I, 2. III, 9), als die vorführung der scene im tempel und die geistererscheinungen des Nearch (die scene III, 7 bei Köber ist genau Kormart IV, 11 nachgebildet). Die von Kormart verwendeten mythologischen und allegorischen figuren sind von Köber fortgelassen; doch werden bei Köber gelegentlich andere allegorische gestalten verwendet. Dagegen ist die rettung Polyeukts am schluss Köbers eigentum; der schluss Kormarts schliesst sich im wesentlichen an Corneille an. —

Die beiden deutschen dramen Mitternachts, denen wir uns jezt zuwenden, können eigentlich nicht durchweg als schulkomödien betrachtet werden. Sie wurden zwar von schülern, aber nicht in der schule, sondern öffentlich auf dem rathaus dargestelt, und zwar das eine zur feier des landtagsschlusses, das andre, um die tätigkeit Mitternachts als rektor bei seinem weggange nach Greiz würdig abzuschliessen. Wenn nun aber auch diese Art der entstehung dem autor mehr freiheit sowol in der wahl des stoffes als in der ausführung des einzelnen gab, so lässt sich doch, wie bereits oben hervorgehoben ist, nirgends der zusammenhang mit den eigentlichen schulkomödien verkennen. — Mitternacht hat auf die ausarbeitung der dramen grosse sorgfalt gewant. Er wendet sich daher aufs schärfste gegen die stücke der fahrenden englischen und deutschen komödianten und die nach seiner ansicht in diesen dramen herschenden regellosigkeiten und unsitten. „Zwar die Engelländer", lässt er den Prologus zu seinem Vnglückseligen soldaten und Vorwitzigen barbierer sagen[1], „und andere im lande herumbstreichende comoedianten, als welche entweder gar nichts, oder nicht viel

1) Ein teil der stelle ist schon angeführt worden von C. Reuling, die komische figur in den wichtigsten deutschen dramen bis zum ende des XVII. jahrhunderts. 1890. S. 131.

besonders studiret haben, sind hierumb wenig bekümmert, wie aus denen Engelländischen comoedien, so in zweyen voluminibus zusammengedrückt, satsam zu ersehen stehet, als in welchen fast nicht eine einige zu befinden, die nach den vorgeschriebenen legibus und praeceptis durchgängig eingerichtet wäre; und pflegen doch nichts desto weniger solche comoedianten hin und wieder beliebet und gelobet zu werden, alldieweil sie, was ihren comoedien ermangelt, theils durch kleider-pracht, theils durch einen geübten und kurtzweiligen Jean putagen ersetzen, und sich getrösten, dass unter viel hundert Spectatoribus oder zuschauern offt kaum einer sey, der da, was zu einem solchen wercke gehöret, gründlich verstehe, und consequenter davon judiciren könne, sondern die meisten Spectatores mit hindansetzung des hauptwerkes sich an den possen, und gemeiniglich groben zoten belustigen". (A 2 a.) — Namentlich darauf hat Mitternacht grosse mühe verwendet, jeden die sprache sprechen zu lassen, die seinem bildungsgrade entspricht, „sintemahl am hellen tage lieget, dass anders ein vornehmer potentat, anders ein gelehrter mann, anders ein bescheidener bürger, anders ein knecht oder magd, anders eine manns- und anders eine weibs-person, anders ein erwachsener mensch, und anders ein kind zu reden pflege". (a. a. 6. Iiij b.) Für die berechtigung dieses strebens nach natürlichkeit des ausdrucks und abstufung der sprache nach herkunft und bildung der einzelnen personen beruft er sich auf Plautus, während Terenz alle figuren in der gleichen eleganten sprache reden lasse.

In seinem trauerspiel: Der unglückselige soldat vnd vorwitzige barbirer[1] ergriff Mitternacht ein ereignis zur dramatischen behandlung, welches unmittelbar vorher geschehen war. Die schauererzählung, die durch fliegende blätter in Deutschland verbreitet wurde, kam dem erfahrenen pädagogen offenbar recht gelegen, denn sie eignete sich vorzüglich zur einschärfung einzelner cardinalsätze, die der jugend einzuprägen waren. Zunächst predigte die geschichte laut und vernehmlich den gehorsam gegen eltern und lehrer, und Mitternacht unterliess es nicht, das bereits im stoffe liegende motiv noch deutlicher herauszuarbeiten. Das drama zeigte an einem erschütternden beispiele, wie es einem jüngling ergieng, der sich durch ungehorsam, trotz und undankbarkeit an seinen eltern vergangen hatte. Aber noch nach einer andern

1) 1662. Goedeke III², 221. Gottsched, Nöthiger vorrath I, 225 hat das stück irtümlicher weise unter das jahr 1670 gestelt. Daraus ist denn die vorstellung entstanden, als ob das stück noch einmal in späterer auflage erschienen wäre; tatsächlich existiert aber keine ausgabe von 1670.

richtung hin war die geschichte für den erzieher auszubeuten. Nach dem entsetzlichen kriege waren noch nicht anderthalb jahrzehnte verflossen; der schwedisch-polnische krieg war soeben verübergegangen, und die neigungen der jünglinge, an dem wilden kriegstreiben teilzunehmen, das ihnen befreiung von jeder fessel verhiess und ruhm, ehre und reiche beute vorspiegelte, werden zwar nicht mehr ebenso stark gewesen sein wie im dreissigjährigen kriege, waren aber noch immer keineswegs verschwunden. Da galt es, warnende beispiele vorzuführen, welche davon zeugnis ablegten, wie trügerisch die von der phantasie vorgespiegelten träume seien und wie anstatt ruhm und reichtum nur mühsal, beschwerden und ein siecher oder verstümmelter körper dort zu holen wären; es galt, die abneigung vor den studien und die abenteuerlust zu bekämpfen. Diese pädagogischen tendenzen beherschten Mitternacht, als er an die dramatisierung der geschichte gieng, deren inhalt kurz folgender ist:

Musophilus, ein kaufmann von Trient, hat einen sohn Ariophilus, den er sorgfältig hat unterrichten lassen, da er ihn später in einem hohen amte zu sehen wünscht. Des sohnes gedanken aber sind nur auf den krieg gerichtet; und als sein vater ihn auf eine universität senden will, komt der zwiespalt in beider anschauungen zum ausdruck. Ariophilus lässt sich anwerben; er verlangt von seinem vater ungestüm das mütterliche erbteil und zieht, nachdem er es erhalten, von dannen in der stolzen hofnung, bald zu den höchsten militärischen ehren emporzusteigen. Aber um sein geld betrügen ihn die andern soldaten; anstatt der erwarteten ehren lernt er nur die mühseligkeiten und plackereien seines neuen standes kennen, auch schläge werden ihm nicht erspart. Da desertiert er, wird verfolgt und sucht bei einem berühmten arzt (barbier) in Padua zuflucht. Der arzt nimt ihn scheinbar freundlich auf, gedenkt ihn aber zur ausführung eines entsetzlichen planes zu gebrauchen. Schon längst hatte er nämlich den wunsch gehabt, einem lebendigen menschen die brust aufzuschneiden, um die bewegung des herzens zu beobachten. Er hatte schon vordem versucht, diesem wunsch auf gesetzliche weise zu genügen, indem er den paduanischen gerichtshof ersucht hatte, ihm zu diesem zwecke einen zum tode verurteilten verbrecher zu überliefern. Damals war er abgewiesen worden. Darum komt ihm jezt der landflüchtige soldat sehr gelegen. Er nimt seinen gehülfen einen eid ab, dass sie über alles schweigen wollen; hierauf wird das grausige werk vor den augen der zuschauer volzogen, und Ariophilus stirbt einen entsetzlichen tod. Aber trotz der furchtbaren eide bleibt die tat doch nicht verborgen.

Der arzt wird eingezogen, muss seine tat gestehen und wird hingerichtet.

Gleich der erste akt führt uns alle für den weiteren fortgang des stückes wichtigen faktoren vor. Der akt beginnt mit einem gespräch zwischen Musophilus und Ariophilus: jener wünscht seinen sohn auf die universität zu schicken, um ihn dereinst in amt und würden zu sehen; dieser bekent seine abneigung gegen die studien und reizt durch die einwürfe, die er den ermahnungen seines vaters entgegensezt, diesen so, dass er zornig abgeht. Ein werber, der allen denen, die sich zum kriege Spaniens gegen Portugal anwerben lassen wollen, goldene berge verheisst, wird von Ariophilus begierig angehört; bei Musophilus, der das gespräch von fern vernommen, überwindet die väterliche liebe die verstimmung, er komt und warnt seinen sohn, dem er den allerdings für die gemütsart des jünglings möglichst unpassen den rat gibt, sich aus der welt zurückzuziehen und ein mönch zu werden. Aber die antwort des Ariophilus überzeugt ihn bald, dass alle seine vorstellungen nutzlos sind. Deshalb geht er, und nun erscheint, umgeben von gewafneten, Mars. Nachdem er erzählt hat, wie trotz der verschiedenen versuche, seiner herschaft ein ende zu machen, sein reich doch nicht aufhöre, fordert Martis lieutenant die „junge Pursche und generose, lebhaffte Gemühter“ auf, herbeizukommen und dem Mars in dem bevorstehenden feldzuge zu dienen. „Zwar ich kan wohl geschehen lassen, dass ihr zu hause hinter dem Ofen oder Kamin sitzet, und die Aepffel bratet: aber dadurch werdet ihr wenig Ehre, und noch viel weniger Geld und Gut erlangen. Im Gegentheil, wer sich in meines Generals, den ihr da in seiner Majestät stehen sehet, Dienste einlassen wird, der darff weder vor dignität und Ehre, noch vor Güter und Reichthum, am wenigsten aber vor Lust und Ergetzlichkeit sorgen“. Ariophilus, ohnehin schon geneigt soldat zu werden, erklärt sich bereit sich anwerben zu lassen und erscheint gleich darauf voller freude, um sich von dem handgelde eine schöne ausrüstung anzuschaffen und so verändert vor seinen vater zu treten. Aber wie trügerisch die hofnungen sind, mit denen er in den krieg zieht, wird uns schon jezt gezeigt, zunächst durch einen monolog des Secretarius Martis, der die verblendung der jugend beklagt, die in dem kriege nur angenehmes zu finden hoffe, tatsächlich aber die bittersten erfahrungen mache und auf sein eignes schicksal hinweist, da er sich ebenfals als junger mann durch den scheinbaren glanz des krieges habe betören und von den büchern weglocken lassen. Dann tritt ein alter verstümmelter soldat an krücken auf und bejammert sein schicksal:

trotz der warnungen seiner eltern hat er sich in den krieg begeben und dort nichts als elend, jammer und not kennen gelernt; als betler und krüppel muss er jezt in der welt umherziehen; er beklagt die jungen leute, die es ebenso machen wie er es einst gemacht und so auch demselben schicksal entgegengehen. Ein neuangeworbener, junger soldat, gewissermassen das ebenbild des Ariophilus, komt dazu, fährt ihn heftig an und meint, der alte werde wol seinen elenden zustand durch feigheit verschuldet haben; er selbst lässt sich in seiner zuversicht durch den alten nicht irre machen. Nach einem improvisierten zwischenspiel von narren wird die scene gewechselt (wovon der dichter freilich nichts sagt); wir befinden uns in Padua. Der barbierer tritt auf und erzählt von dem ruhm, den ihm seine chirurgischen bücher erworben hätten, und wie er nun nur noch über die bewegung des menschlichen herzens unsicher sei und diese an einem lebendigen menschen kennen zu lernen wünsche. Sodann erscheint der präsident und die beisitzer des gerichtes, bei deren auftreten sich der barbier zurückzieht. Der präsident eröfnet den beisitzern die schriftlich an ihn gelangte bitte des barbierers, ihm den zum tode verurteilten verbrecher auszuliefern, „damit er seinem curieusen Gemüht ein Genügen thun, und nach dem er denselben lebendig auffgeschnitten, besehen möge, wie das Menschliche Hertz im Leibe beweget werde“, und fordert sie auf, sich über diese angelegenheit zu äussern. Der erste beisitzer spricht sich dagegen aus, worauf der präsident den barbierer hereinrufen lässt und ihm den abschläglichen bescheid des gerichtshofes mitteilt. Der barbierer aber beschliesst, von seinem plane doch nicht abzulassen, und nachdem die gerichtspersonen sich entfernt, sagt er „trutzig“: „So muss ich doch noch zu meinem Zwekke gelangen, es geschehe recht- oder unrechtmässiger weise. Aber hiervon ist ietzo nicht viel zu sagen. Die Sache wird sich wol geben. Ich weiss schon, was ich thun will“.

Man wird aus der analyse dieses aktes schon eine ungefähre vorstellung von der art des stückes erhalten haben; es ist natürlich unmöglich, die anderen akte in der gleichen ausführlichkeit durchzugehen. Trotz aller ungeschicklichkeit und eckigkeit sind doch überall hübsche ansätze zu einer wirklichen charakteristik der auftretenden personen vorhanden. So finden wir auch in dem zweiten akte, in welchem Ariophilus die eigentliche natur des soldatenlebens kennen lernt, die gestalten des lagers ganz hübsch herausgearbeitet: die soldaten, die sich an den neugeworbenen herandrängen und ihm schmeicheln, um ihm sein geld abzulocken, ihn aber hinter seinem rücken auslachen nud verspotten; die geldgierige, aber wenigstens bis zu einem gewis-

sen grade gutherzige soldatendirne; den armen, von den soldaten geplagten, aber von dem officier in schutz genommenen bauer. Auch zur charakteristik der mutter des Ariophilus werden am ende des aktes einige gute züge beigebracht. Im vierten akt sind die gesellen des barbierers in ihrer rohen umbarmherzigkeit nicht ohne glück gezeichnet, und die kinderscenen im fünften akt, wo der barbierer nach längerem läugnen seine tat eingesteht und zum tode verurteilt wird, zeugen ebenfals von guter beobachtung und zeigen uns, wie die neigung, kinderscenen rührend auszumalen, welche im zeitalter der reformation so stark war, auch im siebzehnten jahrhundert sich noch erhalten hatte. Die frau und die kinder des barbierers treten im fünften akt dreimal auf, zuerst vor dem gericht, wo sie die gnade der richter anflehen, dann im kerker, um von dem vater abschied zu nehmen, schliesslich widerum vor dem gerichtshof, dessen barmherzigkeit sie nochmals vergeblich anrufen. Der dichter hat sich bemüht, das verschiedene alter der kinder durch eine gewisse abstufung in den empfindungen und worten, die er sie äussern lässt, zu charakterisieren, und es ist ihm das bis zu einem gewissen grade gelungen. Man vgl. z. b. folgende stelle, in welcher die kinder unmittelbar vor der angesezten hinrichtung noch einmal um gnade für ihren vater bitten (V, 7. Ib. f.):

Der andere Sohn. Ach ihr hertzliebsten Herren, können eure sonst so sanfftmüthigen Hertzen durch kein bitten und flehen erweichet, und zur Barmhertzigkeit beweget werden? Ach sehet doch mich armes Kind in Gnaden an, und gebet mir meinen liebsten Vater wieder. Denn wer wolte mir zu essen geben, wenn ich keinen vater hätte? Ach! unsre liebste Mutter will auch sterben. Ach! wo wollen wir denn hin? Ach! wer will uns aufnehmen? Ach! wer will uns essen und trinken geben? Ach! wer will uns neue Schuhe und Kleider kaufen? Darum ach hertzliebste Herren, erbarmet euch doch über uns und schenket uns unsren Vater. Wenn ich nur ein wenig grösser werde, so will ich euch gerne die Schuhe putzen, und hin gehen, wohin ihr mich schicken werdet. Ihr sollt mir so lieb seyn, als mein Vater selbst.

Praeses. Wir erbarmen uns recht hertzlich über euch, ihr lieben kinder. Aber euren Vater können wir euch nicht wieder geben. Denn demselben muss nach Urtheil und Recht der Kopf abgeschlagen werden.

Der andere Sohn. Wenn mein liebster Vater todt ist, so begehre ich nicht mehr zu leben. Bitte derowegen, dass ihr mir auch den Kopf wollet abhakken lassen.

Der dritte Sohn. Wenn meines lieben Vaters und meiner lieben Brüder Kopf abgehakket ist, so will ich meinen Kopf auch abhakken lassen. Denn wenn mein lieber Vater kein Wammes hat angehabt, so hab ich meins flugs auch ausgezogen. Wenn nun er keinen Kopf hat, so begehre ich auch keinen.

Das kleine Töchterlein. Schweigt stille, ihr lieben Brüder, und lasst euch den Kopf immer abhakken. Ich will eure Köpfe und des lieben Vaters Kopf wohl wieder aufsetzen. Neulich setzte ich auch meiner Dokken ihren Kopf wieder an.

Der erste Sohn. Ach liebes Schwesterlein, mit ansetzen ist es nicht aussgerichtet. Der liebe Vater bliebe doch todt, wenn du ihm gleich den Kopf wieder ansetztest. Darum bitte die lieben Herren, dass sie dem Vater den Kopf nicht abhakken lassen.

Das Töchterlein. Wenn der liebe Vater gleich todt und gestorben ist, so will ich beten, dass ihn der liebe Gott wieder lebendig mache.

Der erste Sohn. Ach! sehet doch, hertzliebste Herren, was das vor ein Jammer ist, wenn ein solch armes Kind keinen Vater haben soll. Darum bitt ich nochmals um Gottes willen, erbarmet euch unser.

Der dichter bemüht sich auch im verlauf des stückes noch, die verirrung des Ariophilus zu erklären. So erfahren wir z. b. im dritten akt, dass der präceptor des Ariophilus sich über diesen bei der mutter oft hatte beklagen lassen, dass aber die mutter dann immer die sache vertuscht, ja gradezu die schuld auf den lehrer geschoben und dadurch mit zu dem unglück ihres sohnes beigetragen habe. Natürlich unterlässt der verfasser es nicht, auch hieraus seine pädagogische nutzanwendung zu ziehen und den eltern zu empfehlen, sich bei klagen der kinder gegen die lehrer nicht immer auf die seite der kinder zu stellen: „Wenn nun die Eltern den Verleumdungen der Kinder glauben, und den treuen praeceptoribus des wegen feind werden, was ists wunder, dass sie hernach an den kindern alles Hertzeleyd erleben? Gott, dessen stelle treue praeceptores vertreten müssen, hat ein lang Gedächtnüs, schreibet hinter ein Ohr, was den praeceptoribus vor Lohn wiederfähret, und pflegets zu rechter Zeit zu vindiciren und zu straffen“.

Von den im drama des siebzehnten jahrhunderts so beliebten allegorischen figuren hat Mitternacht einen reichlichen gebrauch gemacht. Wenn wir von der prologisch eingeführten Veritas absehen, sind nicht weniger als acht begriffe allegorisiert und dargestelt worden; den meisten sind wir schon in den schulkomödien begegnet. Sobald Ariophi-

lus der bösen folgen seiner verirrung inne wird, erscheint sein gewissen, die Conscientia Ariophili „in einem zwar weissen, aber mit viel blut besudelten hemde“ und hält ihm in eindringlicher rede seine sünden vor; ebenso wird das gewissen des barbierers und das eines seiner gehülfen personificiert, der sich vergeblich bemüht, den anklagen der Conscientia zu entgehen. Bevor der barbierer seine blutige tat ausführt, treten Ambitio und Conscientia zu ihm (IV, 1), jene reizt ihn an, diese mahnt ab; jene spiegelt ihm vor, dass er die tat ja nur zum besten der menschheit unternehme und gewint ihn dadurch, während die Conscientia ihn zornig verlässt. Ebenso klagen nach dem volbrachten mord Hospitalitas und Pietas, dass sie nicht mehr geachtet werden und in der verbannung herumziehen müssen, und vor dem gericht, das über die tat des barbierers zu urteilen hat, erscheint Justitia und ermahnt die richter, gerechtigkeit zu üben (V, 2, vgl. auch IV, 5). — Eine halb allegorische figur ist der treue Eckhard, der einmal auftritt (III, 5), um den vater daran zu erinnern, wie alle seine früheren warnungen vergeblich gewesen sind.

Will Mitternacht durch derartige allegorische figuren, wie sie ganz ähnlich in derselben zeit z. b. in den dramen Joh. Jos. Beckhs verwant wurden, zuweilen offenbar die schwierigkeiten eines monologs umgehen, so fehlen die monologe doch sonst nicht. — Uns von der art der bühneneinrichtung, die das stück voraussezt, eine vorstellung zu machen, hält nicht leicht. Die wahrscheinlichste annahme, die sich ergibt, wird die sein, dass dekorationen überhaupt nicht zur anwendung kamen oder eine dekoration von anfang an durch das ganze stück beibehalten wurde, und dass die zuschauer aus den autftretenden personen und ihren worten schliessen musten, an welchem ort die handlung vor sich giengo. Anders lässt sich der schnelle scenenwechsel nicht erklären. So spielt z. b. im vierten akt die erste scene in Padua (es ist die unterredung des chirurgus mit Conscientia und Ambitio), in scene II befinden wir uns aber in Trient: die mutter des Ariophilus äussert in einem ganz kurzen monolog ihre trüben ahnungen über das schicksal ihres sohnes und klagt sich der mitschuld an. Die übrigen scenen spielen dann wider in Padua. Ähnliche ortsveränderungen begegnen uns auch sonst in dem stücke.

Trotz des scharfen tadels, den Mitternacht über die dramen der englischen komödianten ausspricht, ist der dichter doch von dieser dramatik nicht unbeeinflusst geblieben und hat sich manches daraus angeeignet. Die beiden spassmacher, moriones, von denen der eine den Ariophilus begleitet, dann aber plötzlich verschwindet, während

der andere zu hause bleibt, weisen zwar schon durch ihren namen auf das lateinische drama des 16. jahrhunderts hin, zeugen aber in der art ihres auftretens und ihrer witze ebenfals von dem einfluss der komischen person der fahrenden komödianten. Auch andre moriones treten auf, und zwar bringen sie ihre extemporierten spässe meist am ende eines aktes oder vor einem scenenwechsel vor. — Auch die neigung greuelscenen auf die bühne zu bringen und der realismus, mit dem dieselben ausgemalt sind, erinnert an die art der englischen komödianten. Man vergleiche in dieser beziehung nur die scene, in welcher Ariophilus getötet wird, und man wird den einfluss des englischen komödianten nicht verkennen. (IV, 4.)

Ariophilus. Ach! um Gottes willen, schonet meiner! schonet meiner! Ich hab euch ja niemals etwas gethan.

Barbirgesell. Hier ist kein schonen zu hoffen, fort, fort, mein Kerlat, fort.

Ariophilus. Was wollt ihr denn mit mir armen Soldaten machen?

Der dritte Gehülfe. Hast du nicht wohl ehe neben andern Soldaten gesungen: Ein Soldat und ein Mast-Schwein
Sollen immer lustig seyn,
Denn sie wissen beyde nicht,
Wenn man ihnen den Hals absticht?

Ariophilus. Das hab ich freylich wohl ehe gesungen.

Der vierdte Gehülfe. Drum soll ietzt erfüllet werden, was du gesungen hast. Sperre dich nur nicht gross. Du kriegst sonst 14 maulschellen nach einander, und eine zur Zugabe, dass die mandel voll werde.

Ariophilus. Ach! erbarmet euch doch! erbarmet euch doch um Gottes willen! erbarmet euch doch über mich junges Blut.

Barbirsgesell. Ich habe nie gewust, was erbarmen sey. Barmhertzig seyn, und einen Barbirer agiren, fallen nicht zusammen.

Ariophilus. Ihr werdet ja nicht Christenblut vergiessen.

Der andere Gehülfe. Nicht Christenblut, sondern Soldatenblut wollen wir vergiessen.

Ariophilus. Die Soldaten werden ja auch Christen seyn.

Der dritte Gehülfe. Hier ist nicht disputirens, sondern schlachtens Zeit.

Ariophilus. Ach schonet doch meiner Eltern.

Der vierdte. Was gehen uns deine Eltern an?

Ariophilus. Lasset mich lebendig, und bringet mich nach Trient. Ich will euch 600 Kronen vor mein Leben geben.

Chirurgus. Was wechselt ihr viel Wort mit dem Soldaten? werffet ihn stracks zu Boden. Haltet ihn fest an Händen und Füssen. Kniehet auf seine Schenkel und Arme, und halte ihm einer das Maul zu.

Ariophilus. Ach mein Herr, ist dies das gute, das ihr mir zu thun versprochen habt? Ach vergeb euchs Gott, dass ihr mich junges Blut so grausamlich aufopfern wollet. Was hab ich euch denn zuwieder gethan? worum dürstet euch denn so sehr nach meinem Blute?

Chirurgus. Es antworte ihm mir niemand nicht.

Ariophilus. Ach hertzliebster Vater! Ach hertzliebste Mutter! Ach hertzliebster Praeceptor! Ach was hab ich gethan? Ietzo denk ich erst an eure Worte, die ich zu unterschiedenen mahlen von euch gehöret habe. Ach dass ich doch nur so glückselig seyn solte, dass ich euch eine Abbitte thun könnte! Ach hertzliebster Vater! Ach hertzliebste Mutter! Ach hertzliebster Praeceptor!

Chirurgus. Haltet dem Hunde das Maul zu.

Ariophilus. Ach! ich bitte ums jüngsten Gerichtes willen, wenn ihr mich ja ums Leben bringen wollen, gönnet mir doch einen Priester, dem ich meine grossen Sünden beichten, und absolution von ihm erlangen könne.

Chirurgus. Bei dieser Sachen, die ich vorhabe, sind die Pfaffen nichts nütze. Sie verstehen sich auch nicht darauf. Wissen viel weniger davon, als der blinde von der farbe.

Ariophilus. Ach die Angst meines Herzens ist gross! Ach schonet doch!

Chirurgus. Die Hertzens-angst soll dir bald benommen werden. Jetzo will ich gleich den ersten Schnitt in deine Brust thun, und dir Raum zu deinem Hertzen machen.

Ariophilus. O ihr Steine erbarmet euch meiner, weil sich die Menschen nicht erbarmen wollen! Gute Nacht hertzliebster Vater! gute Nacht, hertzliebste Mutter! Ach dass nur mein Bruder wissen solte, wie mirs ergangen: dass er auch desto fleissiger gehorchte.

Chirurgus. Seht doch, seht doch, wie sich das Hertz beweget.

Barbirgesell. Zappele nur nicht, du guter Kerl, wenn wir dein Hertz genug besehen haben, werden wir dich wieder gehen lassen, wo du hin willst.

Ariophilus röchelt.

Der andere Gehülfe. Soll ich ihm das Maul zuhalten?

Chirurgus. Es ist unvonnöthen. Er wird nicht mehr schreyen.

Trotz des grauenhaften realismus, mit welchem diese scene ausgeführt ist, schlägt doch auch in ihr die pädagogisch-moralische ten-

denz hervor, wie sich aus dem beständigen hinweis des Ariophilus auf die folgen seiner nichtachtung der befehle von eltern und praeceptor ergibt; wir haben gewissermassen einen abkömling der dramen vom verlornen sohn vor uns. Diese moralische tendenz überall durch das stück selbst hervortreten zu lassen, genügte indessen dem verfasser nicht, sondern er liess am schlusse jedes aktes, zuweilen auch innerhalb eines aktes bei einem grösseren einschnitte, die sich aus den einzelnen vorgängen ergebenden lehren ausdrücklich formulieren. Dieses fabula docet wurde einem Philosophus in den mund gelegt, deren sich mehrere im laufe des stückes ablösten, und von denen jeder nach dem akt oder innerhalb des aktes hervortrat und sich in längerer rede über das, was geschehen war, aussprach. Natürlich sind diese moralischen auseinandersetzungen, die also gewissermassen den chor der alten vertreten solten, zuweilen nicht frei von der pedanterie des siebzehnten jahrhunderts; aber einzelne dieser betrachtungen sind, wenn man den verschiedenen geschmack der zeitalter in erwägung zieht, als wolgelungen zu bezeichnen.

Das fünf jahre später verfasste drama: Politica Dramatica[1] übertrift das erste schauspiel in den drei ersten akten und in der fassung einzelner scenen, bleibt aber als ganzes hinter ihm zurück. Die schuld dafür ist weniger dem dichter selbst als dem stoff zuzuschreiben, den er sich ausgewählt. Mitternacht wolte zeigen, wie eine bedrückung der unteren stände, verletzungen der interessen der oberen stände und verweigerung der gerechtigkeit zu algemeinem aufruhr gegen die obrigkeit führen müsten, wie dann nach der gewaltsamen beseitigung der regierenden ein zustand algemeiner rechtsunsicherheit eintrete, jedermanns hand gegen die andre sei, so dass die meisten einer derartigen beschaffenheit des staatswesens gegenüber den früheren druck von seiten der obrigkeit noch immer für das bessere halten werden. Er wolte dann ferner zeigen, wie die königliche macht vertreten, beschränkt, unterstüzt und beraten werden muss, wenn sie wirklich zur wolfahrt des landes gereichen soll. Auch die schilderung des gesetzlosen zustandes solte natürlich mit dazu dienen, die vorzüge eines wolgeordneten, den billigen ansprüchen der einzelnen stände nach kräften gerecht werdenden, staatswesens um so deutlicher hervortreten zu lassen. Natürlich liess sich der aufruhr der einzelnen stände gegen die obrigkeit, ebenso wie die algemeine verwirrung, die nachher entsteht, im drama

1) M. Joh. Sebast. Mitternachts Politica Dramatica. Das ist Die Edle Regiments-Kunst In der Form oder Gesalt einer Comoedien, in Hoher Standes- und anderer vornehmer Personen Gegenwart vorgestellet.

leichter darstellen als die darauf folgende widerherstellung des königtums. Gab jene die möglichkeit, leidenschaftlich bewegte volksscenen auf die bühne zu bringen und gut beobachtetes in kräftiger darstellung lebendig werden zu lassen, so muste diese bei den absichten Mitternachts zu einer blossen lehrhaften abhandlung werden, die auf die dauer unmöglich zu fesseln im stande war. So komt es, dass in diesem drama zwar die ersten drei akte starke und wirkungsvolle scenen aufweisen, die beiden lezten aber keinen bedeutenden eindruck hinterlassen.

Der erste akt führt zunächst zwei parallele vorgänge aus dem bäuerlichen und bürgerlichen leben vor. Zunächst treten zwei bauern Corydon und Menalkas auf und beklagen sich über die mühseligkeiten ihres standes und die schlechte nahrung, die ihnen zu teil wird, besonders aber darüber, dass sie den geringen erwerb, den sie gern für ihre familien verwendeten, als steuern zu geben gezwungen werden. In ihren zwiegesprächen werden sie durch das weib eines anderen bauern unterbrochen, welches sie unter jammern und schreien anfleht, ihr zu hilfe zu kommen; die bauern versehen sich mit stöcken und folgen ihr. Wir erfahren nachher, dass der mann des weibes durch den büttel ausgepfändet werden solte und dass dieser dem einen bauern, der dem ausgepfändeten zu hilfe kommen wolte, mit dem schwert über den arm gehauen und ihm eine wunde beigebracht hat. Zwei bürger, Erasmus und Urbanus, beklagen sich im gespräch über die steuerlasten, welche ihnen der rat auferlegt; ein dritter bürger, namens Ernst komt jammernd hinzugelaufen und erzählt, dass der stadtknecht in seiner abwesenheit in sein haus eingedrungen sei und ihm das bett weggenommen habe. Sie sind noch im gespräch, als drei musketiere hinzukommen und den Ernst unter mishandlungen gefangen nehmen, weil er schmähungen gegen den stadtknecht und gegen den rat ausgestossen habe. Nachdem uns auf diese weise die härte veranschaulicht ist, mit der die regierenden bürgern und bauern gegenüber ihre rechte ausüben, erscheint es erklärlich, dass es der auftretenden Anarchia leicht gelingt, zuerst die bauern und dann die bürger zum aufstand zu reizen. Schliesslich tritt dann noch ein ratsherr auf, der sein bedenken über die harte behandlung der unteren stände ausspricht, einen aufstand voraussieht und sich deshalb entfernt, um seines lebens sicher zu sein. — Im zweiten akt bricht nun die empörung wirklich los, und zwar sind es jezt nicht allein die bürger und bauern, die sich an ihr beteiligen, sondern auch der adel erhebt sich gegen den könig. Am anfang des zweiten aktes erscheint vor dem könig ein adliger, der

sich darüber beklagt, dass ein anderer beim könige in grosser gunst stehender adliger seine tochter mit gewalt geschändet, so dass die jungfrau sich aus verzweiflung selbst den tod gegeben hat. Er verlangt die bestrafung des schuldigen; der könig aber, der seinen liebling nicht preisgeben will, weist ihn mit harten worten ab. Als er dringender wird, will ihn der könig fesseln und in das tiefste gefängnis werfen lassen; da zieht der adlige eine pistole hervor und erschiesst sich vor den augen des königs. Die dabeistehenden äussern ihre bedenken; Fama verbreitet die tat, unter den adligen entsteht eine gährung. Sie beschliessen, einen abgesanten zum könig zu schicken und um bestrafung des schänders zu bitten. Unterdessen hat die empörung von bauern und bürgern schon zu blutigen taten geführt; in höchst lebendigen scenen wird uns gezeigt, wie der amtmann und schöffe von den bauern, der bürgermeister und die büttel von den bürgern mishandelt und getötet werden. Aber schon bricht unter den empörern zwietracht aus; die beiden bauern, die uns im ersten akt begegnet sind, geraten mit einander in streit; der eine schlägt den andern, und als dieser erklärt, er werde ihn verklagen, ruft jener ihm höhnisch zu: „Bey dem toten Hunde? Da hast du noch eine auf diesen Bakken. Gehe hin und verklage mich!", worauf der andere erwidert: „Lebte nur der Amtmann noch. Es solten dich die 2 Maulschellen theuer genug ankommen!" Am anfange des dritten aktes komt nun auch die empörung der ritterschaft zum ausdruck. Wir erfahren im ersten auftritt durch einen königlichen lakaien, wie der könig das unheil, das ihn betrift, selbst heraufbeschworen hat, indem er den an ihn abgesanten adligen, welcher die bestrafung des schuldigen verlangte, anstatt ihn anzuhören, in das gefängnis hatte werfen lassen. Wie die auftretende Fama mitteilt, hat er ihn sodann auf der bastei erschiessen lassen und die ärgsten drohungen gegen den adel dabei ausgestossen. Der adel, darüber aufs höchste empört, rottet sich zusammen, belagert und stürmt die residenz, haut den ehrenschänder zusammen, tötet die gemahlin des königs samt ihren kindern und nimt den könig selbst gefangen, um ihn vor ein gericht zu stellen. Unmittelbar darauf wird dann auch der könig von einem bürger vor das gericht des adels geführt und von dem bürger angeklagt. Von dem vorsitzenden des gerichtes und den einzelnen adligen beisitzern aufgefordert, sich zu rechtfertigen, bestreitet der könig die kompetenz des gerichtshofes und verweigert jede antwort auf die ihm vorgelegten fragen, indem er erklärt, dass dem untertanen nicht die macht zustehe, den könig zu richten. Diese hartnäckigkeit erbittert die ritter; der könig muss sich

entfernen, das gericht beschliesst seinen tod; hierauf wird der könig wider herbeigerufen und ihm das urteil angekündigt, gegen welches er vergebens protestiert. Durch einen alten bürger erfahren wir darauf, dass das urteil volstreckt worden ist. Er schildert uns die traurige scene und knüpft seine betrachtungen daran[1]. Nach dem tode des königs bricht nun im lande algemeine rechtsunsicherheit aus. Schon nach seiner gefangennahme treten die uns aus dem ersten akte bekanten bürger Erasmus und Urbanus auf; zuerst geben sie gemeinsam ihrer freude über die ermordung von bürgermeister und bütteln ansdruck, bald aber geraten sie um der verteilung des geraubten gutes willen in streit, und da der dichter uns schon im ersten akte gezeigt hat, wie schnell streitigkeiten zwischen den beiden zu tätlichkeiten führen (I, 2), so ist es leicht zu begreifen, dass der zank endlich in gewaltsamkeiten ausartet. Urbanus ersticht den Erasmus mit den worten: „So muss man den Schnarchern begegnen. Und ist mein Glükk, dass wir keine Obrigkeit haben". Weiter ersehen wir dann aus einem gespräch zwischen einem gastwirt, einem kaufmann und einem kaufmannsdiener, wie schlecht dem volke die empörung gegen die obrigkeit bekommen ist: jeder klagt über ungerechtigkeiten und placke-

1) III, 6. Civis senex: Ach war das nicht ein jämmerlich Spectacul! Ach dz ichs doch nicht angesehen hätte! Ich kan den König nimmermehr vergessen. Wer hätte meinen sollen, daß einen so hohen und gewaltigen Potentaten ein so schmählicher, ein so erbärmlicher Tod begegnen könte? Wie Elend war er anzusehen, da er auß dem Rahthause herauß auff die Bühne gebracht wurde? Wie rung er die Hände? Wie blikkte er nach dem Himmel, die Götter vielleicht um Hülffe oder Rache anruffende? Aber da war keine Gnade weder bey den Göttern noch bey den Menschen. Wie sahe er sich auff allen Seiten um, da er itzt niederkniehen und den Kopf auff den Stock legen solte? Aber es wolte nichts helffen. Der Scharfrichter hieb zu, daß der Kopf in die Höhe sprung, und er mit dem Königlichen Blut überall besprenget wurde. Dieser Fall soll uns sterbliche Menschen lehren, daß den Göttern keiner so hochgesessen, oder so mächtig sey, den sie nicht stürtzen könten, wenn er Tugend und Gerechtigkeit aus den Augen setzet. Zwar der liebe König war vor sich gut genug, aber die Hofschrantzen verführten ihn, weil er ihnen allzu viel gehör gab, und sich durch sie regieren ließ. Man schwatzte ihm vor, wenn die Unterthanen nur so viel hätten, daß sie das leben erhalten könten, so hätten sie genug. Das übrige wäre des Königes. Darauff denn die Unter-thanen so außgemergelt wurden, daß sie endlich in desperation gerahten. Zu erbarmen ists, daß der König so gar wenig darvon genossen, was den Unterthanen unrechtmässiger weise abgepresset worden. Denn theils die Hofschrantzen, theils die Beamten auf dem Lande, theils die Rathsverwandten in den Städten wurden dadurch bereichert. Aber Sie haben nun alle ihren Lohn bekommen, den sie verdienet. Und wie wird es uns armen Leuten gehen, weil niemand vorhanden, der Gericht und Gerechtigkeit administriret?

reien, die er erdulden muss, und gegen die ihn niemand in schutz nimt. Das gleiche ergibt sich aus den klagen eines entehrten bauernmädchens, deren eltern bei dem versuch, sie vor der schande bewahren, ums leben gekommen sind, und die nun hingeht, um sich selbst den tod zu geben. Daher bricht denn die auftretende Salus publica in bittere klagen über die herschende rechtlosigkeit aus; ihre bitte an Jupiter um hilfe wird erhört, dieser verspricht ihr, die Politica zu schicken, die das reich wider aufrichten solle. Die Politica erscheint dann auch, mit krone und scepter versehen, und verspricht der Salus publica, die ordnung im lande wider herzustellen.

Die beiden lezten akte schildern nun diese neuordnung des regimentes; eine ausnahme bildet nur die episode, die uns die verzweiflung der einzigen hinterbliebenen tochter des hingerichteten königs vorführt, die vor kummer über den verlust ihrer freiheit sterbenskrank wird, während ihre mit ihr gefangene hofmeisterin aus gram sich durch gift tötet; einen eigentlichen zweck dieser scene im drama vermag man freilich nicht einzusehen. (II, 6.) Abgeordnete des adels, der bürger und der bauern treten zusammen und beraten, wie man dem elende des landes am besten abhelfen könte; Politica steht ihnen in ihren beratungen bei, wägt die verschiedenen verfassungen ihrem werte nach gegen einander ab und komt schliesslich zu dem ergebnis, dass eine durch gute gesetze und die mitwirkung erfahrener räte weise beschränkte monarchie für das land die angemessenste regierungsform sei. In einem gespräch zwischen einem priester des Jupiter und Mercur erfahren wir dann, dass ein neuer, in jeder beziehung zu dem amte geeigneter könig dem lande gegeben werden soll. Dann sezt Politica mit den abgeordneten ihre verhandlungen fort; der könig tritt selbst auf und verspricht sich die beschränkungen, die eine ausartung der königlichen macht verhüten sollen, gefallen zu lassen. Endlich ermahnt dann noch Politica die Pietas, Justitia und Fides, sich des königs anzunehmen. Im fünften akt finden sich dann die tugenden bei dem könige ein, dieser sezt tüchtige räte und lässt sich von ihnen in den wichtigsten regierungsgrundsätzen unterweisen. Die freude des volkes über die widererlangte ordnung komt in einem gespräch zwischen edelmann, bürger und bauer zum ausdruck.

Im algemeinen muss man sagen, dass im vergleich zu den drei ersten akten die schlussakte dürftig und trocken sind. Es ist Mitternacht nicht gelungen, die wideraufrichtung des reiches lebensvoll darzustellen; von dem neuerwählten könig erhält man kein richtiges bild, während der angeklagte und hingerichtete könig eine gut cha-

rakterisierte gestalt ist, bei der dem dichter vielleicht Karl I. vorgeschwebt hat. An einzelnen hübschen zügen fehlt es zwar auch den beiden lezten akten nicht, man vgl. z. b. die treuherzige naivetät, die aus den worten des bauern am anfange des vierten aktes zu uns spricht; das ganze indessen zeigt nicht aus dem leben gegriffenes und gut beobachtetes, sondern bewegt sich in abstraktionen. Die gründe dafür sind leicht zu finden. Wo es darauf ankam, rohe vergewaltigungen, empörungen des bedrückten volkes zu schildern, da konte Mitternacht aus lebendiger anschauung schöpfen. Man vergegenwärtige sich nur immer, wie schwer er selbst unter dem grauenhaften elend des dreissigjährigen krieges hatte leiden müssen. Wie oft mag er scenen selbst mit erlebt haben wie die, welche er in den ersten drei akten der Politica dramatica und auch im Unglückseligen Soldaten geschildert hat. Wie Grimmelshausen, so gab auch ihm das unmittelbare erlebnis die kraft zu so anschaulicher schilderung. Während er hier also aus dem vollen schöpfen konte, fehlte ihm bei den vorgängen, die er im vierten akt schilderte, die rechte anschauung, und er kam daher über ein unsicheres tasten und suchen nicht heraus.

Indessen so sehr die drei ersten akte auch litterargeschichtlich zu beachten sind und eine so hohe bedeutung ihnen in der entwicklung der dramatischen litteratur des siebzehnten jahrhunderts auch zukomt, weit bedeutungsvoller ist das ganze stück, wenn man es vom kulturgeschichtlichen standpunkt aus betrachtet. Man hat sich gewöhnt, die zeit nach dem dreissigjährigen kriege bis zum anfange des siebzehnten jahrhunderts hin als die blütezeit des servilismus zu bezeichnen; aber man hat bei dieser abschätzung, wie mir scheint, zu viel wert auf einzelne, allerdings ungeheuerliche, äusserungen dieser art gelegt. Die sitliche und geistige verwilderung, welche der entsetzliche krieg mit sich bringen muste, legt ja allerdings die meinung nahe, dass das übrig gebliebene gebrochene geschlecht nun zu nichts weiter als zu hündischer unterwürfigkeit fähig gewesen wäre. Allein man übersieht dabei, welche summe von unverwüstlicher kraft doch damals im deutschen volke gelebt haben und im wesentlichen unversehrt aus dem kriege hervorgegangen sein muss. Nur so lässt sich die wirksamkeit etwa des grossen kurfürsten erklären; nur so die gewaltige kraft, mit der die bösen folgen des dreissigjährigen krieges in verhältnismässig kurzer zeit überwunden wurden. Und hier haben wir auch den erklärungsgrund für die verhältnismässig freie politische gesinnung zu suchen, die das ganze stück atmet. Zwar die frage, ob die bürger einen offenbaren tyrannen umzubringen das recht haben, wird von

Mitternacht vorsichtig zurückgeschoben. Aber aus den vorgetragenen erwägungen spricht, wenn wir den aus der zeit sich ergebenden massstab anlegen, so viel gesunder politischer sinn, so viel ruhe und mässigung in der abwehr der übergriffe von oben und unten, dass man sich der besonnenen und freidenkenden persönlichkeit freuen muss und durch sie ein ganz andres bild von den schulmeistern unmittelbar nach dem dreissigjährigen kriege erhält, als es sich aus den landläufigen vorstellungen ergibt.

Die politischen nutzanwendungen sind widerum mehreren philosophen in den mund gelegt; in diesem stück aber hält der betreffende philosoph nicht wie in dem Unglückseligen soldaten einen monolog, sondern er wird im gespräch mit einem jungen prinzen vorgeführt, dem er auf seine fragen antwortet und der aus den vorgeführten ereignissen wie aus den erläuterungen der nacheinander auftretenden philosophen heilsame lehren schöpft und diese in seiner zukünftigen regententätigkeit zu befolgen verheisst. Durch diese anlage erhält das ganze stück noch mehr den charakter eines fürstenspiegels, und die widmung an seinen landesherrn zeigt, dass Mitternacht wol auch in dieser beziehung eine praktische absicht verfolgte. — Einen praktischen zweck hatte Mitternacht mit seiner komödie auch insofern im auge, als es ihm darauf ankam, mit ihr den unterricht zu unterstützen und gewisse hauptsätze der politik besser einzuprägen, ähnlich wie etwa Isaak Gilhusius im 16. jahrhundert mit seiner Grammatica den grammatischen unterricht zu fördern gedachte. Ja Mitternacht beklagt es in der vorrede, dass es ihm nicht möglich gewesen wäre, alle lehrsätze des Prätorius in das stück hineinzupacken und es dergestalt zu einem vollständigen compendium der politik zu machen. Das werk, auf das er sich bezieht, ist doch wol das buch von Martin Praetorius, opusculum de administrando principatu, cum praeceptis politicis. Strassburg. 1594; es ist mir leider nicht zugänglich gewesen. Beziehungen Mitternachts zu den gleichzeitigen politischen theorieen (etwa zu Hobbes, an den manches in der konstruktion des verhältnisses von fürst und volk erinnert) sind wol nicht anzunehmen; die vorhandenen übereinstimmungen scheinen zufälliger natur zu sein.

Eine nachwirkung auf die dramatische litteratur war den beiden dramen, wenn wir von den späteren schulkomödien in Gera absehen, nicht beschieden. Dennoch hätten sie eine solche viel eher verdient als manches elende stück, das auf der bühne der fahrenden fortlebte. Denn die verhältnismässig einfache und schlichte sprache, die sich im wesentlichen frei von hochtrabenden worten und schwulst hält, die

unverkenbare kraft, mit der situationen herausgearbeitet und persönlichkeiten gezeichnet worden sind, sichern den beiden stücken innerhalb der dramatischen poesie des siebzehnten jahrhunderts einen hervorragenden platz zu.

BERLIN. G. ELLINGER.

MITTEILUNGEN ÜBER HANDSCHRIFTEN DER ZWEIBRÜCKENER GYMNASIALBIBLIOTHEK.

Die älteren werke der Zweibrückener gymnasialbibliothek stammen zum grösten teil aus der von herzog Wolfgangs jüngstem sohne Karl (gest. 1600) gegründeten Birkenfelder bibliothek, die um die mitte des lezten jahrhunderts nach Zweibrücken verbracht wurde; zum teil auch aus überresten der alten herzoglichen bibliothek zu Zweibrücken, deren gründer Wolfgangs zweitältester sohn Johann I. gewesen war, sowie aus der bibliothek des ehemaligen herzoglichen gymnasiums. Leider ist die alte herzogliche bibliothek zu Zweibrücken, die den vorhandenen berichten zufolge neben einer sehr grossen anzahl gedruckter werke auch eine menge von handschriftlichen schätzen barg, durch zweimaligen kriegsraub fast gänzlich abhanden gekommen. Während des dreissigjährigen krieges, in dem für Zweibrücken schreckensvollen jahre 1635, wurde die bibliothek von den kaiserlichen geplündert. Es blieben damals nur c. 5000 bände übrig. Der Zweibrückener gelehrte G. Chr. Crollius, der in seiner schrift „De illustri olim bibliotheca ducali Bipontina“, Bip. 1758, die schicksale dieser bibliothek beschreibt, hat (nach s. 29) noch selbst ein verzeichnis eines grossen teiles der damals übrig gebliebenen werke vor augen gehabt und teilt daraus die titel von 33 handschriften, fast ausschliesslich geschichtlichen inhalts, mit[1]. Dieses verzeichnis scheint leider verloren gegangen zu sein. Mit den französischen eroberungskriegen brach ein neues geschick über die bibliothek herein. Im jahre 1677 wurde dieselbe bis auf einige überreste nach Frankreich fortgeführt[2].

1) Darunter (s. 30 a. a. o.): „Pfaltzgraf Friedrich des sieghaftigen leben, reimenweis geschrieben“. Crollius widerholt hiebei die von G. Chr. Joannis in seiner vorrede zu „Dan. Parei Historia Bav.-Palat.“, Frf. 1717, s. 35, ausgesprochene vermutung, dass diese handschrift ein exemplar des von Michael Beheim verfassten gedichtes gewesen sei, worin dieser das leben des genanten pfalzgrafen beschrieben hat.

2) Einer nachricht zufolge wurde sie nach Metz verbracht. Nach einer anderen mitteilung wäre sie dem erzbischof von Reims Charles Maurice Le Tellier, dem

Gegenwärtig besizt die Zweibrückener gymnasialbibliothek an 5000 werke, von denen weitaus die meisten älteren datums sind[1]. Darunter befindet sich eine grosse anzahl von seltenheiten aus den verschiedensten gebieten der litteratur. So z. b. besizt die bibliothek wertvolle originalausgaben von werken französischer schriftsteller des 16. und 17. jahrhunderts, eine grosse anzahl älterer theologischer schriften, wertvolle ausgaben deutscher gesangbücher des 16. jahrhunderts und andere seltene werke aus der deutschen litteratur des reformationszeitalters[2]. Auch befinden sich in der bibliothek noch c. 50 handschriftliche werke, von denen ich nachstehend einige in das gebiet der deutschen dichtung einschlägige in kürze beschreiben will[3].

1) Kat. nr. 33. Lederband in 4⁰. „Pfalzgrav Friedrichs des II, Kurfürstens Vermählung mit Dorothea, gebohrnen Prinzessin von Dänemark, König Christierns des II und Isabella, einer Schwester Kaiser Karls V, Tochter, vollzogen d. 27. Sept. 1535 zu Heidelberg, poetisch beschrieben“. Dieser titel, auf dem ersten blatte, ist von späterer hand geschrieben. Ebenso der titel auf dem folgenden blatte: „Teutsche Reime von Pfaltzgrav Fridrichs Hochzeit. 1535“. Das gedicht selbst umfasst 246 blätter. Auf einer seite stehen durchschnitlich 16—18 verszeilen. Reimpaare.

Anfang: König Salamon von Gott begabt
Das er die hochste Weissheit gehabt,

bruder des marquis de Louvois, geschenkt worden. Vgl. Molitor, Zweibrücken, burg und stadt, Zweibrücken 1879, s. 63 und Crollius, a. a. o. s. 33, anm. Crollius bemerkt hier noch: Si illius Catalogi ab Ant. Fabro [Faure] et Nic. Clementio [Clément] ... doctissimo conscripti ... et Parisiis a. 1693 fol. editi copia mihi fuisset, melius cognoscere licuisset fatum bibliothecae Bipontinae. Telleriana illustrissimi sui possessoris liberalitate legata est Abbatiae S. Genovefae, ea lege, ne unquam dissipata ex huius carceribus emitteretur. — Ich habe ein in der k. hofbibliothek zu Aschaffenburg befindliches exemplar des genanten kataloges genau durchgesehen und dabei nichts gefunden, was auf die einverleibung der Zweibrückener bibliothek in die Bibliotheca Telleriana hindeuten könte.

1) Kat. der bibl. der kl. b. studienanst. zu Zweibrücken, herausg. von Butters, Zweibrücken 1871.

2) So die 2. und die 3. ausgabe des „Teuerdank“, Fischarts „Lautenstück“ (1572), „Jesuitenhütlein“ 1580, „Feldbau“ 1580, „Binenkorb“ 1581 (ausg. b nach Goedekes bezeichnung), Scheits „Grobianus“ 1551.

3) Über ein handschriftliches betgesangbuch von einem unbekanten liederdichter des 16. jahrhunderts und eine ältere geschriebene samlung geistlicher lieder habe ich in dem vorjährigen programm der kreisrealschule München „Beiträge zur litteratur des geistlichen liedes“ berichtet.

Fur andere Menschen hie auf Erdt
Hat in Sprüchbuchlin wolgemehrt, usw.

2) Kat. nr. 3547. Lederband in folio. „Dialogus oder Gesprech zwayer Personen Nemlich aines Büchsenmaisters mit ainem Fewrwerckher von der waren kunst vnd rechtem gebrauch des Büchsen geschoss vnd Fewrwerckhs. Inn zwen Theil getheilt ... Durch Samuelen Zimmermann vonn Augspurg ... 1574". 166 gezählte blätter, 16 blätter register. Der eigentliche dialog ist in prosa verfasst und durch ein gespräch in versen eingeleitet, welches 4 blätter einnimt. Das exemplar gehörte ursprünglich dem bereits oben erwähnten pfalzgrafen Karl, wie aus der eigenhändigen einzeichnung desselben auf dem titelblatt „Carll Pfaltzgrawe 1584" hervorgeht. Vgl. Goedeke, Grundr. II, 276 (91. 1).

3) Kat. nr. 47. Pergbd. in 8°. „Christliche Reütter Lieder gestelt durch Herrn Philipsen den Jungern Freiherrn zw Winnenberg vnd Beihelstein. Nicht spot mit Gott mein sprichwort ist Wolt Gott solchs thet ein jder Christ. Der reVter VVeIs VnD gVt gesang FVr Gott haben eIn anDern kLang". Auf das titelblatt folgt ein leeres blatt, dann 3 blätter vorrede, dann ein leeres blatt, hierauf 46 ungezählte blätter (einige darunter unbeschrieben) mit den reuterliedern. Darnach 1 leeres blatt, 12 blätter „Zeugnus, usw.", 4 blätter mit einem liede: „Der vollen bruderschafft zw Ehrenn". Den liedern sind melodieen vorgesezt. Auf dem vorderen deckel des einbandes ist in gold eingepresst: PDJFHZWVB [= Philip d. J. freih. z. Winnenb. u. Beih.]. 1581. Auf dem hinteren deckel stehen in den ecken die 4 buchstaben: NS | MG [= „Nicht spot mit Gott" — wahlspruch des verfassers].

Auf der inneren seite des vorderen deckels ist ein holzschnitt aufgeklebt, das Winnenbergsche wappen darstellend[1].

Vielleicht rührt das manuscript von der hand des dichters selbst her. Leider ist das vorsetzblatt, das eine diesbezügliche notiz enthalten mochte, herausgerissen.

1) Dasselbe befindet sich auch auf der fahne des geharnischten ritters, welcher das titelblatt der 1582 zu Strassburg erschienenen gedruckten ausgabe (s. unten) ziert. Der dichter war pfälz. rat und burggraf zu Alzey. Nach L. A. Gebhardi Geneal. gesch. der erbl. reichsstände in Teutschl., I (Halle 1776), 684 war sein vater im jahre 1571 reichshofratspräsident. Seine mutter, Ursula, war eine geb. gräfin von Ritberg. Eine tochter unseres dichters heiratete 1586 den grafen Henrich von Ortenburg. Wenn das geschlecht im jahre 1636 ausstarb, wie Gebhard angibt, so ist dessen vermutung, dass der dichter der lezte des stammes war, unrichtig, da derselbe 1619 schon verstorben war. Im jahre 1613 lebte er noch; in diesem jahre unterschrieb er den reichstagsabschied. S. anm. a. a. o. Vgl. Goedeke, Elf bücher deutscher dichtung I, 225 und Grundriss II, 518 fg.

Der umstand, dass sich auf dem deckel die jahreszahl 1581 befindet, während das eteostichon in das jahr 1582 verweist, erklärt sich vielleicht in der weise, dass die handschrift 1581 fertig gestelt wurde, das eteostichon aber auf das jahr berechnet war, in welchem der druck erscheinen solte. Für diesen mag die handschrift als vorlage gedient haben.

Die erste gedruckte ausgabe ist die im jahre 1582 bei Jobin in Strassburg erschienene, welche Wackernagel in seinem „Deutschen kirchenlied" I, 522 nach einem in Wolfenbüttel befindlichen exemplar genau beschrieben hat[1]. Die reihenfolge der stücke ist hier dieselbe wie in der handschrift, nur mit der ausnahme, dass das in dieser am ende stehende lied „Der vollen bruderschafft zw Ehrenn" in der gedruckten ausgabe sich an die „Reuter Lieder" anreiht. In dieser ausgabe ist auch ein register hinzugekommen. Der text des druckes weicht, von der orthographie abgesehen, nur wenig von dem der handschrift ab. Die verschiedenheiten beschränken sich auf kleinere varianten.

Die Zweibrückener bibliothek besizt auch ein exemplar dieses druckes, welches nach dem auf dem titelblatte befindlichen handschriftlichen monogramm PWB [= Philip Winnenberg Beihelsteyn] ursprünglich dem dichter selbst gehörte[2].

4) Kat. nr. 36. Pergbd. in breitem quartformat. Titelblatt: „Historische Reimen vonn dem Vngereimbtem Reichstage Anno 1613. Durch einen kurtzweiligen liebhaber der Warheit ans licht gebracht desselben Jars, inn der Weinlese, nach der Stroerndte".

Das gedicht umfasst 108 gezählte blätter; meist stehen 12 verszeilen auf einer seite. Es schildert in satirischer weise den verlauf des reichstages, welchen kaiser Matthias auf kardinal Klesls treiben im jahre 1613 nach Regensburg berief, um einen ausgleich zwischen den

1) Die angabe in Goedekes Grundr. II, 519, nr. 2, ist ungenau. — Die jahreszahl 1580 der daselbst an zweiter stelle angeführten ausgabe ist wol unrichtig.

2) In der Zweibrückener bibliothek befindet sich auch ein exemplar der von Philip d. J. 1588 veröffentlichten psalmen. (Vgl. Wackernagel, a. a. o. 547 und Goedeke, Grundr. II, 519.) Auf der inneren seite des vorderen deckels ist eine holzschnittabbildung des Winnenbergschen wappens, auf der des hinteren deckels eine abbildung des Beihelsteinschen wappens eingeklebt. Auf dem ersten holzschnitt steht: „Nicht spot mit Gott", auf dem zweiten: „Gott allein die Ehre". Vgl. das namenlied auf den dichter, Wackernagel a. a. o. V, 38 (nr. 46), wo sich diese beiden symbola aus den anfangsworten der lezten strophe ergeben. — Das Zweibrückener exemplar gehörte dem oben erwähnten pfalzgrafen Karl. Derselbe hat eigenhändig seinen namen, seine symbola und die jahreszahl 1589 in das buch eingetragen.

katholiken und protestanten zu erzielen, der jedoch an der unversöhnlichkeit der religionsparteien scheiterte. Der unbekante verfasser der satire, welcher nach einer darin enthaltenen andeutung der katholischen konfession angehörte, steht auf dem standpunkte absoluter unparteilichkeit. Sein spott und sein unwille richtet sich in gleichem masse gegen die unnachgiebigkeit seiner glaubensgenossen wie gegen die der anderen parteien. Was den dichter zur satire herausfordert, ist die tiefste entrüstung über die starköpfigkeit der geistlichen und weltlichen grossen und das aufrichtige bedauern mit dem loose des volkes, das in ahnungsvollem bangen dem grenzenlosen elende entgegensieht, welches der hader der parteien über Deutschland heraufbeschwören wird.

Die sprache des dichters ist nicht frei von härte und unbeholfenheiten. Immerhin ist ein entschiedenes satirisches talent in dem gedichte zu erkennen, das für den litterarhistoriker sowol wie für den kulturhistoriker sehr beachtenswert ist.

Nachfolgend teile ich eine sehr gelungene stelle als probe der darstellungsweise des dichters mit.

Der Keiser[1] solte reissen vnnd hat kein heller gelt,
Welches ein grosses Creutz in dieser argen welt.
Man hilt geheimen rhat, wie man solt gelt bekommen,
Vnnderschiedtliche weg wurden da vorgenommen.
Einer schlug vor, man solt die gemähldt all verkauffen[2],
Weil sie da ohne das legen vber einem hauffen,
Es könne diese wahr keinem menschen nicht nutzen,
Oder man solt damit die Gottes heusser putzen;
Vnnd wass sie kosten möchten, solt man dargegen nehmen
Auss den kirchen gefellen, dass wer nit vnbequemen.
Fändt man aber drunder etlich weltlich sachen,
So solts diess nötig werck drumb nit stutzig machen;
Dann man hett in Gott lob des weihewassers gnug,
Mit dem könnt man abwaschen allen diesen vnfug.
Hernach muss man mit vleiss vf die weltliche sachen
Ein Catholisch aussleg darüber zierlich machen.
Nemlich waun man solt finden die geschicht von der Biblis[3],

1) Matthias.

2) Es handelt sich um gemälde aus der von kaiser Rudolf II. im Hradschin zu Prag angelegten kunstsamlung. Voraus geht:

Zu Prag inns Kaisers schatz, fannde mann inn der erdt
Sehr kunstereich gemähldt, die seindt viel tausent werdt, usw.

3) Biblis (Byblis), tochter des Miletos und der Eidothea, war von heftiger

So schreibe man drunder, es sei Cathrin von Senis.
Findt man auch Jouis Schwanschneblein mit seiner Leda,
Macht man drauss die andacht von St. Eliesabetha.
Findt man den Blumentopff, so Geyn[1] hat gemacht,
So kann kein besser schein darüber werden erdacht,
Alss das er komme her auss Dorothee garten.
Des Heiligen St. Frantzen sein hellische wallfarth,
Wie er vmb ein seel sich mit 3 teufeln geschmissen,
Die hat der Goltzius[2] sehr künstlich abgerissen,
Da er ein Satyram mit der feder abgemahlet.
Die schieff, darfür Vroom[3] viel tausent hat gezalet,
Drunder schreib mann, es sei die gross blutige schlacht,
Welche St. Michael mit dem Teufel volbracht.
Des Brogels[4] Fassnacht grillen, dess Vulcani gedicht[5],
Kann auff die Hochzeit zu Cana werden gericht.
Da der vmb Ganimedes, der Jovem hett entzündt,
(Wie mann von Bäbsten auch, solch ding geschrieben findt)[6],
Drumb ihn sein vogel muss aufheben von der Erden,
Loiolae himmelfarth kann drauf gedeutet werden.
Findt man wie Juppiter inn seinem gülden regen
Von oben kombt vnnd sich zu Danae thut legen,
Mann schreib drunder, es sei, wie an dem berg Syna
Auff die Söhne Jacobs Gott regnen liess Manna.
Wenn Venus vnnd Atonis vff heimlich discurriren,
So kann man diess gespräch gar geistlich figuriren
Auff vnsern St. Albanum, von dem geschrieben steth,
Dass er an vnser frauwen brüsten gesogen hett,
Vndt dass er mit derselben nicht anders sei vmbgangen

liebe zu ihrem bruder Kaunos entbrannt und starb, da sie dieser verschmähte. Aus ihren tränen entstand ein quell. Ovid, Met. 9, 446 fgg.

1) Gheyn. Es gibt mehrere niederländische künstler dieses namens. Der hier genannte ist wahrscheinlich Jakob Jansz de G. (gest. 1582) oder sein sohn, Jakob de G. Vgl. Nagler, künstlerlexikon.

2) Wol Hendrik Goltzius, der berühmteste von den künstlern dieses namens (gest. 1616).

3) Vroom Hendrik Cornelissen, geb. zu Haarlem 1566, gest. daselbst 1640, malte viele marinebilder. Auch zwei söhne von ihm waren maler.

4) Brueghel, Pieter — der ältere? oder der jüngere?

5) Apposition? Oder solte ein bild des von Nagler erwähnten zeichners und kupferstechers H. Vulcanus gemeint sein, dessen lebensverhältnisse Nagler nicht bekant sind? (N. vermutet, dass er dem 17. jahrhundert angehörte.)

6) Am rande steht: Paulus 3. Julius 3.

Alss wie ein Breutgam sein braut pflegt zu vmbfangen.
Da Pyramis vnnd Thysbe sich selber thun erworgen,
Das kann man füglich deuten vf den Ritter St. Görgen;
Pyramis sei St. Görg, Thysbe sei königs kindt,
Der drach sei die löwin, welche den schleyer findt,
Vnnd auss St. Görgen lantz mach man Pyramis schwerdt,
Der baum, darbeys geschach, das sey St. Görgen Pferdt.
Findet man aber gar vnzüchtige geberdten,
Darauf kein geistlich geschicht könnt abgebildet werden,
Die muss ein reicher Abt oder Bischoff bezalen,
Vnnd schlag sie bei sein bett, so darf ers nit mahlen;
Wann er etwa vor lieb nit schlaffen kann die nacht,
So kann er drauss schöpffen manch geistliche andacht.

Noch sei der epilog des gedichtes hier mitgeteilt, der in einer von herbem unwillen beseelten apostrophe an die geistlichen und weltlichen herrn und in einem verzweiflungsvollen hülferuf zu Gott den bangen gefühlen des volkes in jener gewitterschwülen zeit ergreifenden ausdruck gibt.

Ihr Herren alzumal, wie ihr euch möget nennen,
Catholisch, Evangelisch, ihr müst es wol bekennen.
Ihr habet harte köpf, keiner will gerne weichen;
Wie könt ihr dann zu hauf kommen vnd euch vergleichen?
Ein theil soll von dem andern nichts vnbillichs begeren,
So soll ein theil dem andern wass recht ist auch nit wehren.
Befleisst euch ja dess friedens, fanget kein krig nit ahn,
Sonnsten muss es entgelten der arme Pauwers Mann,
Welcher vnschuldig ist, weiss nichts von euerm Zanck,
Den wolt ihr so mutwillig legen vf die schlachtbanck.
Woher nembt ihr das gelt zufüllen euere Taschen,
Wann Dörfer, Stett vnd Schlösser da liegen in der aschen?
Ihr Herrn weltliche, wie man euch also nennet,
Bleibt doch bei euerer Jagt, weil ihr die welt selbst kennet. — —
Wolt ihr ja führen krieg, so lasts beim alten pleiben,
Last eure Secretarios vnnütze Briefe schreiben,
Zanckt euch ein weil mit worten, dörft ihr euch doch nit schlagen,
Es muss einer den andern inn etwas vbertragen.
Greift ia nit zum schwerdt, dan das ist auss dem schertz,
Dass verderbt nur landt vnd bringt euch auch in schmertz.
Ihr Herren geistliche, wolt ihr es recht besehen,
So würdt nur vber euch der krieg allein aussgehen;

Ihr wist wol, das ihr nur ad vitam Fürsten seit,
Das auch viel euers todts warten mit schwerem leidt,
Weil ihr zu lange lebt: drumb dan eure Bastarten
Von eurigem erbgut nichts haben zugewarten. — —
Herr Gott, behüt für krieg, wendt vns ab vnser schmertzen,
Tröste doch mit gnaden alle betrübte hertzen,
Stercke mit deiner krafft, welche für angst verschmachten,
Lass die zuschanden werden, die nach ihrem vnglück trachten,
Erhalte deine kirch vnd zerstreuw ihre feinde,
Vermehre vns den glauben vnd sterck deine gemeinde,
So werden dan die frommen hoch loben deinen nahmen,
Diess wünsch ich von hertzen, drumb sprech ich fröhlich Amen.

Dominus misereatur nostrj
Et
Sustentet Egenos.

MÜNCHEN. ANTON ENGLERT.

LIED, GENANT: DAS MENSCHLICHE LEBEN EIN TRAUM.

Unter diesem titel befindet sich in meinen reichhaltigen handschriftlichen liedersamlungen, wie mich eine kürzlich vorgenommene durchsicht lehrte, u. a. ein aus einem gedruckten fliegenden blatte stammendes gedicht, das die zehn altersstufen des menschen in engem anschluss an den spruch, über welchen in dieser zeitschrift widerholte erörterungen gepflogen wurden (XXIII, 385. XXIV, 161 fg.), behandelt. Da es in weiteren kreisen schwerlich bekant und zudem nicht ohne eine gewisse poetische gewantheit verfasst ist, so dürfte es sich für einen widerabdruck wol empfehlen.

Unterhalb des titels steht die angabe: „Iglau, 1864. Johann Ripp". Der verfasser ist ungenant. In Hoffmanns v. Fallersleben „Unsere volkstümlichen lieder" (3. aufl. 1869) ist das lied nicht verzeichnet. Erwägt man einerseits, dass die ausführung der dem spruche von den altersstufen zu grunde liegenden gedanken nicht nur lebensvoll, sondern im ganzen auch formell ziemlich gelungen ist, dass aber andrerseits die strophenbildung und beschaffenheit der reime — man vergleiche die assonanzen Jüngling — Dümmling, Mitte — Blicke, Greis — Lebenszeit — einen berufsmässig geschulten dichter nicht erkennen lässt, so wird man kaum irre gehen, wenn man annimt, dass

der verfasser den halbgebildeten volkskreisen angehöre. Ob die auf dem titelblatte stehende jahrszahl 1864 das jahr der entstehung, beziehungsweise ersten veröffentlichung, oder aber, was wahrscheinlicher, des blossen neudruckes einer älteren dichtung bezeichnet, muss dahingestelt bleiben. Die in strophe 4, vers 4—5, vielleicht auch nur scheinbar, enthaltene corruptel habe ich dadurch einigermassen zu ordnen gesucht, dass ich vor „sich nützlich" und nach „Geschäften" ein komma sezte. Strophe 10, vers 5 dürfte als optativischer ausruf zu fassen sein.

Wird euch das Lied denn auch gefallen,
Von zehn[1] bis hundert angeführt?
Es wird hier in den zehen Zahlen
Das Menschenalter explizirt.

Was ist der Mensch? —
Ein Meisterstück aus Schöpfers Händen,
An Körper schwach, an Weisheit blind.
Trotz seiner Gaben und Talenten
Ist er noch bis zehn Jahr ein Kind.

Und dann mit zwanzig —
Ist er ein lebensfroher Jüngling,
Der alles wißen, können will;
Da kommt die Lieb, macht ihn zum Dümmling,
Verdirbt sein ganzes Lebens-Ziel.

Und dann mit dreissig —
Ist er ein Mann in vollen Kräften
Und die Vernunft tritt wahrhaft ein,
Weil er, sich nützlich in Geschäften,
Kann einstens sich des Lebens freun.

Und dann mit vierzig —
Das ist die schönste Lebensstufe,
Sie schaukelt Sprossen in der Schooß,
Und ist er glücklich im Berufe,
So ist beneidenswerth sein Loos.

Und dann mit fünfzig —
Umrungen im Familien-Kreise,
Wo er als Vater sich entzückt,

1) Sämtliche in dem gedicht vorkommende zahlen sind in dem originale durch ziffern bezeichnet. Sonst habe ich an der schreibweise nichts geändert, nur die interpunktion geordnet.

Steht er nun still an seiner Reise
Und lebt zufrieden und beglückt.

Und dann mit sechzig —
Da sieht man schon am Angesichte,
Daß sich nun fängt das Alter an,
Erwartet er die süßen Früchte,
Wenn er einst Gutes hat gethan.

Und dann mit siebzig —
Sitzt er in seiner Lieben Mitte
Und freut sich immer noch als Greis
Und wirft empfindungsvolle Blicke
Zurück auf seine Lebenszeit.

Und dann mit achtzig —
Da geht die Weisheit schon zu Grunde,
Er bittet täglich Gott den Herrn
Um eine süße Abschiedsstunde,
Und lebt doch immer herzlich gern.

Und dann mit neunzig —
Da wird er, was er einst gewesen,
Ein Kind, doch andern nur zum Spott;
Drum sind die Worte auserlesen:
Lebt' er noch hundert Jahr, bei Gott!

Und dann mit hundert —
Dieß Loos ist wenigen beschieden.
Drum, Menschen, strebt nach Tugend, Ruhm
Und wandelt froh im süßen Frieden
Hinüber ins Elisium.

WIEN. A. JEITTELES.

LITTERATUR.

Deutsche altertumskunde. Von **Karl Müllenhoff.** Dritter band. Berlin, Weidmannsche buchhandlung. 1892. XVI, 352 s. 10 m.

„Der in den vorarbeiten so gut wie ganz, in der ausarbeitung nur zum teil vollendete dritte band soll aus der stellung und dem sprachlichen verhältnis der ältesten, historisch bekanten völker des mitleren Europas in dem striche von den Pyrenaeen bis zum Kaukasus den beweis führen, dass die väter der Germanen nicht später" ihren wohnsitz um Oder und Elbe „eingenommen haben können, als die urverwanten stämme der Italiker und der Griechen ihre sitze in Italien und Griechenland, und auf grund der nachrichten der Römer und Griechen darauf die ausbreitung und verzweigung der Germanen um den anfang unserer zeitrechnung darlegen". So schrieb

Müllenhoff am 2. decbr. 1881. Tatsächlich enthält der vorliegende dritte band folgendes: 1) Über die Skythen, Sarmaten, Geten und Daken (s. 1—163); 2) einwanderung der Arier und urbevölkerung Europas (s. 164—170); 3) eine unvollendete abhandlung über die Ligurer (s. 171—193); 4) einige sprachliche bemerkungen (s. 194—204); dazu 5) anhänge (s. 205—332). Und dieser band, das fünfte buch, nent sich „der ursprung der Germanen"! In der tat, die enttäuschung konte nicht grösser sein! Zwar hatte schon 1887 Roediger gesagt, dass Müllenhoff den dritten band „nur zu einem geringen teil" ausgearbeitet habe; doch vertröstete er uns auf „beträchtliche ungedruckte samlungen und entwürfe" und die vorlesungen über Tacitus Germania und meinte, dass „wir selbst hier nicht ungünstig gestelt" seien, „wo es sich um den schwierigsten der noch fehlenden bände handelt". Im vorwort zum dritten bande berichtet nun Roediger, dass der kommentar der Germania ungeteilt im vierten bande vorgelegt werden solle. Und das ist allerdings nur zu billigen, da Müllenhoff über das besonders wichtige kapitel der ausbreitung und verzweigung der Germanen gar nichts hinterlassen hat. Die aufgabe der herausgeber, Roediger und Pniower, war unter diesen umständen nicht eben eine dankbare. Die 130 seiten, welche dieser band an ungedrucktem bringt (s. 1—90, 164—204), stammen in dieser fassung grösteuteils aus den jahren 1872 und 1873. 200 seiten dieses bandes (s. 91—163 und 205—332) sind nur verbesserte abdrücke früherer abhandlungen aus den jahren 1851, 1856, 1857, 1862, 1866, 1869, 1870 und 1875. Ich kann mein befremden nicht unterdrücken, dass diese samlung einzelner abhandlungen uns unter dem titel einer Deutschen altertumskunde geboten wird. Da es sich herausgestelt hat, dass leider Müllenhoff sein grosses werk mehr im kopfe als auf dem papiere fertig gehabt hat, so hätten, wenn sich keiner fand, der in seinem sinne den bau volständig auszubauen gewagt hätte, die herausgeber vielleicht besser getan, solche fragmente wie diese nicht unter dem titel von Müllenhoffs Altertumskunde herauszugeben. Müllenhoff selbst würde schwerlich einen derartigen schritt gebilligt haben. Alles, was dieser band bringt, gehört ausnahmelos allein in eine samlung von Müllenhoffs schriften zur deutschen altertumskunde. Es ist gewiss dankenswert, dass die älteren abhandlungen, in verbesserter gestalt, zusammenhängend wider abgedruckt werden; aber nicht an dieser stelle! Und sollen wir auf die in der „Altertumskunde" nicht zum abdruck kommenden, anderen aufsätze verzichten? Oder sollen in einer ausgabe der kleineren schriften die arbeiten fehlen, welche in der „Altertumskunde" stehen, oder sollen diese dann zum dritten mal gedruckt werden?

Eine besprechung des inhaltes des vorliegenden buches kann sich naturgemäss nur auf die 130 seiten erstrecken, welche dasselbe an bisher ungedruckten abhandlungen enthält. Es sind dies 1) mehrere aufsätze über die Skythen (s. 1—90); 2) ein aufsatz über die einwanderung der Arier (s. 164—169); 3) ein solcher über die urbevölkerung Europas (Finnen s. 169—170, Iberer s. 171, Sikanen, Sarden, Corsen s. 172—173, Ligurer s. 173—193); 4) unter der verlockenden überschrift „der ursprung der Germanen" bemerkungen über die ältesten und wesentlichsten sprachlichen neuerungen, durch welche sich die germanische sprache von der indogermanischen abhebt (s. 194—204). Wie diese inhaltsangabe zeigt, betreten wir eigentlich nur mit dem leztgenanten aufsatze den boden der germanischen philologie. Die anderen aufsätze betreffen die germanische altertumskunde nur insofern, als sie mittelbar „den beweis führen", dass die Germanen sich im nordöstlichen Deutschland nicht später angesiedelt haben als die Italiker und Griechen in ihrer heimat. Wir fragen: ist dieser beweis geführt?

Ich möchte zuvor die frage aufwerfen: ist es überhaupt möglich, einen solchen beweis zu führen? Gewiss dürfen Müllenhoffs worte nicht gar so genau genommen werden, als ob die Germanen völlig gleichzeitig mit den Griechen und Italikern ihre späteren sitze eingenommen hätten. Es liegt ja auf der hand, dass es sich nur um eine ganz ungefähre gleichzeitigkeit handeln kann, bei der es auf ein paar jahrhunderte nicht ankomt. Ist es aber möglich nachweisen zu können, ob die Germanen auch nur vor dem jahre 1000 v. Chr. bereits die gebiete an der Oder und Elbe eingenommen haben? Ich muss diese frage verneinen. Keinerlei geschichtliche zeugnisse lassen eine beantwortung auch nur insofern zu, als sich etwa dartun liesse, dass seit 1000 v. Chr. andere völker diejenigen gebiete bewohnt hätten, welche die Germanen notwendigerweise durchzogen haben müsten, um nach Deutschland zu gelangen Als einen versuch nach dieser richtung hin müssen wir im rahmen seiner „Altertumskunde" offenbar Müllenhoffs auseinandersetzungen über die Skythen betrachten. Dass dieser versuch resultatlos sein muste, zeigen Müllenhoffs eigene worte (s. 9): „Das innere des heutigen Russland, das ganze gebiet des obern Dnjeprs, die quellen des Dons wie der Wolga waren den gewährsmännern Herodots unbekant". Und Herodot danken wir unsere ältesten nachrichten über die länder nördlich des Pontus. Es steht uns also kein mittel zu gebote, um die frage zu beantworten, ob zu Herodots zeit Germanen etwa in Polen oder am Waldai-gebirge gesessen haben. Doch vielleicht hat Müllenhoff es für ausgeschlossen gehalten, dass die Germanen durch das mitlere Russland gezogen seien. Vielleicht hat er allein den weg durch das Skythenland für möglich gehalten. Selbst dann würden wir nicht mehr sagen können, als dass die Germanen um 500 v. Chr. schon an der Weichsel gewohnt haben. Für die erste hälfte des ersten jahrtausends v. Chr. aber wäre damit gar nichts ausgesagt. Müllenhoff fragt (s. 29), „ob unser weltteil bereits vor der einwanderung der Skythen über den Don seine spätere geschichtliche bevölkerung hatte, oder ob sie durch die Skythen oder vielleicht noch spätere zuzüge erst ihren abschluss erhalten hat". Er durchmustert daher einmal „auf der von Herodot gegebenen grundlage die übrigen alten diathesen des östlichen Europas", um „die tatsache festzustellen, dass nach der skythischen in alter zeit nur noch eine grosse invasion über den Don stattgefunden hat". Sodann — dieser teil ist aus den Monatsberichten der Berliner akademie von 1866 abgedruckt — sucht er „aus den überresten ihrer sprache die ethnologische stellung der Skythen und Sarmaten zu bestimmen" und komt zu dem ergebnis, dass diese keine Slawen, vielmehr Asiaten gewesen seien, und sieht hierin den beweis dafür, „dass schon vor der einwanderung jener die bevölkerung des weltteils abgeschlossen war". „Der wert dieses ergebnisses", sagt Müllenhoff (s. 31), „für die geschichte der bevölkerung unseres weltteils, insbesondere auch für die entscheidung der frage wegen der herkunft der Germanen wird sich dann schon später herausstellen". Leider bringt er hierüber nichts. Ich wüste auch nicht, was aus diesem ergebnis, welches bereits lange gemeingut der wissenschaft ist, weiter gefolgert werden könte, als dass um 500 v. Chr. die Germanen bereits an der Weichsel gesessen haben. Ein früheres datum würde nur dann zu gewinnen sein, wenn sich die zeit der skythischen einwanderung bestimmen liesse. Herodot und Ephorus glaubten, dass die Skythen um 634 die Kimmerier aus dem lande nördlich des Pontus vertrieben hätten. Diese nachricht verwirft Müllenhoff mit recht und zeigt (s. 22 fg.), dass die Skythen wenigstens schon im 8. jahrhundert am Pontus gewohnt haben. Weiter können wir nicht kommen. Wir können also auf grund der darlegungen Müllenhoffs höchstens sagen, dass, gesezt die Germanen sind einmal nördlich des

Schwarzen meeres westwärts gezogen, sie diese sitze schon spätestens im 8. jahrhundert mit westlicheren vertauscht haben müssen. Der beweis aber, dass sie die Oder und Elbe schon im zweiten jahrtausend v. Chr. erreicht haben, ist weder von Müllenhoff erbracht worden, noch lässt er sich überhaupt erbringen — es sei denn, dass diese gebiete als ein teil der urheimat der Indogermanen nachgewiesen würden.

Die frage nach der urheimat der Indogermanen behandelt oder richtiger streift Müllenhoff auf zwei und einer halben seite (s. 164—166). Ohne auf die auch von den herausgebern nicht citierte neuere litteratur über diese frage näher einzugehen, nimt er das „nordöstliche Iran, auf der westseite von Hochasien" als den sitz des urvolks an und fragt, auf welchem wege die Indogermanen in Europa eindrangen. Er entscheidet sich für die strasse, „die südlich um das kaspische meer an dem niedern östlichen Kaukasus vorbei führte". „Auf ihr sind sämtliche Arier in die neue heimat gezogen". Müllenhoff fährt fort, über die „marschordnung" der Europäer berichtend: „An der spitze des keilförmigen zuges befanden sich die ahnen der Kelten, hinter ihnen folgten schulter an schulter die haufen der Urgermanen und Uritaliker, den Italikern die Urhellenen, den Germanen die Eisten und Slawen". „Geteilt haben müssen sie sich an den Karpaten". „Auf deren ostseite" „trenten sich" „die Urgermanen von den künftigen Italikern", um „nordwärts um das gebirge herum" zu ziehen und in dem „lande zwischen Oder und Elbe sich zu einem volk" auszubilden. Wiewol man hiernach auf manches vorbereitet sein solte, wirkt die schlussfolgerung doch überraschend (s. 169): „Bestand aber vor der trennung der Westarier an den Karpaten" die „periode der einheit des volkes[1] und erfolgte die besiedelung Europas in der geschilderten weise", „so muss, wenn auch die urväter der Germanen, wie nicht zu bezweifeln ist, an dieser periode teil haben, wenigstens irgend ein punkt des grossen gebietes, den wir im anfang unserer kunde von Germanen bewohnt sehen, ebenso früh oder doch nicht wesentlich später eine arische bevölkerung erhalten haben als etwa Griechenland und Italien". — Allerdings, wunderbar einfach! Der beweis ist geliefert! Es hätte der Skythen gar nicht bedurft.

Als einen exkurs darf man die folgende untersuchung über die vorindogermanische urbevölkerung Europas ansehen. Die Finnen durften nach der darstellung, die sie im zweiten bande gefunden, auf einer seite abgetan werden. „Ihre ausbreitung von dem Ural und der Wolga um die Waldaihöhe herum bis an die Ostsee nach Scadinavien muss entweder gleichzeitig mit oder nach der einwanderung der Arier in die südlicheren teile Europas erfolgt sein" (s. 170). Über die Sikanen und Sarden wird (s. 171—173) gesagt, dass sie keine Iberer, über die Corsen (s. 373), dass sie Ligurer seien. Die ethnographische stellung der Ligurer solte dann eine grössere abhandlung dartun. Leider hat sich im nachlass nur der anfang derselben vorgefunden (s. 173—193). Müllenhoff zeigt zunächst das geographische verbreitungsgebiet der Ligurer und sucht dann aus der sprache ihre ethnographische stellung zu bestimmen. Viel zu kurz ist die frage abgetan, ob sie zu den Iberern in näherer beziehung stehen. Es hätte wol einer „weiteren ausführung" bedurft, ehe man den satz unter-

1) Dieses wird begründet durch 1) das bewahren der idg. urvokale O, E, A gegenüber ostarischem A, 2) „eine strengere unterscheidung des L und R, ja überwiegend sogar eine neue bildung des L aus dem R", 3) „genauere begriffsbestimmung alter wörter wie z. b. die bedeutung der präposition *abhi* im skr. noch sehr unbestimt *ad* ist, gr. ἀμφί, lat.-kelt. *ambi*, ahd. *umbi* dagegen fest eingeschränkt erscheint", 4) „die bildung neuer oder die bewahrung alter, im osten nicht mehr bekanter wurzeln und stämme", „modificationen an wurzeln, wortstämmen und suffixen", 5) „die schöpfung einer grossen anzahl neuer wörter, von denen einige zugleich auf deren culturfortschritt, wie den übergang vom hirtenleben zum ackerbau deuten".

schreiben kann: „an einen näheren zusammenhang der Ligurer mit den Iberern ist auf keinen fall zu denken“. Müllenhoff fragt weiter, „ob sie den Ariern verwant waren“, und findet neben wesentlichen abweichungen eine reihe von sprachlichen übereinstimmungen mit dem italischen und keltischen. Der hauptteil, in welchem bewiesen werden solte, dass die Ligurer, wie die Raeter, zu der vorindogermanischen bevölkerung Europas gehörten, fehlt.

„Den eigentlichen inhalt der urgeschichte eines volkes bildet — das lehrt die geschichte der Griechen so gut wie die der Germanen — die ausbildung und scheidung seiner stämme. Nirgend können wir diese phase in der entwicklung einer nation besser erkennen als bei unsern vorfahren“. „Vor der ausbildung und scheidung der stämme gibt es im leben einer nation nur éine epoche: das ist die genesis der nation selbst, ihre entstehung und bildung zu einem von ihrer umgebung und ihren stamverwanten unterschiedenen, eigentümlichen, in sich gleichen ganzen. Zu bestimmen, wann die genesis des ganzen germanischen volksstammes zum abschluss gekommen ist, dafür besitzen wir zwar nicht das einzige, aber doch sicherste, untrüglichste und volkommen ausreichende mittel in der sprache. Die sprache macht die nation. Sie ist dasein und leben eines volkes, und ohne sie ist es tot. Die grossen perioden und wandlungen, die es bald rascher und gewaltsamer, bald langsamer und almählicher durchmacht, prägen sich daher auch ihr ein, und so unvertilgbar, dass es die merkzeichen einer jeden und damit die seiner ganzen vergangenheit in ihr allezeit gegenwärtig mit sich herumträgt. Je grösser aber die wandlungen, desto tiefer greifen sie auch in die sprache ein, und die wirkung seiner grösten epoche, des anfangs seines eigentümlichen und selbständigen lebens, muss in ihr am deutlichsten sichtbar sein“. Ich habe diese herlichen worte (s. 194) unverkürzt widergeben wollen. Sie entrollen ein verheissungsvolles programm. Der leser erwartet hiernach ein zwiefaches: einmal auf grund sprachlicher untersuchungen eine ungefähre zeitbestimmung der „genesis der nation“; zum andern vor allem eine psychologische analyse der urgermanischen sprachgeschichte. Es bedarf wol nicht des hinweises, dass diese analyse, welche Müllenhoff allein gibt, nicht auf 10 seiten erschöpft werden kann. Und doch hätte Müllenhoff, wäre es ihm beschieden gewesen sein werk zu vollenden, wol kaum erheblich mehr und erheblich andres gegeben, als uns vorliegt. Nach dem ursprung unseres volksstammes fragend, bestimt Müllenhoff als den anfangspunkt germanischen sonderlebens, „sprachlich ausgedrückt“, „die verschiebung der stummen konsonanten, die sogenante lautverschiebung“. „Sie ist das erste und älteste merkmal der volzogenen abtrennung und das erste anzeichen einer besonderen entwicklung der Germanen“ (s. 196). „Trägheit oder erschlaffung der organe offenbart sich“ in der verschiebung der idg. aspiraten und tenues. „Dagegen zeigt sich in dem übergang der alten medien zu tenues augenscheinlich ein aufraffen zu neuer kraftanstrengung“. „Die regelmässigkeit, mit der“ sich die ganze lautverschiebung volzieht, offenbart eine „stätigkeit und ruhig ausdauernde kraft“ (s. 197). „Dieselbe ausdauer und energie muss die nation oder der stamm bewiesen haben, als er sich in die rauhe natur seiner heimat einlebte“. „Das aufraffen zu neuer kraft lässt uns die sprachgeschichte auch weiterhin noch erkennen“ (s. 198). Ebenso unzulänglich ist, was Müllenhoff über das „euphonische“ konsonantische auslautgesetz beibringt, über das vokalische, „wonach alle kurzen A und I im wortende oder in der lezten wortsilbe abfallen musten“, über das Vernersche gesetz und über den germ. accent. In dem „betonungsgesetz“ und dem durch dieses bewirkten vokalischen auslautgesetz sieht Müllenhoff „das eigentlich unterscheidende moment zwischen dem alt- und

urgermanischen und dem neugermanischen. Hierdurch erst wird eine neue epoche der entwicklung herbeigeführt, der eintritt des rechten Germanentums, der abschluss und die vollendung des eigentümlichen wesens und charakters unserer nation" (s. 200 fg.). Es „entspricht die durchgängige betonung der haupt- und stamsilbe ganz und gar der wucht und einseitigkeit des kriegerischen charakters, mit dem die Germanen in die geschichte eintreten" (s. 201). „Die verlüste namentlich in der conjugation ... zeugen, wenn nicht von einem mangel und einer abnahme an feinem sinlichen unterscheidungsvermögen, so doch von einer trägheit, unlust und lässigkeit, feinere unterschiede festzuhalten, auf der andern seite die neue accentregel von einer gewissen rohheit. Aber durch die schliessliche gestaltung unserer flexion geht wie schon durch die lautverschiebung derselbe mächtige zug nach einfacher, klarer ordnung, der zum siege verhalf und wodurch der sprache neben dem starken auch nicht das zarte, neben dem rauhen nicht das milde versagt blieb. Das zeigt sich auch in der herschaft, die die melodie des ablauts in ihr gewann, in dem gegengewicht, das der nebenaccent dem hochton gegenüber behauptete. Zugleich aber verrät sich hierin ein tiefer musicalischer und rhythmischer sinn, der unserer nation von anfang an eigen war" (s. 203 fg.). Dies ist im wesentlichen Müllenhoffs psychologische analyse. Nichts von den einer solchen doch in erster reihe zugänglichen nicht-lautlichen neubildungen, nichts über syntax, nichts über stilistik! Was würde die kritik wol sagen, wenn ein anderer forscher uns heute derartiges brächte? Es ist kein zweifel: dieser aufgabe ist Müllenhoff nicht gewachsen gewesen. Seine sache war es, das deutsche altertum lebendig nachzuempfinden und vor unseren augen wider erstehen zu lassen, soweit es galt geschichtliche zusammenhänge äusserer wie geistiger art aufzudecken. Tiefere blicke in das leben der sprache zu tun ist ihm versagt geblieben. Und die aufgabe, um welche es sich hier handelt, ist wol die allerschwierigste, welche der historisch-vergleichenden sprachwissenschaft harrt: sie ist (oder sie solte sein!) das endziel aller sprachforschung.

Ich habe das, was das buch neues bietet, geglaubt an dieser stelle nur insoweit besprechen zu sollen, als es das gebiet der germanischen philologie betrift. Es braucht bei einem werke Müllenhoffs nicht besonders hervorgehoben zu werden, dass im übrigen die grosse gelehrsamkeit und die scharfsinnige kritik des verfassers überall eine fruchtbare ist. Den hauptgewinn aus dem buche zieht, wie es bei dem ersten bande der fall gewesen ist, die antike geographie, welcher dieser band eine kritik der nachrichten über das östliche Europa von Hekataeus von Milet und Herodot an bis auf Ptolemaeus und Ammianus Marcellinus bringt. Roediger hat diesem abschnitt (s. 1—90) die abhandlung Müllenhoffs über Ptolemaeus und Marinus aus den Berliner monatsberichten 1866 (s. 91—100) angefügt, dann diejenige über die sprache der pontischen Skythen und Sarmaten ebd. (s. 101—125), dann den artikel Geten aus Ersch und Gruber (s. 125—163). Die anhänge bringen 1) „Griechische inschriften aus Südrussland" aus Hermes bd. 3 und 4 (s. 205—211), 2) „Über die weltkarte und chorographie des kaisers Augustus" Kieler universitätsprogramm 1856 (s. 212—295), 3) „Die völkertafel der Genesis" aus den Gött. gel. anz. 1851 (s. 295—298), 4) „Über die römische weltkarte" aus Hermes bd. 9 (s. 298—311), 5) „Über den anhang zu dem provinzialverzeichnis von 297", abhandlungen der Berliner akademie 1862 (s. 311—325), 6) „Die fränkische völkertafel", ebd. (s. 325—332). Das meiste ist mit verbesserungen Müllenhoffs abgedruckt. Sehr dankenswert ist das von B. Wenzel angefertigte register (s. 333—352).

Es liegt jezt von Müllenhoffs lebenswerk der erste, zweite, dritte und fünfte band vor. Schon jezt können wir nach einer richtung hin ein abschliessendes urteil über das ganze werk fällen, das schwerlich anders ausgefallen sein würde, wenn es dem verfasser vergönt gewesen wäre, dasselbe selbst zu vollenden. Es galt eine zwiefache arbeit zu tun: eine kritik unserer quellen war die erste und notwendigste aufgabe; die zweite war eine zusammenfassende darstellung. Müllenhoff hat wesentlich nur die erste aufgabe angegriffen, wie sehr es seinem herzen auch um die zweite zu tun war, und wie sehr er auch geglaubt haben mag, in diesem sinne zu schreiben und zu wirken. Er ist über jene elementarere tätigkeit, in der seine gelehrsamkeit und sein kritischer scharfblick glänzend zu ihrem rechte kommen, im grunde nicht hinausgekommen. Auch in der anlage des ganzen werkes zeigt sich, wie wenig Müllenhoff den einen gesichtspunkt dem andern unterzuordnen vermocht hat. Der erste band gibt ausschliesslich eine quellenkritik; er endigt mit Pytheas. Der zweite band fängt von neuem an und gibt, wenn auch gröstenteils eine solche kritik im rahmen grösserer, algemeiner gesichtspunkte, so doch zum teil auch wirklich zusammenfassendes (besonders über Aestier, Finnen und Slawen). Der dritte band sezt wider ein, wo der erste aufgehört hat: auf Pytheas folgt Herodot. Dann abermals ein ganz neuer anfang in jenem andern sinne: die Indogermanen. Der vierte band scheint wesentlich ein kommentar zu der Germania des Tacitus werden zu sollen. Der fünfte band war als eine germanische mythologie gedacht — und ist doch nur eine kritik der Edda und ihrer mythen.

Müllenhoffs werk ist — und das tut seinem verdienste keinen eintrag — eine vorarbeit. Eine zusammenfassende germanische altertumskunde soll noch geschrieben werden.

HALLE A. S., DEN 2. JULI 1892. OTTO BREMER.

Zur geschichte der altdeutschen verskunst. Von **Andreas Heusler.** [Germanistische abhandlungen, herausgegeben von Karl Weinhold. 8. heft.] Breslau, Wilhelm Koebner. 1891. VIII und 161 s. 5,40 m.

Das buch ist flott und frisch geschrieben: besizt der autor doch in seltenem masse die gabe, sich von der gebundenheit unseres wissens frei zu machen. Die schwungvollen prolegomena zu einer neubegründung der metrischen principienlehre (s. 38 fgg.) habe ich mit besonderem genusse gelesen. In der diction liegt hier ein packender rhythmus, der den zweifelnden mitreisst. Nur steht nach meinem geschmack der abschnitt nicht an der richtigen stelle. Er stört an seinem orte den zusammenhang des 3. und 4. kapitels und wirft eine anzahl von begriffen in die diskussion, die nicht gründlich genug für ihre verwendung gerüstet erscheinen. Die stilistischen vorzüge und der standpunkt des verfassers (s. 58), dass in der verslehre nur selten beweise und widerlegungen möglich seien, binden zuweilen dem recensenten die hand.

Heusler spricht von kinder- und ammenversen, kindersprüchen, kinderliedern. Er vergleicht s. 10 einen abzählspruch, dessen strophe er im anord. *fornyrdalag* widerfindet, mit gliedern des *ljóþaháttr*. Nun ist es unter allen umständen unzulässig, wie s. 9 geschieht, einzelne halbverse des Hildebrandsliedes und Muspilli nicht bloss an dem masstab einzelner strophenteile moderner reimverse, sondern gar an dem *ljóþaháttr* zu messen, ohne bewiesen zu haben, dass auch jene halbverse nicht stichisch, sondern strophisch zu verstehen sind. Möller hat ganz richtig die konsequenz seines systems gezogen, wenn er die ahd. bruchstücke in strophen auflöst. Heusler hat in seiner anzeige des Möllers

in dem vorliegenden werke sich gegen strophische einteilung ausgesprochen, muss sich nun aber selbst zu strophischen gebilden flüchten, um seine theorie zu illustrieren. Das ist ein cardinalfehler, dass Heusler die taktmessung strophischer ictenreihen auf die unstrophischen gedichte des alliterierenden zeitalters übertragen hat. Es nüzt nichts s. 5 zu dekretieren: „der vers unserer hauspoesie ist die unmittelbare fortsetzung des altgermanischen verses" (vgl. bei Möller s. 171), wenn s. 2 gesagt ist, der einzelvers führe keine sonderexistenz. Den kindervers kennen wir nur als festgefügtes glied der strophe. Wenn er die fortsetzung des altgermanischen verses wäre, müste auch dieser als glied einer strophe überliefert sein. Da dies nach Heuslers entscheidung nicht der fall ist, so kann die identität des altgermanischen und des kinderliedverses nicht aufrecht erhalten werden, und sie hätte nicht behauptet werden sollen. Wie wäre es auch möglich! Heusler legt so viel gewicht darauf, dass die metrische forschung sich von der last der buchstaben frei mache. Aber ihm selbst hängt diese last noch am ränzel. Denn was soll es heissen, den kindervers mit dem alliterationsvers zu identificieren, ohne dabei zu beachten, dass wir das kinderlied nur kennen als „gesungen oder gesprochen zu den ringeltänzen, zum gänsemarsch, während man die kinder auf armen oder knien schaukelt" (s. 38), also nur als getanztes oder algemein ausgedrückt von taktmässiger, rhythmischer körperbewegung begleitetes. Wo wäre von alle dem bei unserer alliterationsdichtung auch nur entfernt die rede? Es hat noch niemand den versuch gewagt, das versmass des Hildebrandsliedes als getanztes auszugeben. Denn es ist etwas ganz anderes, wenn Scherer behauptet hat, an die tanzbewegungen seien ursprünglich auch die worte gebunden gewesen. Scherer hat auch betont, dass darnach eine zeit gekommen ist, in der das lied sich vom tanze losgelöst hat, und er ist es auch gewesen, der behauptet hat, schon in grauer vorzeit habe es eine poesie — die epische — gegeben, die weder getanzt noch gesungen worden sei, für deren rhythmik folglich auch ganz andere voraussetzungen zu gelten haben. Weder Möller noch Heusler haben die durch die verschiedenheit der poetischen gattung bedingte verschiedenheit der rhythmischen struktur bedacht. So ist also von vornherein die unmittelbare zusammengehörigkeit des heutigen kinderverses mit dem alliterationsvers unserer epen hinfällig[1].

Dann verliert aber Heusler jegliche stütze für seine einschränkung der dipodie auf die ictenfolge x́ x̀ x́ x̀. Sievers hat gerade im volkstümlichen vers wechselnde gruppierung von haupt- und nebenictus belegt. Heusler gibt das volkslied ganz preis und lässt nur in den kindersprüchen die uralte sitte nachklingen. Er hat auch nichts dazu getan, was den methodologischen fehler ausgliche, die strophen des minnesangs mit der stichischen alliterationsdichtung zu verknüpfen (s. 91 fgg.). Es wäre die aufgabe gewesen, sich ernsthaft mit Müllenhoff Z. f. d. a. 23, 151 auseinanderzusetzen, der in der bündigsten weise die annahme strophischer gliederung für die westgermanische epik ad absurdum geführt hat. So fält auf Heusler selbst zurück, was er von dem zur vorsicht mahnenden Wilmanns sagt: sein experiment erinnert an das messer ohne klinge, dem der griff fehlt. Die frage: warum muss denn mit dem stabreimvers selbst auch alles andere der stabreimdichtung verschollen sein? — diese frage hätte Heusler nicht stellen sollen. Wird doch s. 11 fg. eine reihe von faktoren, die den eigentlichen charakter der stabreimverse bestimmen, wie die langreihigen auftakte, die alliteration selbst, ja sogar die straffe regel von der hebungs-

1) Was diesen selbst betrift, so ist, nebenbei bemerkt, die scansion, die Möller und Heusler vertreten, mit den neuen anschauungen über die germanischen betonungsformen nicht vereinbar (Beitr. [illegible]).

fähigkeit der verschiedenen wortklassen preisgegeben — was bleibt aber dann noch vom alten stabreimverse übrig?

Die bedeutung der alliteration ist von Möller und Heusler nicht genügend gewürdigt worden. Zwar hält auch Heusler den grundsatz aufrecht, dass die gewichtigen satzglieder im guten taktteil stehen und durch den reim noch energischeren nachdruck bekommen haben werden. Auch Möller hat s. 165 anm. hervorgehoben, der takt des alliterationsverses verstosse niemals gegen die nachdrucksaccente. Ich sehe mich ausser stande, auf dem boden dieses grundsatzes verse wie *her was Otachre, enti mit fastun, sunufatarungo* u. a. zu verteidigen. Wenn nämlich *séolidántè, súnufàtarúngò* nicht zulässig, so bleibt nur *súnu — fátarungo* übrig, d. h. dann müssen die compositionsglieder um takt und dipodie zu retten durch eine ²/₄ pause getrent werden. Heinzel hat sich bereits (Anz. XVII, 3) hiergegen ausgesprochen. Heusler sucht diese schwierigkeit möglichst zu umgehen. Otfrids *fuazfallonti* soll die form 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 haben. Warum denn nicht 𝅗𝅥 | 𝄼 | ♩ ♩ | ♩ 𝄽 ? oder Otfrids *ubar sunnun lioht* als ♩ ♩ | 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 | 𝅗𝅥 und nicht als ♪ ♪ | ♩. ♪ | 𝅗𝅥 | 𝄼 ? Wenn Otfrids vers nicht unter 4 silben sinken kann, so wird zunächst jeder unbefangene darin eine bedeutsame übereinstimmung mit dem stabreimvers erkennen; wenn aber Heusler sich auf den *ljóþaháttr* bezieht, so folgt doch aus der zweigliedrigkeit des schemas, das mindestens durch 2 silben vertreten sein muss, nicht die viergliedrigkeit der taktierung, die Heusler als gegeben betrachtet.

Nun ist aber nach Heusler, was man im gewöhnlichen sinne volkslieder nent, nicht dipodisch (s. 5), vielmehr wie Otfrids vers monopodisch; d. h. nicht, dass im verse die 4 hebungen mit gleicher stärke scandiert würden, die icten sind nur principiell gleichwertig; es besteht freie abwechslung, es dominieren nicht immer dieselben hebungen (hebung 1. 3 wie im kinderlied), sondern auch 2. 4 usw. Der viergliedrige vers könne von seinen 4 guten taktteilen nach belieben bald diese bald jene stärker hervortreten lassen. Heusler gibt zu, dass gegen die von Sievers gegebene formulierung des begrifs dipodie an sich nichts einzuwenden, dass wenigstens ein teil germanischer reimdichtung auch in seinem sinne dipodisch gemessen sei. Die beschränkung des schemas x́ x̀ x́ x̀ auf den kindervers erklärt sich ganz einfach aus dessen schon erwähnter besonderheit, dass er mit gleichmässig wechselnder körperbewegung vorgetragen wird. Wo diese fehlt, haben wir auch jene strenge abfolge des nachdruckswechsel nicht zu erwarten. Die freiheit Otfridischer versmessung mit ihren principiell gleich- und ungleichwertigen icten eignet der gesamten reimdichtung. Die aussonderung der kinderlieder aus dem gesamtschatze der volkspoesie kann ich nicht gutheissen. Hier gilt es nach einer höheren einheit für den volkstümlichen vers zu suchen und diese ist von Sievers gefunden worden.

S. 13 fgg. gibt Heusler eine neue beurteilung von Otfrids ictenzeichen Hier finden sich ganz ausgezeichnete beobachtungen, denen ich freudig beistimme. Sehr richtig wird s. 15 als kern des ganzen problems die frage gestelt, ob für Otfrids sprache überhaupt noch jene satztongesetze gegolten haben, von welchen wir die sprache der stabreimenden dichtungen gebunden wissen. Heusler meint nun, ohne leider auf eine diesbezügliche untersuchung sich einzulassen, eine accentuation wie *in himilgúallichi* mit ictus auf zweiter hebung solte verhindern, dass dieselbe unter die dritte herabsinke, solte mit andern worten verhüten, dass der vortrag in die dipodie ´ ` ´ ` verfalle. Dies zugegeben, wird man die von Heusler gezogenen folge-

rungen nicht in den kauf nehmen. Otfrid selbst und seine hörer und leser seien an dipodische dichtung gewöhnt gewesen. Kurz vorher hatte Heusler es abgelehnt, Otfrids versmessung als einen ummodelungsprocess aufzufassen — und hier lässt er Otfrid abwägend vorbeugen, dass ein vers wie *worton frenkisgen* ja nicht als *wórton frènkisgèn* gelesen werde! Hält es Heusler überhaupt für denkbar, dass bei der auch von ihm grundsätzlich anerkanten einheit von wort- und versbetonung überhaupt jemand zu Otfrids zeiten auf die ganz unmögliche sprechform *frenkísgen* hätte verfallen können? Und wenn man gerne zugeben wird, der ictus sei in solchen fällen mahnzeichen podischen vortrags, was folgt daraus anders, als dass gerade diese verse des Evangelienbuches nicht wie die andern gelesen werden solten; dass tatsächlich auch Otfrid die mehrzahl seiner verse dipodisch, die minderheit podisch gelesen haben wolte (auf die *saeculares voces* hätte sich Heusler nicht berufen sollen, denn sie sind formelhaft und stammen vermutlich aus dem Sedulius, vgl. Huemers ausg. s. 361 fg.)[1]. Heusler geht doch selbst so weit, dass er sagt, der erste takt habe accentlos bleiben können, da er auch im dipodischen vortrag den starkton getragen habe. Das hat aber doch nur dann sinn, wenn wie gesagt die majorität unserer Otfridverse dipodisch (sowol als 1. 3 wie 2. 4 vgl. s. 19 fg.) gelesen worden ist — quod erat demonstrandum. Heusler selbst erhebt s. 20 gegen seine theorie noch den durchschlagenden einwand, dass, wenn es dem urheber der accentzeichen darum zu tun gewesen, monopodische lesung zu markieren, er nicht bei den versen 1. 3 und 2. 4 die stärksten silben, gerade die gipfel als dipodien bezeichnet hätte, während umgekehrt bei versen 1. 3 die senkungen 2. 4 (vgl. s. 22), bei versen 2. 4 die senkungen 1. 3 hätten ausgezeichnet werden müssen, wenn die absicht bestand, dipodische lesung zu verhüten. Ich erkläre mich aber mit Heusler einverstanden, dass ein zusammenhang der ictenzeichen mit der structur des alliterationsverses, wie ihn Sievers durchzuführen versuchte, tatsächlich nicht besteht (s. 25 fgg.). Es kann von einem widerstreit zwischen rhythmischem schema und satzbetonung schlechterdings nicht die rede sein. Ich gehe jezt noch weiter als Heusler. Diejenigen verse, deren accentuierung sich nicht mit der prosabetonung deckt, sind nicht bloss nicht aus den alten typen, sie sind überhaupt nicht aus der vortragsweise alliterierender dichtung zu erklären; es handelt sich auch nicht um einen konflikt zwischen dem neuen monopodischen versmass und der alten gewöhnung an die dipodie, sondern es handelt sich um die erst mit der reimposie volzogene einführung dipodischer versmessung. Die stabreimdichtung hat nichts vergleichbares. Otfrid hat zum ersten mal ein umfängliches deutsches buch in dem versmass lateinischer rhythmen geschrieben, nachdem schon geraume zeit vor ihm mit der alten technik gebrochen worden war. Die kurzverse des lateinischen rhythmus — man solte nicht immer auf den hymnenvers sich berufen[2] — zeigen ganz denselben bau wie die kurzverse Otfrids, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man einen beliebigen lateinischen rhythmus nach den regeln deutscher satzbetonung liest. Das von W. Meyer aufgestelte princip des taktwechsels ist nichts anderes als die freiheit der ictenstellung. Es ist auch für die lateinischen rhythmen nicht zulässig, das dipodische mass auf ˋ ˋ einzuschränken, sondern hier wie dort bilden das gerüste zwei volle icten, neben denen 2 schwächere nebenicten das taktmass füllen. Dazu komt, wie R. M. Meyer schon

1) Vgl. jezt die guten darlegungen bei J. Kelle, Geschichte der deutschen litteratur s. 47 fg. 69 u. 5.

1) Beda, de arte metrica z. b. citiert hymnen, die nach klassischen metren gebaut sind. Vgl. **Walahfridus** Strabo, de exordiis et incrementis usw. c. 26 (ed. Knoepfler).

gezeigt hat, dass die existenz einer halbierenden cäsur bei Otfrid wie in den lateinischen rhythmen das gewichtigste argument für dipodische versmessung liefert (QF. 58, 38 fgg.). Nicht bloss die spielerei mit dem akrostichon in den widmungsgedichten weist uns in die lateinische schule, in der Otfrid seine reimerei gelernt hat. Es lassen schon Commodian und Sedulius genau wie Otfrid die namensformen durch anfangs- und endbuchstaben der versreihen gebildet werden; ich verweise noch auf Poetae Latini aevi Carolini I, 4. 35. 423. 620 (der herausgeber hat hier das doppelte akrostichon nicht bemerkt); II, 4. II, 421 (wie bei Otfrid und Walahfridus Strabo, so auch bei ihrem gemeinsamen lehrer II, 167). Der ganze apparat, mit dem das Evangelienbuch in die öffentlichkeit gegeben worden ist, zeigt die mode der zeit und die liebhabereien lateinischer schulpoesie. Wandalbert von Prüm schickt seinem Martyrologium (c. a. 848. Poetae latini II, 567. Neues archiv IV, 305) nicht bloss eine epistola voran: *ad illustrem virum Otricum clericum super eis quae sequenti opere continentur metrorum generibus* — dem grammatisch-metrischen sendschreiben an Liutbert vergleichbar —, sondern er fügt auch widmungsgedichte *ad Caesarem* sowie an seinen freund *Florus* bei und versäumt so wenig als Otfrid die vorbildliche bedeutung der Juvencus Arator Prudentius hervorzuheben; vgl. auch Neues archiv IV, 523.

Es ist bekant, dass auch Otfrid in seinen lehrreichen selbstbekentnissen die eigene verskunst als nicht-metrische bezeichnet hat *(non quo series scriptionis hujus metrica sit subtilitate constricta)* und widerholt davon spricht, dass der reim das einzige gesetz für seine verse abgegeben habe. Zarncke hat mit präciser deutlichkeit dargestelt (Ber. d. sächs. geselsch. 1871, 38 fgg.), wie almählich unter *rhythmus* eo ipso ein gereimtes gedicht verstanden worden ist. Es sei auf die bedeutende stellung, welche die Afrikaner mit ihrer vorliebe für den endreim einnehmen, verwiesen; vgl. die samlungen im Archiv für lat. lexicographie und grammatik I, 350. 576[1]. Der erste, der systematisch den [vorerst stets einsilbigen] endreim durchgeführt hat, scheint Commodian gewesen zu sein; sodann hat Augustin seinen psalm gegen die Donatisten durchgereimt (jede verszeile endet auf —e). In dem zweiten hymnus des Sedulius erscheint der endreim gleichfalls eingebürgert, aber noch der hymnus *rex aeterne domine* (Daniel I, 85 fg.) zeigt unvolkommene reime; etwas genauer ist der hymnus: *apparebit repentina* (Du Méril s. 135 fgg.). Im gegensatz zu dem hymnus des Sedulius können die reimunvolkommenheiten merkwürdig erscheinen. Es unterliegt keinem zweifel mehr, dass die im mittelalter ganz algemein verbreitete ansicht, der reim stamme aus der rhetorischen figur des homoeoteleuton, das richtige getroffen hat (Zarncke, Ber. d. sächs. geselsch. 1874, 56). Diese rhetorische figur ist von einer unbekanten autorität zum zwecke volkstümlicher wirkung in die poesie eingeführt worden (Augustin sagt: *ad ipsius humillimi vulgi et omnino imperitorum atque idiotarum notitiam*). In älterer zeit ist der gewohnheit der rhetoren folgend nur hie und da der endreim am schlusse rhythmischer kola nutzbar gemacht worden, während andere teile der gedichte ungereimt blieben (vgl. z. b. die von Beda citierten hymnen). Otfrid verlangt consequenz in der verwendung des homoeoteleuton *(assidue)*. Trotzdem sind auch ihm bekantlich einzelne reimlose verse entgangen, die sich nicht alle als stabreimende reste auffassen, dagegen als ausläufer eines älteren stils lateinischer dichtung sich vortreflich deuten lassen. Otfrid ist indessen nicht der erste gewesen, der den endreim als gesetzmässige versregel anempfohlen hat. Lange vor ihm bewundern wir den wolklang stetig reimender gesänge

1) Korrekturnote: Inzwischen ist erschienen O. Dingeldein, Der reim bei den Griechen und Römern. Leipzig 1892.

in dem kunstgeübten kreise irischer klosterdichter. In dem ebenmass irischer reimtechnik komt uns zum ersten mal die schöne errungenschaft der harmonie des lautspiels zum bewustsein. Es wäre ein falscher anachronismus mit Zeuss gram. celt. II, 910 fgg. die in den irischen klöstern überraschende reimfülle aus der einheimischen verskunst herzuleiten (vorsichtiger ist Edzardi, Beitr. V, 581). Die lateinischen vorbilder sind für die poesie der muttersprache massgebend gewesen. Unmittelbare schüler irischer gelehrter waren die strebsamen Angelsachsen, die wie vieles andere, so auch die reimkunst von Iren gelernt haben. Aldhelm, Aethelwald, Bonifatius, ohne weitere namen zu nennen, stehen in der pflege des reims auf demselben standpunkt wie Hibernicus exul-Dicuil. Die ganze scala der dazumal üblichen reimformen lässt sich durch die gedichte der genanten Angelsachsen verfolgen (Jaffé, Monumenta Moguntina s. 38 fgg.). Gibt nicht das akrostichon in den versen des Bonifatius an Nithardus die beste antwort auf die frage, wo Kynewulf es gelernt hat, in der Elene endreime anzuwenden und seinen namen akrostichisch einzulegen (vgl. auch Kluge, Beitr. 9, 443)? Gewiss sind es die Angelsachsen gewesen, die in die pflanzstätten deutscher klöster die reimtechnik gebracht haben. Auf dem hintergrunde der angelsächsischen mission in Deutschland hebt sich wie eine unscheinbare coulisse — aber die scenerie des geistigen lebens im 8.—9. jahrhundert vervolständigend — die durch die einführung des lateinischen rhythmus reformierte verskunst ab.

W. Grimm hat in seiner geschichte des reims viel mühe aufgewendet, die entstehung des endreims im hexameter zu verfolgen, ohne andere resultate zu erzielen, als dass jahrhunderte hindurch assonanzen oder reime in dem heroischen versmass anklingen. Weltliche und geistliche gedichte sind lange durchgereimt worden, ehe der leoninische hexameter für deutsche dichtung anregung bringen konte. Es verdient nur die ansicht gründliche erwägung, ob tatsächlich regelmässig zweisilbiger reim zuerst im hexameter herschend geworden und von da in rhythmische dichtung übergegangen ist (Sitzungsber. d. Münch. akad. 1882, 143 fg.).

Wenn wir für Otfrid nach dem meister fragen, in dessen schule er zur pflege des endreims erzogen worden sein mag, so bietet sich der name Hrabanus Maurus ganz von selbst. Das grosse gedicht *de fide catholica* ist von Hrabanus selbst als *rhythmo carmen compositum* bezeichnet worden (Poetae lat. II, 197). Es finden sich in der lateinischen dichtung alle schattierungen des ein- und mehrsilbigen reims bis zum rührenden reim. Wir haben hier die kategorien der deutschen reime Otfrids (vgl. auch Bartsch, Sequenzen s. 129 fgg.). Ich möchte nicht versäumen, auf die versus de eversione monasterii Glonnensis aufmerksam zu machen (c. a. 850. Poetae lat. II, 146. Sitzungsber. der Münch. akad. 1882, 96. Neues archiv IV, 296. W. Grimm a. a. o. s. 164). Denn das lied besteht aus einer zweizeiligen strophe, die mit der strophe Otfrids identisch ist. Da jede möglichkeit ausgeschlossen ist, dass die strophe der versus aus deutscher kunstübung übernommen sei, so dürfte die abhängigkeit Otfrids evident erscheinen. Seine strophe stamt aus dem repertoire der lateiner.

Es ist zu bedauern, dass Heusler die volkstümlich lateinische rhythmik nicht in den bereich seiner arbeit gezogen und die ältere deutsche verskunst, statt sie an ihr geschichtliches vorbild anzulehnen, durch seine überschätzung der kinderlieder in eine falsche perspektive gebracht hat. Auf die weitgreifende bedeutung der lateiner gerade auch für die modernen volkstümlichen gesangsformen ist neuerdings von Tobler in höchst lehrreicher weise aufmerksam gemacht worden, wie ich der Vierteljahrsschrift für musikwissenschaft 1891, 444 fgg. entnehme (Kühreihen oder kührei-

gen, jodel und jodellied in Appenzell). Man wird der wahrheit um ein beträchtliches näher kommen, wenn man den kindervers, den volkstümlich deutschen vers, nicht an die alliterationsdichtung, sondern an die vulgären lateinischen rhythmen unmittelbar anschliesst.

Liegt nun aber in der deutschen reimdichtung ein radikaler bruch mit der einheimischen älteren tradition — wer wolte es für zulässig halten, wenn Heusler sich ein hinterpförtchen offen hält und am schluss eines durch schärfe der kritik ausgezeichneten kapitels behauptet: mehr als Otfrid haben andere, spätere dichter von dem germanischen verse herübergenommen! Jüngere sollen in engerem zusammenhang mit dem alten stehen als ältere. Das erscheint geschichtswidrig. Auch Notker baut im Boethius eine doppel-strophe wie

Unde in der wuoft scunta, der luzzel gemahta,
Unde in des wibes minna lerta diu imo den wuoft rahta.
Daz sang er unde roz unz is hella erdroz
Und sus suozo bat er gnadon die herren dero selon.

Heusler ist der meinung, eine unterströmung der metrischen überlieferung habe Otfrids reform nicht mitgemacht (s. 56). Er constatiert selbst, wie nahe die kleineren deutschen reimdichtungen in ihrem versbau an Otfrid sich anlehnen und findet sodann um wenig mehr als ein jahrhundert später eine grosse reihe geistlicher und weltlicher dichtungen, die sich in wesentlich anderen bahnen bewegen. Es fallen die sehr kurzen und sehr langen reimzeilen ins auge. Heusler glaubt, dass für die dichtungen des 11. 12. jahrhunderts dreihebige verse ausreichen, und die verse, bei denen man meist mehr als 4 hebungen angenommen hat, doch viertaktig zu lesen sind. Auf einen beweis hat Heusler freiwillig verzichtet (s. 58). Bei dreihebigen versen ist die lezte hebung durch eine pause ersezt. Während nun aber Heusler mit eifer dagegen kämpft, die silbenfolge ◡ × von – × metrisch zu unterscheiden (z. b. s. 46) — ich stimme ihm darin, soweit die gesamte deutsche reimdichtung in betracht komt, volkommen und mit freuden zu —, während er selbst behauptet, dass bei Heinrich von Veldeke die dreihebigen verse sowol bei dem ausgang ◡ × als bei – × vorkommen, hält er es aufrecht, dass in diesem falle ◡ × nicht als ◡́ ×̀ genommen sein könne! Es streitet von seiten des satzrhythmus durchaus nichts gegen die annahme (s. 65 anm.), dass auch vorsilben wie *ne ge ir fir ze* (Germ. 11, 445) den schwachen taktteil füllen könten. Es ist folglich eine grosse zahl von belegen zu streichen. Es bleiben nur 11 fälle übrig, die nach dem wortlaut der überlieferung als dreihebig in anspruch genommen werden können. Bei den sog. überlangen versen lässt Heusler nun auch das lebende volkslied als verwante formen bergend mitreden (s. 67), und er unterscheidet sehr treffend zwischen leichter und schwerer taktfüllung, die in der metrik der klassischen werke einem saubern, gefälligen gleichgewicht der taktglieder gewichen ist. Ich hätte in diesem abschnitt nur gewünscht, dass das vorkommen von doppelversen in grösserem umfang anerkant worden wäre.

Noch schroffer gegen Otfrid stehen die sogenanten verse mit 4 hebungen bei klingendem ausgang. Wenn Heinrich von Veldeke *stonde : gonde* wie *dage : klage* reime, so stehe er damit auf dem boden der altheimischen alliterationsdichtung, während Otfrid dem lateinischen usus folge. Andere werden an der romanischen herkunft dieser klingenden reime noch länger festhalten. Es kann doch nicht zufall sein, dass klingender reim nach fester regel angewendet sich zuerst bei höfischen dichtern findet (Pilatus. Veldeke); wie solte höfische dichtung gerade in diesem stück etwas einheimisch volkstümliches conserviert haben, während sie sonst er-

heimische vornehm bei seite geschoben hat? Wenn es nun Heusler gar unternimt, den rhythmus der ältesten minnelieder unmittelbar an den stabreimvers anzuknüpfen, wenn er z. b. MF. 39, 18 den dipodischen bau des vierhebungsverses in einer reinheit findet, wie er seit der stabreimenden zeit kaum in einem denkmal altdeutscher dichtung zu tage trete, so wollen wir über die durchführbarkeit dieser sogenanten rein dipodischen vortragsweise mit Heusler nicht rechten, wol aber die stabreimdichtung dagegen verwahren, als ob in ihr vorstösse gegen den satzrhythmus vorkämen, gegen die Heusler bei Otfrid so tapfer ins treffen gegangen ist. Mir ist es unerfindlich, wie man Musp. 37 als etwas anderes denn als reimvers auffassen konte.

Sehr schön hat Heusler den dipodischen bau der ältesten minnelieder nachgewiesen, womit nicht gesagt sein soll, dass ich seine ictensetzung in allen fällen korrekt finde. Trotz der begeisterung für den rhythmus *jo enwás ich niht ein èber wíldè,* ziehe ich .. *wàs* ... *éber wíldè* vor und kann nicht mit moderner empfindsamkeit *eber* unter den tisch fallen lassen. Ich sehe nicht ein, warum *nie frô werden sît* ein schlechter vierhebiger vers sein soll; man müste sich denn der besseren einsicht verschliessen, dass *nie frố wèrden sí̂t* eine ebenso gute dipodie ist wie *dès engán ìch dir níct. wìex ùnder uns zwéin ìst getán. ìemer dárbènde sî́n. ex ìst den líutèn gelích.* Es rächt sich, dass Heusler nicht die dipodien `'`' und '``' (z. b. *gót dèn dìnen lî́p*) zulassen will. Sievers formulierung bewährt sich bei der reimdichtung ebenso wie die mannigfaltigkeit seiner typen für die alliterationsdichtung.

Für die bedeutung der Nibelungenstrophe (s. 104 fgg.) hebt Heusler zunächst hervor, dass reichere taktfüllung (mehrsilbige senkung) eine altertümliche erscheinung ist, wie unreiner reim und mehrsilbiger auftakt, und dass die verschiedenen redaktionen von dem bestreben geleitet waren, die reichere taktfüllung zu beschränken. Auch in den versschlüssen ist eine glättende hand zu verspüren. So wenig als die *Kürenberges wîse* ein krystallisches strophengebilde gewesen, so wenig wird in dem original des Nibelungenliedes gleichmässigkeit des versausganges gegolten haben[1]. Der normalschluss der ungeraden halbverse ist klingend. Es ist zu vermuten, dass das original zahlreiche halbverse mit stumpfem ausgang enthalten hat, desgleichen eine nicht unbeträchtliche zahl von versen mit klingendem schluss in der zweiten strophenhälfte. Beim Kürenberger sind diese lezteren entschieden 4-hebig zu lesen, für das Nibelungenlied soll das nicht gelten, weil verse wie *dise degene, sich ux huoben* vorkommen: als ob diese nicht 4-hebig gelesen werden könten. Den Nibelungen fehlt, was beim Kürenberger bestimmend war, der dipodische bau. Mag auch da und dort eine strophe in leidlich dipodischem tonfall erklingen (s. 112), im Nibelungenlied ist dies zufällig. Wo bleibt hier der eifer, der in der ungleichmässigkeit der Kürenbergstrophen so viel sinn zu ahnen wuste und zu finden glaubte? Auch das Nibelungenlied geht in vortreflichen dipodien, nur lassen sie sich in das enge schema Heuslers nicht einzwängen, so wenig als die lyrischen strophen. Dass die bearbeiter vielfach unter anschluss an formen der höfisch-romanischen kunst in 3-hebige messung übergegangen sind, ist gerne zuzugeben. Heusler meint nun aber, auch die 8. halbzeile sei ursprünglich 3-hebig gewesen und (um vierhebigkeit zu gewinnen) von den redaktoren geändert worden; es habe sich der hang nach zweisilbiger taktfüllung mehr oder weniger stark geltend gemacht. In diesem sinn recon-

1) Es wäre mit freuden zu begrüssen, wenn künftig nicht mehr von einer (bloss theoretischen) Nibelungen-, Gudrun-, Morolt-strophe usw. als von absolut einheitlichen systemen (wie die griechischen) wäre.

struiert Heusler dreihebige schlusszeilen und ist der ansicht, dass durchschnittlich von 6 strophen éine dreihebig in der schlusszeile gewesen sei. Was mochte die bearbeiter, die nach Heusler ausserhalb der volkstümlichen tradition stehen und in andern fällen dem gleichmass höfischer kunst so willig nachgeben, veranlassen, die schlusszeile um eine hebung zu erweitern? Eine solche cadenz will mir gänzlich unwahrscheinlich vorkommen. Der volle schlussvers hat sich nach Heuslers eigenem urteil nicht als lebenskräftig erwiesen, die jüngeren strophenformen gehen bekantlich immer nachhaltiger gerade auf dreihebigkeit des schlusses aus.. Von den zahlreichen dreihebigen schlusszeilen der handschrift A stimmen nach Heuslers zählung nur 16 mit erschliessbaren originalversen. Ich glaube auch, dass unter den formalen rücksichten das streben nach geregelter strophenform eine der wichtigsten gewesen ist; aber nach Heusler müste den bearbeitern ein ideales strophenschema vorgeschwebt haben, wenn sie einheitliche gleichmässigkeit überhaupt hätten erreichen wollen. Das strophenschema war vielmehr für sie gegeben durch die modernere form der 1.—3. langzeile. Mir scheint bei Heusler der sachverhalt geradezu auf den kopf gestelt zu sein; die ästhetischen anforderungen, die er s. 158 geltend macht, wird wol die mehrzahl der leser mit einem fragezeichen versehen..

HALLE A. S. FRIEDRICH KAUFFMANN.

„Vom Rechte“ und „Die Hochzeit“. Eine litterar-historische untersuchung von **Carl Kraus.** Wien 1891. In kommission bei F. Tempsky. (Sitzungsberichte der kaiserl. akademie der wissenschaften in Wien, philosophisch-historische klasse. Band CXXIII. IV. Ausgegeben am 22. mai 1891.) 126 s. 2,50 m.

In meiner dissertation über die hochzeit 1887 hatte ich eine kritische und kommentierte ausgabe des gedichtes in aussicht gestelt. Äussere verhältnisse nötigten mich, meine arbeiten hierzu abzubrechen. Inzwischen erschien die ausgabe von Waag, später das vorliegende vortrefliche buch von Kraus, das sich zum teil mit meinen materialien deckt, zum teil aber (in der suche nach der theologischen quelle des mutmasslich echten gedichts und in den übrigen nachweisungen aus der theologischen litteratur) mir, wie ich gern bekenne, weitaus den rang abgelaufen hat.

Indem ich, was die erörterungen über herkunft, sprache, reimkunst, text und verhältnis zu anderen geistlichen gedichten betrift, mich an die auch durch glückliche emendationen bereicherte besprechung Edw. Schröders im Anz. f. d. a. XVII, 287 fg. anschliesse, möchte ich mich hier mehr an verfahren und ergebnis der höheren kritik und an die untersuchung der theologischen grundlage halten.

Ich hatte Diss. 36 gesagt: über dem gedicht vom Recht und über gewissen interpolationen der Hochzeit ist dieselbe hand beschäftigt gewesen, und 38: nur die (von mir angenommenen) interpolationen weisen die verwantschaft mit dem Recht auf. Später — hiervon konte Schröder leider nichts wissen (vgl. a. a. o. 289) — erkante ich eine direkte umarbeitung der parabel durch den dichter des Rechts, deren wirkungen sich sowol auf die erzählung als auf die deutungen erstreckten; bis zu einer reinlichen und befriedigenden scheidung der elemente war ich noch nicht gekommen. Eine weitere arbeit ist für mich durch das vorliegende buch überflüssig geworden; ich habe aber wenigstens den trost, dass ich auf dem richtigen wege war.

Kraus ist durch veränderte stellungnahme weiter gekommen als ich, schliesst jedoch an manchen punkten noch immer mit einem non liquet: die höhere kritik ist zurückhaltender geworden. Dies ist natürlich kein vorwurf; der fehler hatte auf mei-

ner seite gelegen. Kraus geht vom Recht aus. Stil, ideenkreise und anschauungen des gedichtes ergeben das bild einer dichterischen persönlichkeit, die sich auch in fremder umgebung widererkennen liesse. Sie ist zu finden in der Hochzeit, und zwar vorwiegend in den stücken, die bereits Scherer — der uns alle in dieser sache den richtigen weg gewiesen hat — als interpolationen erkante. Die beweisführung von Kraus ist für die partien 7—144 (der eingang ist vielleicht — vers 6 doch noch echt?), 484—580, 607—695, 707—779 (rund 400 verse) überzeugend und abschliessend. Die grosse schlussinterpolation 821—1054 weist in stil und ideenkreis dasselbe bild auf, wenn auch mit echten teilen durchsezt. Die partie von der himlischen Jerusalem und den arbeitern im weinberge 405—481 hat in der überlieferung gelitten, enthält aber vielleicht auch noch einiges echte. Von diesen 6 stücken unterscheidet sich nach erfindung und stil die erzählung von der Hochzeit: sie weist nur eine — schon von Scherer erkante — einschaltung auf. Einige echte deutungen sind erhalten, die meisten kleineren partien lassen keine sichere beurteilung zu, die verlorenen deutungen können nicht umfangreich gewesen sein. — So weit Kraus. Ungefähr so stellte sich auch mir das verhältnis der teile dar, nur dass ich an einigen punkten wegen unterbrechung des zusammenhanges einschaltungen innerhalb einer interpolation annehmen zu müssen glaubte. Ich beruhige mich jezt bei der ansicht von Kraus; das für den dichter aufgestelte stilprincip der ideenassociation (die manchmal am blossen wort klebt) und logischen inkonsequenz reicht volkommen aus, die auch für diese partien von ihm behauptete einheit der herkunft zu erhärten. Eins nur vermisse ich in seinen ausführungen: er erkent einflüsse der überlieferung auf das vom verfasser des Rechts interpolierte gedicht von der Hochzeit an, lässt aber nicht deutlich genug werden, wie weit er sich etwa noch eine dritte hand, und sei es die des lezten abschreibers, über dem uns vorliegenden texte beschäftigt denkt. Die alternative: ursprüngliche parabel oder zutat, bez. umarbeitung des dichters vom Recht, ist nicht immer gestelt; es ist aber in solchen fällen das urteil über die etwaige herkunft des betreffenden stückes überhaupt ausgesezt.

Ich hatte eine direkte lateinische vorlage für das echte gedicht angenommen, aber nicht nachweisen können. Der grundstock schien mir, nach **Scherers** vorgange (den Kraus an der entscheidenden stelle: *daz der broutegom dar cham unde die brout zuo im nam, daz bezeichent aller meist den heiligen geist, der in daz mennisch chumet, da ez mit [min]nen (weinen)? ende genimit* 339 fg. bekämpft) der **mystischen** ausdeutung des motivs von der geistlichen hochzeit zu entsprechen, wonach der bräutigam der heilige geist, die braut die seele, die hochzeit das zu bezeichnen habe, was die deutsche mystik später „vergottung" nante; die deutungen, die auf das geistliche motiv **Christus sponsus ecclesiae** hinauslaufen, schienen mir hineingearbeitet, die auf Maria fremder anhang. Ich habe später eingesehen, dass die konsequente durchführung der einen **mystischen** deutung, ohne abschwenkung nach der viel geläufigeren heilsgeschichtlichen, von einem geistlichen dichter des XII. jahrhunderts zu viel verlangt wäre. Kraus geht auch hier von einem anderen punkte aus. Er stelt zwei lateinische parabeln zusammen, eine aus Honorius Spec. Eccl. Dominica 29 Migne 172, 1065 fg. (dazu l. c. 1093 D), und eine pseudobernhardinische parabel ebd. 183, 767 fgg. de Christo et ecclesia, welche im stil unseres gedichtes erzählen, wie Christus die Ecclesia als braut sich erwählt, boten zur werbung schickt, sie heimholt, sich ihr vermählt, sie der hut starker männer übergibt, fortzieht, um sein reich einzunehmen, und wie dann Lucifer, der schon früher aus neid gegen gott sich erhoben, ihm die braut verunehrt: das ist der jetzige

stand der kirche, wir hoffen aber und harren der erlösung (d. i. der hochzeit am jüngsten tage). Eine derartige bereits kontaminierte parabel sei, meint Kraus, die vorlage unseres gedichtes. Ich hatte in meinen späteren untersuchungen von diesen parabeln, die ich in ähnlicher fassung auch anderwärts fand, abstand genommen, weil dabei eine sache, an der auch Kraus anstoss nimt, nicht zum austrag komt: nämlich die geschichte mit Luzifer. In den Ecclesiaparabeln ist sie integrierender bestandteil, in der erzählung des gedichtes findet sich ein kurzer hinweis, in den deutungen fehlt sie, an ihre stelle tritt die ausführliche interpolation vom fall der engel, schöpfung, sündenfall und erlösung. Mit der mystischen deutung hat sie nicht viel zu tun, wenn auch bei der weit ausholenden manier der geistlichen dichtung ihre erwähnung am anfang nicht besonders auffält. Für die Ecclesiaparabel ist die bewachung der braut wichtig, das gedicht dagegen sagt: *si mohten si vil lihte bewaren, sine wolde doch nicht missesaren.* Eine bereits in die erzählung eingeschobene und deswegen verdächtige deutung bezieht die hut auf die anfechtungen, die die seele vom teufel zu erleiden hat. Dem widerspricht: *dô vlîzzete sich diu maget baz ir wæte, danne si ê tæte,* was aber sehr gut zur Ecclesiaparabel stimt, nach der die braut sich in Ägypten in luto et latere befand. Dem schluss der Ecclesiaparabel, welcher die verunglimpfung durch Luzifer enthält, entspricht der schluss des gedichtes, die fröhliche hochzeit, in keiner weise. Kraus hat zu allen motiven der parabel theologische grundlagen nachgewiesen; das bild, das er von der direkten vorlage gibt, ist auch deutlich genug, aber eine herzhafte stellung zu den dennoch bleibenden widersprüchen nimt er nicht. Nur so viel entnehme ich, dass er sich eine Ecclesiaparabel als vorlage denkt, deren deutungen zum teil erhalten, zum teil verändert und ausgangspunkte für die erweiternden zusätze des dichters vom Recht geworden sind. Seine nachweisungen für die deutungen ergeben, dass der bearbeiter sich nicht an eine bestimte der vier bekanten auslegungen des motivs von der Hochzeit hat binden wollen. Die mystische auslegung der parabel hat Kraus wol absichtlich weniger berücksichtigt. Ob mit recht, ist allerdings schwer zu entscheiden, zumal da er mit seiner auffassung weit genug gekommen ist. — Da Kraus die metrik als kriterium aufgegeben hat, konte er in der aufhellung der bedeutenden schwierigkeiten des interessanten gedichtes auch nicht weiter kommen. Die untersuchung des Rechts hat nicht mit solchen schwierigkeiten zu kämpfen, da das gedicht keine interpolationen erfahren hat. Die noch vorhandenen dunkelheiten hat Kraus meiner überzeugung nach durch seine von umfassender belesenheit zeugenden nachweisungen aus der theologischen litteratur gehoben.

Man gestatte mir einige kleine nachträge.

Vom Recht 363 fg. *got mage vil wol sin undir ir* (der eheleute) *dechin der dritte geselle:* Tertullian sagt: Wo solche zwei (nämlich christliche eheleute), da ist er (Christus) der dritte. Hase, Kirchengeschichte 1, 375. Genaueres anzugeben ist mir nicht möglich.

Hochzeit 854: die engel sollen den ersten menschen anbeten, geht zurück auf Hebr. 1, 6: Und widerum da er den erstgeborenen auf den erdkreis eingeführt, da heisst es: Und alle engel gottes sollen vor ihm niederfallen (= Ps. 97, 7). — Vgl. Dreyer, Der teufel in der d. dichtung des m.-a. Diss. Rostock 1884, 13. Er verweist auf Hagen, Ges. Ab. I, Adam und Eva. Der hinweis auf die biblische grundlage findet sich bei Dreyer nicht.

Zur mystischen hochzeit: Hugo v. St. Victor. Migne 175, 798 De amore Sponsi ad Sponsam: Sponsus est Deus, sponsa est anima. Tunc autem sponsus domi est,

quando per internum gaudium mentem replet; tunc recedit, quando dulcedinem contemplationis subtrahit. Sed qua similitudine anima sponsa Dei dicitur? Ideo sponsa, quia donis gratiarum subarrhata. Ideo sponsa, quia casto amore illi sociata. Ideo sponsa, quia per aspirationem Spiritus sancti prole virtutum fecundanda . . . quod quisque habet, hoc cuique arrha est.

LANDSBERG A. W. H. LÖBNER.

Die komische figur in den wichtigsten deutschen dramen bis zum ende des 17. jahrhunderts. Von **C. Reuling.** Stuttgart, G. J. Göschensche verlagshandlung. 1890. 181 s. gr. 8. 4 m.

Eine geschichte der lustigen person und der wichtigen rolle, die sie in verschiedenen perioden auf der deutschen bühne von den mittelalterlichen mysterien bis zur feierlichen verbrennung des Hanswurst durch Gottsched gespielt hat, wäre ein dankbares, freilich auch umfassende studien erforderndes unternehmen. Die vorliegende arbeit zeigt schon durch den titel, dass sie diese aufgabe nicht in vollem umfange lösen will, sondern sich auf eine auswahl von dramen beschränkt. Reuling, ein schüler Baechtolds, behandelt in zehn kapiteln (leider fehlt sowol eine inhaltsübersicht wie ein register): 1. das erste erscheinen der komischen figur in den geistlichen spielen, 2. die fastnachtspiele, 3. das schweizerische drama, 4. Hans Sachs, 5. die englischen komödianten, 6. Jacob Ayrer, 7. herzog Julius [soll heissen: Heinrich Julius] von Braunschweig, 8. die zeit des dreissigjährigen krieges, 9. Christian Weise, 10. die extemporierte komödie Stranitzkys. Fleissig und genau, aber etwas trocken excerpiert der autor die einzelnen stücke auf ihre handlung und die mehr oder minder gelungene verbindung der lustigen person mit derselben und stelt am schlusse jedes kapitels die erhaltenen charakterzüge in einer tabellarischen übersicht zusammen. Seit der ältesten zeit erscheint der lustigmacher, sei er nun teufel oder bauer oder ein knecht niederer abkunft, als ein fressgieriger, trunkliebender, geiler und zugleich feiger geselle, spottlustig, boshaft und unflätig wie Eulenspiegel und dann wider gutmütig oder bitter moralisierend; auch die einzelnen komischen motive, wortwitz, wörtliche auslegung von befehlen, misverständnis fremden dialekts, pantoffelherschaft, hanreitum u. a., werden aufgezählt und durch vergleich mit früheren kapiteln die neuheit einzelner züge hervorgehoben. Die verwendung des narren als einschreiers und prologsprechers in schweizerischen stücken des 16. jahrhunderts ist nicht vergessen, die verschiedenen namen des Hanswurst vom knecht Rubin bis zum Fuchsmundi werden angegeben (s. 86. 79. 107. 125. 150. 166), auch über seine kleidung wird berichtet (s. 69. 84). Damit bietet Reuling uns ein verlässliches und gut geordnetes material, das als vorarbeit für eine umfassendere und eingehendere untersuchung sich jedesfals nützlich erweisen wird.

Denn wenn auch die auswahl der dramen verständig getroffen ist, so zeigen sich doch in der betrachtung des 16. und 17. jahrhunderts manche lücken. Dass s. 50 der name des Valentin Apelles (Goedeke, Grundriss[2] 2, 368) fehlt, ist ein geringes versehen; aber wir hören gar nichts von der niederdeutschen, von der neulateinischen komödie, von Macropedius, Frischlin, Cramer, Rosefeld; das drama der fahrenden komödianten wird nur eben gestreift, während doch eine untersuchung des Juden von Venedig, der stücke Kormarts, auch Christian Reuters hier zu fruchtbaren betrachtungen hätte führen müssen. Eine tiefergehende quellenuntersuchung der komischen stoffe und motive wird allerdings auf manche seitenpfade leiten, an denen

der verfasser als an irwegen rasch vorübergeschritten ist, aber auch vielen gewinn bringen. Die einflüsse des französischen, des italienischen, des englischen theaters dürfen nicht übergangen werden. S. 2 heisst es: „Der knecht Rubin ist die erste frei erfundene figur in der dramatischen deutschen litteratur". Nun hat aber Martin im Anzeiger für deutsches altertum 8, 311 gerade hierin eine nachahmung des altfranzösischen Robin nachgewiesen. Der name Calliopius für den als regisseur auftretenden narren (s. 37) mahnt uns an den fortwirkenden einfluss des Terenz; vgl. Bolte, Märkische forschungen 18, 213 zu Wolfg. Herman; ferner Gnapheus, Hypocrisis 1544. Ziegler, Abel iustus 1559. A. Meyenbrunn, Johannes der täuffer 1573. Rollenhagen, Terentius 1592 vorrede. Pape, Christiani hominis sors 1612 vorrede. Für Hans Sachs wäre die neuerdings wider von Stiefel vorgenommene betrachtung seiner unmittelbaren quellen, ebenso bei Ayrer die rücksicht auf die von ihm benuzten schwänke Kirchhoffs (Wendunmut 1, 139. 363. 371. 425), Valentin Schumanns u. a. förderlich gewesen. Überhaupt wird man den engen zusammenhang von bühnendichtung und anekdotensamlungen nicht aus den augen verlieren dürfen und auch die stellung der lustigen person im wirklichen leben als hofnarr, pritschmeister und spruchsprecher beachten müssen. Die zunehmende bedeutung des Hanswursts während des 17. jahrhunderts erkent man daraus, dass viele beliebte darsteller dieser rolle sich zu principalen von schauspielergeselschaften emporgeschwungen haben, wie sie ja auch bestimte charaktermasken bildeten und schufen. So trat Robert Reynolds als Pickelhäring, Sackeville als John Bouset, Andreini als capitano Spavento auf, Spencer als junker Stockfisch, Tiberio Fiorilli als Scaramuzza[1], Joh. Valentin Petzold als Kilian Brustfleck[2], Stranitzky als Fuchsmundi, Kurz als Bernardon. In den hauptaktionen wusten diese komiker in ihren dienerrollen durch unflätige karikatur der hauptpersonen das wolgefallen des grossen publikums auf sich zu lenken und trugen gerade dadurch zur herabziehung des ernsten schauspieles am meisten bei. Der schon genante Kormart gibt durch seine bearbeitung des Timocrate von Thomas Corneille hierfür ein lehrreiches beispiel (vgl. Herrigs archiv 82, 120 fg.). Die wachsende berühmtheit der clowndarsteller lässt sich kaum besser illustrieren als durch die häufige tatsache, dass schwanksamlungen unter ihrem namen veröffentlicht wurden. Ich stelle, da hierauf bisher kaum geachtet worden ist, kurz zusammen, was mir zur hand ist:

1) Außbündige gute bossen, oder außgeklaubte schnadriaken, durch herrn Hensel Wurst. o. o. 1610. 8°. — auch 1618. 8°. (Hayn, Bibl. Germ. erot. 1885 s. 354).

2) De geest van Jan Tamboer of uyt-gelese stoffe voor de kluchtlievende jonckheydt. Amsterdam 1656 (Grässe, Trésor 3, 450). — Amsterdam 1664. 3 bl. + 268 s. 12°. (Berlin Zh 10176). — Amsterdam o. j. (Leiden). — Deutsch: Der geist von Jan Tambaur. gedruckt in diesem itzigen jahre [vor 1692]. 290 s. 12°. (Berlin Yt 9901, 3. Hayn citiert deutsche ausgaben von 1669 und 1673). — Jan

1) La vie de Scaramouche par Mezetin (A. Constantini) 1695. réimpr. par L. Moland 1876. — Geburth, Leben und Todt des berühmten Scaramuzza. 1728 zugleich mit dem italienischen texte (Berlin Xx 7098). — Constantini, Het leven van Scharamouche door L. L. 2. druck. Amsterdam 1715 (Leiden). Vgl. Hayn, Bibliotheca Germanorum erotica 1885 s. 274, der deutsche ausgaben Leipzig 1695 und o. j. anführt.

2) Vgl. Scherer, Aus Goethes frühzeit 1879 s. 122—125. R. M. Werner, Ztschr. f. d. altert. 26, 289. — Eulenspiegelstreiche des Kilian Brustfleck werden erzählt bei G. C. Ruckard, Die lachende schul. Hall 1725 nr. 2. 51. 93. 127. 155 fg. 162 (Berlin Yt 10631) und in den Scherzhafften einfällen und lustigen historien 1753 nr. 50. 71. 72. 75. 172 (Berlin Yt 10431, 2).

Tamboer war ein Amsterdamer schauspieler; vgl. Worp, Tijdschrift voor nederl. taal- en letterkunde 3, 64.

3) Filamon aus Miseinen, Der geist von monsieur Pickel-hering oder historischer blumenthal. gedruckt im jahr 1666. $8^1/_2$ bogen 12°. (Berlin Yt 9266, 1.) — 1670. 8 bogen 12°. (Berlin Yt 9380a, 2).

4) Philamon aus Miseinen, Der geist von monsieur Cortesan, oder historischer lust-wald. gedruckt im jahr 1666. 200 s. 12°. (Berlin Yt 9266, 2). — Hayn citiert noch einen druck von 1670.

5) Filamon aus Miseinen, Der geist des pussierlichen Pussenellen. o. o. 1668. (Hayn a. a. o.) — Auszüge aus nr. 2, 4 und 5 in „Des uhralten jungen Leyer-Matzs lustiger correspondentz-geist". 1668 und 1670. (Berlin Yt 9376 und 9380. Goedeke, Grundriss[2] 3, 266).

6) Der kurtzweilige und noch niemals auff der schau-bühne dieser welt auffgetretene Arlequin ... durch J. M. M. Leipzig 1691. 2 + 549 s. 12°. (Berlin Yt 9901, 1).

7) Der schnaack und geckhaffte, dabey ergetzende Scaramutza, worin allerhand lustige unp lächerliche begebenheiten enthalten. Leipzig, verlegts Hieron. Frieder. Hoffmann. (Leipziger messkatalog ostern 1694, bl. H 1 a).

8) Der kurtzweilige Hanß-Wurst von Frölichshausen ... von N. L. 1718. 334 s. 12°. (Berlin Yt 10431, 1).

9) Halecius Eyer-platz [= Joh. Paul Waltmann], Der in allen wissenchaften erfahrne und wohlstudirte Pickelhering. 1720. 2 + 334 s. 12°. (Berlin Yt 10511). — Röthenbach 1733. 308 s. 12°. (Berlin Yt 10516).

Man sieht also, dass der forschung auf diesem gebiete noch viel zu tun übrig bleibt.

BERLIN. JOHANNES BOLTE.

Zu Joh. Christ. Gottsched's lehrjahren auf der Königsberger universität. Von **Johannes Reicke.** [Abdruck aus der Altpreussischen monatsschrift XXIX, 1. 2.] Königsberg i. Pr., Ferd. Beyer. 1892. 81 s. 2 m.

Die abhandlung, deren kleinerer teil (s. 1—16 und anmerkungen s. 40—60) als Königsberger doctordissertation 1892 erschienen ist, gibt alles, was aus neuer durchforschung der quellen — schriften Gottscheds und seiner zeitgenossen, kirchenbücher, universitätsacten und seltene drucke von gelegenheitsschriften — für die kentnis von Gottscheds äusserem und innerem leben bis zu seinem unfreiwilligen fortgange aus dem geliebten vaterlande (1724) zu gewinnen war. Auf Gottscheds eigene persönlichkeit wie auf die seiner freunde, lehrer und gönner (namentlich Pietsch's, dessen 1718 verteidigte, sehr charakteristische thesen über dichtkunst und stil im anhange s. 72—81 abgedruckt sind), wirft dr. J. Reickes schrift neues licht. Der pfarrerssohn aus Juditten hat fast ein jahrzehent an den brüsten der Albertina gelegen und galt — wie z. b. aus der ihm bei seiner promotion gewidmeten festschrift hervorgeht, vgl. s. 38. 68 fg. — als ein besonders hervorragender und vielversprechender zögling der universität. Zu fast allen bestrebungen, die er in seinem späteren leben mit eifer und zähigkeit verfolgte, hat er den grund schon in Königsberg gelegt. Eigene anschauung des theaters freilich hat er nach seiner ausdrücklichen angabe in der vorrede zum „Cato" (dr. Reicke machte mich brieflich auf die stelle aufmerksam) dort nicht gewinnen können; aber seine auf buchgelehrsamkeit gegründeten ansichten von der „theatralischen poesie" sind, wie man aus derselben

vorrede schliessen kann, ebenfals schon in Königsberg im wesentlichen ausgebildet worden. Die fleissige und von bibliothekarischer sorgfalt zeugende schrift J. Reicke's ist lehrreich für jeden, der eine richtige würdigung des oft oberflächlich beurteilten und verurteilten mannes gewinnen will; viele der gesammelten zeugnisse haben aber auch, typisch gefasst, ihren wert für die erkentnis des geschmackes und der geistesrichtung, die zu anfang des 18. jahrhunderts in den gelehrten kreisen Preussens und Deutschlands vorherschend waren.

KIEL. O. ERDMANN.

MISCELLEN.

Zu den neutralen engeln.

Mit bezug auf die von prof. Seeber in unserer zeitschrift XXIV, 32—37 gegebene darstellung macht prof. dr. Ph. Strauch darauf aufmerksam, dass die dort s. 35 angezogene handschrift Sentlingers zu den sogenanten schwellhandschriften der Weltchronik gehört. Die von den „neutralen engeln“ handelnden verse, die s. 35 fg. unter 2) und 3) citiert sind, finden sich schon in der Weltchronik von Jansen Enikel, siehe Strauch, ausgabe derselben (Monumenta Germanica, deutsche chroniken III, 1. Hannover, Hahn. 1891) v. 229—236. 259—270. 320—326.

Die zeichen > und <.

Da Hugo Schuchardt seinen zuerst im Litteraturblatt für germanische und romanische philologie (1892, sp. 40) veröffentlichten vorschlag (es handelt sich darum, eine gleichmässige verwendung der zeichen > und < in sprachwissenschaftlichen publikationen herbeizuführen) auch in der Zeitschrift für vergleichende sprachforschung (bd. 32, s. 595 fg.), in den Beiträgen zur geschichte der deutschen sprache und litteratur (bd. 16, s. 566) und vielleicht noch anderwärts hat abdrucken lassen, mithin seine meinung nach kräften zu verbreiten sucht, scheint es mir nötig, hierdurch ausdrucklich darauf hinzuweisen, dass ich in dem zuerst genanten blatte (1892, sp. 182—184) den beweis geführt habe:

1) dass die zeichen > und < ungefähr gleichzeitig von Francis A. March und Karl Verner zuerst angewendet worden sind und dass beide gelehrte sie in derselben geltung gebrauchen ($x > y$ heisst: x wird zu y; $x < y$ heisst: x ist aus y entstanden);

2) dass die verwendung der zeichen in dem umgekehrten, von Schuchardt verteidigten sinne nur ganz ausnahmsweise stattgefunden hat, vielmehr die weit überwiegende mehrzahl derjenigen, die sich später dieser zeichen bedient haben, dem beispiele von March und Verner gefolgt sind.

Meine ausführungen scheinen allgemein als zutreffend anerkant worden zu sein: wenigstens habe ich nicht erfahren, dass auch nur eine stimme für Schuchardt sich erhoben hat, während mir zahlreiche briefliche zustimmungen zugegangen sind und öffentlich Behaghel (Germania 37, 375), Sievers (Beiträge 16, 566) und Gaston Paris (Romania 21, 469 fg.) für mich sich erklärt haben. Gaston Paris sieht sogar die ganze frage als abgetan an und ist der überzeugung, dass nun einmütig sämtliche sprachforscher den beiden zeichen den von March und Verner ihnen beigelegten wert belassen werden. Diese erwartung des berühmten französischen romanisten ist leider (wie z. b. nr 9 des Litteraturblattes beweist) allzu optimistisch gewesen; doch

darf ich meinerseits wol die hofnung aussprechen, dass die herausgeber linguistischer zeitschriften in ihren spalten fortan nur die verwendung der beiden zeichen dulden werden, die von mir als die historisch allein berechtigte und fast algemein im in- und auslande gebräuchliche erwiesen ist.

KIEL. HUGO GERING.

NEUE ERSCHEINUNGEN.

Engelien, August, Grammatik der nhd. sprache. 4. auflage. VIII und 608 s. 7,50 m. — Leitfaden für den deutschen sprachunterricht. II: für die mittelklassen. Neue stereotypierte auflage. 160 s. 1 m. — Die deutsche wortbildung für den schulgebrauch methodisch dargestelt. 45 s. 0,30 m. Berlin C, W. Schultze. 1892.

Die weite verbreitung, welche die beiden ersten bücher bereits gefunden haben, ist nicht unverdient; sie sind aus gründlicher arbeit und von nachdenken begleiteter pädagogischer erfahrung erwachsen und bewältigen in klarer darstellung eine grosse menge lehrreichen stoffes. Über manche theoretische frage kann man abweichender meinung sein; unter den grammatischen benennungen beklage ich die beständig gebrauchte „imperfectum“ für das germanische praeteritum. Die tatsächlichen mitteilungen sind aus fleissigem studium grundlegender wissenschaftlicher werke, sowie aus eigener lektüre der nhd. litteratur geschöpft und fast durchweg zuverlässig; eine ausnahme macht die unrichtige notiz über ahd. *heizan* und *giheizan* (s. 176 der grammatik). Wenig eindringend ist, was s. 100. 375 über den artikel, s. 514 (nur ganz nebenbei!) über die wortstellung gesagt ist. — In dem dritten, jetzt zum ersten male erschienenen büchlein über die wortbildung wären die ableitungen von *getrost* s. 20, *glück* s. 21 besser fortgeblieben. O. E.

Heyne, Moriz, Deutsches wörterbuch. Vierter halbband: *licht* — *quittung*. XXIV (erstes quellenverzeichnis!) und sp. 641—1238. Leipzig, S. Hirzel. 1892. 5 m.

Learned, Marion Dexter, the sage of Walther of Aquitaine. Baltimore 1892. VI, 208 s.

Marold, K., Die schriftcitate der Skeireins und ihre bedeutung für die textgeschichte der gotischen bibel. 10 s. 4. [Festschrift des königl. Friedrichskollegiums zu Königsberg i. Pr. 1892. s. 65—74.]

Wunderlich, Hermann, Der deutsche satzbau. Stuttgart, J. G. Cotta nachfolger. 1892. XIV und 252 s. 4 m.

Inhalt: I. Verbum (1. abgrenzung von anderen wortklassen; 2. formen; 3. stellung). II. Substantivum (1. algemeine abgrenzung; 2. gebrauchsformen). III. Adjectivum. IV. Pronomen. V. Partikeln (1. algemeines; 2) praepositionen; 3. bindepartikeln.) — Der herr verfasser teilt uns mit: „Im verzeichnis der druckfehler und nachträge (s. 252) sind einige berichtigungen leider in folge eines misverständnisses ausgefallen. Wenn auch der sinn in den meisten fällen unschwer zu erraten ist (so auch wol 212, 17 *Verstrennung* für *Vertrennung*; 182, 21 *bedrängt* statt *bedingt*), so muss doch zu 59, 11 bemerkt werden, dass der satz *wie überhaupt* — *Präsens* zu streichen ist, und dass 236, 17 die ursprüngliche fassung *in einem Falle* sich bei der korrektur irtümlich in *einmal* umgewandelt hat“.

NACHRICHTEN.

Es habilitierten sich für deutsche philologie: in Wien dr. **Max Hermann Jellinek**, in Münster dr. **Karl Drescher**, in Bern dr. **O. v. Greyerz**. Der privatdocent dr. **Oswald von Zingerle** wurde als extraordinarius nach Czernowitz berufen.

Am 15. august 1892 verschied zu Weimar dr. **Reinhold Köhler**, grossherzogl. sächsischer oberbibliothekar (geb. in Weimar 24. juni 1830). Er war ein hervorragender forscher auf dem gebiete der vergleichenden litteraturgeschichte, besonders auch ein feinsinniger kenner der mittelalterlichen novellistik und der märchenlitteratur. Unserer zeitschrift hat er bis zum XVI. bande eine reihe wertvoller beiträge gesant.

Am 17. septemher 1892 verstarb dr. **Ignaz Vinzenz Zingerle**, edler von Summersberg, k. k. regierungsrat, von 1859 bis 1890 professor der deutschen philologie an der universität Innsbruck (geb. 6. mai 1825 in Meran). Eine schilderung seines lebensganges von der hand K. Weinholds enthält die beilage zur Allg. zeitung vom 1. oktober; eine übersicht seiner schriften (vgl. auch C. v. Wurzbach, österr. biograph. lexicon XL) ist in demselben blatte am 22. september gegeben. Eine reihe kleinerer arbeiten Zingerles enthält Pfeiffers Germania, sowie unsere zeitschrift (in band II. IV. VI. IX. XI. XIII. XVII. XVIII. XXI. XXIV. XXVI).

Am 30. oktober 1892 starb zu Aarau der sagenforscher **Ernst Ludwig Rochholz** (geb. 3. märz 1809 zu Ansbach).

Berichtigung.

In der anzeige des buches von Bechtel ist zu lesen: s. 368, zeile 12: „mit Brugmann; s. 372, z. 11: [1]); s. 374, z. 12: *ə́*; s. 375, anm. 1, z. 2: *ǻ*; s. 376, z. 8 v. u.: skr. *dḗva*, lit. *dëvė̀*; s. 377, z. 3 v. u.: *pṓdm̥*; s. 378, z. 17: lit. *naktė̃*; s. 379. z. 7 v. u.: *ghrḗ̀res*; s. 385, z. 27: erklärt“.[2])

I. SACHREGISTER.

Acrosticha in lateinischen gedichten und bei Otfrid 556.
Adelungs wörterbuch: Wielands wortschatz im Geron verglichen damit 240—252.
alamodische hobelbank 418 fg. vgl. grobianische schriften.
alliteration siehe metrik.
altnordisch: eddische kosmogonie siehe Edda.
Arnolds lateinische übertragung des Hartmannschen Gregorius 126 fgg. vgl. Hartmann.
begräbnis more Teutonico 139.
bibelübersetzung, niederdeutsche, Bugenhagens anteil daran 134 fg.
Boccaccio: Hans Sachs als nachahmer des B., siehe H. Sachs.
Bugenhagens anteil an der nd. bibelübersetzung 134 fg.
Capions schauspielertruppe siehe dieses.
Carmina Burana 27.
Chauken, wohnsitze 129.
Cicogninis stück Statua in Dänemark gespielt 321; vgl. schauspielertruppen.
Corneilles Polyeuct: deutsche bearbeitungen 519.
Dänemark: deutsche schauspielertruppen in D. 313 fgg.
Denners schauspielertruppe 324.
drama vom verlornen sohn 140. deutsche schauspielertruppen in Dänemark 314 fg. kinderscenen 525. allegorische figuren 527. komische figuren 563 fg. — Vgl. Faust, A. Gryphius, Klinger, Mitternacht, puppenspiele, Gottsched.
Eckenbergs schauspielertruppe 338.
Eckenlied: metrische abhängigkeit der Carmina Burana von der weise des Eckenliedes 1 fg., 27 fg. die in Carmina Burana überlieferte strophe stelt den ursprünglichen anfang des Eckenliedes dar 2 fg. — Helfrich von Lutringen oder Lune ursprünglich allein in der ersten strophe der alten dichtung

vertreten 3 fgg. bedeutung des namens 5—11. — ursprüngliche reihenfolge der strophen vom anfang des originales bis zum beginn des kampfes in der nächsten grundlage von Ldas 11—22. verhältnis der texte bei der überlieferung des kampfes 22—24. Dietrichs kampf mit Fasolt und Dietrichs besuch bei den königinnen 24—27.
Edda: eddische kosmogonie 399—402.
Egbert v. Lüttich, fecunda ratis 423—430.
englische komödianten, ihr einfluss auf Mitternacht 527 fg.
Enikel, Weltchronik 566.
Faust: verhältnis des böhmischen puppenspieles zu den volksliedern von Faust 421 fg.
Geraer gymnasium: aufführungen von dramen im 17. jahrh. 510 fg.
Germanen: zeit ihrer ansiedlung im nordöstlichen Deutschland 547 fgg. — urheimat der Indogermanen 549. vorindogermanische bevölkerung Europas 549. — bestimmung des anfanges der germanischen sondersprache 550 fg.
geselschaftslied des 17. jahrhunderts, siehe liederbücher.
Gleim: briefe Herders und seiner gattin an ihn 36—70. briefe Gleims an Herder 37 fg. 51 anm. 7; an Herders gattin 42 anm. 2. 54 anm. 1. — sein urteil über Jean Paul 40 anm. 6. über Stolbergs übertritt zum katholicismus 58 anm. 1. über die Xenien 47 anm. 1.
Gnaphaeus Acolastus, Schaffhauser manuscript 140.
Goethe: urteil Gleims über die Xenien 47 anm. 1. — gedicht: Der ewige jude, zeit der entstehung 289 fg. das gedicht als angebliches zeugnis für Goethes damaligen religiösen standpunkt 289—300. einfluss der verlobung auf seine stimmung 294 fg. wideraufnahme des planes auf dem wege nach Rom 296 fgg. tendenz des gedichtes 299 fg. verhältnis zu gleichzeitigen dichtungen 300 fg. Goethes späteres urteil 301 fgg.
Gottsched in Königsberg 565.
grammatik. neuhochdeutsche: gebrauch des pronomens: persönliches, ungeschlechtiges pronomen 305 fgg. persönliches, geschlechtiges pronomen 307—311. pronomen possessivum 311 fgg. — hauptprobleme der indogermanischen lautlehre: verhältnis von ablautendem *e* und *o* 368. schwächung des mit muten und spiranten verbundenen vokals 369. des mit nasalen oder liquiden verbundenen vokals vor folgendem vokal 370 fg. vor folgendem konsonanten 371—374. schwächung der verbindung *ei*, *eu* 374 fg. dehnung 375—382. längen und diphthonge mit langem ersten komponenten 382—390. die gutturale 390—393. *l* der ursprache 393 fg.
grobianische schriften: alamodische hobelbank 418 fg.
Gryphius, Andreas: sein Papinian nach Haskerls bearbeitung gespielt von der Spiegelbergschen schauspielertruppe 331.
Hanswurst 564.
Hartmann von Aue: Gregorius, verhältnis der einleitung zur lateinischen übertragung Arnolds 126 fg.
Haskerls bearbeitung des Papinian von A. Gryphius 331 fg.
Helfrich von Lutringen oder Lune in der ersten strophe des alten Eckenliedes, bedeutung des namens 3 fgg. vgl. Eckenlied.
Herder: briefe von ihm und seiner gattin an Gleim 36—70. brief Gleims an Herder 37 fg. 51 anm. 7. an Herders gattin 42 anm. 2, 54 anm. 1.
höfisches leben zur zeit der minnesinger: fragespiel 91. tanz 91 fg. musikinstrumente 92 fg. vorlesen 93. spielleute, das spilwîp 93 fg. stellung der kirchenfürsten zu den spielleuten 93. s. Gertruden, s. Johannis minne 95. lebenswandel der geistlichkeit 95 fg. sittlichkeit 96. ideale des ritters. minnedienst 97 fg. einteilung der frauen 98. eheschliessung 98 fgg. sper 100 fg. banner 101. rüstung, kleidung 102 fg. waffenröcke 103 fg. zimier 104. reisegewand 104 fg. schild 105 fg. kovertiure 106. turnier 106. 109. ordale 109. zelt 110 fg. kampflieder 111. heilmittel für wunde, operation 111 fg. die gefallenen 112. schwur 113.
Jean Paul: Gleims urteil über ihn 40 anm. 6.
Jerusalemfahrt des pfalzgrafen Ottheinrich 166—220. 475—501. Vgl. pilgerfahrten.
indogermanische lautlehre, hauptprobleme derselben siehe grammatik. — urheimat der Indogermanen 549. vorindogermanische bevölkerung Europas 549. bestimmung des anfanges einer germanischen sondersprache 550 fg.
Joachims Karl von Braunschweig liederbuch 29—32. vgl. liederbücher.
klage, diu: unterscheidung von zwei teilen 146. inhalt des zweiten teiles 146—150. rechtfertigung Kriemhilts 150 fgg. Hagens verurteilung 153. degeneration der alten recken 153—157. wörtliche übereinstimmungen mit dem Nibelun-

genliede 158. widersprüche zwischen beiden teilen des gedichtes 158 fg. verknüpfung beider teile 159 fg. lateinische und deutsche quelle 160 fg.
Klinger, Maximilian v.: Henri Pajons L'Histoire des trois fils quelle seines lustspiels: Der derwisch 357 fgg. bearbeitung Klingers 359—362.
Köbers aufführungen am Geraer gymnasium 514.
Köhler, Reinhold 568.
Konrads von Hirschau dialogus super auctores sive didascalon: inhalt 268—272. sprache, quellen, pädagogischer standpunkt 272. methode 272 fg.
Kormarts Polyeuctus siehe Mitternacht.
Kürnberger, der: als verfasser der ihm zugeschriebenen strophen 408 fgg. als angeblicher dichter des Nibelungenliedes 408 fgg.
Lassenius, Johann, seine angebliche laufbahn als schauspieler 314 anm. 7.
lautlehre, hauptprobleme der indogermanischen, siehe grammatik.
Lexer, Matthias von, nekrolog 253—256.
liederbücher des 16. und 17. jahrhunderts: liederbuch des prinzen Joachim Karl von Braunschweig 29—32. der prinzessin Luise Charlotte v. Braunschweig 32—36. — Venusgärtlein: nachweise zu nr. 50 s. 65. 273 fg. zu nr. 53, s. 68. 274—280. zu nr. 63—65 s. 280. zu nr. 69 s. 280—283. zu nr. 81, s. 122. 283. zu nr. 107 s. 283. zu nr. 114 s. 283. charakter des gesellschaftsliedes 283 fg. verhältnis zum modernen volksliede 284. s. 138: Ein hirschlein usw. anfang der modernen jägerromantik 284. nachgeahmt von Scheffler 284 fg. — Des Neu weltlichen liederbüchleins und ähnlicher verhältnis zum modernen volksliede 285 fg. — vgl. Zweibrückener handschriften.
Luise Charlotte von Brandenburg, liederbuch derselben 32—36.
metrik: zur geschichte der altdeutschen verskunst 552 fgg. alliteration 554. Otfrieds iktenzeichen 554 fgg. endreim 556 fg. der reim bei den irischen klosterdichtern 557. in der lateinischen dichtung 557. drei-, vier- und mehrhebige verse nach Otfried 558 fg. Nibelungenstrophe 559. — metrische abhängigkeit der strophen der Carmina Burana von der weise des Eckenliedes 1 fg. 27 fg. — vgl. Eckenlied.
minnegesang: natureingänge der minnelieder 122 fg. 124. — höfisches leben zur zeit der minnesinger 91—113.
Mitternacht: lieder 503—509. dramen 509 fg. seine lateinischen dramen aufgeführt von schülern des Geraer gymnasiums 510—514. aufführungen durch rektor Köber, den nachfolger Mitternachts 514; darunter eine bearbeitung von Corneilles Polyeuct 514—519; zusammenhang mit Kormarts Polyeuctus 519 fg. — die beiden deutschen dramen Mitternachts 520 fg.: 1) der unglückselige soldat vnd vorwitzige barbierer 521—526. auftreten allegorischer figuren 526 fg. einfluss der englischen komödianten 527 fgg. pädagogisch-moralische tendenz des stückes 529 fg. 2) Politica dramatica 530—537.
Müllers, Wilhelm, romanze: Est, est 142 fg.
nekrologe: Friedr. Zarncke 71—90. Matthias v. Lexer 253—256. Theodor Wisén 362—366.
Neuberin, die, mitglied der Spiegelbergschen schauspielertruppe siehe das lezte.
Nibelungenlied: verhältnis der klage zum N., siehe klage. — verhältnis des VII. und VIII. Lachmannschen liedes 407 fg. der Kürnberger als angeblicher verfasser des N. 408 fgg. bedeutung des namens Nibelung, Nibelungen 410 fg. burgundische könige 411. goldhaltigkeit des Rheinsandes hat zur sage von dem Nibelungenschatze beigetragen 411 fg. verhältnis der geschichte von der erweckung Sigrdrifas zur gewinnung Brunhilds 413 fg. wechsel der rollen des Etzel und der Kriemhilt im nordischen und deutschen Nibelungenliede 415 fg. verhältnis des epos zur spielmannspoesie 416. — Nibelungenstrophe 559.
Otfrieds iktenzeichen 554.
Ottheinrichs, pfalzgrafen bei Rhein, pilgerfahrt 164.
Pajons, Henri, L'Histoire des trois fils usw. quelle von Klingers derwisch, siehe Klinger.
Pandszensche schauspielertruppe 315 fg.
Paulsensche schauspielertruppe 315 fg.
pilgerfahrten: entstehung sogenanter pilgerbrüder 163 fg. pilgerfahrt des pfalzgrafen Ottheinrich 164. bericht eines bäuerlichen Schweizers darüber 164. 166—220. 475—501. bericht eines geistlichen darüber 164.
puppenspiele: zugehörigkeit zum repertoire der wanderbühnen des 17. jahrhunderts 420 fg. — böhmisches puppenspiel von dr. Faust 421 fg.
von Quotens schauspielertruppe 340 fg.
reim: siehe metrik.
reuterlieder, siehe Zweibrückener handschriften.

Sachs, Hans: behandlung des Boccaccio 344 fg. erklärung des von ihm beibehaltenen anstössigen 345 fg. verhältnis der menschen zu Gott in den fastnachtspielen 346 fgg. verhältnis der menschen untereinander: warnung mächtiger 348 fg. achtbarkeit aller stände 349 fg. tadel unzüchtigen lebens 351 fg. lob der ehe 352 fgg. kindererziehung 354 fgg. quellen 564.
schauspielertruppen, deutsche, in Dänemark: des Wulff und Treu 314. des Pandszen 315. des Paulsen 315 fgg. des Uhlich 316 fg. der witwe Velten 317. theaterzettel ihrer truppe, betr. das stück Statua und inhalt desselben 318—321. vergleich mit dem italienischen original des Cicognini 321. — anschlagzettel, vermutlich des Denner, betr. das stück: Der verirte liebes-stand 322 fgg. die Denner-Spiegelbergsche truppe 324 fgg. Neuber und frau Neuberin mitglieder derselben 325. plan des von der Spiegelbergschen truppe in Kopenhagen gespielten stückes: der verwirte soldat 326—331. des von Haskerl bearbeiteten Papinian des A. Gryphius 331—334. änderungen des originales 334 fgg. nachweis eines zweiten im norden spielenden Spiegelberg 337 fg. Carl v. Eckenbergs auftreten 338 fg. Etienne Capions bühne 338 fg. v. Quoten und die von seiner truppe gespielten stücke 340—342. — puppenspiele im repertoire der wandertruppen des 17. jahrhunderts 420 fg.
Schefflor ahmt lieder des Venusgärtleins nach 284.
Scherer, Wilhelm, urteile über ihn 287 fg.
Schiller: Gleims urteil über die Xenien 47 anm. 1.
Spiegelbergsche schauspielertruppen 326 fgg.
spielmannspoesie, verhältnis zum Nibelungenliede 416.
sprachvergleichung, siehe grammatik.
Stolbergs übertritt zum katholicismus, urteil Gleims 58 anm. 1.
Thidreksaga; ursprüngliche und interpolierte teile: c. 197—283. 433—441. c. 21—196 435. vgl. 455 fg. c. 197—240 435—438. c. 241—274 438 fg. c. 276—290 439—442. verhältnis Rodingeirrs zur sage 442—445. stellung der Niflungasaga (342—348. 356—394) zur sage 445—450. c. 303—307 451 fg. c. 295. 308 452 fg. c. 316—339 444 fgg. c. 340—341 450. c. 349—355 453. c. 395—422 447 fgg. 453 fg. c. 423—428 450. 454 fg. c. 429—436 454—458. c. 437 458 fg. S c. 383—386 459 fg. c. 1—20 460 fgg. scheidung der interpolationen nach den verfassern 462—475.
Treusche schauspielertruppe 314.
Uhlichsche schauspielertruppe 316.
Veltensche schauspielertruppe 317.
Venusgärtlein, liederbuch des 17. jahrhunderts 273 fg.
volkslieder des 16. jahrhunderts: einfluss auf das moderne volkslied 285. — verhältnis des böhmischen puppenspieles von dr. Faust zu volksliedern von Faust 421.
wanderbühnen, siehe schauspielertruppen.
Wielands dichterische manier 221 fgg. Geron: composition des gedichtes und verhältnis zur quelle, Gyron le Courtois 221—236. Wielands auffassung vom hochdeutschen 236—240. verhältnis zu Adelungs wörterbuch 240 fg. wortvorrat im Geron verglichen mit Adelung 241—252.
Winnenbergs, freiherrn von, reuterlieder in einer Zweibrückener handschrift 539.
Wisén, Theodor, nekrolog 362—366.
Wulffsche schauspielertruppe 314.
Xenien: urteil Gleims 47 anm. 1.
Zarncke, Friedrich, nekrolog 71—90.
zehn altersstufen des menschen, gedicht 544 fg.
zeichen > und < 566.
Zingerle, I. v., 568.
Zweibrückener handschriften: gedicht auf die vermählung pfalzgraf Friedrichs II. 538 fg. dialogus 539. reuterlieder des freiherrn v. Winnenberg 539 fg. historische Reimen vonn dem Vngereimbden Reichstage Anno 1613 540—544.

II. VERZEICHNIS DER BESPROCHENEN STELLEN.

Mittellateinisch.

Egberts von Lüttich Fecunda ratis 23 s. 429.
46 s. 427.
52 s. 429.
73 s. 429.
174. 178 s. 427.
319. 327. 415 s. 427.
428. 434 s. 427.
440. 448 s. 429.
459 s. 427 fg.
464. 523 s. 428.
526—538 s. 429.
571 fg. 605 s. 428.
628. 659 s. 428.
701—722 s. 428.
871 fgg. s. 428.

Egberts von Lüttich Fecunda ratis.
931. 967 s. 430.
999 s. 428.
1005. 1015 s. 430.
1023 s. 428.
1080 s. 430.
1129. 1180 s. 428.
1205 s. 429. 430.
1218 s. 429.
1237 s. 430.
1243. 1322 s. 429.
1341 s. 430.
1347 s. 429.
1469. 1582 s. 430.
II. 33. 66 s. 430.
185 s. 429.
373. 433. 444. 463 s. 430.

Altnordisch.

Vǫlsungasaga ed. Ranisch.
c. 29, z. 113 s. 395.
str. 22⁴ s. 396.

Thidreksaga siehe das sachregister.

Mittelhochdeutsch.

Altdeutsche predigten, herausgegeben v. Schönbach
29, 8 s. 261.
29, 22. 40, 7 s. 259.
42, 24 s. 261.
49, 2. 52, 24 s. 259.
59, 2 s. 261.
64, 7. 25 s. 259 fg.
80, 8 s. 261.
101, 21. 105, 28. 107, 5 s. 260.
132, 33. 38 s. 260 fg.
133, 31 s. 260.
139, 6 fg. s. 261.
142, 3 s. 260.
147, 31. 149, 38. 154, 28 s. 261.
159, 21. 161, 32 s. 260.
162, 3. 167, 9 s. 260.
173, 38 s. 261.
184, 6 s. 260 fg
186, 9. 192, 22 s. 261.
208, 29. 212, 9 s. 261.
355, 1 s. 262.
Nibelungenlied.
1528 s. 407.
Klage.
1398 fgg s. 161 fg.
1473—1555 s. 162.
1633 s. 161.
Minnesangsfrühling
8, 1 und 9, 29 s. 408 fgg.
Neidhart.
48, 20 fg. s. 124.
Vom rechte.
363 fg. s. 562.
Hochzeit.
854 s. 562.

Niederdeutsch.

Stricker, De Dudesche Schlömer.
185. 733. 2242 s. 130.
3599. 5009 s. 131.

III. WORTREGISTER.

Altnordisch.

Walis (eigenname) s. 398 fg.

Altfriesisch.

Uwen (eigenname) s. 129.

Mittelhochdeutsch.

armbrust s. 109 fg.
barmherzunge s. 262.
bast (f. pabst) s. 257.
bezechenen (f. bezeichnen) s. 258.
brûtgon s. 258.
bûwewerch s. 262.
chunsche (f. kiusche) s. 258.
dietland s. 262.
dornslêhe s. 263.
ebengenôzsam s. 263.
ebenmâzunge s. 263.
eigensun s. 263.
ergrauten s. 263.
erscemen s. 263.
verteilaere s. 263.
visk-schiflîn s. 263.
viwer-eiter s. 263.
flatsche, fletsche s. 110.
vol-êren s. 263.
vol-lônen s. 263.
vurfrit s. 257.
gemande s. 263.
gemüezegen s. 263.
genôzsamen s. 263.
giegen (giengin) s. 258.
gigirsch, gigirschheit s. 263.
gots-gelîchnusse s. 263.
gotsun s. 257 fg.
hêrsal s. 264.
hêrsedel s. 264.
hersenier s. 110.
heimladunge s. 264.
hinnebedes s. 264.
horwelîn s. 264.
ir (pron.) s. 258 fg.
kiule, kolbe s. 110.
kolze s. 102, anm. 1.
kouft (f. gek.) s. 258.
lantsîte s. 264.
locken s. 259.
leigelîch s. 264.
mirrensmac s. 264.
nedehein s. 264.
paere s. 262.
pfaffensamenunge s. 264.
reismantel s. 264.
riusaerinne s. 264.
sâmbalde s. 264.
scefstiuraere s. 264.
sînes willen s. 258.
spaldenier s. 102.
toufbotege s. 264.
unanesihtik s. 264.
ungewislîchen s. 264.
wenigî s. 264.
woldan s. 110.
zuo weten s. 264.

Mittelfranzösisch.

haubergeon s. 130.

Neuhochdeutsch.

Füglisthal (ortsn.) s. 267.
Gardinenwiese s. 286 fg.
thäte (im bedingungssatze) s. 138. 431.
Wölflingen (ortsn.) s. 267.

Niederdeutsch.

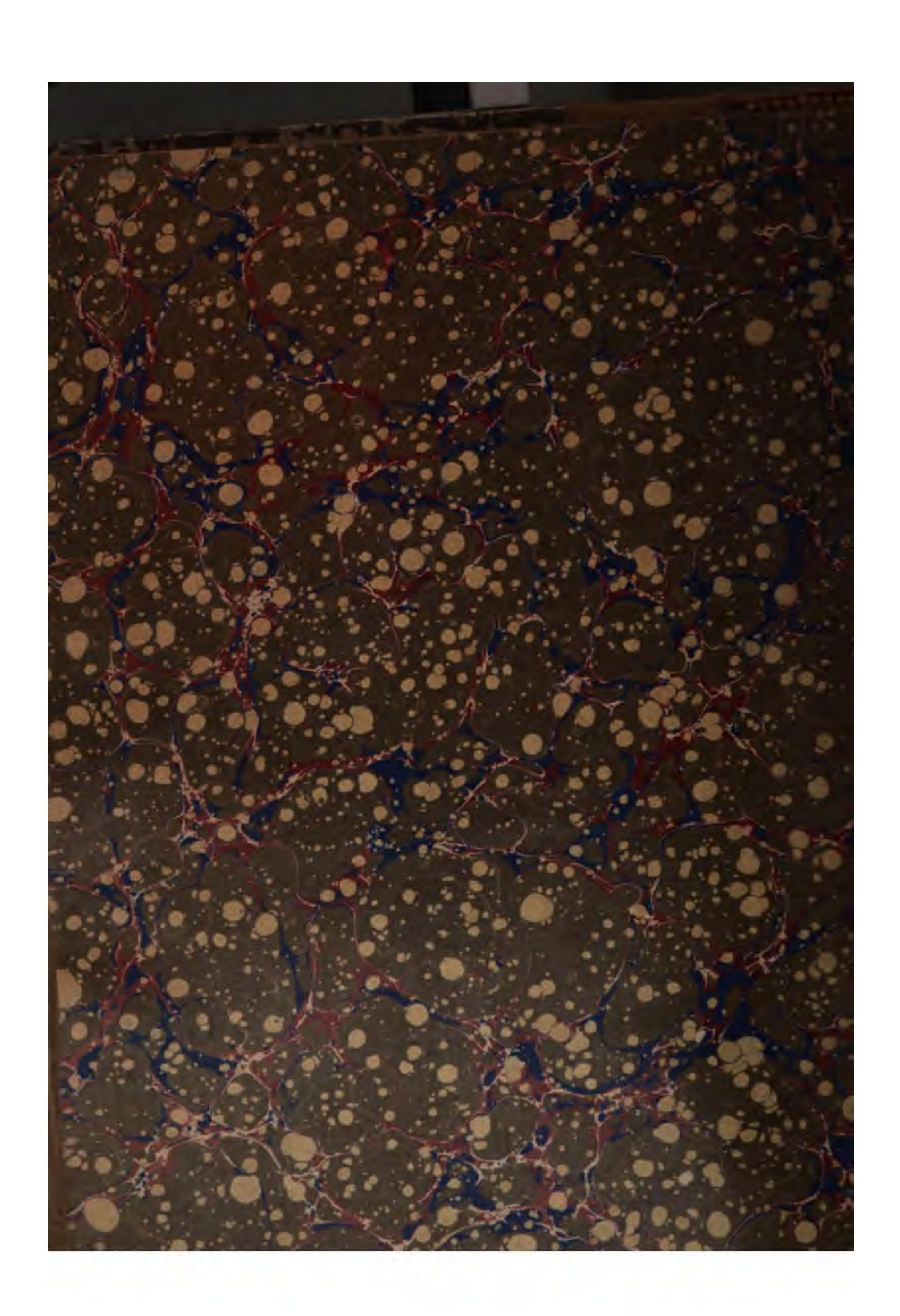
dribolde scheren s. 140 fg.
grindt s. 131.
putz s. 131.

Neufranzösisch.

Vauffelin (ortsn.) s. 267.

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.







Stanford University Libraries
3 6105 013 096 925
DATE DUE